Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Herausgegeben

von

R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.

Erster Jahrgang.



Lemgo, 1836.

Im Verlage der Meyerschen Hof = Buchhandlung.

EXAC 101-1

Leipziger Magazin

für

Naturkundige Cultur und Gemeinwohl.

Herausgegeben

von

M. Brandes, M. G. Hertel, H. Schiffenberg.

Erster Jahrgang.

Leipzig, 1836.

Im Verlage der Wigandschen Buchhandlung.

Inhalt des ersten Jahrganges.

A. Gedichte.

Zuruf . . . . . Nro. 1.
Die Frommen . . . . . — 2.
Graf Bernhard VI. zur Lippe (nach dem alten Volksliede: Ik sach minen Heren van Falkensteen) . . — 8.
Elegie. Dem Andenken des Pred. Dreves — 9.
Andenken an eine Dulderinn . . — 10.
Der alte Harfner . . . . . — 17.
Lied von Meinberg . . . . . — 19.
Deutsche Märtyrer . . . . . — 20.
An Inez. (Nach Byron) . . — 22.
Erntelied . . . . . — 23.
Worte der Trauer am Grabe einer vorlängst verwitweten Freundinn . — 24.
Dem Andenken des Predigers Meister — 26.
Heinrich der Seefahrer . . . Nro. 33. 34.
An mein Vaterland . . . Nro. 35.
Die Fahrt nach Gibraltar . . — 36.
Das Bild des Herrn . . . — 38.
Gebet für des Landes Wohl . . — 40.
Der Derwisch . . . . . — 42.
Lebewohl der Arabischen Wirthin . — 44.
Aufruf an Eltern und Erzieher . — 47.
In der Passionszeit . . . — 50.

B Größere Aufsätze.

Ueber die Bedeutung der kleineren deutschen Bundesstaaten in Hinsicht auf deutsche Cultur und Nationalleben Nro. 1.
Das Wirken für Gemeinwohl in den Zeiten der Extreme, vom religiösen Standpunkte aus betrachtet . — 1. 2.
Ueber einige neuere deutsche Dichter, welche im Musenalmanach für das Jahr 1835 auftreten . . . Nro. 3. 4. 5.
Die Ziegelgänger . . . Nro. 3. 4. 12. 13.
Fragmente zur Geschichte und Alterthumskunde des Fürstenth. Lippe. I. Theotmalli, Thietmelle (Detmold) Nro. 5. 6. 7.
Ueber die Feinspinnerei . . . Nro. 6. 7.
Ueber das Zunehmen der Concursprocesse im Fürstenthum Lippe . . Nro. 7. 8.
Die neue Preußische Kirchenordnung für die evangelischen Gemeinden der Provinz Westphalen und der Rheinprovinz Nro. 8.
Ueber die Blitzröhren oder Fulgurite rücksichtlich ihrer Beschaffenheit und Bildung . . . . Nro. 9. 10. 11.
Woraus erklärt sich das seit mehreren Jahren bemerkbare Sinken des Wohlstandes der Stadt Blomberg? . Nro. 9. 10.
Achilles und Thekla. Zur Vergleichung antiker und moderner Ansicht des Todes . . . . . Nro. 11.
Ueber Forstfrevel . . . . Nr. 11. 12.
Geistlicher Liederschatz. Sammlung der vorzüglichsten geistlichen Lieder für Kirche, Schule und Haus und alle Lebensverhältnisse (Recension) Nro. 12. 13.
Die Bildung des Schönheitsgefühles, ein wichtiger Theil der Jugenderziehung Nro. 14. 15. 16.
Der naturwissenschaftliche Verein für das Fürstenthum Lippe . . . Nro. 14.
Fragmente zur Geschichte und Alterthumskunde des Fürstenthums Lippe. II. Skidroburg (Schieder) . . Nro. 15. 16.

Ueber das Sinken des Wohlstandes der Stadt Blomberg . . . Nro. 16.
Der Historiker und der Poet . . Nro. 17. 18.
Skizzen aus den Feldzügen des Bataillons Lippe . . . . . Nro. 17.
Das Liederfest im Fürstenthum Lippe Nro. 18. 19.
Ueber Grabbe's neueste Schriften Nro. 19. 20. 21.
Der Halleysche Comet . . . Nro. 19.
Der Straßenbau im Fürstenthum Lippe — 20.
Ueber Brandassecuranzanstalten, in Beziehung auf das Fürstenthum Lippe — 21.
Noch etwas über den Halleyschen Cometen — 22.
Die Sparkasse und Leihbank in Detmold betreffend . . . . . Nro. 22. 23.
Fromme Wünsche in Ansehung der obrigkeitlichen Unterbedienten . . Nro. 22.
Gedanken über Naturschilderung . Nr. 23. 24.
Das Marienstift zu Lemgo . . Nro. 23.
Ist der Anschluß an den Preußischen Zollverband für das Lippische Land vortheilhaft oder nothwendig? Nro. 24. 25.
Sprachlehrliche Berichtigungen . — 24. 25.
Erinnerungen von einer Rheinreise im Sommer 1835 . . . . . Nro. 25. 26.
Ueber die frommen Wünsche in Ansehung der obrigkeitlichen Unterbedienten Nro. 25.
Blicke in das Frühjahr 1836 . . — 26.
Sollen unsere Mädchen die französische Sprache lernen? . . . . — 27.
Ueber die in einem Theile unsers Landes beginnenden Auswanderungen nach Jamaika . . . . Nro. 27. 28.
Die Inseln Norderney, Wangeroog und Helgoland . . . . . Nro. 28.
Den Anschluß des Fürstenthums Lippe an den Deutschen Zollverein betreffend Nro. 28. 29.
Vom Heren-Processe vor den Gerichten im Umfange der ehemaligen Grafschaft, des jetzigen Fürstenthums Lippe. I. Die Wasserprobe oder das Herenbad Nro. 29. 30.
Die Errichtung einer Hagel-Versicherungs-Gesellschaft im Fürstenthum Lippe betreffend . . . . Nro. 29.
Skizzen aus den Feldzügen des Bataillons Lippe. Spanischer Feldzug vom Jahre 1810 . . . . . Nro. 30. 31.
Ueber die Auswanderungen nach Nordamerika . . . . . Nro. 31. 32.
Ist der Anschluß an den Deutschen Zollverein für das Lippische Land vortheilhaft? (Von einem Landmanne) Nro. 32.
Gedanken in Bezug auf gerechtere Würdigung des Pietismus . . — 33.
Ueber die Bevölkerung des Fürstenth. Lippe. (Mit einer Tabelle als Beilage) Nro. 33. 34. 35.
Zur Beurtheilung der Frage über den Anschluß an den großen Deutschen Zollverein . . . Nro. 34. 35. 36. 37.
Fragmente zur Geschichte und Alterthumskunde des Fürstenthums Lippe. III. Ueber den wahren Namen der Sandsteinfelsen bei Horn. Eggesterstein oder Externstein? . . . . Nro. 37. 38.
Noch etwas über die frommen Wünsche in Ansehung der obrigkeitlichen Unterbedienten . . . . Nro. 38. 39.
Zur gerechteren Würdigung des Pietismus Nro. 39.
Vom Heren-Processe vor den Gerichten im Umfange der ehemaligen Grafschaft, des jetzigen Fürstenthums, Lippe. II. Johann Abschlag, eine Criminal-Geschichte aus den Zeiten des Heren-Processes Nro. 40. 41. 42. 43. 44.
Entgegnung auf die Frage, ob es unserer Linnenfabrikation wegen vortheilhaft sey, dem Deutschen Zoll-Verbande beizutreten? (Von einem Kaufmanne) . . . . Nro. 41.
Benutzung des Ockers zu Farben und Schreibstiften . . . . . — 41.
Ueber die Kunstvereine in Deutschland — 43.
Erklärung in Bezug auf den Aufsatz: „Zur gerechtern Würdigung des Pietismus" in Nro. 39 . . — 45.
Zur Frage über den Anschluß an den großen Zollverein . . . Nro. 46. 47.
Ueber die Cultur der Senne, insbesondere Augustdorfs . . Nro. 46. 47. 48.
Kann die Kirche leichter ohne Theilnahme der Gebildeten, oder können die Gebildeten leichter ohne Theilnahme an der Kirche bestehen? Nro. 48. 49. 50.
Skizzen aus den Feldzügen des Bataillons Lippe. Spanischer Feldzug vom Jahr 1810. Aufenthalt der Lipper in Collioure und Rückmarsch derselben durch Frankreich nach dem hiesigen Lande . . . Nro. 49. 50. 51.
Ueber die Chausséebauten der Stadt Lemgo . . . . . Nro. 50.
Die Ersteigung des Chimborazo, unternommen am 16. December 1831 von J. B. Boussingault. (Ein Vortrag, gehalten im literarischen Club zu Salzuflen von R. Brandes) Nro. 51. 52.
Göthe über Uhland, und Menzel über Göthe . . . . . Nro. 52.

C. Kürzere Artikel.

Lotteriespiel . . . . . Nro. 1.
Brod aus Kartoffeln . . . . — 1.
Ueber die lange Dauer des Lebens und des Wachsthums in den Wurzeln und Stöcken der Weißtannen . — 1.
Einleitung aus der nächstens erscheinenden Schrift: Ueber die Verwerflichkeit des Reinigungseides in Strafsachen (mitgetheilt vom Verfasser, Herrn Canzleirath Althof in Detmold) . . . . . — 2.

Ueber den Unterricht im Französischen auf Gymnasien. (Aus einem Programm des Darmstädter Gymnasiums) . . . . . Nro. 2.
Wie giebt man dem Leinen den schottischen oder Atlasglanz? . . . — 2.
Orthographische und orthoepische Rügen — 3.
Ueber den relativen Werth der Düngung mit thierischer Kohle und Kothpulver . . . . . — 3.
Nankingfarbe aus Spargelbeeren . — 3.
Zerstörung von Ameisenhaufen . — 3.
Leicht zündender Feuerschwamm . — 4.
Ueber Conservirung des Holzes . — 6.
Salzgemisch zur Conservirung des Fleisches . . . . . — 6.
Außerordentliche Feinheit von Flachsgespinnst . . . . . — 8.
Johannistraubenwein . . . . . — 8.
Färben des Schafleders zum Gebrauch der Buchbinder . . . . . — 8.
Fragen . . . . . — 8.
Ueber die Theorie der Wechselwirthschaft, von Macaire . . . . . — 9.
Bedenklichkeiten gegen das Heirathen. (Aus der Mappe eines alten Junggesellen) . . . . . — 10.
Zur Schul-Statistik . . . . . — 10.
Gewinnung von Spiritus beim Brodbacken . . . . . — 11.
Fortschritt . . . . . — 11.
Shakespeare und Milton, und das Englische Publikum. (Aus dem Quarterly Review . . . . . — 13.
Bemerkung über eingemachte Gurken und Vitsbohnen rücksichtlich ihrer Zubereitung in kupfernen Gefäßen — 13.
Kadaster oder Kataster? . . . — 14.
Beweis, daß die Westfälinger Christum gekreuzigt haben . . . . — 14.
Wie entdeckt man die Verfälschung des Olivenöls mit Mohnöl? . . — 15.
Wirkung des Gypses auf die Vegetation — 17.
Die Schwarzwälder Uhrenhändler . — 18.
Einiges über den günstigen Erfolg, welchen das Umbrechen der Erde bei herrschender Trockenheit ausübt — 18.
Weinsyrup und weinigtes Zuckerwasser — 18.
Anzeige empfehlenswerther Schriften — 18.
Mittel gegen die Schildläuse in Gärten — 20.
Wie benimmt man den Weinfässern den Schimmelgeruch? . . . — 21.
Tinten zum Zeichnen der Wäsche . — 22.
Oel als Dünger für Flachs und Taback — 23.
Anstrich für Eisen um es gegen Rost zu schützen . . . . . — 24.
Einfluß der Chlorbleiche auf die Festigkeit des Flachses . . . — 24.
Ueber den Verbrauch an Steinkohlengas oder Leuchtgas in London . — 25.
Aufforderung . . . . . — 27.

Bemerkungen über die Maulbeerbaumzucht in Bezug auf Seidenraupenzucht . . . . . Nro. 30.
Mittel gegen Verwüstungen, welche Moose, Flechten und Insecten an Obstbäumen anrichten . . — 32.
Schulwesen in Bokhara . . . . — 35.
Ein Wort über den Unterricht der Mädchen in der Musik . . . — 36.
Merkwürdige Theaterankündigung — 38.
Verzinnung gußeiserner Gefäße . — 39.
Anwendung des Catechu als Farbmittel — 39.
Steinkitt . . . . . — 39.
Ueber gelbe Farbstoffe aus den Kartoffelnblumen und den Blättern einiger inländischen Bäume . . — 40.
Zunahme der Landkutschen in England — 40.
Krankheitskundige Charakteristik der Winde . . . . . — 40.
Sprechmaschinen . . . . . — 41.
Haben die Blitzableiter Einwirkung auf die Vegetation? . . . — 41.
Zur Würdigung der Maschinen . — 42.
Anekdoten . . . . . — 42.
Anekdote . . . . . — 44.
Indische Taschenspieler . . . — 45.
Anekdoten . . . . . — 47.
Wilberforce's Arkanum . . . — 48.
Die Schleiermachersche Stiftung . — 49.
Bemerkung über mögliche schädliche Folgen für die Hausbewohner beim Reinigen der Latrinen . . . — 52.

D. Chronik des Tages.

Salzuflen Nro. 4. — Schötmar Nro. 4. — Detmold Nro. 5. — Lemgo Nro. 5. — Schötmar Nro. 6. — Langenholzhausen Nro. 6. — Hannover Nro. 7. — Erten Nro. 7. — Detmold Nro. 8. — Minden Nro. 8. — Detmold Nro. 9. — Salzuflen Nro. 9. — Detmold Nro. 9. — Horn Nro. 10. — Detmold Nro. 12. — Salzuflen Nro. 13. — Detmold Nro. 14. — Detmold Nro. 15. — Brake Nro. 16. — Horn Nro. 17. — Salzuflen Nro. 18. — Lemgo Nro. 20. — Niederbarkhausen Nro. 21. — Externstein Nro. 23. — Lippspringe Nro. 24. — Salzuflen Nro. 25. — Paderborn Nro. 26. — Detmold Nro. 27. — Oerlinghausen Nro. 27. — Blomberg Nro. 30. — Varenholz Nro. 30. — Detmold Nro. 30. — Bremen Nro. 30. — Detmold Nro. 31. 32. — Meinberg Nro. 31. — Schötmar Nro. 32. — Detmold Nro. 33. 34. — Detmold Nro. 34. — Detmold Nro. 35. — Detmold Nro. 36. — Detmold Nro. 36. 37. — Lage Nro. 37. — Externstein Nro. 38. — Meinberg Nro. 39. — Alverdissen Nro. 40. — Detmold Nro. 40. — Detmold (Uebersicht über die Verwaltung des Amts Detmold im Jahre 1835) Nro. 44. 45. —

Detmold Nro. 44. — Bösingfeld Nro. 44. — Brake Nro. 45. — Schwalenberg Nro. 45. — Detmold Nro. 45. — Aus dem Amte S. Nro. 46. — Schieder Nro. 46. — Detmold Nro. 51. — Lemgo Nro. 51. — Aus dem Amte Schötmar Nro. 51. — Detmold Nro. 52.

E. Räthsel und Charaden.

Der April Nro. 1. — Göthe Nro. 2. — Der Branntwein Nro. 3. — Eis — Sie Nro. 4. — Holdselig Nro. 5. — Körner Nro. 6. — Türkey Nro. 7. — Frankfurt Nro. 8. — Haar — Aar Nro. 9. — Lippe Nro. 10. — Meinberg Nro. 11. — Bürger Nro. 12. — Kummer Nro. 13. — Hanswurst Nro. 14. — Schlafrock Nro. 15. — Staar — Aar Nro. 16. — Weinstock Nro. 17. — Strumpf — Trumpf — Rumpf — Sumpf Nro. 18. — Römer Nro. 19. — Hasenfuß Nro. 20. — Heiligenkirchen Nro. 21. — Die Langeweile Nro. 22. — Bleiche — Leiche — Eiche — Eichel Nro. 23. — Neuntödter Nro. 24. — Pflaster — Laster — Aster Nro. 25. — Buchstab Nro. 26. — Mißheirath Nro. 27. — Gras — Sarg Nro. 28. — Der Stein Nro. 29. — Der Jagdranzen vom Dachs Nro. 30. — Die Fliegen Nro. 31. — Reimer — Eimer — Eier Nro. 32. — Flügel Nro. 33. — Windbeutel Nro. 34. — Frost — Rost — Ost — st! Nro. 35. — Bachstelze Nro. 36. — Der Ofen. Nro. 37. — Schlaf — Falsch — Flachs Nro. 38. — Der Schnee Nro. 39. — Schmerz — Scherz — Herz — Erz Nro. 40. — Spitzbub Nro. 41. — Galgenvogel Nro. 42. — Sieg — Geis Nro. 43. — Nagel — Angel Nro. 44. — Zahnweh Nro. 45. — Bart — Trab Nro. 46. — Theil — Heil — Eil Nro. 47. — Ganges — Gesang Nro. 48. — Schlüsselblume Nro. 49. — Aberglaube Nro. 50. — Leumund Nro. 51. — Handschuh Nro. 52.

№ 1.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 8. April 1835.

Zuruf.

Jahrhunderte verkünden
Der Legionen Flucht
Aus blutgetränkten Gründen
Hinauf die Dörenschlucht,
Als vor Eherusker-Fahnen
Rom's Aar im stolzen Flug
Hoch aus den Wolkenbahnen
Siegsdonner niederschlug.

Wo Römerblut geflossen,
Germanenkraft gestürmt,
Verjüngte Wälder sprossen
Und Berg an Berg sich thürmt;
Froh grünen Au'n und Saaten
Dem glücklichen Geschlecht,
Dem bei dem Ruf der Thaten
Das Herz sich kühner regt.

Wo über Deutschlands Loose
Die Hermannsschlacht entschied,
Da ist das Land der Rose,
Des Friedens aufgeblüht.
Und mit dem Namen, Lippe,
Ertönt noch im Gesang
Die Teutoburger Klippe,
Wo Varus scheiternd sank.

Im Angesicht der Zeugen
Ruhmvoller Väterkraft
Mag jedes Werk sich beugen,
Das still der Enkel schafft;
Doch auf dem Sieg der Ahnen
Unwürdig nicht zu ruh'n,
Ruft uns ihr ernstes Mahnen
Zu seegensvollem Thun.

Vereint, ihr hohen Lenker,
Stark, weise Rath und That!
Ihr wohlgesinnten Denker,
Streut aus die Geistessaat!
Bewegt so schönes Trachten
Land, Kirche, Schul' und Haus,
Dann ging der großen Schlachten
Gedächtniß hier nicht aus.

So kämpft mit Friedenswaffen
Um fröhliches Gedeihn!
Wo Ernst und Liebe schaffen,
Ist nicht das Kleine klein;
Es wirkt ins große Ganze
Auch ruhmlos, unbekannt.
So strahlt von eig'nem Glanze
Der kleinste Diamant.

Ueber die Bedeutung der kleineren deutschen Bundesstaaten in Hinsicht auf deutsche Cultur und Nationalleben.

Es kann nicht die Aufgabe eines Blattes, wie das Lippische Magazin, seyn, eine Frage wissenschaftlich zu bearbeiten und vollständig zu lösen, welche zu den tiefsinnigsten und schwersten im Gebiete der neueren Geschichte gehört, und deren allseitige und würdige Behandlung jedenfalls einen Historiker vom ersten Range, und außerdem noch manche andre ausgezeichnete Eigenschaften des Geistes, und selbst des Charakters erfordern würde. Wir wollen daher auf einen eben so delicaten, als für uns insbesondre interessanten Gegenstand nur einige Streif- und Schlaglichter zu werfen und ihn von seiner günstigsten Seite zu zeigen versuchen, da seine Schattenseiten uns ohnehin von außen her oft genug in Scherz und Ernst vorgerückt werden. Vielleicht findet hier und da einer unsrer Mitbürger, der es in Augenblicken schmerzlich empfunden hat, daß alle jene mächtigen Geistesbewegungen, welche die Zeit seit einem halben Jahrhundert politisch, wie religiös, sittlich wie wissenschaftlich, im innersten Grunde aufregen, stets nur in fast unmerklichen Schwingungen bis zu uns dringen, einigen Trost in dieser Betrachtung der Dinge, und hört auf, kopfschüttelnd zu fragen: Was kann bei uns Großes geschehen? oder gar: Was kann aus Nazareth Gutes kommen? eine Frage, die doch zu Christi Zeiten nicht die Nazarener selbst, sondern nur die andern Galiläer zu thun pflegten.

In drei Sätzen, welche eben so viele wichtige Lebensbeziehungen berühren werden, wollen wir die Bedeutung der kleineren deutschen Bundesstaaten für das Nationalleben des deutschen Volkes auszusprechen versuchen:

1. Sie sind Bewahrer der Eigenthümlichkeit deutscher Kunst und Literatur.
2. Sie wehren die todte Einförmigkeit moderner Administrationsformen vom deutschen Volke ab.
3. Sie sind die eigentlichen Repräsentanten des ursprünglichen deutschen Wesens den beiden großen deutschen Staaten gegenüber, denen ihre Stellung als europäische Mächte nothwendig die Tendenz zur Ausbildung eines besondern Nationallebens einflößt.

Wem fiele bei dem ersten Punkte nicht Weimar ein, das zu einer Zeit, wo der große Friedrich im völligen Unglauben an die Möglichkeit einer deutschen Literatur die französischen Encyclopädisten um sich versammelte, um über seine deutschen Schöngeister zu spotten, schon einen Göthe, Herder und Wieland besaß? Weimar, wo Oberon, Egmont und Tasso gedichtet wurden, während der Philosoph von Sanssouci wahrscheinlich Gellerts Fabeln noch für den Gipfel der deutschen Poesie hielt? Doch, wir wollen dies viel gebrauchte Beispiel nicht weiter ausführen, sondern nur auf die merkwürdige Thatsache aufmerksam machen, daß auch außer Göthe, Herder und Wieland fast alle Heroen der deutschen Literatur, und vor allem die ersten Dichter der Nation: Klopstock, Schiller, Bürger, Voß, Jean Paul, Tieck, Uhland, den Staaten zweiten und dritten Ranges angehört und aus dem Leben derselben die Nahrung ihres Gesanges gesogen haben. Was ist der Grund dieser Erscheinung? wahrlich nicht der Zufall; sondern die einfachste Betrachtung lehrt, daß das Leben der kleineren Staaten in Deutschland wirklich der Poesie günstiger ist, als das der größesten. Die politische Größe derjenigen deutschen Staaten, die im Laufe der Zeit groß geworden sind, ist nicht das Resultat nationalen Aufschwunges; denn sie sind nicht Nationen, sondern nur Staaten, und Gott verhüte, daß sie jemals Völker werden; denn dann wäre es mit dem deutschen Volke

zu Ende. Verbindungen der regierenden Familien, Erbschaften, Kriege, zum Theil gegen das deutsche Reich, haben sie auf Kosten dieses Reichs groß gemacht. So lange nun aber die Politik in der Diplomatie, und die Kriege im Militairwesen aufgehen, was nirgends so vollständig der Fall gewesen ist, als in Bezug auf die deutsche Politik und die deutschen Kriege vom dreißigjährigen an bis 1813, so lange sind diese beiden Haupthebel im Leben großer Staaten ein wahres Gegengift gegen alle Poesie. Von der Diplomatie versteht sich dies von selbst, wie jeder fühlen wird, der einige ihrer Acten von dem **instrumentum pacis Caesareo-Gallicae** an bis zu den belgischen Protokollen gelesen hat; der moderne Krieg aber hat in Deutschland nur in dem einzigen Zeitpunkte einen Körner hervorgebracht, als er eben aufhörte, eine bloße Militairoperation zu seyn, und ein Volkskrieg wurde. Konnte sich demnach nur auf militairisch-diplomatischem Wege ein einzelner deutscher Staat zu selbständiger Größe erheben, so war das Mittel, sich auf diesem Standpunkte zu erhalten, wiederum nur in einem dem schwerfälligen Gange des Reichskörpers entgegengesetzten rasch beweglichen Administrationsmechanismus zu finden, in welchem abermals kein Platz für die Poesie, wie überhaupt für eine freie Entwicklung der Literatur ist. Wo mit militairischer Raschheit und Energie nach dem Plane und den Einsichten Einzelner gewirkt und vorwärts geschritten werden soll, da darf man das vorwitzige Volk der Schöngeister und Poeten nicht zu viel „raisonniren" lassen, es sey in Prosa oder in Versen, und wo man nur Soldaten und Geschäftsmänner gebrauchen kann, da werden sich vorzugsweise Soldaten und Geschäftsmänner bilden. Dies ist in kulturgeschichtlicher Hinsicht die Geschichte Preußens seit Friedrichs des großen nächsten Vorgängern, und wenn dieser Staat sich seit seinem letzten Falle und seiner Wiederherstellung

der Geistesbildung im Allgemeinen höchst günstig gezeigt und mit nicht genug zu preisendem Eifer die Volksbildung auf allen Stufen gehoben hat, so hat er demungeachtet noch nicht eine einzige eigenthümliche, in das literarische Leben und den allgemeinen Culturgang der deutschen Nation tief eingreifende Erscheinung hervorgebracht, außer etwa die Hegelsche Philosophie und die Schleiermachersche Dogmatik. Aber auf diese innerste Werkstätte des menschlichen Geistes, wo philosophische und theologische Systeme zur Nahrung und Uebung für Jahrhunderte geschaffen werden, hat der Staat so gut wie gar keinen Einfluß. Schleiermacher und Hegel wären in Jena und Heidelberg gewesen, was sie in Berlin waren, aber Schiller, Bürger, Voß, Jean Paul waren in Berlin oder Wien ganz unmöglich. Welchen ergötzlichen Stoff hat nicht Jean Paul uns seinen Scheerauer, Flachsenfinger und Haar-Haarschen Situationen für die Poesie gezogen? und wenn es auch zum Theil Spott ist, der ihn begeistert, giebt es denn an einem großen Hofe Gegenstände für den Spott? und wenn es sie giebt, welcher Dichter wird es wagen, sie anzugreifen? Diese Harmlosigkeit des Lebens, die lustige Originalität, bei der die Poesie gedeiht, wenn auch die Geschäfte mitunter schlecht genug fahren mögen, ist in Deutschland nur noch in den kleinen und mittleren Staaten zu finden, und man greift es mit Händen, daß heutzutage schon Baiern, wenn es gleich einen Dichter zum Könige hat, zu groß für sie geworden ist.

Dies führt uns auf den zweiten Punkt. Es ist so nützlich, als nothwendig, daß ein großer Staat, der die eigentliche nationale Grundlage entbehrt, d. h. der entweder aus verschiedenen Volksindividualitäten componirt ist, oder überhaupt nur ein Fragment eines in seinem innersten Leben noch ungetrennten Volkes ausmacht, um sich selbständig zu erhalten, eine starke Be-

amten- und Militairhierarchie ausbildet. Woher sollte ihm sonst die einige und kräftige Bewegung kommen, deren er bedarf, und die in einer lebensthätigen Volksrepräsentation zu suchen, für ihn viel zu gewagt seyn würde? Es ist ein Glück für Deutschland, und namentlich für das protestantische Norddeutschland, daß es in Preußen einen solchen militairisch und administrativ stark ausgebildeten Staat an seiner Spitze hat. Aber uns, die wir nicht Preußen sind, kann es doch sicher nur erfreulich seyn, ihm zur Seite ein Hannover, Hessen, Braunschweig mit ganz andern Verwaltungsformen und von einem weit andern Geiste belebt zu erblicken. Es war ein unreifer Gedanke verschollener Demagogen, Deutschland in Preußen aufgehen zu lassen. Es war zugleich ein frevelhafter Gedanke; denn er könnte nur durch Umwälzungen der gewaltsamsten Art realisirt werden. Abstrahiren wir aber von diesem Gedanken, den die deutsche Bundesacte und Preußens besonnene und gerechte Politik selbst aufs entschiedenste zurückweiset, warum sollen wir uns dann nicht freuen, daß es ein mächtiges und schützendes Preußen giebt, und doch neben ihm noch Staaten, die nicht Militairstaaten sind, wo städtische Communen und Corporationen mancherlei Art noch einen Theil ihrer alten Selbständigkeit gerettet haben, wo es mehr oder weniger patriarchalisch auf altdeutsche Weise zugeht? Wie lächerlich war jener Fürst von Anhalt-Köthen mit seiner vollständig organisirten Napoleonischen Büreaukratie, mit seinen Ministern und seinem Heere von 100 Mann aller Waffengattungen, Gensd'armes, Gensd'armes d'élite und so weiter? und wie tröstlich erscheint es dagegen, wenn hier und da noch ein kleiner deutscher Fürst wie ein Vater unter seinen Unterthanen waltet, die ohne den Nimbus königlicher Majestät und ministerieller Antichambren sich behaglicher in der Nähe ihrer Regierenden fühlen, und nicht in Gefahr kommen, vor lauter Ehrfurcht zu vergessen, daß auch eine Excellenz sterben muß, geschweige denn ein simpler wirklicher geheimer Ober-Regierungsrath? Niemand, und sicher die Preußischen Staatsmänner am wenigsten, wird eine vollendete militairisch-administrative Organisation, wie sie etwa Preußen, durch seine besondre Lage gezwungen, zunächst erstrebt und vielleicht erreicht hat, als das letzte Ziel für Deutschland ansehen. Es handelt sich ja ausgesprochener maaßen nur um die beste und sicherste Weise, das System der Volksrepräsentation, das in Deutschland als ständische Verfassung von jeher im Leben gewesen, bei dem England groß und mächtig geworden, und das Frankreich bis jetzt kaum zur Hälfte verdaut hat, (wenn es die ungewohnte Speise nicht vielleicht ganz wieder auswirft und sich nach einem Bonaparte umsieht), auf die veränderten Verhältnisse Deutschlands anzuwenden. Wie glücklich, daß kleine Staaten die alten historischen Elemente des ehemaligen Lebens im deutschen Reiche bewahren zu künftiger Verwendung! Denn auf historischem Grunde soll und wird, so Gott will, in Deutschland immerfort gebauet werden.

Und nun endlich zum Schluß. Wir sind weit entfernt, zu behaupten, daß Oesterreich und Preußen ein undeutsches Leben in ihrem Schooße entwickeln, so oft man auch in Oesterreich die Redensart: „draußen in Deutschland" hört. Aber ein selbständiges, nicht rein und unbedingt auf ihrer deutschen Grundlage ruhendes Volksleben müssen und werden sie hervorzurufen streben, weil sie auch europäische und, freilich in sehr ungleichem Maaße, außerdeutsche Mächte sind. Wenn nun also Oesterreich und Preußen in den Stürmen der letzten 40 Jahre unter allen deutschen Staaten allein übrig geblieben wären, wäre dann nicht Deutschland heilloser zerrissen, als jemals? gäbe es dann noch ein Deutschland? Darum lasset uns nicht zur Ungebühr demüthig seyn, sondern vielmehr

stolz darauf, daß, wie einst zur Zeit der Reformation und des dreißigjährigen Krieges die kleinen und kleinsten Mächte in Deutschland mehr für Religion und Freiheit gewagt und gethan haben, als die großen, so auch jetzt wieder wir vorzugsweise die Bewahrer des ehrwürdigen deutschen Volksthums sind, und daß es uns nimmer einfallen würde, wie jene Märkische Stadt bei dem Besuche ihres Kronprinzen, einen Spruch auf Ehrenpforten oder im Illuminationsfeuer leuchten zu lassen, womit wir dem alten deutschen Reiche, sey es ein Kaiserthum oder ein Bund, gleichsam absagten.

Nicht Deutschlands entartete Söhne, nein!
Preußen und Märker sind wir.

So jene. Nicht so würde es bei uns heißen, sondern weit eher:

Deutschlands getreue Söhne, Deutsche
und Lipper sind wir.

Das Wirken für Gemeinwohl in den Zeiten der Extreme, vom religiösen Standpuncte aus betrachtet.

Mit Recht nennen wir die gegenwärtigen Zeiten die Zeiten der Extreme in den Meinungen und Ansichten der Menschen; denn der herrschende Geist der Zeit hat seit mehren Jahren eine solche Richtung angenommen, und scheint diese Richtung sich von den höhern und mittlern Ständen, bis zu den niedern Classen des Volks, selbst bis zu den Bewohnern des platten Landes in gewisser Hinsicht noch immer weiter auszudehnen.

Was in Ansehung der Politik seit den letztern Jahren geschehen ist, welche Richtung da der Geist und die Gemüther der Menschen angenommen haben, ist weltbekannt; und es ist hier der Ort nicht, sich weiter darüber auszulassen.

Aber auch auf andere Fächer der Wissenschaften hat diese Geistesrichtung und diese Bewegung der Gemüther ihren Einfluß geltend zu machen gesucht, und noch immer ist sie im Gährungsprocesse begriffen. Die Arzeneikunde hat einen gleichen Stoß erlitten durch das homöopathische System, welches als mystisches System und als äußerste Opposition der rationellen Heilmethode entgegengetreten ist. Homöopathen und Allopathen stehen sich eben so schroff entgegen, als die Parteien in der Politik.

Mit Beginn des zweiten Decennium's in unserm aufgeklärten 19ten Jahrhunderte schieden sich die Theologen in den Wissenschaften mehr aus einander; der Kampf der Rationalisten und Supernaturalisten begann. Dieser Kampf in der Wissenschaft und bloß für die Wissenschaft, für höheres Licht und die ewige Wahrheit geführt, konnte und wurde nur, wenn er streng auf dem Gebiete der Wissenschaft blieb, zum Segen derselben ausschlagen, den Irrthum immer mehr ausscheiden, und die Wahrheit heller an den Tag bringen und fester begründen. Aber eine Versündigung an der Wahrheit geschah, daß Männer, welche der Wissenschaft nach ihre einseitigen Meinungen nicht durchkämpfen zu können wohl einsahen, die Extreme in den religiösen Meinungen unter das Volk brachten, die Irrthümer des 16ten Jahrhunderts an die Stelle der gereinigtern Wahrheiten setzten, und so unheilbringende Parteien selbst in den niedern Ständen hervorriefen. Daher der Kampf des Mysticismus und Pseudopietismus, welcher nicht bloß gegen Indifferentismus und Frivolität, sondern auch insbesondere gegen die gemeinsamen Freunde der Aufklärung und der höhern Wahrheit gerichtet ist.

Wir wollen hier dem eigentlichen Grunde einer solchen Geistesrichtung nicht nachforschen, weil es hier der Ort dazu nicht ist; obschon mit leichter Mühe die Quelle davon in nichts anderm, als in den Zeitbegebenheiten des letzten Jahrhunderts, wie des gegenwärtigen, nachzu-

weisen wäre; welches aber auch schon anderswo gehörig geschehen ist. Hier ist es nur an uns, das Wirken für Gemeinwohl von religiösem Standpuncte aus in etwa zu beleuchten, oder hiemit eine Anregung zu geben, daß solches näher in Erwägung gezogen und sorgfältiger beleuchtet werden möge.

Mit der Politik, wie schon gesagt, befassen wir uns hier nicht. Werfen wir aber doch einen Seitenblick auf sie: so finden wir es klar erwiesen, daß wir der weisen Einsicht derjenigen, welche frei von aller Parteinahme an den Extremen das wahrhaft Gute aus beiden herauszufinden wußten, und mit strenger Unparteilichkeit, Consequenz und Vaterlandsliebe zu einem schönen Ganzen zu verschmelzen suchten, die bestehende Ruhe und den allgemeinen Frieden, wie auch den Wohlstand und das Emporkommen in dem Gesammtleben zu verdanken haben; und daß es deshalb des christlichen Religionslehrers heilige Pflicht ist, dieses recht aufzufassen und zu würdigen; und darum auch durch den Geist des Christenthums, christliche Achtung gegen bestehende weise Gesetze in der bürgerlichen Ordnung tief im Innern der Seinen zu befestigen; und durch diese innere Achtung, woraus dann die äußere Beobachtung der Gesetze nothwendig hervorgehen muß, die wahre bürgerliche Freiheit d. h. die Freiheit, daß des Gesetzes Schärfe sie nicht trifft und treffen kann, zu begründen; gemäß den Worten Jesu: „So euch die ewige Wahrheit frei machet, so seid ihr recht frei."

Mit der Arzeneikunde haben wir hier im Ganzen auch nichts zu schaffen. Aber dem Diener der Wahrheit kann es doch auch nicht gleichgültig seyn, wenn mehrere seiner Gemeindsglieder aus Unkunde ein Opfer der neuern Heilmethode werden, wie solches bey acuten Krankheiten wol am ersten der Fall zu seyn scheint. Das wirksamste Gegenmittel gegen das Mystische und den Schein des Wunderbaren, welchen man dieser Methode zu geben und wodurch man bey dem Volke Anklang zu finden sucht, wäre, meiner Meinung nach, von Seiten der rationellen Aerzte, daß sie die von den Homöopathen angewandten Mittel selbst vorurtheilsfrei einer immer sorgfältigern Prüfung unterwürfen, dasjenige, was dabei wirklich Gutes und Nützliches zum Grunde liegt, von dem, was bloß Charlatanerei ist, schnell unterschieden, und auch auf rationelle Weise anzuwenden suchten; wodurch gewiß am ersten das Grund- und Bodenlose in sich zerfallen würde. Des Religionslehrers Pflicht ist es aber auch da, das Mysteriöse und Wunderbare durch allgemeine Aufklärung und Beförderung des Vernünftigen und Wahren in den Meinungen der Menschen zu verdrängen.

Von diesen Präliminarien kommen wir zu unserm Hauptpuncte, dem Wirken für Gemeinwohl unter den religiösen Parteien in unserer bewegten und sich bekämpfenden Zeit. Auch da scheint mir im Allgemeinen das Wichtigste: daß die Wahrheit von dem Irrthume immer mehr entkleidet und unterschieden werde. Aber wie dieses? Dies ist die wichtige Frage, welche wir hier in Hinsicht auf Mysticismus und Pseudopietismus im Gegensatz gegen Indifferentismus, und auch gegen Aufklärung oder die Freunde und Beförderer der Wahrheit im Allgemeinen etwas näher in's Auge fassen wollen.

Da ist denn aber das erste wichtigste Erforderniß für denjenigen, welcher für die Wahrheit wirken und Irrthum und Finsterniß bekämpfen und verdrängen will, daß er keine Partei nehme für irgend eine abgesonderte Partei. Denn jeder Partei- oder Sectengeist ist ein beschränkter Geist, und schränkt darum auch nothwendig unser Wirken für die Wahrheit und für das Wohl des Gan-

zen ein. Der Partei- und Sectengeist steckt sich ja durch das Absondern und die Parteinahme schon gewisse, bestimmte Grenzen, über die er nicht hinaus will, unbekümmert, ob die Wahrheit oder der Irrthum auf seiner Seite ist, und verhindert so freies und unbefangenes Forschen und Weiterschreiten in der ewigen Wahrheit selber. Dieses lehrt uns die Geschichte aller einzelnen christlichen Secten, sobald sich solche wirklich als einzelne für sich bestehende Secten constituirten, und die wirkliche Absonderung festhielten; und es ist durch solche feststehende Grenzen die Wahrheit nicht gefördert, sondern in ihrem Fortgange nur gehemmt und aufgehalten worden.

(Der Schluß folgt.)

Lotteriespiel.

Die Wahrscheinlichkeit läßt sich auch beim Lotteriespiele mit einiger Genauigkeit berechnen. So z. B.: wenn ich in eine Lotterie von 10000 Loosen setze, so ist die Wahrscheinlichkeit drei Mal mehr dafür, daß ich im Laufe des Jahrs in einer Oelmühle zerquetscht werde oder durch einen sonstigen Unglücksfall um's Leben komme, als dafür, daß ich das große Loos gewinne; denn nach Nr. 34 der Intelligenzblätter von 1834 kommen jährlich von 100000 Menschen ohngefähr 30 durch solche Unglücksfälle ums Leben; es kommen also auf 10000 Menschen 3 Unglücksfälle, während auf 10000 Lotterieloose nur 1 großes Loos fällt.

Brod aus Kartoffeln.

Die Herren Roziere, Apotheker zu Tarbes, und Latour zu Trier geben zur Bereitung von Brod aus Kartoffeln nach ihren Versuchen folgende Vorschrift im **Journal des connoissances usuelles**, August 1833.

100 Pfund bester Kartoffeln *) werden ausgewaschen und auf Reibeisen zerrieben, der erhaltene Brei wird in kaltes Wasser eingerührt und so oft damit ausgewaschen, bis dieses farblos abläuft. Die Waschwasser gießt man nicht weg, sondern läßt sie sich absetzen, es scheidet sich durch die Ruhe noch ziemlich Stärkmehl daraus ab, von dem man die überstehende Flüssigkeit nun abgießt und das am Boden liegende Stärkmehl mit dem Brei wieder vermischt, und diesen auf ein Seihetuch bringt, abtröpfeln läßt und ausdrückt.

Den Kartoffelnbrei rührt man in dem Backetrog mit 3 Pfund frischer Hefen, die man mit warmem Wasser vermengt hat, an, arbeitet durch und läßt die Masse 6 Stunden lang gähren, dadurch wird der Brei in eine gleichartige schwammigte Masse umgewandelt, die ein gutes leicht verdauliches Brod bedingt.

Nach der Gährung, die eine Temperatur von 15 bis 16° R. erfordert, wird der Kartoffelbrei mit 50 Pfund Weizenmehl oder gutem Rockenmehl und ½ Pfund Salz zu Teig geknetet, den man noch 2 bis 3 Stunden gähren läßt, zu Broden formt, die dann in den Backofen kommen. Zum Ausbacken reichen ohngefähr drei Stunden hin, wenn die Brode 15 bis 16 Pfund wiegen. Man erhält aus der angegebenen Menge ohngefähr 150 bis 155 Pfund Brod.

Ein solches Brod ist gut gegangen, mit Weizenzusatz ziemlich weiß, schmeckt angenehm.

Man nahm früher gewöhnlich gekochte Kartoffeln. Dieses Verfahren ist aber nicht so vortheilhaft. Denn man braucht, um mit gekochten Kartoffeln ein gutes Brod zu erhalten, doppelt so viel Weizenmehl; muß die Kartoffeln abschälen, wodurch sich das Produkt um mehr als 15 Procent vermindert, dieses Brod mehr Brennmaterial

*) Gute Kartoffeln enthalten ohngefähr 18 Procent Stärkmehl und 8 Procent Wasser.

zum Backen erfordert, und endlich, da es zu lange frisch bleibt, schneller verzehrt wird.

Nach dem oben angegebenen Verfahren aber brauchen die Kartoffeln durchaus nicht geschält zu werden; man erspart ⅔ des sonst zur Brodbereitung nöthigen Getraides, ohne wesentliche kostbare Handarbeit aufzuwenden, da das Zerreiben der Kartoffeln leicht geschehen kann und das Auswaschen eine sehr einfache Operation ist. Der Landmann wird hierdurch ein sehr wohlfeiles Brod erhalten, das über 12 — 15 mal wohlfeiler ist als Weizenbrod, wenn der Weizen im Preise ist.

Ueber die lange Dauer des Lebens und des Wachsthums in den Wurzeln und Stöcken der Weißtannen.

Wird ein Baum gefällt und treibt sein Stock keinen Stamm wieder, so stirbt der Stock und auch die ihn an den Boden befestigenden Wurzeln gewöhnlich bald ab, in Folge des bekannten Gesetzes, daß der zur Unterhaltung des Lebens erforderliche Baumsaft von den Blättern herabsteigt. Treibt der Stock nach dem Abschlagen des Baumes wieder Schößlinge, so kann das Leben der Wurzeln noch einige Zeit gefristet werden. Dieses Hervortreiben neuer Schößlinge bemerkt man aber bei keinem Zapfenbaume, indem Stock und Wurzeln gewöhnlich bald absterben; nur die Weißtanne macht hievon die einzige Ausnahme.

Dutrochet hat hierüber der Akademie der Wissenschaften in Paris folgende interessante Beobachtungen mitgetheilt. Er sah nehmlich von der Weißtanne (Pinus Picea L.) Stöcke und Wurzeln noch 45 Jahre nach dem Abhauen des Stammes vegetiren, während in der Nähe ähnliche Theile von Fichten (Pinus Abies) die

erst vor Kurzem abgeschlagen worden, ganz abgestorben waren.

An diesen alten Stöcken der Weißtanne ließ sich das stattgefundene neue Wachsthum dadurch nachweisen, daß die äußersten Schnittlagen keine Spur der Art mehr zeigten. Dutrochet bemerkt übrigens, daß dieses Wachsthum sehr langsam von Statten gehe, so daß dadurch die Lehre, daß der ausgearbeitete Saft, der die übrigen Theile der Pflanzen ernährt, von den Blättern oder überirdischen Theilen derselben komme, unangefochten bleibt. Jedoch scheint es, als besäßen bei den Weißtannen auch die Wurzeln das Vermögen, eine kleine Menge rohen Saft in wahren Nahrungssaft umzuarbeiten.

Räthsel.

Von allen meinen Brüdern gelt' ich
Stets als der wunderlichste Kauz.
Bald schmeichelnd lock' ich, drohend schelt' ich,
Doch keinen sonderlich erbaut's.
Sie scheuen sich, als ob ein Sparren
Mir heimlich im Gehirne steckt,
Und halten mich für einen Narren,
Weil ich die Narren oft geneckt.

Pedantisch süß' und saure Stirnen
Voll steifen Ernsts sind mir fatal.
Indeß die Brüder grämeln, zürnen
Und schmachten gar sentimental,
Verdrießt mich nur des Einen kalkicht,
Des andern glühend Angesicht.
Ich wandle mich, wie Proteus schalkicht,
Ein rechtes Quodlibetgedicht.

Verliebten, Stutzern und Philistern
Im Freien bin ich stets ein Gräu'l,
Denn oft gefällt's mir zu zerknistern
Des Einerlei beguemes Knäu'l.
Doch das prosaische Gelichter
Wird nimmer zum Geschmack bekehrt,
Wenn auch der launenhafte Dichter
Das Oberste zu unterst kehrt.

St.

(Auflösung in № 2.)

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 2.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 15. April 1835.

Die Frommen.

1.

Ein Pilgerhäuflein sah' ich kommen,
Wie Heimathlose anzusehn.
Hohnlachend rief die Welt: die Frommen!
Bewundernd aber blieb ich steh'n,
Die Sonderbaren zu betrachten,
Die, unbekümmert um den Hohn,
Was auf der Erde gilt, verachten,
Und schau'n im Himmel ihren Lohn.

Schwer fühltet ihr vom Joch der Sünde,
Vom Fluch der Sünde euch bedrückt,
Und Muth und Kraft, wie Lahme, Blinde,
Euch zu erheben, ganz zerknickt;
Wer in der armen, sündenvollen,
Verlor'nen Welt, zermalmt vom Fluch,
Der einst dem Sündenfall erschollen,
Wer ist zum Retter stark genug?

Gen Himmel wandtet ihr die Blicke:
Doch vor dem Strahlenangesicht
Des Ew'gen bangten sie zurücke,
Sein Donner rief zum Weltgericht.
Entrissen hat euch dem Verzagen
Ein Dulder, der auf Golgatha
Die Sündenlast der Welt getragen,
Und klar in Gottes Auge sah.

Im Glauben fühlt ihr euch gereinigt,
Verziehen, ausgetilgt die Schuld,
Vom Zornesfluch nicht mehr gepeinigt,
Versöhnt durch Opferlamms Geduld.
Die Welt ist eurem Blick entschwunden,
All' ihre Schätze sind nur Tand
Dem Reichen, der in Jesu Wunden
Das Kleinod seiner Seele fand.

Nun wallt ihr als die Neugebor'nen
Zum Leben durch des Lebens Grab,
Und sondert euch von den Verlornen,
Den unerweckten Todten ab.
Ihr weicht, den Frieden nicht zu stören,
Vor Erdenfreuden scheu zurück.
Wer mag noch Jubellieder hören,
Der an dem Kreuze sieht sein Glück?

Ihr kennt, ihr rühmt nur seine Gnade,
Der euch belebt durch seinen Geist,
Und auf dem schmalen Dornenpfade
Mit Kreuzgenossen wandeln heißt.
Mit seinem Namen euch zu grüßen,
Euch zu erbauen durch sein Wort,
In Lobgesängen zu ergießen
Und in Gebäten fort und fort,

Des Innern heiligste Gefühle
Einander offen zu vertrau'n,
Und unverrückt im Tagsgewühle
Den Sterbenden am Kreuz zu schau'n,
Mit ihm zu leiden und zu tragen,
In ihm der Qualen sich zu freu'n,
Dem sich die Herzen mit Entsagen,
Zum willenlosen Opfer weih'n, —

Das ist der Frommen stät Beginnen,
Ihr ängstlich Trachten Tag und Nacht,
Zu sichern, wahren, zu gewinnen,
Was von der Welt nur wird verlacht.
Doch spotte nicht, o Welt, und merke:
Bewundernswürdig ist die Kraft
Die, achtend keinen Ruhm der Werke,
In stiller Selbstverläugnung schafft.

2.

Vorüber zogen sie. — Ein Schauer
Durchrieselte mir Mark und Bein.
Zerknirschung sollt' und Todestrauer
Des Lebens höchste Feier seyn?
Kann dieser Sauerteig erneuern
Und einen die verderbte Welt,
Daß sie mit reinen Opferfeuern
Sich zum vergeß'nen Altar stellt? —

Ich sah am blauen Himmelsbogen
Das Wunderwerk des Höchsten glüh'n,
Getaucht in seines Lichtmeers Wogen
Der Erde wundervolles Grün;

Sah, wie vom Hauch der Sonnenliebe
Aus allen Grüften, leis' erweckt,
Das Leben voll der frohsten Triebe
Anbätend aus die Arme streckt.

Der Lobgesang der Kreaturen
Frohkräftig durch den Tempel scholl:
„Die Himmel all', die Erdenfluren
Sind seiner Huld und Ehre voll!" —
Und jammernd sollten Millionen,
Die Priester sind im Heiligthum,
Nur fleh'n um seines Zorns Verschonen,
Wie taub und blind und lahm und stumm?

Bleibt zwischen Pein der Sündenketten
Und seufzender Verzichtung Qual,
Sich zu verdammen, sich zu retten,
Den Gotteskindern nur die Wahl?
Darf nur der Baum vollkomm'ne Früchte
Zum Opfer Gott verehrend weih'n?
Der Mensch vor Gottes Angesichte
Nicht thatenfroher Kraft sich freu'n? —

Ich ward im Geist zum Todeshügel
Des Menschensohnes schnell entrückt,
Dem selber der Vollendung Siegel
Der Vater auf die Stirn gedrückt.
Anbätend vor dem Ueberwinder
Des Todes und der Angst der Welt
Entsank ich in den Staub, ein Sünder,
Zahllosen Sündern zugesellt.

Von seiner Liebe Kraft durchdrungen,
Erschüttert von des Opfers Schmerz,
Entriß sich den Beängstigungen
Der Sünde das erlöste Herz.
Ich sah von des Versöhners Blute
Die Erde jugendlich erneu't,
Verjüngt zu lebensfrohem Muthe
Die Erben seiner Herrlichkeit.

Kommt, Miterlöste, zu verkünden
Deß Liebe, der für uns sich gab,
Der zur Vergebung vieler Sünden
Vom Kreuze duldend sah herab.
Wer kann verachten? wer verdammen?
Wer ist verloren, den Er sucht?
Kommt, laßt uns brüderlich zusammen
Darbringen reiche Lebensfrucht!

Vergrabt nicht in des Heilands Wunden
Dumpfbrütend Geist und That und Sinn!
Sie bluteten, daß wir gesunden
Zu lebenskräftigem Gewinn.
Was steht ihr seufzend und bekümmert?
Lebt freudig! denn wir wandeln heut',
Nicht erst, wenn dieser Leib zertrümmert,
Schon mitten in der Ewigkeit.

St.

Das Wirken für Gemeinwohl in den Zeiten der Extreme, vom religiösen Standpuncte aus betrachtet.

(Schluß.)

Ist es aber nicht auch in gewisser Hinsicht zweckmäßig und nützlich, daß das Fortschreiten in der Wahrheit und das Verbannen des Irrthums beim Volke aufgehalten und gehindert werde? Man scheint dieß jetzt hie und da zu glauben; wenigstens scheint es eine Partei zu glauben, welche man die Dunkelmänner der Zeit oder auch die Stabilitätstheologen zu nennen pflegt, welche aber auch wohl die Deterioristen genannt werden könnten. Kann aber die Wahrheit aufgehalten werden, ohne eine schwere Versündigung an ihr selber zu begehen? und kann sie dadurch, daß Einzelne sie aufhalten wollen, wirklich im Allgemeinen einen Aufhalt finden?

Man bedenke, daß die Wahrheit immer nur Eine ist, und der Irrthum mit ihr nichts gemein hat; oder das die rechte Wahrheit ist, welche von allem Irrthume frei ist; weshalb denn auch da, wo die reine lautere Wahrheit recht erkannt und herrschend ist, der Irrthum nicht wieder an die Stelle der Wahrheit treten kann, ohne daß der Widerspruch bemerklich werde. — Indeß kann die Wahrheit, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, noch mit Irrthum vermischt, oder von Jugend auf dem Subjecte die Wahrheit noch nicht hell und klar geworden seyn: dann ist es leicht, den Irrthum zu verbreiten, und das, was noch als unbegründeter Keim der Wahrheit in dem Menschen liegt, zu ersticken, und durch den hervorgerufenen Irrthum zu entfernen, oder unkräftig zu machen. Das wissen die Sectenhäupter unserer Kirche wohl; darum wenden sie sich theils an die rohere oder entnervte Jugend, theils an die noch ungebildete Volksmasse, denen das Licht ewiger und unwandelbarer Wahrheit noch nie hell aufgegangen war. Aber auch da versündigen sie sich an der Wahrheit, welche ich nie da, wo ich irgend Fähigkeit dazu finde, aufhalten, sondern sich frei entwickeln lassen soll; — und sie versündigen sich um so mehr, da sie geradezu Irrthum an die Stelle der Wahrheit setzen. Mögen sie daher sagen, was sie wollen, mögen sie noch so gute Zwecke vorschützen, wir können sie von den jesuitischen **reservationibus mentalibus** nicht frei sprechen, und ihnen es nicht zugeben, daß ihnen Cultur und Gemeinwohl am Herzen liege.

Nein, fortschreiten in der ewigen Wahrheit, und immer mehr fortschreiten, und Andere fortzuführen: das ist unser schöner und erhabener Beruf. Jedoch auch dieses muß — das gebe ich gern zu — mit Vorsicht und Vorbedacht geschehen, damit nicht mehr geschadet, als gut gemacht werde; und auch da kommt Alles, wie auch Andere behaupten, auf die ge-

hörige Reife und Vorbereitung des Volkes und auf den rechten Zeitpunkt an. —

Wann iſt dieſe Reife da? Im Allgemeinen, wenn die Geiſteskräfte eines Volkes ſo cultivirt und ausgebildet ſind, daß man fähig iſt, den Irrthum als Irrthum und die Wahrheit als Wahrheit zu erkennen, und ſich von dem Nachtheile jenes und dem Vortheil dieſer zu überzeugen. Auf ſolche Fähigkeit und Cultur muß allerdings der Diener der Wahrheit bei der Form ſeiner Vorträge und der Darſtellungsweiſe genaue Rückſicht nehmen, damit er nicht ſtärkere Speiſe gebe, da wo noch leichtere Speiſe nothwendig iſt, wenn die anvertraute Heerde nicht zu Schaden kommen ſoll. Dieſe Vorſicht und Accommodation nach den Fähigkeiten und Faſſungsgaben des Volks iſt aber keineswegs tadelnswerth; denn es iſt kein Verhehlen der Wahrheit, ſondern nur ein Verſparen des öffentlichen Hervortretens mit derſelben; — und man behält dabei eine allmählige Enthüllung derſelben und Hinarbeitung zu dem großen Zwecke vor Augen, daß der Zeitpunkt herbeigefördert werde, wo ſie vollends im Lichte erkannt werden könne.

Im Allgemeinen iſt unſer Volk reif, daß ihm die Wahrheit ohne Hülle vorgetragen werden könne; — aber allerdings auch nach ſeinem Faſſungsvermögen, in edler Popularität, und insbeſondere in ächt bibliſchem Sinne; welches, wenn es auch nicht gleich erkannt werden möchte, doch zu keinen Mißdeutungen Anlaß geben kann. — Man vergleiche, was ſeit einigen Decennien für Cultur in unſerm Lande geſchehen iſt, und unterſcheide und achte das viele Gute, welches ſich herausgebildet und herrlich geſtaltet hat. Indeß denke man doch nicht, daß wir mit dem Fortſchreiten am Ziele ſtänden, ſo daß man einhalten könnte. Denn jedes Einhalten iſt Rückſchreiten, und vorwärts ſoll man jederzeit in Aufhellung der Wahrheit gehen.

Doch auch dieſes wollen nicht bloß die Dunkelmänner, ſondern auch Manche, die über die Parteinahme ſich erhaben halten, noch ſtreitig machen; indem ſie behaupten, daß die Schulen, als Pflanzſtätten der Aufklärung, als Bildungsanſtalten der Geiſteskräfte, ſo wie ſie ſeit kurzem geweſen, alle Schuld davon trügen, daß der Geiſt der Zeit ſich zum Myſticismus und zur Schwärmerei hinneige. Aber auch ſie irren ſich häufig ſehr, und gehen in ihrer Einſeitigkeit zu Urtheilen über, die noch nicht ganz auf Erfahrungen baſirt ſind. —

Man ſagt und ſchreibt ſolches im Allgemeinen. Wo aber hat in unſerm Lande die höhere Bildung durch Schulen, — wenn auch mehr auf Realien und Verſtandesbildung geſehen wurde, — ſolchen Nachtheil zuwege gebracht? Allerdings würde dies geſchehen können, wenn der Religionsunterricht dabei vernachläſſigt würde. Wo aber iſt das im Ganzen geſchehen? Darum auch nirgends im Allgemeinen gänzliche Hinneigung aller Glieder einer Gemeinde zum Myſticismus und zur Schwärmerei; und zugleich das Ergebniß: daß wahre Ausbildung der Geiſteskräfte in Harmonie, nebſt geſunder Speiſe in Sachen der Religion nicht bloß auf Vermehrung religiöſer Erkenntniß, ſondern durch dieſelbe auch eben ſo kräftig auf das religiöſe Leben wirken.

Welches ſind da aber die rechten Quellen und Gründe von Myſticismus und Pſeudopietismus, welche wir näher in's Auge faſſen müſſen? Es ſind dieſe, wie ſich uns ergeben, der Keim zum Myſticismus und zum Sectengeiſte, der mit Fleiß ſchon frühe in die Herzen der Jugend gelegt, und da, wo er ſich ſchon vorfand, mit Vorbedacht genährt und gepflegt iſt; es ſind dieſe der Mangel an der rechten Speiſe in Sachen der Religion, wie das jugendliche Gemüth ſie bedurfte, um das Gebäude des chriſtlichen Glaubens auf feſtem Grunde zu erbauen, und

nicht durch Schwanken ohne rechten Haltpunkt das Opfer fremder Schwärmerei und Irrlehre zu werden. — Dasjenige wenigstens, was sich uns über Mysticismus und Pseudopietismus ergeben hat, ist, daß man da, wo solcher jetzt herrschend ist, in Sachen der Religion mehr auf das **multa** als auf das **multum** gesehen, und ohne festen Haltpunkt häufig in den Tag hineingeredet hat. Dadurch hat man Schwätzer über Religionssachen gebildet, welche sich einbilden, daß das Reden über Religion das Religion haben sey, die aber am Ende ihrer Reden nicht wissen, was sie geredet haben, und darum dasselbe immer von vorne wieder anfangen. Bei manchen Haupt-Glaubenssätzen kommen unsere Mystiker und Sectirer nie auf festen Grund und Boden, sondern halten sich nur auf der Oberfläche, sich damit begnügend, daß man, nach Luthers Ausdruck, die Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens gefangen nehmen müsse. Aber am meisten versündigen sie sich an der Menschheit und an der Wahrheit selber, daß sie den Menschen nichts von seiner sittlichen Freyheit und Menschenwürde anerkennen lassen wollen. Dadurch wird Reden und Klagen über des Menschen Schwäche das Hauptziel all ihrer Unterredungen und all ihres Strebens; und es bringt dieses zuerst frühes Versinken in herrschende Ausschweifungen und Laster, und späterhin nicht zu entfernende Verzagtheit und Furcht vor dem zürnenden und Rache suchenden höhern Wesen da hervor, wo wahrer christlicher Glaube und Hoffnung sie erquicken sollte.

Also, wie das zu Wenig, kann auch das zu Viel in Sachen der Religion schädlich werden, wenn dasjenige, was gegeben wird, keinen festen Grund und Boden hat, und es nicht so gegeben wird, daß es auf festen Grund und Boden fallen und denselben zum guten Felde

bearbeiten kann; und das sollte ebenfalls von uns nicht übersehen werden.

Wahre Ausbildung der sämmtlichen Seelenkräfte soll durch jede andere Wissenschaft, welche in den Schulen betrieben wird, bezweckt werden, und zwar in dem Sinne und der Absicht, daß die höchste Wahrheit keinen Abbruch dadurch erleide, sondern man ihr nur näher komme, sie richtiger zu erfassen fähig werde. Wird dieses richtig aufgefaßt; wird sie selbst mit Weisheit und mit Liebe vorgetragen, und leuchtet dabei auch das Licht des Lebens vor: so kann und wird es nicht fehlen, daß sie durch den Verstand auch zum Herzen dringe und zur wahren Religion werde, oder die Richtung des ganzen innern und äußern Menschen auf das Höhere und Ewige befördere; und so nicht bloß religiöse Erkenntnisse, sondern auch religiösen Sinn und religiöses Leben schaffe und begründe.

Doch genug hiervon für heute; auf ein andermal vielleicht ein Mehres!

Φωνὴ ἐν τῇ ἐρήμῳ.

Einleitung aus der, nächstens in der Osterwaldschen Buchhandlung in Rinteln, unter dem Titel: Ueber die Verwerflichkeit des Reinigungs-Eides in Straffachen, nebst erläuternden Criminalfällen, erscheinenden Schrift *).

Von denjenigen Mitteln, auf welche man von Zeit zu Zeit verfallen ist, um in Criminal-Untersuchungen die Wahrheit herauszubringen, sobald diese weder durch Geständniß, noch durch zureichende ordentliche Beweise zu erhalten stand,

*) Mitgetheilt vom Verfasser, Herrn Canzleirath Althof in Detmold. D. R.

ist gegenwärtig nur ganz allein noch der Reinigungs-Eid übrig geblieben. So viel auch über das Bedenkliche und Zweckwidrige desselben bereits hin und wieder gesagt worden ist, so findet er sich doch noch in allen Lehrbüchern über das gemeine deutsche Criminal-Recht — wiewohl nur auf einer höchst lockern Grundlage von mancherlei sehr unbestimmten und von einander abweichenden Meinungen der Rechtslehrer, nicht nur bezüglich auf die Fälle seiner Statthaftigkeit, sondern auch seiner Wirkung, sei es im Ablehnungs- oder Ausschwörungs-Falle — vor, und auf denselben wird auch von peinlichen Gerichten und Spruchcollegien fortwährend erkannt. Nur die Gesetzgebung einzelner Staaten, wie namentlich Preußens und Badens, haben ihn gänzlich aus der Criminal-Rechtspflege verwiesen.

Daß der Mensch da, wo sein beschränktes Vermögen zum Auffinden der Wahrheit nicht mehr ausreichen wollte, auf besondere Mittel zu deren Erforschung sann, war sehr natürlich, und eben so natürlich erscheint es, daß sein, hierin noch wenig aufgeklärter Verstand zunächst auf überirdische Hülfe rechnete. Im zuversichtlichen Vertrauen auf die Allwissenheit und Gerechtigkeit des höchsten Wesens, nahm man dessen unmittelbare Einwirkung auf die menschlichen Angelegenheiten in Anspruch.

Auf diese Weise entstanden die Ordalien oder Gottes-Urtheile in allen ihren verschiedenen Formen.

Am blinden Glauben auf ihre Untrüglichkeit hielt man eine geraume Zeit fest. Nach und nach häuften sich dann aber die Fälle, wo die Entscheidung durch die Gottesgerichte den Erwartungen nicht entsprach, und der menschliche Geist wurde hierdurch aufgefordert, das Resultat mit den Umständen zu vergleichen und es sorgfältig zu prüfen. Begreiflich, daß sich die Zweifel mehrten, und daraus zuletzt die Ueberzeugung

hervorging, Gott wolle nicht selbst durch ein solches unmittelbares Eingreifen in die Angelegenheiten der Menschen das Richteramt ausüben, vielmehr liege es in dessen Plane, ihnen selbst nach eigenen Ansichten ihre irdischen Händel zur Entscheidung zu überlassen.

Als nothwendige Folge hiervon mußten nunmehr die Gottes-Urtheile ihr früheres Ansehen verlieren, und sie wurden sodann in Deutschland durch das römische Recht nach und nach vollends verdrängt. Dieses führte an ihre Stelle in die deutschen Gerichte eine andere Erfindung ein, welche während der Jahrhunderte ihres unseligen Gebrauchs zu einem höchst furchtbaren und despotischen Marter-Systeme ausgebildet wurde, nämlich die Tortur.

Der Angeklagte, welcher des ihm schuldgegebenen Verbrechens weder geständig war, noch völlig überführt werden konnte, sollte dadurch, daß man ihn mancherlei körperlichen Schmerzen unterwarf, dahin gebracht werden, ein Geständniß seiner wahrscheinlichen Missethat, ein erzwungenes Zeugniß wider sich selbst, abzulegen.

Es konnte nicht fehlen, daß mancher unschuldig Gemißhandelte, sei es in Folge schwächlicher Körperconstitution, oder besonderer Reizbarkeit u. s. w., den Schmerzen unterliegend, eine Uebelthat, die er wirklich nicht verübt hatte, gegen sich selbst einbekannte, um nur endlich den ferneren Qualen der Folter zu entgehen; wohingegen der wirkliche Verbrecher hartnäckig beim Läugnen blieb, theils weil ihm sein Gewissen sagte, daß er ja doch einmal Strafe verdient habe, theils weil er wohl wußte, daß der augenblickliche Schmerz bald werde überstanden sein, ihm aber jedenfalls weit Schlimmeres bevorstehe, sofern er sich zur Angabe der Wahrheit bewegen lasse.

Die Gesetzlichkeit der Folter mit ihren mancherlei Mißbräuchen blieb lange Zeit eine sehr schwere Geißel; endlich errang aber auch hier die

bessere Einsicht den Sieg. Viele hatten zwar schon früh den Irrthum, der dabei zwischen Mittel und Zweck in der Mitte lag, erkannt, aber erst nach langem Kampfe gelang es der Intelligenz und Aufklärung, den in den Gerichten einmal hergebrachten Schlendrian zu verdrängen.

Das ganze Institut ist, gottlob! nunmehr in allen seinen einzelnen Theilen gleichsam abgestorben, und es konnte der Legislatur der meisten deutschen Staaten ein förmliches Einschreiten wider dieses Uebel erspart werden, weil die Criminal-Behörden meist im Voraus, und die eine dem gegebenen guten Beispiele der andern nach und nach folgend, eine Maßregel endlich ganz aufgaben, welche ihnen ihre eigene Ueberzeugung als grausam, unvernünftig und zwecklos bezeichnet hatte. In der That brachte auch die Beschaffenheit der Sache selbst es mit sich, daß dem Richter durch seine gemachten Erfahrungen eher, als dem ihr ferne stehenden Gesetzgeber ihre gänzliche Verwerflichkeit klar werden mußte.

Mit dem in Criminalsachen gegenwärtig noch üblichen Reinigungs-Eide ist es nicht anders.

Denn, nehmen gleich die Gerichte ihn noch täglich zur Hand, so geschieht dieß doch keineswegs, weil man ihn als zweckmäßig erprobt hätte, vielmehr kennt man seine völlige Zweckwidrigkeit längst; es ist aber zu bequem, in dem bereits ausgetretenen Pfade nur so fortschreiten zu können, ohne, und zumal im Drange der Geschäfte, über die Sache näher nachzudenken. Geschieht dieses letztere nun auch hier und da wohl, so ist es doch auch sehr natürlich, daß den Richter in dem einzelnen Falle so leicht wieder die eitle Hoffnung beschleicht, das Mittel werde für dasmal seinen Zweck nicht verfehlen.

Ueber den Unterricht im Französischen auf Gymnasien.

(Aus einem Programm des Darmstädter Gymnasiums, vom Oberstudienrath und Director Dr. Dilthey. Ostern 1834).

Hinsichtlich des Französischen Sprachunterrichts ist seit Jahren das Bedürfniß und der Wunsch rege geworden, diesen Unterrichtsgegenstand zu heben und die durch denselben zu erzielenden Leistungen zu vervollkommnen. In der That ist auch bei uns schon viel dafür erstrebt und gewonnen worden, und zwar mit erfreulichem und befriedigendem Erfolg. Was weiter geschehen könnte, ist nicht Vermehrung der Lehrstunden, wie jeder zugeben wird, der aus unmittelbarer Anschauung und eigner Erfahrung das Gymnasialwesen kennt, sondern *Abschaffung der bloßen Sprachmeister* und *Uebertragung des Lehrgegenstandes an wissenschaftlich und classisch gebildete, mit der deutschen Unterrichtsweise gründlich vertraute und als ordentliche Gymnasiallehrer angestellte Männer*, welche im Stande sind, die französische Sprache mit grammatischer Gründlichkeit zu lehren, ihre Eigenthümlichkeiten mit philosophischem Geiste zu erfassen, ihre Schönheiten mit rechtem Geschmack zu würdigen und sie zum Mittel der mündlichen und schriftlichen Mittheilung zu machen, nicht für die leichtschwebende Conversation über Wind und Wetter, Politik und Stadtneuigkeiten, prüde Medisance und scandaleuse Chronik, sondern über Dinge von wissenschaftlichem Ernst und sittlicher Würde. Ob dies mit dem feinsten Pariser Accent geschieht, oder nicht, sollte man sich gewöhnen, als ein geringfügiges **hors d'oeuvre** anzusehen, zumal, da doch überall die schnellzungige Leichtigkeit der französischen Conversation in ihrer accentreichen Volubilität nur durch das

Leben, nicht in der Schule erlernt werden und nur bei dem zu höherer Vollkommenheit gedeihen kann, dessen angebornes Talent dafür in geeigneten Lebensverhältnissen und Umgebungen zur Ausbildung gelangt. Es gehören dazu nicht blos Worte, sondern auch Ideen und Gegenstände der Conversation und eine routinirte Manier, die in die Sphäre des Schulunterrichts versetzt, in das Triviale und Possenhafte fallen, oder zur Carricatur und zum **faux pas** entarten würde. Eine gelehrte Schule, von classischem Geiste durchweht, kann und soll nicht zur bloßen Parlirschule herabsinken; jede Sprache, jede Kunst, die sich in ihr geltend machen will, muß mehr thun, als über die Oberfläche des Lebens hinweggleiten; sie muß in Geist und Herz eindringen, jenen mit neuen Schätzen bereichern, dieses durch inneren Gehalt in ihr Interesse ziehen. Die dazu erforderlichen Talente, welche sich nicht durch Feinheiten in der Aussprache ersetzen lassen, finden sich nicht bei dem Sprachlehrer als solchem, sondern nur bei dem Sprachlehrer als wissenschaftlich gebildetem Manne, der zugleich dem Unterricht entweder in den alten Sprachen, oder in Geographie, der neueren Geschichte, Naturkunde u. s. w. gewachsen ist, und mit der methodischen Behandlung dieser Gegenstände den Gebrauch der französischen Sprache zweckmäßig zu verbinden, sie wenigstens theilweise zum Organ der Mittheilung dabei zu machen weiß. Ein Beispiel der Nachahmung bieten uns in dieser Hinsicht manche preussische Gymnasien. Die gänzliche Erfolglosigkeit des gewöhnlichen französischen Sprachunterrichts hatte früher das preussische Gouvernement bewogen, denselben ganz aus der Liste der Gymnasialstudien zu streichen und dem Privatunterricht zu überweisen. Kaum aber hat man neuerdings denselben wieder aufgenommen und so viel als möglich den Philologen übertragen, die dazu freilich jetzt noch aus der jüngeren Generation herangebildet werden müssen, so hat die Sache bereits einen über Erwartung glücklichen Erfolg gehabt, und man pflegt nunmehr einen andern Maasstab, als den der feinen Aussprache, anzulegen und die Trefflichkeit der Leistungen aus einem besseren Gesichtspunkte zu würdigen.

Wie giebt man dem Leinen den schottischen oder Atlas-Glanz?

In Amerika und namentlich in Meriko ist öffentlichen Blättern zufolge, diejenige Leinewand ein vorzüglicher Handelsartikel, welche den schottischen Glanz hat. Einen solchen Glanz, der den des Atlas übertrifft, ertheilt man der Leinwand, besonders dem Tafelzeug, in Schottland, in der Gegend zwischen, Perth und Scoone Palace. Die zu appretirende Leinewand wird durch ein Triebwerk von einer großen hölzernen Walze auf eine zweite aufgerollt. Zwischen diesen beiden Walzen liegt aber eine zinnerne, um welche die Leinwand mit dem gehörigen Kraftaufwande umgerollt wird. So wie die Leinewand von der Zinnwalze abrollt, hat sie ein höchst lebhaftes glänzendes, blaulich-weißes Ansehn, welches in Gefälligkeit und Annehmlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

Räthsel.

Barbarenvolkes Einen nennt mein Klang,
Zwei Pünktchen nur, den Meister im Gesang.

(Auflösung in № 3.)

Auflösung des Räthsels in № 1:
Der April.

Hierbei № 2. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 3.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 22. April 1835.

Ueber einige neuere deutsche Dichter, welche im Musenalmanach für das Jahr 1835 auftreten.

Der neue deutsche Musenalmanach verdankt sein Entstehen Amadeus Wendt, welcher die drei ersten Jahrgänge, 1830—32, herausgab. Seit Ende des vorigen Jahrhunderts, nachdem der eine lange Reihe von Jahren durch Joh. Heinr. Voß und zuletzt durch Göthe und Schiller redigirte in's Stocken gerathen war, ist kein ähnlicher Versuch gemacht worden. Es scheint daher eine lebhaftere Theilnahme des Publikums an den Erzeugnissen den Poesie, als man in unsrer fast nur mit Politik beschäftigten Zeit erwarten sollte, zu beurkunden, daß der 6te Jahrgang hat erscheinen können, und es wäre zu wünschen, daß durch dieselbe ein daurendes Fortbestehn möglich gemacht würde. In der That verdient das Unternehmen alle Beachtung und Anerkennung. So lange der Musenalmanach von so tüchtigen Männern wie gegenwärtig, (von A. v Chamisso und G. Schwab), besorgt wird, ist derselbe als ein Archiv für deutsche Poesie zu betrachten. Jüngere Dichter haben Gelegenheit, in werthvollen Leistungen sich bekannt zu machen; die schon anerkannten, mit den neuesten Gaben ihr Andenken anzufrischen, und ein rühmlicher Wetteifer findet hier ein günstiges Feld. Wie dies möglicher Weise der deutschen Poesie zum Gewinn gereichen kann, so wird auch der Werth des Almanachs für die Freunde derselben dadurch zunehmen. Jedenfalls aber nimmt er schon deßwegen unsre Aufmerksamkeit in Anspruch, weil er uns mit dem jedesmaligen Stande der Poesie vertraut macht, und den herrschenden Geschmack mit seinen Vorzügen und Verirrungen in sich abspiegelt.

In dieser mehrfachen Rücksicht ist auch der diesjährige Almanach höchst interessant. Daß alles und jedes Gegebene bedeutend sey, läßt sich nicht erwarten, doch kann man im Allgemeinen den 6ten Jahrgang vorzugsweise reich an Vortrefflichem nennen, insofern der Reichthum nemlich nicht in der Masse, sondern in der Gediegenheit einzelner Gaben zu suchen ist.

Das von C. Barth gezeichnete und gestochene, aber wie Kenner versichern, leider nicht ganz ge-

troffene Bildniß G. Schwab's ist diesem Almanach beigegeben, der Poesieen von 56 deutschen Dichtern enthält. Nach einigen Zeilen des dichtenden Königs Ludwig eröffnet ein längst gekrönter Sänger, Ludwig Uhland, den Reigen mit der „Bidassoabrücke", einem sinnigen, kraftvollen Gedichte, das den Spanischen Patrioten Mina feiert. Nach dem vereitelten Einfall der Verbannten in Spanien spricht ein alter Kriegsmann auf der Brücke:

„Rollt die Fahne denn zusammen,
Die der Freiheit Banner war!
Nicht zum erstenmale wandelt
Diesen Grenzweg ihre Schaar;
Nicht zum erstenmale sucht sie
Eine Freistatt in der Fern,
Doch sie zieht nicht ohne Ehre,
Zieht nicht ohne günst'gen Stern.

Der von vor'gen Freiheitskämpfen
Mehr, als Einer, Narben führt,
Heute, da wir alle bluten,
Mina! bliebst du unberührt;
Ganz und heil ist uns der Retter,
Noch verbürgt ist Spanien's Glück;
Schreiten wir getrost hinüber!
Einst noch kehren wir zurück."

Mina rafft sich auf vom Steine,
Müde saß er dort und still,
Blickt noch einmal nach den Bergen,
Wo die Sonne sinken will:
Seine Hand, zur Brust gehalten,
Hemmt nicht mehr des Blutes Lauf,
Auf der Bidassoabrücke
Brachen alte Wunden auf.

Ihm folgt ein ebenfalls in neuerer Zeit gefeierter Dichter, Nicolaus Lenau, dessen hier gelieferte Gaben aber nicht geeignet scheinen, einen gesunden, gebildeten Geschmack zu befriedigen. Einigen Fragmenten aus einem sogenannten

episch-dramatischen Gedichte „Faust" entlehnt, „der Tanz" und „die Schmiede", geht als Einleitung ein Gedicht „der Schmetterling" vorher, in welchem durch das Schicksal eines vom Ufer in das Meer geflatterten Schmetterlings etwas süß weinerlich und weit ausgeholt der Untergang Faust's vorgebildet wird. Bestimmen Idee, Erfindung und Ausführung den Werth einer Dichtung, so unterliegt die Lenauische gerechtem Tadel. Die Idee, welche nach diesen Fragmenten dem Ganzen zum Grunde liegt, ist keine sehr dichterische und erhabne, sondern gewiß nur eine gemeine. Anders läßt sich schwerlich die Ansicht nennen, daß ein Geist wie Faust, nach dem Höchsten dürstend im Schlamm der niedrigsten Lust sich wälzen könne, bis er völlig ruinirt dem Teufel zur Beute wird, eine Ansicht, die auf jede Versöhnung verzichtet. Erscheint aber die Idee somit gemein und poetisch unwahr, so erkennt man auch in der Erfindung der Situationen den ausgezeichneten Dichter nicht. Diese ist in Kurzem folgende: Faust befindet sich mit Mephistopheles in einer Dorfschenke, worin ländlicher Tanz stattfindet, fühlt sich entbrannt zu der sinnlichsten Lust, welche er, so glühend heiß er auch seine Begierde schildert, bloß aus Mangel an Herzhaftigkeit nicht zu befriedigen wagt. Da ergreift Mephistopheles die Fidel und spielt so dämonisch auf, daß im allgemeinen Bacchanal alles Zagen verschwindet und Faust mit einer ergriffenen willigen Dirne davon geht. Hernach, geraume Zeit später, kommt er Abends in einer Schmiede an, wo er gastlich aufgenommen, die Nacht bleiben will, um von Mephistopheles gekirrt die Frau des Schmied's zu verführen. Indem er ihr nachgeht, begegnet ihm plötzlich jenes Mädchen, bleich und verfallen, bettelnd mit einem ausgehungerten Kinde. Faust, noch dazu von Mephistopheles auf das widerlichste verhöhnt, empfindet Reue und reicht ihr eine Börse mit Gold, die sie aber wegwirft und verlangt ihn

zu heirathen. Da stürzt er hinaus und reitet von dannen durch den Wald. Die herrliche Frühlingsnacht kann ihn nicht erquicken. Ein singender Aufzug von Priestern, Nonnen und Kindern, der ihm erscheint, steigert noch seinen wilden Verzweiflungsschmerz.

Nicht minder scheint die Ausführung tadelhaft. Abgesehen davon, daß die episch-dramatische Form (wie sie hier erscheint) den reinen Kunstgenuß zerstört, so wird theils durch den Mangel an interessanter Charakterzeichnung, wie durch weitläuftige Erzählung trivialer Nebenumstände, Ueberdruß erweckt, theils das Zartgefühl durch die lange glühende Schilderung der roh sinnlichen Begierde und Lust zu tief verletzt, um an der anschaulichen Darstellung Wohlgefallen haben zu können. Die Grenzen des Schönen sind hier ohne Zweifel überschritten. Baare, nackte Abmahlung des Gemein-Wirklichen ist keine Poesie. Der ächte Dichter giebt aus seinem Geiste wiedergeboren, mit eigenthümlichem Leben beseelt, in harmonischer Verknüpfung die Gestalten der Wirklichkeit als etwas Neues und dadurch Wahres, daß er nach den geheimsten Gesetzen der Natur bildet. Lenau verfährt zu willkührlich mit der Natur, indem er ihre ewigen Gesetze zu wenig achtet. In scheinbarem Widerspruch mit sich selbst, legt er bald seinen individualen Harm und Schmerz sentimentalisch in die harmlosen Wesen der Natur, bald stellt er sie in widriger prosaischer Nacktheit dar. Daher denn seine gewöhnlich weiche und gefühlige Sprache nicht selten in's Derb-Plumpe verfällt, z. B:

So eine Dirne lustentbrannt
Schmeckt besser als ein Foliant. — —
Ha, wie die schwarzen langen Locken
Voll Ungeduld den Zwang besiegen,
Und um den Hals geschwungen fliegen,
Der Wollust rasche Sturmesglocken!

(was zugleich ein ganz falsches Bild giebt), oder

vom Auge der Verführten: „ein ausgepumpter Thränenbronnen", in der Ekel erregenden Verhöhnung des Faust durch Mephistopheles.

Obgleich das Talent der Schilderung auch in diesem Versuche nicht zu verkennen ist, so ist doch das Ganze als mislungen und verfehlt zu betrachten, und man möchte Lenau das „**quid valeant humeri**" um so mehr bei diesem Stoff zurufen, da wir ohnehin die Vergleichung mit dem Meisterwerk Göthe's nicht abweisen können. Scheint es doch beinahe, als habe der Dichter sich die Menzel'sche Kritik von Göthe's 2tem Theile des Faust zum Muster genommen und ihn korrigiren wollen. Zum Dramatiker scheint L. nicht prädestinirt.

Schwer begreift man, wie die Herausgeber diese anstößigen Scenen dem Almanach einverleiben konnten. Der Name oder die Freundschaft muß sie verblendet haben.

Eine wahre Gemüthserquickung gewährt hierauf die Erscheinung des gedankenvollen, begeisterten Pfizer's, des philosophischen Dichters der neueren Zeit. Das Gedicht „Göthe's Farbenlehre" ist ein innig reiches und schön gerundetes, eine der Zierden dieser Sammlung. Zwei Strophen mögen hier stehen:

Was üppig die Natur verschwendet —
An Farben Schmelz und Duft und Glanz
Dem Goldfasan, der Lilie spendet —
Der Alpen Abend-Feuer-Kranz —
Der Schimmer, der am Leib der Schlange,
Ein grüner Blitz hinunterzückt —
Das Roth, das leicht die sammt'ne Wange
Des zarten Perserknaben schmückt:

Für alle, heller oder trüber,
Fandst, Glücklicher, du das Gesetz;
Und spielend warfst du ihnen über,
Sie wußten selbst nicht: wie? das Netz.
Du schloß'st das Dunkel und die Klarheit
In ihren sichren Marken ein,

Und ordneteſt, ein Fürſt der Wahrheit,
Das widerſpenſt'ge Reich — den Schein.

Weniger gefällt „der griechiſche Tag.“ Der Dichter, der in die Götter Griechenlands und die griechiſche Welt ein wenig verliebt iſt, verſucht ſie mit ſeinen Freunden herbeizuzaubern. Alles muß griechiſch werden, Kleidung, Lebensweiſe, Beſchäftigung ꝛc., ſie baden Abends im Eurotas, zünden den Göttern Opfer und berauſchen ſich in Chierwein. Der Dichter träumt die Nacht den griechiſchen Traum noch fort und den folgenden Tag; aber die Freunde ſind ſchlecht auf die Thorheit zu ſprechen, die ihnen übel bekommen iſt, worüber er entrüſtet das **profanum vulgus** mit einer ausführlichen Straf- und Fluchrede abfertigt, und ſein inneres Pantheon für künftig zu verſchließen droht. Schwerlich möchten die meiſten Leſer anders als die Freunde urtheilen. Der zu große Ernſt dieſes Schluſſes vernichtet die heitere Wirkung des Phantaſieſpiels —, und mehr kann es doch nicht ſeyn wollen. Anſprechend und zart iſt auch „die unbeſtellte Botſchaft“, nur ſcheint die Zartheit zu übertrieben; reizend iſt „das glückliche Finden.“ Auch „die Seele“, welche viel Zierlichkeit und Glanz hat, würde mehr anſprechen, wenn ſie nicht zu viel Künſtelei und falſche Bilder, und zu wenig wahre Seele enthielte. Zuletzt ein Dutzend Ghaſelen, welche orientaliſche Dichtungsform neuerdings viele Anhänger findet. Wir können uns mit dieſer Worttändelei nicht befreunden. Pfizer ſcheint beweiſen zu wollen, daß er auch dieſer Form mächtig iſt und etwas hineinbringen kann. Doch wer mag an lauter ſpielenden Gleichniſſen und witzigen Pointen ſich erwärmen, zumal wenn es in's Ueberſchwängliche des Bilderreichs geht:

Mein Schiff geht hoch! die weichen Purpurwogen
Bedecken deiner Zähne Perlenklippen.

Das lautet gar ſchauerlich! Und das ganze Dutzend iſt nicht einer wirklich lebenden Geliebten, ſondern einem willkührlich konſtruirten Ideal der Phantaſie gewidmet.

Es iſt ein unangenehmes Gefühl, zu bemerken, daß ein wackerer Dichter aus Wetteifer dem falſchen Geſchmack opfert und ernſtlich in ſolchem Tand ſich ergeht.

Auch Wolfgang Menzel, der gewaltſame Kritikus unſrer Tage, ſtrebt nach dem Dichterlorbeer. Seine „Bilder aus der Schweitz“ in ziemlich glatten Diſtichen mögen unkritiſirt vorüberſchweben, ſammt den folgenden 9 Epoden Eduard's von Schenk, die übrigens nicht ganz werthlos ſind.

(Fortſetzung folgt.)

Die Ziegelgänger.

In den erſten Frühlingsmonaten jedes Jahrs werden wohl verhältnißmäßig in keinem Lande der Welt ſo viele Päſſe verlangt, als in unſerm. Ohngefähr der dreißigſte Theil der erwachſenen männlichen Bevölkerung des Landes, mehr als ein ganzes Bundes-Contingent, ſchnürt dann ſein Bündel, zieht über die Gränze, und vertheilt ſich in die nördlichen Küſtenländer an der Ems, Jahde, Weſer, Oſte und Elbe. Erſt mit dem Anfange des Winters kehren dieſe Zug- oder Strichvögel zurück. Der Zweck, weshalb ſie im Sommer unſere Thäler mit dem nördlichen Flachlande vertauſchen, iſt die Bearbeitung der dortigen Ziegeleien und der Geldverdienſt, den ſie davon haben.

Schon bei unſern Vorfahren ſcheint der Trieb, auswärtige Ziegeleien zu bearbeiten, ſehr ſtark geweſen zu ſeyn. Die älteſten Landesverordnungen reden darüber, und zwar in ſehr mißfälligen Ausdrücken. So ſagt die Verordnung vom 6. Febr. 1682 (Th. I, S. 491 der Landesverordnungen): „daß auch denjenigen,

welche sich bishero zu gewisser Zeit des Auslaufens in fremde Länder angemaßet, daselbst der Ziegelarbeit sich zu bedienen, solche ihre bisherige Gewohnheit, und zwar einem jeden bei Strafe 50 Gst. alles Ernstes verboten werde." Die Verordnung setzt hier die Ziegelarbeiter mit den Bettlern und Müssiggängern in eine Classe, indem sie unmittelbar darauf fort fährt: „Wie auch den starken Bettlern und Müssiggängern zur Warnung angedeutet werde, daß, da sie von solchem ihrem Leben nicht abstehn, sie ohne Nachsehn beim Kopfe genommen und in einem angeschlossenen Halsringe bei Wasser und Brod zur Arbeit angestrenget werden sollen." Die späteren Verordnungen über „die Holl- und Frieslandsgänger" lauten nicht minder ungünstig. Sie verändern nur ihre Maßregeln nach dem jedesmaligen Geiste der Zeit. Die Verordnung vom 14. May 1755 (Th. II, S. 204) bezeichnet das Austreten der Unterthanen als Leichtsinn, Frevel und Uebermuth, und sagt, daß derjenige, welcher ohne erhaltene speciale Erlaubniß sich außer Landes auf Arbeit begebe, seines Vermögens, kindlichen Antheils und aller Anfoderungen, nach geschehener der Sachen Untersuchung verlustig erklärt werden solle; und die Verordnung vom 22. Dec. 1778 (Th. II, S. 657) weiset die Beamten an, jährlich zu berichten „ob das Vermögen der ohne Erlaubniß sich entfernten Unterthanen mit Arrest beleget, und solches zur Beförderung der Confiscation im Wruge-Protokolle bemerket sey." Die Verordnung vom 4. Jul. 1780 (Th. II, S. 726.) belegt alle ledige Personen, welche ihre eigne Nahrung treiben, um diesem schädlichen Unternehmen zu steuern mit einer außerordentlichen Abgabe, die Mannspersonen mit 12 mgr. monatlich, und erneuert dabei die Verordnung vom 14. May 1765. Die Verordnung vom 27. Dec. 1791 (Th. IV, S. 50) ruft endlich die früheren Edicte im Allgemeinen wieder ins Gedächtniß.

Seitdem schweigt die Gesetzgebung über diesen Gegenstand.

Alle jene Verbote konnten nicht helfen. Fast jedes neue Straf-Edict beginnt mit der Klage, daß die früheren fruchtlos gewesen seyn; und schon die Verordnung vom 22. Febr. 1734 (Th. I, S. 872) gedenkt der „Holl- und Friesl ands-Boten", woraus zu schließen ist, daß schon zu damaliger Zeit, des strengen Widerstands ohngeachtet, das Ziegelwesen sich einiger Maaßen förmlich organisirt habe. Sitte gieng über Recht. Seitdem aber die Gesetzgebung sich der Sache nicht mehr angenommen, hat nun gar das Unwesen alle früheren Schranken überstiegen. Die Ziegelgänger sind gegenwärtig im unbestrittenen Besitze zweier Königreiche (stellenweise), mehrerer Herzogthümer und verschiedener freien Städte nebst deren Gebieten, so viel die Arbeit auf den Ziegeleien derselben anlangt; und der Lippische Ziegelstaat giebt dem Holländischen Waterstaate, jeden in seinen Verhältnissen betrachtet, an guter Ordnung wenig nach.

Die Zahl der jährlich auf Arbeit ausgegangenen Ziegelleute und der von ihnen besetzten Ziegeleien läßt sich aus den letzten Jahren mit einiger Genauigkeit angeben, weil die Boten in neuern Zeiten Register darüber führen. Die nachstehende Tabelle umfaßt die Jahre 1810 bis 1834 und begreift diejenigen Ziegeleien, welche in der Provinz Gröningen, in Ostfriesland, im Oldenburgischen, in den Hannöverischen Ländern zwischen Weser und Elbe, in den Gebieten der freien Städte Bremen und Hamburg und im Herzogthum Holstein von Lippischen Arbeitern betrieben worden sind.

		Arbeiter:		Ziegeleien:
1810	—	649	—	104
1811	—	746	—	140
1812	—	855	—	141

		Arbeiter:		Ziegeleien:
1813	—	844	—	147
1814	—	855	—	145
1815	—	865	—	146
1816	—	857	—	150
1817	—	990	—	176
1818	—	966	—	183
1819	—	1104	—	181
1820	—	1023	—	178
1821	—	1017	—	182
1822	—	993	—	177
1823	—	853	—	171
1824	—	966	—	183
1825	—	989	—	185
1826	—	1056	—	192
1827	—	1200	—	204
1828	—	1285	—	226
1829	—	1276	—	228
1830	—	1222	—	214
1831	—	1058	—	210
1832	—	1007	—	206
1833	—	982	—	201
1834	—	1028	—	202

Zu den hier bemerkten Ziegeleien sind noch einige hinzu zu rechnen, welche von den Arbeitern direct, ohne Vermittelung der Boten übernommen werden, wie namentlich die in der Gegend von Soest, Unna, Paderborn und Ritberg. Ihre Zahl mag ohngefähr 15 bis 20 betragen, und die Zahl der Arbeiter, welche für sie zu rechnen, 100 bis 120.

Ueber die Provinz Gröningen auf der einen Seite und das Herzogthum Holstein auf der andern hinaus kommen die Ziegelgänger selten. Nur ausnahmsweise sind zu Zeiten wohl einige Ziegeleien in der Gegend von Amsterdam, und im Herzogthum Schleswig oder im Mecklenburgischen von ihnen besetzt werden. Ein Gutsbesitzer in Polen, der vor einigen Jahren Ziegelarbeiter von hieher verlangte, und freie Reise und gute Bezahlung anbot, konnte nicht befriediget werden, weil sich keine Leute fanden, welche den weiten Weg unternehmen wollten. Im Herzogthum Holstein, das um das Jahr 1803 jährlich noch gegen 250 Arbeiter von hier aus erhielt, hat die Nachfrage nach unsern Ziegelgängern in neuern Zeiten sehr abgenommen, weniger aber, weil dort andere Arbeiter an ihre Stelle getreten wären, als aus dem Grunde, weil die dortigen Ziegeleien kein Fortkommen fanden und meistens eingegangen sind. Dagegen hat sich die Zahl der Ziegeleien am diesseitigen Ufer der Elbe im Hannöverischen neuerdings stark vermehrt; und diese Ziegeleien versenden ihre Steine nicht nur über den Fluß hin ins Holsteinische, sondern es landen auch häufig Schiffe an, welche dieselben als Ballast mit über das Meer nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Orthographische und orthoepische Rügen.

1.

In No. 12 der Lippischen Intelligenz-Blätter vom Jahre 1819 findet sich ein Aufsatz, in welchem gezeigt ist, daß man nicht Lippesch sprechen und schreiben müsse, sondern daß es Lippisch heiße.

Gleichwohl wird die erstere Schreibart immer häufiger. Der Verfasser von Tutti Frutti schreibt z. B. im 11ten Bändchen dieses Werkes „Lippesche Constitution"; und selbst inländische Behörden unterschreiben sich als Lippesche.

Es mag daher für diejenigen, welche es bedürfen, auf die richtige Schreibart aufmerksam gemacht oder an dieselbe erinnert zu werden, und welche das angeführte Stück der Intelligenz-Blätter nicht zur Hand haben, aus jenem Aufsatze in der Kürze wiederholt werden, daß das

Adjectiv von dem Hauptworte Lippe nicht etwa mittelst des daran gehängten Lautes sch, sondern durch die Sylbe isch abgeleitet ist. Diese wird, wenn das Hauptwort sich auf einen Consonanten endigt, ohne weitere Veränderung, ausgenommen, daß das Hauptwort bisweilen einen Umlaut annimmt, z. B. Hannover — hannöverisch, Mark — märkisch, blos angehängt. So entsteht aus Herr — herrisch, Kind — kindisch, Mahler — mahlerisch. Endigt sich aber das Wurzelhauptwort auf ein e, so wird dieses vor dem isch weggeworfen, und so entsteht aus Laune, Tücke, Aberglauben — launisch u. s. w. und bei eignen Namen aus Halle Hallisch, aus Cleve Clevisch, aus Türke Türkisch u. s. w. Die weitere Ausführung wolle man in der angezogenen Abhandlung nachsehen, nach welcher das gegenwärtige Blatt sich mit Recht Lippisches Magazin nennt.

2.

Es ist eine längst anerkannte Regel, daß die Endsylben ig und ich, mit welchen viele Adjective aus Hauptwörtern gebildet werden, dann, wenn ein l vorhergeht, welches zum Stammworte gehört, mit einem g, wenn aber das vorhergehende l nicht zum Stammworte gehört, mit einem ch am Ende geschrieben werden, weshalb man gefällig, gesellig, knorpelig, stachelig (nicht zu verwechseln mit knorpelicht, stachelicht) dagegen freundlich, lieblich, brüderlich, menschlich ꝛc. schreibt. Eben darum sollte man nun aber auch adelig schreiben, und nicht, wie es heutiges Tages von vielen Adeligen und Unadeligen geschieht, und Gebrauch zu werden droht, adelich.

3.

Der Name des Kirchenreformators Luther wird allgemein mit Hebung und Kürzung der ersten Sylbe ausgesprochen, als ob das Wort

Lutter geschrieben würde. Soll nun der herrschende Gebrauch, wie billig, für diese Aussprache gelten, obgleich die Schreibart eine Dehnung der ersten Sylbe anzeigt, so müßte demnach auch das Beiwort lutherisch gleicher Weise, nämlich so ausgesprochen werden, als ob es lutterisch geschrieben würde. Gleichwohl thun dieß die wenigsten, sondern anderwärts wird gewöhnlich oder immer, und hiesigen Landes meistens von denen, welche vorzugsweise auf Bildung Anspruch machen, luthërisch mit Hebung und Dehnung der zweiten Sylbe gesprochen. Es sollte sich hierin also die Majorität der Minorität conformiren, wenn auch der spirituelle Character unsers großen Reformators dem spirituösen des halbfertigen Brantweins gradezu entgegensteht.

— — — n.

Ueber den relativen Werth der Düngung mit thierischer Kohle (Knochenkohle) und Kothpulver.

Das Kothpulver wird bekanntlich in Frankreich häufig als Düngmittel gebraucht, und unter dem Namen **Poudrette** in eigenen Fabriken zubereitet. Herr Bello, Vorsteher der großen Musterwirthschaft zu Grignon, hat vergleichende Versuche angestellt über die Wirkung des Kothpulvers und der thierischen Kohle als Düngungsmittel. Die Früchte, auf welche man diese Düngmateriale anwandte, waren Raps und Weizen.

Die Versuche ergaben folgende Resultate:

Die thierische Kohle giebt einen größern Ertrag an Saamen, als die mit Kothpulver.

Die Düngung mit Kothpulver liefert dagegen einen größern Ertrag an Stroh, als die mit Thierkohle.

Soll die thierische Kohle einen merklich größern Ertrag geben, so muß sie in eben so gro-

ßer Menge ausgestreuet werden, als das Kothpulver.

Die Wirkung der thierischen Kohle scheint von größerer Dauer zu sein, als die des Kothpulvers, denn es ist bekannt, daß Dünger von kurz andauernder Wirkung immer eine größere Entwicklung des Krautes bewirken.

Nankingfarbe aus Spargelbeeren.

Die schönen rothen Beeren der Spargelpflanze enthalten einen Farbestoff, den man zur Darstellung von Nankingfarbe benutzen kann. Herr Regnault von Maslains hat darüber Versuche angestellt. Die Beeren werden mit Wasser gequetscht, die Kerne und die ungelösten Theile läßt man absetzen, seihet die Flüssigkeit durch, und dampft sie ein bis fast zur Trockne des Rückstandes. Diesen Rückstand löst man in frischem Wasser, und kocht in dieser Auflösung die Zeuge, Leinen oder Baumwolle, die man vorher in einer Auflösung von Alaun gebeitzt hat. Wenn die Zeuge die Farbe aufgenommen haben, werden sie getrocknet, und mit Seifenwasser behandelt. Sie haben jetzt eine unverwüstliche Nankingfarbe.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Farbestoff der Spargelbeeren durch eine angemessene Vorbereitung auch noch zu verschiedenen andern Farben benutzt werden kann.

Zerstörung von Ameisenhaufen.

Herr Juy de Thaja empfiehlt zu diesem Zwecke kleine Gruben in den Ameisenhaufen zu graben, Aetzkalk (gebrannten Kalk) hineinzustreuen, und diesen mit Wasser zu besprengen.

Räthsel.

Wer sagt mir an den Uebelthäter,
Bekannt genug in aller Welt?
Den argen Schmeichler und Verräther,
Der kein Geheimniß bei sich hält;
Den Zaub'rer, der die Augen blendet,
Die Zungen löst und stammeln macht,
Von grader Bahn die Schritte wendet
Am hellen Tage, wie bei Nacht;

Den Unhold, der von schmalen Stegen
Oft Wandrer stürzt in Schlamm und Flut;
Den Raufer, der zu Schimpf und Schlägen
Bethöret seiner Freunde Muth;
Den Gotteslästerer und Flucher,
Der in Herbergen lauernd hockt,
Bis er vertraulich die Besucher
Voll Hinterlist hereingelockt;

Den Volksverführer, der zum Naschen
Die böse Lust gar bald erweckt;
Den Dieb, vor dem kein Geld in Taschen,
In Kasten sicher bleibt versteckt,
Der täglich stiehlt und trügt und plündert,
Bis Haus und Hof verloren sind;
Den kein Gericht bestraft und hindert,
Der selber nichts dabei gewinnt;

Den Mörder, den die Opfer lieben,
Die er zu tausenden erlegt,
Den keine Reue kann betrüben,
Und kein Erbarmen je bewegt;
Den Satan, den man täglich brennet
Und bringt doch zur Verzweiflung nicht, —
Wer ist, der ihn bei Namen nennet,
Den schändlichen Erzbösewicht?

(Auflösung in № 4.)

Auflösung des Räthsels in № 2:
Gothe — Göthe.

Hierbei № 3. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 4.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 29. April 1835.

Ueber einige neuere deutsche Dichter, welche im Musenalmanach für das Jahr 1835 auftreten.

(Fortsetzung).

Wir eilen, einen trefflichen jungen Dichter zu begrüßen, der, zum ersten Male in diesem Almanach auftretend, obgleich durch mehrere ausgezeichnete Produktionen im Mindenschen Sonntagsblatte, in der „Gunloda" M. Bachmanns, und dessen „Kränzen" schon früher manchen Lesern bekannt, um so mehr unsre Theilnahme ansprechen kann, weil er von Geburt ein Lipper ist, und seine frühe Jugend in Detmold verlebte. Es ist Ferdinand Freiligrath, gegenwärtig in Amsterdam. Ihm steht eine reiche, lebendige Phantasie zu Gebote, vermöge welcher er sich in fremde Länder und Welttheile versetzt, und in den anschaulichsten Gemälden Leben und Sitten der Menschen und die umgebende Natur schildert. Ein heiteres dichterisches Behagen ist unverkennbar und erfreulich. Seine Diktion ist klar, wohl gerundet und meistentheils fließend. In Reimen thut es ihm, außer etwa Rückert, nicht leicht Einer zuvor; die unerwartetsten bringt er in Menge.

Von den 4 hier aufgenommenen Gedichten „Scipio," „Löwenritt," „Moosthee," und „anno domini . . ." ist das zweite unstreitig das gelungenste, welches in einem prächtigen Gemälde den Thierkönig auf einer Giraffe die Sandwüste durchfliegen läßt, und die seltsame Afrikanische Thierwelt dem Auge vorüberführt:

Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen,
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen,
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen;
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.
Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin und röchelt leise;
Todt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.
Ueber Madagaskar fern im Osten sieht man Frühlicht glänzen; —
So durchsprengt der Thiere König nächtlich seines Reiches Grenzen.

Das erste, „Scipio," scheint zu weit ausgeholt, um die kleine Pointe vom Menschenfleisch hervorzuheben. — Das Trinken des Moosthees versetzt den 16jährigen Dichter nach Island, wo er sich an den Wundern dieses fabelhaften Landes ergötzt. Am wenigsten gefällt das letzte, welches nach einem grausenhaften Gleichniß vom Tod der Brunhilde, in drei langzeiligen Strophen ausgemalt, den Untergang der Erde durch einen Kometen darstellt.

Möge der geschätzte Dichter vor einigen Klippen sich hüten! Was zuerst den Reim betrifft, so ist dem gebildeten Geschmack nur der unerwartete schön, der sich ohne mühsames Suchen ergiebt; sieht man aber das allzu absichtliche Haschen darnach, was gewöhnlich auf Unkosten des wahren Schönen, der Harmonie des Gedankens und des Verses geschieht, so ist er fehlerhaft. Davon sind Freiligrath's Gedichte nicht ganz freizusprechen. Auch kann die Vorliebe für das Ferne und Fremde, in dessen Darstellung die Kunst sich allerdings glänzend erweisen kann, leicht dahin verirren, daß durch Anhäufen der fremdartigen Ausdrücke und ausländischen Namen das Gedicht selbst undeutsch wird, und für manche Leser erst einer Uebersetzung bedarf. Zum Belege dafür und zugleich für Freiligrath's Art zu reimen, führen wir an:

Creolen — Zebrastute Fohlen, Cochenille — Vanille, Diana — Guyana, Fittig — Lüttich, Westen — Siesten, Paramaribo — Scipio, Vicunnawolle Quitos — Moskitos, (sämmtlich auf Einer Seite), Hottentottenkraale — Signale, Karroo — Gnu.

Endlich meide er das übertrieben Gräßliche und Häßliche, was in der neueren Zeit, namentlich durch den Einfluß der Heinischen Aftermuse, zu viel Bewundrer gefunden hat.

„Buonaberdi" von Freiherrn von Gaudy ist ein ergötzliches, blühendes und glühendes Mährchen, das die Araber von Napoleon erfunden haben.

Viktor Strauß liefert eine zwar etwas lange, aber sehr zart gefühlvolle, seelenmalende Elegie „Herrmann und Alfred," welchen Stoff A. v. Chamisso ebenfalls, in Terzinen kraftvoll zusammengedrängt, behandelt hat. Die Scene ist in Paris, darstellend ein Opfer kontrastirender politischer Ansichten bei sonst innigen Freunden.

Hiermit beginnt der kernigste und gewaltigste unter den deutschen Dichtern der neueren Zeit die Reihe seiner diesjährigen Gaben. Außer dem erwähnten finden wir von A. v. Chamisso noch 5 Gedichte: „Mäßigung und Mäßigkeit," „Vetter Anselmo," „Kreuzschau," „die alte Waschfrau," und „Nachhall," welcher als Epilog den Almanach beschließt. Die drei letzten können eine ergreifende schöne Wirkung auf wahr und rein fühlende Gemüther nicht verfehlen. Sie erscheinen als wahre Juwele, dem Inhalt und der vollendeten Form nach. Man empfindet dabei, daß sie aus dem Innersten des liebenswürdigen Dichters hervorgegangen sind, und ob sie gleich sehr einfache Wahrheiten zum Gegenstande haben, so werden diese doch so fruchtbar für das allgemein menschliche Interesse behandelt, daß sie überraschen und rühren. In der „Kreuzschau" wird ein Leidender dargestellt, der Gott anfleht, ein weniger drückendes Kreuz als das ihm auferlegte unerträgliche ihn tragen zu lassen. Auf seine Bitte entführt ihn ein Sturm in die Mitte räumiger Hallen, wo lauter Kreuze aufgespeichert sind. Hier bedeutet ihn eine Stimme, zu wählen, welches er wolle. Lange sucht er vergebens nach einem, das ihm genehm wäre, mustert noch einmal die Reihe durch, und findet am Ende:

Ein schlichtes Marterholz, nicht leicht, allein
Ihm paßlich und gerecht nach Kraft und Maaß.
„Herr!" rief er, „so du willst, dies Kreuz sey mein!"
Und wie er's prüfend mit den Augen maß —

Es war dasselbe, das er sonst getragen,
Wogegen er zu murren sich vermaß.
Er lud es auf und trug's nun sonder Klagen.

„Die alte Waschfrau," dem Anschein nach ein der poetischen Behandlung durchaus widerstrebender Stoff, ist so interessant und einfach schön in ihrem kleinen, aber wohlgegründeten Leben dargestellt, daß dieses Gedicht vielleicht als das köstlichste der ganzen Sammlung zu betrachten ist.

Die letzte Strophe faßt den Eindruck zusammen:

Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte,
In meinen Grenzen und Bereich:
Ich wollt', ich hätte so gewußt
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

Aus dem „Nachhall" mögen hier statt aller Bemerkung die Zeilen stehen, wo der ergraute Sänger wahr von sich selbst redet:

Und meine Lieder lockten feuchte Perlen
In sitt'ger Frauen Augen, ja, sie weckten
In manchem deutschen Busen Wiederhall;
Die Jugend nennt und liebt den alten Sänger,
Deß Namen guten Klanges nicht verschallt,
Bevor das werdende Geschlecht erlischt;
Ich weiß es, und ich sprech' es ruhig aus,
Nicht stolz, nicht eitel, nein, von Dank erfüllt.

und die Anrede an die jüngeren Dichter:

Ihr jüngern Sangbegabten, sammelt euch
Um mich; ich rechne mit dem Leben ab,
So scheint es; laßt mich einmal noch zu euch
Aus vollem Herzen reden; hört mich an:
Des Sehers und des Sängers Gaben sind
Von Gott und heilig; ehrt den Gott in euch;
Fröhnt nicht mit Heiligem dem Weltlichen;
Buhlt mit der Lyra nicht um schnöden Lorbeer,
Und nicht um schnöd'res Gold. Vermeßt euch nicht
Mit unsrer Zeit und unserm Vaterlande
Zu hadern, weil nach eurem Dünkel nicht
Euch Preis und Ehre zugemessen ward;
Verklagt die Mitwelt bei der Nachwelt nicht.
In Bergesklüften schläft der Wiederhall,
Und schläft in Aller Herzen; wem ein Gott
Die Macht verliehen hat, der ruft ihn wach.
Und das ist Sängerslohn. Begehrt ihr mehr?
Begehrt den Lohn vielleicht ihr der Propheten? — —

Chamisso erhärtet durch sein Beispiel den Satz, daß nur die innere Tüchtigkeit und Bravheit den Dichter vollendet. Wir müssen in dem Gedichte den Dichter lieben können, und bloße Kunstfertigkeit, sogar Geistesreichthum und Phantasie können nicht ersetzen, was aus dem Herzen in das Lied quellen muß. Ein hoher sittlicher Ernst, ein religiöses Gefühl und ein männliches Bewußtseyn sind Chamisso eigen, und dies fühlt sich seinen meisten Gedichten an. Seine merkwürdigen Lebensschicksale, welche in die großen Zeiterschütterungen verflochten sind, machen ihn überdies interessant. Folgende Notizen, aus dem Frankfurter Konversationsblatt (Nr. 51. 1834) entlehnt, werden nicht unwillkommen seyn: „Adelbert von Chamisso wurde 1781 auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne geboren. Seine Familie emigrirte einige Jahre drauf nach Berlin. Was ihn umgab, litt an dem Sturme der Revolution. Darauf diente er im Preußischen Heere, ging nach dem Frieden von Tilsit nach Frankreich zurück, ward Professor zu Napoleonville, kam bald wieder nach Deutschland, und studirte während des Befreiungskampfes Botanik in Berlin als ein gezwungener Zuschauer dieser schicksalschwangeren Zeit. Nach dem Frieden begleitete er Otto von Kotzebue auf seiner

Entdeckungsreise, und obwohl die Expedition nicht so glücklich war, die nördliche Durchfahrt zu finden, so hatte doch Chamisso das Glück, von einer Indianischen Insel zum König gewählt zu werden. Noch jetzt feiern dortige Lieder den großen Chamisso. Nach seiner Rückkehr lebt er zu Berlin der Poesie und Botanik und in sehr gutem Vernehmen mit den Europäischen Königen. — Chamisso ist ganz deutsch, an Ernst und Tiefe des Gefühls überbietet er sogar die meisten deutschen Dichter, ja es liegt sogar etwas angespannt Ernsthaftes in diesem wunderlichen Sohn der Champagne. 1813 schrieb er sein Mährchen von Peter Schlemihl, jenem Sonderlinge, der, von der Welt verstoßen, weil er seinen Schatten verloren, im geistigen Leben höheres Glück fand. Seine zerstreuten Gedichte wurden erst 1830 bemerkbar, als der erste Leipziger Musenalmanach erschien und ein Jahr später seine Gedichte gesammelt wurden." — 1834 ist eine neue vermehrte Auflage erschienen.

Sein eigenthümlicher Ernst, der mit den menschlichen Verkehrtheiten sich nimmer befreundet, macht ihn aber auch zuweilen bitter, besonders wenn er in Scherzgedichten sich Luft macht, und daher möchte gerade diese Gattung nicht sein Feld seyn. Mögen wir auch über seinen treffenden Scherz lächeln, so hinterläßt er doch keinen heitern befriedigenden Eindruck. Dies ist auch bei den Gedichten „Mäßigung und Mäßigkeit" und „Vetter Anselmo" der Fall, obgleich das letztere, welches von der Undankbarkeit handelt, in seiner Art eine höchst unterhaltende und lebensfrische Darstellung ist.

(Der Schluß folgt.)

Die Ziegelgänger.

(Fortsetzung.)

Die zur Besetzung der auswärtigen Ziegeleien dienende Mannschaft wird in unserm Lande nur von den Dörfern und Flecken hergegeben. Die Bewohner der Städte beschäftigen sich mit diesem Erwerbszweige gar nicht. Unter den einzelnen Aemtern zeichnen sich Oerlinghausen, Schötmar, Lage, Detmold, Brake und Varenholz, und unter den einzelnen Ortschaften Lage, Heiden und Heidenoldendorf als diejenigen aus, welche die meisten Ziegelarbeiter abgeben. Die übrigen Aemter, namentlich Schwalenberg und Sternberg verschmähen ebenfalls die auswärtige Arbeit nicht; aber sie ziehen das Grasmähen und Torfstechen vor.

Wenn ein Arbeiter auf einer auswärtigen Ziegelei eine Stelle zu erhalten wünscht, so meldet er sich bei einem der angestellten Ziegelboten. Von diesem erhält er die Ziegelei, die seiner bedarf, angewiesen, und mit dem für dieselbe bestimmten Meister reiset er dann ab.

Der Ziegelboten sind zwei angestellt, einer für Gröningen und Ostfriesland, und der andere für die übrigen Küstenländer. Das Geschäft der Ziegelboten ist im Wesentlichen dasselbe, welches in größeren Städten auf den für Dienstgesuche unterhaltenen Adreß-Comptoirs vorkommt. Die Ziegeleibesitzer wenden sich an sie mit ihren Nachfragen nach Arbeitsleuten, und die Arbeitsleute geben ihre Nachfragen nach Stellen bei ihnen ab. Durch ihre Vermittelung kommt der Accord zwischen beiden zu Stande. Dieser Accord wird oft, auch in den Bedingungen über den Betrag des Lohnes, vollständig durch sie abgeschlossen, so daß der Arbeiter, ehe er fort reiset, schon weiß, wie viel Lohn er erhalten wird. Eben so oft aber tauschen sie bloß die Adressen aus, und überlassen den Ziegeleibesitzern und den Arbeitern, wegen des Lohnes

unter sich einig zu werden. Außer dem Adreßgeschäfte liegt den Ziegelboten noch ob, während der Arbeitszeit die Correspondenz zwischen den Arbeitern und ihren Angehörigen in der Heimath zu besorgen. Dieß bezieht sich sowohl auf die brieflichen Mittheilungen, die sie einander zu machen haben, als auf die Geldsendungen, welche in der Mitte der Arbeitszeit von dem erübrigten Lohne in die Heimath abgefertigt zu werden pflegen. Der Name Ziegelbote kann so gut von dem einen Geschäfte, als von dem andern seine Entstehung erhalten haben, da man in ältern Zeiten einen jeden, der zu Betreibung gewisser Angelegenheiten abgesandt wurde, einen Boten nannte, wovon außer andern die Namen Botschafter und Landbote übrig geblieben sind. Um die Correspondenz der Ziegelarbeiter zu besorgen, und auch um mit den Ziegeleibesitzern das Erforderliche zu besprechen, machen die Ziegelboten wenigstens einmal im Jahre, gewöhnlich im Juny und July, eine Reise, auf welcher sie alle Ziegeleien, mit denen sie in Verbindung stehn, besuchen.

Die Ziegelarbeiter bilden unter einander so viele einzelne Gesellschaften, als sie Ziegeleien besetzen. Diese Gesellschaften heißen Flüge; und jeder Flug besteht, wenn auf der Ziegelei bloß Pfannen oder bloß Steine verfertiget werden, aus 5 bis 7 Personen; ist aber die Ziegelei für beide Fabricate zugleich bestimmt, so sind in der Regel 10 bis 14 Personen erforderlich.

Die einzelnen Arbeiter sind auf den Pfannen-Fabriken:

1. Der Meister oder Brandmeister, welcher das ganze Geschäft leitet, und insbesondre das Brennen der Pfannen im Ofen beaufsichtet.

2. Der Former, der den Thon auf dem Biegholze zur Pfanne formt und mit einem Haken oder Kopfe versieht. Häufig, und auf den kleineren Ziegeleien in der Regel, sind Brandmeister und Former in einer Person vereinigt.

3. Der Streicher, der den Thon, ehe ihn der Former übernimmt, im Streichrahmen abtheilt.

4. Der Walker, der den Thon mit den Händen knetet.

5. Der Müller, der das Mahlen des Thons auf der Thonmühle durch Pferde verrichten läßt.

Sind die Fabriken von größerem Umfange, so kommen

6. noch ein oder zwei Umgänger oder Außenleute hinzu. Diese besorgen dann hauptsächlich das Heranbringen des Thons aus der Grube, was sonst die übrigen Arbeiter nebenbei verrichten.

Auf den Stein-Fabriken sind die einzelnen Arbeiter:

1. Der Brandmeister.

2. Der Former.

3. Der Aufstecher, der die für einen Stein erfoderliche Quantität Thon dem Former zureicht.

4. Der Karrenmann, der den bereiteten Thon auf Karren in die Werkstätte schiebt.

5. Der Treter oder Kleimacher, der den Thon durch Pferde treten läßt. Auf denjenigen Steinfabriken, auf welchen der Thon nicht getreten, sondern, wie auf den Pfannenfabriken, gemahlen wird, fällt der Treter weg, und versieht der Karrenmann zugleich die Aufsicht über die Mühle.

6. Der große Junge und der kleine Junge, welche den Transport der Steine zum Trockenhause und von da zum Ofen besorgen, und die windtrockenen Steine beschneiden oder abklopfen. Von dem letztern Geschäfte werden sie auch mit den besonderen Namen Aufschneider oder Klöpper bezeichnet.

7. Ein oder zwei Umgänger, wie bei den Pfannen-Fabriken.

Das Personal derjenigen Fabriken, welche Steine und Dachziegel zugleich liefern, ver-

einigt alle verschiedenartige Arbeiter in sich, und ist deshalb in der Regel doppelt so groß, als das Personal der nur für das eine oder andere Fabricat bestimmten Ziegeleien.

Den Contract mit den Ziegeleibesitzern schließen die Arbeiter immer auf Accord, nicht auf Tagelohn ab. Für 1000 Stück fertige Steine oder Pfannen erhalten sie eine bestimmte Summe Geldes, die nach den Umständen verschieden ist. Der Preis der Pfannen hat bisher zwischen 2 bis 5½ Rthl. und der Preis der Steine zwischen ½ bis 2½ Rthl. fur 1000 Stück gewechselt. Bei Uebernahme des Contracts vertritt zuweilen der Meister die ganze Gesellschaft, so daß Gewinn und Verlust, und alles Risico (das wegen des Einflusses, den das Wetter, je nachdem es trocken oder feucht ist, auf den Fortgang der Arbeit hat, nicht gering zu seyn pflegt) auf seine Rechnung geht, und die übrigen Arbeiter von ihm einen bestimmten Lohn erhalten. Häufiger aber treten einzelne von den übrigen Arbeitern, gewöhnlich die beiden ersten, Former und Streicher, oder Former und Aufstecher, mit in den Contract ein. Dieselben heißen dann Annehmer, und theilen Gewinn und Verlust mit dem Meister. In frühern Zeiten war Regel, daß alle Mitglieder der Gesellschaft, nach einem ihrem verschiedenartigen Range entsprechenden Maßstabe, Gewinn und Verlust theilten, und der Meister nur eine bestimmte Summe, die man Vorzug nannte, vorab erhielt.

Der Aufenthalt der Ziegelarbeiter im Auslande dauert in der Regel von der Mitte des Monats April, bis zum Ende des Monats October. Zuweilen macht aber die Ungunst des Wetters einen spätern Anfang, oder ein früheres Aufhören nothwendig. Ihre Lebensweise während der Arbeitszeit ist dem Zwecke, für welchen sie die Heimath verlassen haben, entsprechend. Sie haben immer nur das eine Ziel vor Augen, ihren Angehörigen bei der Rückkehr einigen

Ueberschuß von dem verdienten Gelde mit zu bringen, und leben deshalb in jeder Beziehung mäßig und arbeitsam, ohne jedoch die nothwendigen Lebensbedürfnisse sich abgehn oder zu übertriebenen Anstrengungen sich verleiten zu lassen. Um vier Uhr Morgens, wenn es die Jahrszeit erlaubt, muß Jeder an der Arbeit seyn. Das Frühstück, bei welchem der Caffee und auch ein Schnaps nicht fehlt, wird ohne Zeitverlust neben der Arbeit eingenommen. Zwischen 12 und 1 wird Mittag gemacht, und was der Karrenmann oder der Müller, die in der Regel die Stelle des Kochs versehn, dann vorsetzen (Gemüse, Fleisch, Pfannkuchen, Milch, und vor allen Dingen Speck) wird genossen. Eine halbe Stunde zwischen 5 und 6 ist zum Vespern bestimmt, und nicht eher als gegen 10 Uhr Abends wird das Arbeitszeug bei Seite gelegt. Der Sonntag indeß wird ausschließlich der Ruhe, der Andacht und dem Vergnügen gewidmet. Morgens gehn regelmäßig abwechselnd Einige aus der Gesellschaft zur Kirche; die Andern bleiben auf der Ziegelei, um unterdeß den Brand im Ofen im Auge zu behalten. Nur im Gröninger Lande, wo nicht in Deutscher, sondern in Holländischer Sprache gepredigt wird, und auf einigen abgelegenen Ziegeleien müssen sie sich statt des Kirchengehens mit einer Hausandacht begnügen. Sie verrichten dieselbe durch wechselseitiges Vorlesen aus dem Gesangbuche, das sie zu diesem Zwecke bei ihrem Abgange aus der Heimath mitnehmen. Sonntags Abends werden die nächst gelegenen Wirthshäuser besucht, in welchen sich dann zum Kartenspiel oder zu sonstigen geselligen Unterhaltungen Veranlassung findet.

Ein Tag im Jahre ist immer ein außerordentlicher und eigenthümlicher Festtag. Dieß ist der Tag, an welchem der Ziegelbote ankommt und die Briefe aus der Heimath bringt. An diesem Tage ruht alle Arbeit, und Küche und

Keller muß das Beste liefern. Auf einigen Ziegeleien ist es noch Sitte, dem Boten in feierlichem Aufzuge entgegen zu gehn, und ihn mit gewissen althergebrachten Ceremonien zu empfangen. Der Geist der neueren Zeit ist aber solchen Gebräuchen nicht günstig, und sie kommen immer mehr ab.

Mit den Eingeborenen des Landes leben die Ziegelgänger in der Regel im besten Einverständnisse. Schon ihre bloße Ankunft gereicht ihnen zur Empfehlung; denn, da sie für ihre Abreise von hier gegen das Ende des Winters immer sorgfältig den Eintritt des milderen Wetters abpassen, so sind sie für jene nördlicheren Gegenden die sichersten Boten des Frühlings, und „die Lippischen Jungens kommen, nun wird es Sommer" ist hin und wieder ein sehr gangbares Sprichwort. Auch haben sie bei den Eingeborenen im Handel und Wandel unbedingten Credit, was schon eine natürliche Folge davon ist, daß sie dort auf mehr als das bloße Auskommen arbeiten, und für die Zeit ihres Aufenthalts in der Fremde in der Regel reiche Leute sind. Von Anfeindungen, wie sie der Brodneid sonst so häufig denen, welche in fremden Ländern Erwerb suchen, entgegensetzt, erfahren die Ziegelgänger nichts, oder doch nur wenig. Vor einigen Jahren wurden die Hannöverischen Behörden veranlaßt, eine Untersuchung darüber anzustellen, ob der Verdienst der Ziegelgänger nicht den dortigen Unterthanen zugewandt werden könne. Die Ziegeleibesitzer erklärten aber bei dieser Gelegenheit einstimmig, daß die fremden Arbeiter nicht zu entbehren seyen; ihren eignen Leuten fehle es zum Theil an dem nöthigen Geschick für diese Art von Arbeit, und zum Theil seyen sie auch an solche Anstrengungen nicht gewöhnt, wie die Ziegel-Arbeit erfodere, wenn sie einiger Maßen mit Vortheil betrieben werden solle. Die von Einigen vielleicht beabsichtigten Unterdrückungsmaßregeln kamen deshalb nicht zur Ausführung; und das Resultat der angestellten Untersuchung war eine Bestätigung der Ansicht, daß die Ziegelgänger dem dortigen Gewerbfleiße nur förderlich seyen, und daß die Begünstigung derselben dem Interesse der dortigen Unterthanen weit eher entspreche als die vorgeschlagene Zurückschreckung. An Abgaben bezahlen die Ziegelarbeiter dem fremden Staate während der Arbeitszeit die Kopfsteuer, welche in den meisten Gegenden 2 ggr. monatlich beträgt.

Der jährliche Erwerb der Ziegelarbeiter ist sehr verschieden, je nachdem sie vom Wetter und sonst durch die Umstände begünstiget werden oder nicht. Im Durchschnitt läßt sich annehmen, daß sie nach Abzug der Unkosten im Herbste bei der Rückkehr als reinen Gewinn übrig haben:

1. Der Meister = = 90 bis 100 Rthlr.

Noch während der letzten, im Ganzen nicht sehr günstigen Jahre gab es Meister, deren Verdienst sich bis auf 150 Rthl. belief. Dieß sind aber Ausnahmen.

2. Der Former, Streicher, Walker, Aufstecher, Karrenmann, jeder = 60 bis 70 Rthlr.

3. Der Müller, Treter, Umgänger, Außenmann, jeder = = = 35 bis 50 Rthlr.

4. Der große Junge = 25 bis 30 Rthlr.

5. Der kleine Junge = 15 bis 20 Rthlr.

Hiernach würde sich der jährliche Gewinn für die Person im Durchschnitt etwa auf 60 Rthlr., und die Summe des baaren Geldes, welches ohngefähr 1000 Ziegelarbeiter jährlich in ihre Heimath bringen, auf 60000 Rthlr. anschlagen lassen.

Die Ankunft dieser Geldsummen und die Rückkehr der Männer mit ihnen veranlaßt in den Orten, welche die Ziegelarbeit stark betreiben, jeden Herbst eine kleine Aufregung. Die älteren und bereits angesessenen Männer haben dann Zinsen zu bezahlen, Käufe und Verkäufe

abzuschließen, mitunter kleine Capitalien unterzubringen, Zwistigkeiten, die während der sechsmonatlichen Abwesenheit des Familien-Oberhauptes in und außer dem Hause entstanden seyn mögen, beizulegen, und dergleichen mehr; und Alles das erfodert für den Anfang nicht geringe Regsamkeit. Die Jüngeren beleben die Straßen und Sonntags die Tanzböden, zeichnen sich in Gesellschaften (wie schon Möser bemerkt hat) durch ein petit air étranger aus, und lassen sich mit Zuversichtlichkeit ein Glas vom Besten einschenken. Das dauert einige Wochen lang. Dann finden sich alle wieder in die gewohnte Winterarbeit und nehmen bis zum nächsten Frühjahre das Spinnrad oder den Webstuhl vor die Hand.

(Fortsetzung folgt nächstens.)

Leicht zündender Feuerschwamm.

Auf ein Gewichtstheil Feuerschwamm nimmt man zwei Gewichtstheile sogenanntes Bleiextract oder Bleiessig (Basisch essigsaures Bleioxyd), weicht den Schwamm darin ein, preßt ihn darauf aus und trocknet. Das genannte Bleisalz befördert die Verbrennung sehr, und Herr Rathelot, Apotheker bei der ehemaligen französischen Armee in Illyrien hat 1812 viele vortheilhafte Anwendungen davon gemacht; so z. B. Lunten für die Kanoniere der illyrischen Armee verfertigt, die eben so gute Dienste leisteten wie die gewöhnlichen Lunten. Statt des Schwamms kann man auch dickes ungeleimtes Papier nehmen.

Chronik des Tages.

Salzuflen, den 16. April 1835. — Die Elberfelder Feuer-Versicherungs-Compagnie hat der Feuerlöschungsmannschaft zu Salzuflen für die bewiesene außerordentliche Thätigkeit bei dem Brande, welcher in der Nacht vom 3. auf den 4ten März daselbst Statt fand, eine Prämie von funfzehn Thalern durch ihren Agenten, Herrn Wist in Detmold zustellen lassen. In der That geschah bei diesem Brande alles Mögliche, wenn man erwägt, daß der Brand erst bemerkt wurde, als die Flamme schon hoch zum Dache herausschlug, und durch den heftigen Sturm, der gleichzeitig Statt fand, dieselbe bereits die Dächer zweier Nachbarhäuser ergriffen hatte, und mit Stroh gefüllte Scheunen in der Nähe des brennenden Hauses sich befanden. Der Thätigkeit aller bei den Feuerlöschungsapparaten angestellten Mannschaft und sämmtlicher Einwohner, die auf der Brandstätte erschienen waren, der Vortrefflichkeit der Spritzen und der eifrigen Hülfe der sofort mit ihrer Spritze herbeigeeilten Nachbaren aus Schötmar gelang es endlich, die Feuerströme der Art zu dämpfen, daß die beiden Nachbarhäuser völlig gerettet wurden, und nur das eine Haus, in welchem das Feuer anging, zum Theil ein Raub der Flammen wurde.

Schötmar. — Am Morgen des 14. April, früh gegen 2 Uhr, brach auf der Knetterheide, im Amte Schötmar, auf der Schäfermeierschen Stätte, Feuer aus. Zwei Häuser brannten ab, beide waren mit Stroh gedeckt. Die Spritzen von Schötmar, Salzuflen, Berten und Biemsen waren auf der Brandstätte, das Feuer griff aber so rasch um sich, daß an Rettung der Häuser nicht zu denken war, zumal da, obgleich eine große Zahl Menschen auf der Brandstätte zugegen, dieselbe doch nicht ausreichte, um durch die gebildeten Reihen nach den benachbarten Teichen, die Spritzen mit so viel Wasser zu versorgen, daß sie in ununterbrochener Thätigkeit erhalten werden konnten. Kurz nach 4 Uhr war indeß das Feuer gelöscht. Die armen Einlieger-Familien, welche die abgebrannten Häuser bewohnten, haben Nichts gerettet!

Räthsel.

So wie das kalte Ding, das leicht zerbricht,
Sey gegen dich das theure Rückwärts nicht.

(Auflösung in № 5.)

Auflösung des Räthsels in № 3:

Der Branntwein.

Hierbei № 4. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 5.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 6. Mai 1835.

Ueber einige neuere deutsche Dichter, welche im Musenalmanach für das Jahr 1835 auftreten.

(Schluß).

Seines wackern Freundes und Mitherausgebers, G. Schwab, werde hier gleich erwähnt, obgleich dessen Gaben erst am Ende des Almanachs erscheinen. Auch dieser rühmliche Dichter, besonders als Romanzensänger bekannt, erwärmt und erfreut durch seine fromm-brave Gesinnung, die unverkennbar aus seinen Gedichten athmet, und uns immer wieder mit ihm aussöhnt, wenn auch zuweilen die moderne Aesthetik ihn verleitet, einem falschen Geschmack zu huldigen, wie namentlich im vorigjährigen Almanach sich zeigte. Seine gesunde, schöne Natur leuchtet durch und arbeitet sich durch, und es steht nicht zu leugnen, daß seine neueren Gedichte an Gediegenheit die meisten der frühern Zeit übertreffen. Hier liefert er 5 Stücke: „Johannes Kant," „der Schwedenthurm," „die Gräfinn zu Wertheim," „der Sohn des Regenten" und „Soldatenrache," welche sämmtlich werthvoll sind. Das erste, welches auch „Macht der Wahrheit" betitelt seyn könnte, erzählt in schlichter, anmuthiger Naivetät, wie Johannes Kant, Doktor der Theologie zu Krakau, ein frommer, wahrhaftiger Mann, auf der Reise nach seinem Vaterlande Schlesien von Räubern überfallen wird, die ihm Alles abnehmen, was er willig hingiebt, und nur um sein Leben fleht. Sie lassen ihm nur das Leben und die Kleider und lassen ihn seinen Weg gehn, nachdem er auf die Frage, ob er auch noch irgend etwas versteckt habe, in der Todesangst: nein, geschworen. Zitternd eilt er fort, erinnert sich aber unterwegs, da er mit der Hand an einen Wulst des Kleides fährt, daß er hier eine Summe Goldes eingenäht. Die erste Freude darüber weicht bald der Gewissensunruhe, daß er gegen die Räuber gelogen. Das verborgne Geld brennt ihm auf der Seele. Hastig läuft er zu den Räubern, welche sich gerade in seine Habe theilen, zurück, stellt sich demüthig vor sie hin und spricht:

„O wisset, daß ich ein Lügner bin!
Doch log der Schrecken aus mir, darum
verzeiht!"

Darauf reißt er das Gold hervor:

„Das hab' ich böslich vor euch verleugnet, nehmt!"
Den Räubern aber wird's wunderlich im Kopf,
Sie möchten lachen und spotten ob dem Tropf;
Und ihre Lippe findet doch keinen Laut,
Und ihr vertrocknetes, starres Auge thaut.
Und in dem bleiernen Schlummer, den er schlief,
Regt sich in ihnen plötzlich der Imp'rativ,
Der wunderbare, das heil'ge Gebot: Du sollt —
Du sollt nicht stehlen! — und vor der Hand voll Gold
Auf springen sie; dann werfen sich All' aufs Knie,
Ein tiefes Schweigen waltet; denn Gott ist hie.

Jetzt aber regt sich emsig die ganze Schaar:
Der reicht den Beutel und der die Kette dar,
Ein Dritter bringt das Pferd, gesattelt, gerüst't,
Das Meßbuch reicht der Hauptmann — er hat's geküßt.
Dann helfen sie ihm zu Roß mit willigem Dienst,
Nichts bleibt zurück vom neuen Räubergewinnst,
Ja, mußte Herr Kant nur seyn auf seiner Hut,
Daß sie ihm nicht auch schenkten gestohlen Gut.

Er scheidet, er theilt den Seegen aus vom Pferd,
Wünscht ihnen gründliche Reu', die sie bekehrt.
Nur dacht' er traurig, als um die Eck' er bog:
„Ihr armen Schelmen ihr stehlet, — und ich log!"

Doch als er kam zum finstern Walde hinaus,
Da war verschwunden der Sünde ganzer Graus,
Da stand der Morgenhimmel in rother Glut,
Da ward dem frommen Wanderer froh zu Muth.
„Dein Wille gescheh' im Himmel und auf Erd!"
So betete der Kant, und giebt die Sporen dem Pferd.

Rückwärts gehend begegnen wir bald dem äußerst fruchtbaren Dichter, dem großen Vers-, Sprach- und Reimkünstler und Orientalisten Rückert, sonst unter dem Namen Freimund Reimar bekannt. Er liefert zum Erweis seiner Fruchtbarkeit 20 Scherzgedichte, obschon im letzten Almanach nicht weniger als 50 Poesieen von ihm prangten. Außer den schon erwähnten Tugenden besitzt er einen unverwüstlichen behaglichen Humor, der erheiternd wirkt, und die große Kunst, aus Allem etwas zu machen. Jeder Gegenstand, auch der trivialste, wird unter seinen Händen gleich zum Gedicht, indem er ein paar artige oder witzige Gedanken daran knüpft, und mit gefälliger Leichtigkeit zu einer unerwarteten Schlußpointe gewöhnlich zuspitzt. An dies Manoeuvre müssen ihn auch die Bienen beim Regenwetter erinnern, welche hinter ihm in dem Korbe sumsen und schaffen. Sonst sammelten sie nur ein, hatten aber zum Sichten keine Zeit;

Die haben sie nun heute,
Nun ruht ihr Sammeldrang,
Sie freu'n sich ihre Beute
Zu schmücken mit Gesang.
Laß dir's umsonst nicht sagen:
Du hast viel rohen Seim
Bei Sonnschein eingetragen,
Nun bild' ihn aus zum Reim!

Aber diese große Kunst führt ihn doch nicht

selten auf Abwege. Seine meisten Produktionen, so gefällig sie auch sich einmal lesen lassen, schweben doch schnell vorüber, und hinterlassen keinen tiefen Eindruck auf das Gemüth. Denn sie erscheinen doch nur als anmuthige Tändelei. Vergönnen wir aber auch Rückert seine eigenthümliche Weise, so ist doch gewiß nicht aus den Augen zu verlieren, daß auch von der Wahl des Stoffes für den Werth des Gedichtes unendlich viel abhängt. Mögen jüngere Dichter durch Rückert's Beispiel sich nicht blenden lassen! Trivialitäten können für einen Augenblick durch geistreiche Behandlung interessant werden; aber sie bleiben doch, was sie sind, und wehe, wer sich damit befaßt, ohne des Stoffes so Herr zu seyn, wie Rückert!

Ihm vorher geht C. Barth, der Zeichner und Kupferstecher, welchen Rückert im Almanach auf 1834 einführte und anpries. Seine Gedichte sind aber fast nur unbedeutende Gelegenheitsgedichte, zu sehr geschroben, und zu arm an ächtpoetischen Gedanken.

Von den bekanntern Dichtern werde noch K. Mayer's gedacht, der insofern einige Aehnlichkeit mit Rückert hat, als er auch aus hundert äußern Dingen, die ihm in den Weg kommen, ein Gedichtchen macht. Doch er beschränkt sich auf einen engern Kreis, indem er fast lauter kleine Bildchen aus der Natur in epigrammatischer Form giebt, und fast nur im Walde, im Gebirge, an Seen und Flüssen zu Hause ist. Dies bringt aber auch eine karge Eintönigkeit hervor, die, so viel malerisches Talent sie auch beurkunden mag, doch ermüdet, und um so mehr, als sich Mayer der bloßen Objektivität befleißt, und im Zusammendrängen der Worte bis zum Uebelklang sich gefällt. Wir heben aus:

Erheiterung.

Mag manche Reisehoffnung scheitern,
Im Regen selber mich erheitern
Grünwiesen, äpfel=birnenbunt,
Das Blau des Sees im Hintergrund.

Bilderjagd.

O See, lazuren und smaragden,
Dem Jäger laß ich seine Jagden;
Du lieferst Bilder, unermüdlich,
Ich raube wenige, doch friedlich.

Rührend sind die Lieder des Freiherrn J. von Eichendorff auf den Tod seines Kindes. Aus ihnen spricht ein wahrer Vaterschmerz, der durch liebende Erinnerung zur sanften Wehmuth gemildert, und durch gläubigen Sinn veredelt ist. Das menschlich wahr und schön Empfundne übt auch in der Poesie die sicherste Wirkung.

Anastasius Grün (Graf Auersberg) giebt in dem Gedichte „Sobieski" eine geistreiche Apotheose Wien's, eingeleitet durch den Scherz des lebenslustigen Polnischen Helden Ludomirski beim Einzug in die damals sehr verheerte Kaiserstadt, und wendet zum Schluß von der jetzigen Herrlichkeit Wien's den Blick auf das verödete, blutende Vaterland des Polen. Das Gedicht ist großartig nach Anlage und Ausführung, vielleicht dürfte nur Ludomirski's Rede etwas kürzer seyn.

„Sultan Alb Arslan" vom Grafen Alexander von Würtemberg verdient noch als kerniges und mannhaftes Gedicht genannt zu werden, wie auch in andrer Beziehung „die Herberg zu St. Blasius" vom Freiherrn von Sternberg durch einen einfach schönen Sinn anspricht.

Doch, da es keineswegs Plan ist, die ganze Schaar der hier auftretenden Dichter mit ihren Gaben zu beurtheilen, was auch bei manchen nicht möglich wäre, weil ein kleines, auch zierlich ausgearbeitetes, aber zu wenig sagendes Gedicht den richtigen Maaßstab noch nicht an die Hand geben kann; so mögen nur noch die Namen K. Simrock, W. Wackernagel, Fr. de la Motte Fouqué, K. Grüneisen, E.

M. Arndt, Ferrandt, Söltl, Streckfuß angeführt werden.

Schließlich drängt sich noch eine Bemerkung auf, die bei wiederholtem Lesen nicht abzuweisen war. Was die Gedichte der meisten zuletzt genannten und nicht genannten Poeten betrifft, so sey es fern, zu behaupten, daß nicht manches recht artige, zierliche, welches man mit Vergnügen für den Augenblick liest, sich darunter finde. Glatt und rund ist ihr Ansehn. Auch Sprache und Versifikation sind eben nicht zu tadeln. Es fehlt sogar nicht an guten Gedanken, treffenden Bildern, und am wenigsten an glänzenden Pointen. Allein, wenn, wie über Vortrefflichkeit der Gerichte nicht die Meinung des Kochs, sondern die unbetrügliche Zunge der speisenden Gäste das rechte Urtheil abgiebt, über Gedichte am Ende doch der Eindruck, den sie auf Geist und Gemüth genußfähiger Leser machen, entscheidet; — so läßt sich freilich nicht ableugnen, daß dieser bei den allermeisten sehr gering, oft gänzlich null ist. Es tönet und hallet und flistert und lispelt wohl um die Ohren, aber es schmeichelt sich nicht in's Herz, geht nicht in Saft und Blut über; oder „es wallet und siedet und brauset und zischt, wie wenn Wasser mit Feuer sich menget," aber es hat nichts zu bedeuten, es giebt nur Schaum und Dampf. Am rechten kräftigen, gesunden Gehalte fehlt es, an der wahren vollen Empfindung und ächten Begeisterung, die ungesucht und unwiderstehlich sich mittheilt. Eine Menge künstlicher Schaugerichte, die doch Niemanden Appetit erwecken; fast nichts, das man nüchtern essen möchte; manches widersteht gänzlich oder ist unverdaulich. Harm und Schmerz wird aufgetischt, der unnöthig wäre und keinen Menschen rührt; forcirte Lustigkeit, manierirte Naivetät bis zum Albernen, überzarte Liebelei, Haschen nach seltsamen Gedanken und abentheuerlichen, unnatürlichen Empfindungen; eine unerquickliche Absichtlichkeit, Unmuth und Verdruß, sogar Desperation, welche statt der Muse begeistern sollen, endlich mitunter ein ängstliches Streben nach Anerkennung und Namensunsterblichkeit; was doch alles keine Ingredienzien zum bekommlichen Mahle darbietet. Hiernach hat es beinahe den Anschein, als sey die Poesie nahe daran, vom wirklichen Leben und den eigentlichsten Lebensinteressen sich zu entfernen, Grund und Boden unter den Füßen zu verlieren, und somit — was die nothwendige Folge seyn müßte — auch ihre Zaubermacht über die Gemüther aufzugeben. Denn, wer könnte sich interessiren für das, was ihn nicht anspricht, keine Saite des eignen Innern anregt? Liegt der Grund davon in der Zeit, welche ruhiges Behagen und harmlose Freude am Schaffen seltener vergönnt, oder in der Bildung und dem Charakter der dichtenden Individuen; — genug, wir können nur wünschen, daß die Musen ihre begünstigten Priester von diesen Abwegen zurückführen, und die Almanache der kommenden Jahre uns überzeugen mögen, daß die Furcht nur Täuschung war.

Fragmente zur Geschichte und Alterthumskunde des Fürstenthums Lippe.

Wir sind willens, den Lesern des Lippischen Magazins eine Reihe weder allzu langer, noch allzu gelehrter Aufsätze über die Landesgeschichte vorzulegen, für die wir kaum nöthig halten, die Aufmerksamkeit und das Wohlwollen derselben besonders in Anspruch zu nehmen, da der Gegenstand an dem Orte, wo wir ihn zu besprechen unternehmen, des Interesses ohnehin nicht ermangeln kann. Eher dürfte der Verfasser um einige Nachsicht zu bitten haben, nicht für Leichtfertigkeiten und Nachlässigkeiten, die unter keinerlei Umständen Nachsicht verdienen, und die

er sich hoffentlich nicht zu Schulden kommen lassen wird; sondern dafür, daß er seine Leser eine Zeitlang, statt mit den denkwürdigen Thaten bedeutender Männer und den gesetzmäßigen Entwicklungen des Geistes in der Zeit, die der wahre und eigentliche Gegenstand der Geschichte sind, mit vielleicht etwas trockenen Untersuchungen über alte Ortsnamen unterhalten wird. Die Sache ließ sich jedoch nicht ändern, wenn nicht dem Unterhaltenden die Gründlichkeit geopfert werden sollte, der auf diesem Gebiete die unscheinbarsten Untersuchungen über die kleinsten Gegenstände eben so wenig entbehren können, als die großartigsten Werke und die erhabensten Objecte. Es sollen nemlich diese kleinen historischen Abhandlungen so viel als möglich in chronologischer Ordnung auf einander folgen, und zwar nicht blos dem Leser, sondern auch insbesondere dem Verfasser zu Liebe, der diesen Theil der vaterländischen Geschichte keineswegs seit langer Zeit zu seinem Hauptstudium gemacht, sondern früher nur beiläufig und fragmentarisch betrieben hat, was freilich, wenn er eine Lippische Geschichte schreiben wollte, statt Bruchstücke aus derselben, ein bedenkliches Geständniß seyn würde. Hier scheut er sich jedoch nicht im geringsten, dieses Geständniß zu machen, und den Leser gleichsam zum Vertrauten seiner Studien zu wählen; einestheils, weil, so viel er weiß, keinem des Faches durch lange Vorarbeiten mächtigen und zu schriftstellerischen Mittheilungen aufgelegten Manne, wie der verstorbene Closstermeyer war, vorgegriffen wird; anderentheils, weil es ihn freuen würde, auch andre Freunde der Geschichte zur Benutzung der trefflichen Quellensammlung, welche die Detmolder öffentliche Bibliothek darbietet, anzuregen. Auch ist er sich außerdem einer so unbefangenen Liebe zur Wahrheit bewußt, daß es ihm fast eben so lieb seyn wird, widerlegt und verbessert, als gelobt zu werden; und wenn er dergleichen die

Sache fördernde Einreden gelegentlich hervorrufen sollte, so würde ihm das der angenehmste Beweis derjenigen Theilnahme seyn, die er seinen Untersuchungen wünschen möchte.

Von einer Lippischen Geschichte im strengeren Sinne des Worts kann erst seit der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts die Rede seyn, wo die hervorragende Persönlichkeit eines Edlen Herrn zur Lippe nicht nur diesem selbst eine ziemlich bedeutende Rolle in der deutschen Geschichte jener Zeit angewiesen, sondern auch seinen Thaten und Schicksalen die Muse eines nicht ungelehrten, wenn gleich etwas weitschweifigen, Dichters zugewandt hat. Viele unsrer Leser werden errathen haben, daß wir von dem tapfern Feldherrn Heinrichs des Löwen, Bernhard II, und von dem Verfasser des Lippiflorium's [1]), dem Dominikanermönch Justinus aus Lippstadt, reden. Vor diesem Dichter, der etwa ums Jahr 1260 geschrieben haben mag, fließen die Quellen der Lippischen Geschichte nur äußerst dürftig, und vor dem Haupthelden seines Gedichts, der im Jahr 1223 als Bischof von Semgallen in Liefland gestorben ist, finden sich nur vereinzelte Namen [2]) aus dem Geschlechte der Edlen Herrn zur Lippe; zuerst im J. 1123 Bernhard; dann zwei Brüder Bernhard und Hermann, im J. 1129; noch einige male ein Hermann, dann wieder ein Bernhard, endlich ein Adolf und Heinrich, welche schon Zeitgenossen jenes Bernhard II gewesen seyn

1) M. Justini Lippiensis Lippiflorium, gedruckt in Meibomii scriptt. rer. Germ. tom. I, p. 578. Es giebt auch eine plattdeutsche Uebersetzung dieses lateinischen Gedichts aus dem 15ten Jahrhundert, aus welcher in Piderit's Chronik und bei neueren Schriftstellern gelegentlich Stellen mitgetheilt werden. Das Fürstlich Lippische Archiv besitzt eine Handschrift derselben.

2) In den besonders von Schaten in den Annal. Paderbornens. mitgetheilten Urkunden.

müssen; denn sie erscheinen in den Jahren 1171 und 1180. Von allen diesen muthmaßlichen Ahnherrn unseres jetzigen Fürstenhauses erfahren wir außer den Namen nichts, nicht einmal, in welchem Grade der Verwandschaft jener heldenmüthige Feldherr eines noch berühmteren Helden zu ihnen gestanden hat.

Woran kann unter solchen Umständen die Geschichte der Landschaft, welche das gegenwärtige Fürstenthum Lippe bildet, sich anschließen, so lange die Geschichte des Regentenhauses, dessen ursprüngliche Besitzungen überdem zum großen Theile außerhalb der jetzigen Landesgränzen gelegen haben, noch keinen Anhaltpunkt gewährt? Ohne Zweifel nur an die Geschichte der einzelnen Ortschaften, insbesondre der Städte. Wenn aber auch diese noch keine Geschichte haben, wie denn von den ältesten Lippischen Städten, Lippstadt und Lemgo, jene erst von dem genannten Bernhard II am Ende des zwölften Jahrhunderts gegründet ist, diese freilich schon im dreizehnten Jahrhundert zu beträchtlicher Blüthe gelangt seyn muß, (wie die im J. 1245 der Stadt bestätigten und das im J. 1253 den Tuchhändlern in derselben ertheilte Privilegium [3]) beweisen), ohne daß jedoch bestimmte Nachrichten über ihre früheren Schicksale und ihr Entstehen vorhanden wären; so bleiben vorläufig nur jene, wie verlorene Trümmer einer untergegangenen Welt, aus dem Meere der Vergessenheit auftauchenden bekannten Namen, an welche uns zu halten, und mit ihrer Hülfe uns einstweilen nothdürftig zu orientiren, wir nicht verschmähen dürfen, bis wir den sichern und befreundeten Boden der eigentlichen Geschichte unter uns fühlen.

3) Beide Urkunden sind bei Grupen in den origines Germaniae, im dritten Bande, Seite 222 und 225, abgedruckt. Uebrigens sind die Lemgoer Privilegien Wiederholungen der Lippstädtischen.

Wir übergehen hier füglich den Teutoburger Wald (saltus Teutoburgiensis) des Tacitus, der freilich wohl der älteste Lippische Localname genannt werden kann, mit Stillschweigen, weil wir die Untersuchungen über die Wahlstatt der Varusschlacht durch Clostermeiers verdienstliche Schriften geschlossen, und das Resultat, daß der Teutoburger Wald, wo Varus erlag, ein Theil des sogenannten Lippischen Waldes gewesen (freilich auch nur dieses, denn das Einzelne wird sich niemals mit Sicherheit bestimmen lassen), keinem begründeten Einwurfe mehr ausgesetzt glauben. Auf jenes denkwürdige und vielgefeierte Ereigniß, das besonders seit dem wiedererwachten deutschen Nationalgefühle unsern bescheidenen Thälern einen gewissen classischen Ruhm verliehen hat, folgen leider mehr als sieben Jahrhunderte einer für unsre Gegenden undurchdringlichen historischen Nacht, in welchen auch nicht die kleinste Spur nach irgend einem Punkte unseres Landes hinweiset, nicht das geringste Ereigniß aufbehalten ist, dessen Schauplatz wir mit Sicherheit in unsern Grenzen nachweisen könnten. Und als endlich Karls des großen dreißigjähriger Erobrungs- und Bekehrungskrieg mit dem Lichte des Christenthums auch das der Geschichte über diese rauhe Heimath tapferer aber unliterarischer Männer neu aufgehen läßt, da sind die alten Völkernamen in Umwälzungen, die keine Geschichte beschrieben, keine glaubwürdige Sage dem Gedächtniß aufbewahrt hat, untergegangen, und statt der Cherusker, Angrivarier, Dulgibiner, Chasuarier, Brukterer u. a. [4]) finden wir den großen Stamm der Sachsen in seinen

4) Es lassen sich zwar einige dieser Völkernamen noch im vierten und fünften Jahrhundert im Bunde der Franken wiederfinden; aber wie sie später in dem Namen und Volke der Sachsen aufgegangen, das ist eben so dunkel, als die Herkunft dieses Namens selbst und seine ursprüngliche Heimath.

drei Zweigen, Westfalen, Engern und Ostfalen, über das ganze nordwestliche Deutschland, von den Grenzen der Franken und der Slavischen Stämme jenseits der Elbe, bis zu der Nordsee und dem Lande der Friesen verbreitet, kenntlich noch heute durch den Dialect, den erst Luthers Bibelübersetzung aus dem Munde der Gebildeten verdrängt hat, und den unsre Volksschulen allmählig seinem unvermeidlichen Untergange entgegen führen werden. In dieser Zeit und in diesem Kriege taucht denn auch der erste noch jetzt erhaltene Ortsname unseres Landes auf, mit dem wir unsre Untersuchungen billig eröffnen:

I. Theotmalli, Thietmelle (Detmold).

Die Ereignisse des großen Sachsenkrieges, der Karl den großen über dreißig Jahre, von 772 bis 803 n. C. G., oft unterbrochen und scheinbar beendet, aber von der Freiheitsliebe der Besiegten und der Grausamkeit des Siegers stets neu entzündet, beschäftigt hat, können in jeder deutschen Geschichte, und in einer Ausführlichkeit, die wenig zu wünschen übrig lassen dürfte, im vierten Bande von Luden's „Geschichte des teutschen Volks" nachgelesen werden. Uns beschäftigt hier nur Ein Ereigniß desselben, und an diesem Ereigniß interessirt uns zunächst nur ein Name. Im Feldzuge des Jahrs 783 stand Karl selbst an der Spitze seines Heers und schlug die versammelten Sachsen nach der einstimmigen Angabe aller Annalisten bei **Theotmalli** oder **Thietmelle** am Gebirge **Osnegge** oder **Osning**. Von der Wahlstatt begab er sich nach Paderborn zurück, wo er Verstärkung erwartete, ging von da einige Tage später nochmals über das Gebirge und erfocht einen zweiten Sieg am Flusse Hase (bei Osnabrück). Die Erzählungen der Annalisten des Karolingischen Zeitalters über diese Ereignisse sind so übereinstimmend und zum Theil gleichlautend [5]), daß sie zu keiner weiteren kritischen Bemerkung Anlaß geben, außer zu der, daß die freilich sehr specielle Bestimmung Closter meyer's [6]), Karl habe auf dem Bruche bei Detmold das Heer der Sachsen in Schlachtordnung getroffen, auf bloßer, schwerlich durch die in diesen Dingen oft mißbrauchten strategischen Gründe

5) Eben deshalb wird es genügen, die vollständigste und ohne Frage die beste derselben anzuführen. Eginhard, oder wie er seit dem Erscheinen der monumenta Germaniae historica von Pertz richtiger genannt wird, Einhard, berichtet folgendermaaßen: Cumque Saxones in eo loco, qui Theotmelli vocatur, ad pugnam se praeparare comperisset, ad eos quanta potuit celeritate contendit; commissoque cum eis proelio, tanta eos caede prostravit, ut de innumerabili eorum multitudine perpauci evasisse dicantur. Cumque de loco proelii ad Padrabrunnon se cum exercitu recepisset, atque ibi castris positis partem exercitus, quae adhuc de Francia venire debuerat, operiretur, audivit Saxones in finibus Westfalaorum super fluvium Hasam ad hoc congregari, ut ibi cum eo, si venisset, iterum confligerent. Quo nuntio commotus, adunatis quae tum ad se venerant, quasque ante secum habebat, Francorum copiis, ad locum, ubi congregati erant, sine dilatione profectus est, congressusque cum eis eadem qua et prius felicitate dimicavit. Einhardi Annales ad Ann. 783 ap. Pertz, tom. I, pag. 165. — Den Berg Osneggi nennt derselbe Einhard in der vita Karoli ap. Pertz, monum. Germ. hist. tom. II, p. 447: Hoc bello, licet permultum temporis spatio protraheretur, ipse non amplius cum hoste, quam bis acie conflixit, semel juxta montem qui Osnengi dicitur, in loco Theotmelli nominato, et iterum apud Hasa fluvium, et hoc uno mense, paucisque interpositis diebus. Ebenso, wie Einhard, wenigstens ohne eine irgend erhebliche Abweichung, wird die Sache in den Annal. Laurissens., Fuldens. und im chronicon Reginonis, die sich sämmtlich im ersten Bande der Pertzischen monumenta befinden, unter dem J. 783 erzählt.

6) Kleine Beiträge zur geschichtlichen und natürlichen Kenntniß des Fürstenthums Lippe, S. 43.

zu rechtfertigender, Vermuthung beruht. So ist auch das Gefecht bei Heiligenkirchen[7]), von dem derselbe achtungswerthe Geschichtschreiber erzählt, lediglich anderen Hypothesen zu Liebe, von denen weiter unten die Rede seyn wird, vermuthet, indem wir durchaus nichts über den Hergang des Kampfes, weder über die Richtung des Angriffes, noch über die Methode der Vertheidigung wissen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik des Tages.

Detmold, den 1. May 1835. — Der Hannöverische Kunstverein, welcher für die letzte Ausstellung 35 hiesige Mitglieder zählte, hat hier seitdem weitere Theilnahme gefunden, so daß für die nächste Ausstellung bereits 52 Actien unterzeichnet sind. Bei der letzten Verloosung fielen auf hiesige Vereinsmitglieder drei Gewinne: 1) Flachlandschaft von Kaiser in München, Oelgemälde, No. 164 des Catalogs; 2) Stilleben von Grünefeld in Emden, Oelgemälde, No. 114 des Catalogs; 3) Dresdener Bilderchronik, 16 Kupferstiche, No. 510 des Catalogs. Die Eigenthümer dieser Gemälde und Kupferstiche haben gestattet, daß dieselben mit mehreren anderen, von hiesigen Kunstfreunden zu diesem Zwecke her geliehenen Gemälden in den nächsten Wochen auf einige Zeit im Locale der Ressource zur Ansicht ausgestellt werden.

Lemgo, den 26. April. — Es haben sich seit mehreren Wochen in Lemgo unter den Kindern viele Sterbefälle ereignet, so daß dadurch in der Umgegend den Eltern Besorgnisse erregt werden können. Eine kurze Nachricht von dem wahren Verhalten dieses den Bewohnern Lemgo's überkommenen Unglücks scheint deshalb hier an ihrem Platze. Die in der Stadt herrschende Kinderkrankheit ist eine Hautkrankheit, die Masern, welche durch eine eigenthümliche Lufthbeschaffenheit hervorgebracht wird, in dem Hautorgan und den Respirationswegen ihren Sitz nimmt, auch die Augen krank macht, und durch eine kleienartige Abschuppung endet. In einem Zeitraum von einigen Wochen befällt sie, ohne entschieden ansteckend zu seyn, gewöhnlich alle Kinder eines Orts, die dafür Empfänglichkeit haben, und wandert meistens langsam von Ort zu Ort. Unsere Stadt ist von dieser Krankheit in einer ungünstigen Jahreszeit heimgesucht worden; und dadurch ist, indem eine Verwickelung mit entzündlichen und krampfhaften Zufällen hierin ihren Grund hatte, die Bösartigkeit der Epidemie bewirkt.

Wenn also diese Krankheit nach anderen Orten wandern sollte, so läßt sich erwarten, daß dann durch die andere Jahreszeit und Witterungsconstitution ihre Bösartigkeit sich verloren haben werde.

Das beste Verfahren um beim Herannahen der Epidemie die Kinder für einen gutartigen Verlauf der Krankheit zu befähigen, besteht darin, daß man durch täglichen Genuß der freien Luft ihre Haut und Lungen stark erhält, sie dabei aber vor Erkältungen schützt. In den Wohn- und Schlafzimmern sorge man für reine Luft, den Magen hüte man vor Ueberladung, und, wenn Husten, Schnupfen und ungewöhnliches Niesen, oder eine ungewöhnliche Trägheit oder Gereiztheit sich bei ihnen zeigen, ziehe man bei Zeiten einen Arzt zu Rathe.

Nachschrift. Die Sterblichkeit ist unter den hier an den Masern erkrankten Kindern zwar größer gewesen, als sie sonst bei dieser Krankheit zu sein pflegt. Auswärts aber ist sie durch das Gerücht meistens übertrieben worden. Es starben:

vom 1.	bis 4. April	—	4
= 5.	= 11. =	—	16
= 12.	= 18. =	—	12
= 19.	= 25. =	—	10
= 26.	= 30. =	—	5
			47.

7) eben daselbst S. 42.

Charade.

Dreisylbig.

O sey das erste gegen mich!
Die beiden letzten bin dann ich;
Wie du, Geliebte, jeder Frist
Das Ganze bist.

(Auflösung in № 6.)

Auflösung des Räthsels in № 4:

Eis. — Sie.

Hierbei № 5. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 6.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 13. Mai 1835.

Fragmente zur Geschichte und Alterthumskunde des Fürstenthums Lippe.

(Fortsetzung).

Daß der Ort **Theotmalli** oder **Thiet-melle**, der nach den bei Pertz angegebenen Varianten auch **Theohtmelli**, **Tehtmelli**, **Theotmille**, und bei den Sächsischen Chronisten des eilften Jahrhunderts **Thiadmelle**, **Dietmelle**[8]) geschrieben wird, wirklich Detmold sey, ist in neueren Zeiten, so viel uns bekannt, nicht bezweifelt worden. Wie könnte es auch, da nicht nur die Nähe von Paderborn, sondern auch das aus vielen Urkunden[9]) des Mittelalters leicht zu erkennende Gebirge **Osnegge**, ja selbst die der Erzählung ganz angemessene Entfernung der Orte, den noch heute so wenig veränderten Namen noch kenntlicher zu machen beitragen? Es wird daher keines Wortes über diesen Punkt bedürfen, zumahl da die unten beizubringenden Zeugnisse aus den folgenden Jahrhunderten denselben Namen an derselben Stelle hinlänglich feststellen werden.

Zunächst fragt sich, ob der Ort (locus) **Theotmalli** zur Zeit jener Schlacht eine Stadt oder ein Dorf, oder was er sonst gewesen sey. Die Antwort ist nicht gerade leicht oder mit Sicherheit zu geben. Eine Stadt wird er freilich nicht gewesen seyn, da kaum irgend einer der Sächsischen Wohnplätze, von denen wir in Karls des großen Kriegen lesen, diesen Namen verdienen möchte. Aber selbst ein Dorf dürfen wir ihn nicht mit Zuversicht nennen, indem der Name nach einer bekannten und kaum zu bezweifelnden Etymologie auf einen Versammlungsort, eine Mal- oder Gerichtsstatt (mallum) deutet, welche oft an unbewohnten Orten, in einem Haine, unter einer Linde[10]), am Wasser[11]), zu seyn pflegten.

8) Diese Verschiedenheit scheint in dem Dialecte ihren Grund zu haben. Karls Geschichtschreiber waren größtentheils Franken.

9) abgedruckt in den monum. Paderb., hauptsächlich aber bei Schaten, Annal. Pad.

10) Unter der Linde bei Enger sprachen noch im 14ten Jahrhundert die Herren von der Lippe Recht, s. Grupen orig. Germ. tom. III. S. 96, und ein judicium sub tilia Bist (Biesterberg bei Lemgo) kommt nach einer Mittheilung des Herrn Archivars Wasserfall unter andern im J. 1307 vor.

11) Am Ufer der Weser war Marklo, wohin der ganze Sachsenstamm seine Abgeordneten zu einem jährlichen Landtage unter freiem

Was aber Detmold zur Zeit jener Schlacht auch gewesen seyn mag, ob ein bewohnter Ort, oder nur ein politischen oder gerichtlichen Versammlungen geweiheter und deshalb mit einem bedeutsamen Namen bezeichneter Platz; die alterthümliche Würde der jetzigen Stadt und ihrer Umgebung würde jedenfalls bedeutend erhöhet werden, wenn sich darthun ließe, daß Karl der große hier auf dem Schlachtfelde, wo er über die Sachsen gesiegt, eine Kirche zum Andenken des Sieges und zur Bethätigung seines Dankes für die erfahrene göttliche Hülfe erbauet hätte. So etwas scheinen in der That zwei Schriftsteller des funfzehnten Jahrhunderts, **Stangevolius**[12]) und **Crantz**[13]), zu sagen, von denen jedoch nur zu sehr zu befürchten ist, daß sie eine halbverstandene Nachricht eines älteren Chronisten mißdeutet oder mißbraucht haben. Der erste, nachdem er erzählt, wie Karl die Sachsen am Berge **Asneggi**, eine Meile von Lemgo, geschlagen habe, berichtet weiter: der König habe, um nicht undankbar gegen Gott erfunden zu werden, dessen Hülfe ihm in der Schlacht offenbar zur Seite gestanden, den Berg (er meint den **Asneggi**) dem göttlichen Dienste geweihet und ihn den Berg der „heiligen Hülfe" getauft, auch eine Kirche daselbst gegründet, und noch viele Jahrhunderte später sey von den Nachkommen, die frommen Sinnes diesen Ort besucht, oftmals die göttliche Hülfe verspürt worden. Aehnlich redet Crantz, nur daß er den Berg, ohne den Namen **Osnegge** oder einen der nahe liegenden Orte zu nennen, als denjenigen bezeichnet, auf dem seit Karls des großen Zeiten zum Andenken der wunderbaren Hülfe, welche ihm dort geworden, eine Capelle „zur heiligen Hülfe" errichtet sey, weshalb das Volk den Berg noch jetzt den Berg „der heiligen Hülfe" nenne. — Daß beide Schriftsteller die Localität nicht gekannt haben, von der sie reden, ist auf den ersten Blick klar; wenigstens hat bei Detmold schon im 17ten Jahrhundert, als der Bischof von Fürstenberg seine **monumenta Paderb.** schrieb, offenbar Niemand etwas von einem Berge der heiligen Hülfe und einer Capelle darauf gewußt; so daß mit gutem Grunde vermuthet werden kann, der zweite sey durch den ersten in die Irre geführt, und der erste habe nach der Weise jenes in solchen Dingen nicht eben sehr kritisch genauen Zeitalters die Schlacht an der Hase mit der bei **Thietmelle** verwechselt, und das Dorf St. Hülfe in der Grafschaft Diepholz, wo nach Volger's geographischem Handbuche gegenwärtig eine Schreibfederfabrik ist, auf den **Osning** bei Detmold versetzt. Dergleichen Dinge waren überhaupt im 15ten Jahrhundert, wo es weder brauchbare Landcharten, noch gute geographische Handbücher gab, sehr leicht möglich und sogar verzeihlich, wenn sie gleich den späteren Forschern das Leben sauer machen, und oft die Quelle Jahrhunderte lang fortwuchernder Irrthümer geworden sind. So ist es denn auch hier gegangen. Der Bischof v. Fürstenberg[14])

Himmel schickte, s. vita S. Lebuini ap. Pertz, tom. II, p. 361.

12) Stangevol. Annal. lib. II, mitgetheilt bei Fürstenberg, Monum. Paderb. p. 43.: Carolus Rex in monte, ab antiquo Asneggi dicto, milliare a Lemgauu civitate distante, Saxones usquequo rebelles iterato aggressus, illos ad internecionem occidit, et transfugas dissipat: qua in pugna manifestum ei divinum adfuit auxilium; eapropter religione tactus, ne ingratus erga Deum reperiretur, montem hunc divino cultui consecravit, montem sancti adjutorii eum baptizando atque Ecclesiam ibidem fundando, ubi posteri multis saeculis pia et ab antiquo usitata devotione illinc peregrinantes divinum auxilium non raro senserunt.

13) Alb. Crantzius, Saxon lib. II, cap. 4. Ego montem accipio, in quo a memoria Caroli erecta est capella, divini auxilii nominata, hoc referens posteris, quod propter caeleste praesidium in eo missum memoria ibi magni miraculi consecrata est.

14) Monum. Paderborn. p. 43 flgde.

läßt die Stellen abdrucken, ohne sich im geringsten darüber zu erklären, wo denn jene Capelle zur heiligen Hülfe wohl möge gestanden haben, obwohl er **Reineccius** [15]) tadelt, der um ihretwillen die Schlacht bei **Thietmelle** habe nach der Grafschaft Diepholz versetzen wollen; Schaten [16]) hält das alte Gebäude auf dem Tönsberge bei Oerlinghausen für die von Carl gegründete Kirche, was jedenfalls noch das wahrscheinlichste seyn würde, wenn nur der Name zu Hülfe käme; Clostermeyer [17]) tadelt Schaten, weil der Tönsberg zu weit vom Schlachtfelde sey, was jedoch nicht viel sagen will, da die Schlacht sich sehr füglich über die Pivitsheide bis nach Stapelage [18]) 2 bis 2½ Stunden von Detmold, hinziehen, und dennoch die Schlacht bei Detmold heißen konnte. Er selbst versetzt die Kirche Karls des großen auf den Königsberg über Heiligenkirchen, wofür weder irgend ein altes Denkmal, noch ein Name spricht [19]).

15) in notis ad poetam anonym. de reb. gest. Karoli M.

16) Annal. Paderbornens. tom I, pag. 15.

17) Kleine Beiträge, S. 48.

18) Die sogenannte Hünenkirche auf dem Tönsberge, ein Gebäude, das eher, als irgend ein anderes im Lippischen, in die Zeiten Karls des großen reichen könnte, und wohl einmal von einem gründlichen Kenner der altdeutschen Baukunst untersucht zu werden verdiente, liegt zwischen Stapelage und Oerlinghausen.

19) Außer dem Namen des Königsberges selbst. Wenn einmal dieser auf Karl den großen zurückgeführt werden sollte, so ist nicht abzusehen, warum nicht auch der Papenberg, ein etwas niedrigerer Theil desselben Bergrückens, von der unten erwähnten angeblichen Anwesenheit des Pabstes Leo III zu Thietmelle seinen Namen empfangen haben soll. Wie mißlich indeß dergleichen Schlüsse aus den Namen sind, wenn nicht bestimmte historische Angaben zu Hülfe kommen, sieht jeder Leser von selbst ein, und wir bitten daher, den Vorschlag wegen des Papenberges nicht zu ernsthaft zu nehmen, zumahl wir durch eine gütige Mittheilung des Herrn Archivars Wasserfall erfahren, daß der besagte Berg noch jetzt großentheils zu den Ländereien der Detmolder Superintendentur gehört und altes Kircheneigenthum ist.

Die Nachricht von einer durch Karl den großen in oder bei Detmold gegründeten Kirche jedoch ist, wenn auch nur als Tradition, von einem Buche in das andere, selbst bis auf die neueste, im J. 1820 erschienene „Geschichte des Bisthums Paderborn“ von Bessen [20]) übergegangen.

Der Verfasser dieses Aufsatzes zweifelt nicht im geringsten, daß diese ganze Erzählung mit ihren Varianten und Commentaren aus einer einzigen kurzen Stelle eines alten und für die Geschichte unsrer Gegenden wichtigen Schriftstellers hervorgegangen ist, die leider verschiedene Auffassungen zuläßt, und deren Erklärung auch wir zwar versuchen, aber nicht verbürgen wollen. Der Biograph des Paderbornischen Bischofs Meinwerk, der etwa um das Jahr 1100 geschrieben haben mag, erzählt nemlich [21]), daß der genannte Bischof im J. 1023 in dem von ihm gegründeten Benedictinerkloster Abdinghof in Paderborn eine unterirdische Kapelle (crypta) zu Ehren des heiligen Stephanus consecrirt, und ein Altarblatt von ansehnlicher Größe, das ehemals vom Pabst Leo geweihet, und von der Kirche **Thietmelle** hergebracht worden sey, dort angebracht, in dem Altar aber die Gebeine des heiligen Stephanus niedergelegt habe. Diese Weihung eines Detmoldischen Altars durch den Pabst Leo haben die späteren Schriftsteller na-

20) Theil 1, S. 83.

21) vita Meinwerci ap. Leibnitium scriptt. rer. Brunsvicens. tom. I. p. 554: Quarto autem nonas Januarii (anni 1023) cryptam in novo suo monasterio in honore S. Stephani Protomartyris consecravit, et lapidem quendam altaris, spectabilis magnitudinis, a B. Leone Papa consecratum, *de Ecclesia Thietmelle allatum*, in ea collocavit, et adorandas ejusdem Protomartyris reliquias cum aliis multorum Sanctorum in ea reposuit.

türlich auf die bekannte Anwesenheit des Pabstes Leo III. in Paderborn, im J. 799, bezogen, und Schaten [22]) weiß gar anmuthig zu erzählen, wie der damalige Bischof Hathumar, der erste in der Reihe, mit dem heiligen Vater in seiner Diöcese umhergereiset sey und ihm auch das Schlachtfeld bei Detmold gezeigt habe, wo denn dieses Altarblatt von dem Pabste für die damals schon vorhandene, also natürlich von Karl selbst gestiftete, Kirche daselbst geweihet, und 224 Jahre später von Meinwerk nach Paderborn gebracht sey. Die Sache scheint sich allerdings so ganz natürlich zu erklären; denn wenn auch der Pabst damals nur wenige Tage in Paderborn blieb [23]) und in diesen Tagen wichtige Geschäfte [24]) mit Karl zu verhandeln hatte, so war die Zeit zu einer so kleinen Reise doch leicht erübrigt, und dieselbe ist keineswegs an sich unglaublich oder besonders unwahrscheinlich. Uns ist nur Ein Zweifel aufgestoßen. In der erwähnten Lebensbeschreibung des Bischofs Meinwerk werden im Eingange auch die früheren Bischöfe der Diöcese Paderborn kurz abgehandelt, und bei dem ersten, Hathumar, denn auch jene Anwesenheit des Pabstes Leo in Paderborn erzählt. Hier heißt es: „Der Pabst bekräftigte das fromme und heilsame Bestreben für die Ausbreitung des Christenthums, das so edel begonnen hatte, durch seine apostolische Autorität, und weihete auch daselbst (es geht kein andrer Name vorher, als Paderborn) in einer neuerbauten Krypta einen Altar, in welchem er die von Rom mitgebrachten Gebeine des heiligen Stephanus niederlegte [25])." Was ist nun natürlicher, als die Annahme, daß dieser Altar, welcher die Gebeine des heiligen Stephanus hegte, und vom Pabste geweihet war, und jenes Altarblatt, welches Meinwerk in die Krypta im Kloster Abdinghof brachte, unter welchem abermals die Gebeine des nemlichen Märtyrers ruhen nnd welches ebenfalls vom Pabst Leo geweiht war, ein und derselbe Gegenstand seyen? Oder sollte der Bischof jene Reliquien aus Einem vom Pabste geweiheten Altar in den andern versetzt haben? Zu welchem Zweck? — und warum versetzte er nicht lieber das geheiligte Gefäß mit seinem Inhalte, und brachte das Detmolder Altarblatt, wenn auch dort ein von Leo geweihetes vorhanden war, an den leeren Platz? Doch das Reich der Vermuthungen ist groß. Er kann zu allem diesem seine Gründe gehabt haben; aber der Argwohn, daß in den Worten: „de Ecclesia Thietmelle allatum" irgend ein Irrthum verborgen liege, wird sich schwerlich entfernen lassen. Wenn es nicht gar zu unwahrscheinlich wäre, daß die Paderbornische Geistlichkeit einen solchen Schatz von sich gelassen haben sollte, würden wir vorschlagen, sie für eine in den Text eingeschlichene Randglosse eines Späteren zu erklären, und in umgekehrtem Sinne zu übersetzen: „Von der

22) Annal. Paderborn. tom. I. p. 45.

23) Mit diesem Einwurfe will Grupen, orig. Germ. tom. III, p. 94, die Annahme, daß der Pabst nach Detmold gekommen sey, widerlegen. Freilich soll er auch an andern Orten der Paderbornischen Diöcese Kirchen und Altäre eingeweihet haben, so daß des Reisens leicht zu viel werden könnte für jene Tage, wenn man Alles gelten lassen wollte.

24) Bekanntlich folgte auf Leo's Anwesenheit in Paderborn sogleich Karls Reise nach Rom und die Kaiserkrönung.

25) vita Meinwerci ap. Leibnit. scriptt. rer. Brunsvic. tom. I, p. 518. Cujus (sc. Hathumari) pontificatus anno quarto, Dominicae vero incarnationis septingentesimo nono, beati Petri Apostoli vicarius Leo, ejusdem nominis tertius, injusta civium suorum perpessus odia, in Patherbrunna Karolum adiit; susceptusque ut par erat, cum ingenti honore et gloria, religiosum ac salutare Christianitatis dilatandae studium nobiliter inchoatum Apostolica authoritate firmavit; *atque in crypta ibidem noviter constructa quoddam altare consecrans, adoranda in eo protomartyris Stephani reliquias, quas Roma secum attulerat, in privilegium Apostolicae consecrationis collocavit.*

Kirche (in Paderborn, später) nach Detmold gebracht, wodurch die ohne Zweifel für jeden Lippischen Patrioten sehr erhebende Möglichkeit eröffnet würde, daß wir dieses Kleinod wohl gar noch, ohne es zu wissen, besitzen dürften.

(Schluß folgt.)

Ueber die Feinspinnerei.

Was bei allen Fabrikaten gilt, nämlich, daß der Werth derselben um so bedeutender wird, je mehr das ihnen zum Grunde liegende rohe Material darin verfeinert oder veredelt ist, das gilt natürlich auch von den Gespinnsten aus Flachs oder dem Garn. Durch feine Gespinnste wird man aus derselben Quantität Flachs einen weit größeren Gewinn ziehen, als durch grobe Garne.

Um den Vortheil, welchen das Spinnen feiner Garne mit sich führt, klar einzusehen, ist es nöthig, eine genaue Berechnung anzustellen, was der Bau des Flachses kostet, und was daraus gewonnen wird, wenn er zu grobem Garn und wenn er zu feinem Garn versponnen wird.

Eine solche Berechnung hat Herr Pastor A. Wedemeyer zu Esbeck im hannöverschen Amte Lauenstein, mit Zugrundelegung der bisherigen Spinnerei in den Fürstenthümern Kalenberg und Hildesheim, in den schätzbaren Mittheilungen des Gewerbe-Vereins für das Königreich Hannover von 1834, S. 25 u. f. w. mitgetheilt.

Diese Sache berührt einen für die Interessen auch unsers Vaterlandes so wichtigen Gegenstand, daß wir uns aufgefordert fühlen, das Wesentlichere aus gedachtem Aufsatze hier aufzunehmen.

Wenn Jemand, der keine eigene Pferde besitzt, Flachs bauet, so würden die Kosten, angenommen er baue 3 Himten neuen Leinsamen, wenigstens folgende seyn:

3 Hmt. neuer Leinsamen	9 Rthl.	= Mgr.	= Pf.
1 Morgen Land, Miethe	4 —	= —	= —
für dreimaliges Pflügen .	2 —	9 —	= —
Jätelohn, im Durchschnitt 16 Menschen in 1 Tage, Tagelohn und Beköstigung, à Mann 5 Mgr.	2 —	8 —	= —
den Flachs zu ziehen 8 Menschen in 1 Tag .	1 —	4 —	= —
Den Flachs zu repen und in die Rotte zu legen, 4 Menschen in 1 Tage	= —	20 —	= —
Aus der Rotte zu bringen und zu breiten, 3 Menschen in ½ Tage .	= —	7 —	4 —
Umwenden des Flachses 1 Mensch in 1 Tage .	= —	5 —	= —
Aufharken und Binden 1 Mensch in 1 Tage .	= —	5 —	= —
Die nothwendigen Fuhren	= —	18 —	= —
Bearbeitung des erzielten Flachses, wenn derselbe die in dem folgenden bezeichnete Masse und Güte hat . . .	10 —	3 —	= —
Summe der Kosten	30 Rthl.	7 Mgr.	4 Pf.

Aus 3 Hmt. Leinsamen erhält man bei einer guten Flachsernte 90 Knutbunde oder 45 gebockte Bunde oder Boten, die bei guter Bearbeitung 135 Pfund Flachs und 135 Pfund Hede geben.

135 Pfund Flachs, 6 Pfund zu 1 Rthl., geben beim Verkauf . . .	22 Rthl.	18 Mgr.	= Pf.
135 Pfund Hede, das Pfund 2 Mgr. .	7 —	18 —	= —
Ertrag der Erndte .	30 —	= —	= —
Verglichen mit den Kosten des Baues .	30 —	7 —	4 —
bleibt Schaden		7 Mgr.	4 Pf.

Wird obige Flachs- und Hedemasse, zusammen also 270 Pfund, zu Kaufgarn versponnen,

höchstens 5 Stück aus dem Pfunde, mithin 810 Stück Garn, à Stück 2 Mgr. 4 Pf., so erhält man . . . . 56 Rthl. 9 Mgr. — Pf.
ab die Kosten . 50 — 7 — 4 Pf.
und es bleibt Ertrag oder Spinnlohn für 810 Stück Garn . . . 26 Rthl. 1 Mgr. 4 Pf.

Hat man den Flachs aber auf die unten zu beschreibende Weise zubereitet und auf besseren Rädern nur zu 16 Stück aus dem Pfunde versponnen; wird ferner die Hede durch Kämme, und nicht mit Flachs vermischt, gesponnen, so wird der Ertrag folgender seyn:

Aus den 135 Pfund Flachs erhält man nach den bisherigen Erfahrungen gegen 80 Pfund feinen Flachs und 45 Pfund feine Hede.

Wenn aus 1 Pfund dieses feinen Flachses auf den bessern Rädern auch nur 16 Stück Garn gesponnen werden, so würde man 1280 Stück Garn erhalten, die nach dem jetzigen Preise, à Stück 4 Mgr. für dieses Garn berechnet, geben . . . . 142 Rthl. 8 Mgr. — Pf.

Aus der feinen Hede, durch Hecheln gesponnen, kann man wenigstens 6 Stück aus 1 Pfund spinnen, welches Garn ganz vortrefflich ist zu Damast, Drell und Leinwand, also aus 45 Pfd. 270 St. à 3 Mgr. 22 Rthl. 18 Mgr. — Pf.

Aus der groben Hede durch Hecheln gesponnen, zu Garn für gewöhnliche Leinwand, 5 St. aus dem Pfunde, also 405 St. Garn; à 2 Mgr. 4 Pf. . 28 Rthl. 4 Mgr. 4 Pf.

Summe des Ertrages 192 Rthl. 30 Mgr. 4 Pf.
Davon ab die Kosten des Flachsbaus, der Reinigung und deren Mehrbetrag, zusammen 45 Rthl. — Mgr. — Pf.
bleibt Gewinn 147 Rthl. 30 Mgr. 4 Pf.
Nach der bisherigen Art den Flachs zu verarbeiten war der Gewinn 26 Rthl. 1 Mgr. 1 Pf.
Der Mehrbetrag durch Feinspinnen ist sonach 121 Rthl. 29 Mgr. — Pf.

Gesetzt, man wollte obige 80 Pfund feinen Flachs nur zu 12 Stück aus dem Pfunde verspinnen, so würde man erhalten 960 St. Garn à St. 5 Mgr. 4 Pf. . 93 Rthl. 12 Mgr. — Pf.
aus der feinen Hede wie oben . . 22 — 18 — —
aus der groben Hede wie oben . . 28 — 4 — —
143 Rthl. 34 Mgr. 4 Pf.
Davon ab die Kosten wie oben . . . 45 — — —
bleibt reiner Ertrag 98 Rthl. 34 Mgr. 4 Pf.

Um den Gewinn durch Feinspinnerei noch deutlicher zu zeigen, mag folgendes Beispiel dienen. Es kaufe jemand von gewöhnlichem Flachse 6 Pfund für 1 Rthl., so würde er diesen nach jetziger Spinnerei verspinnen höchstens zu 18 Stück, à Stück 3 Mgr., wornach er 1 Rthl. 18 Mgr. erhält, oder Spinnelohn, wenn er täglich 2 Stück spinnt, täglich 2 Mgr. Würden die 6 Pfd. Flachs aber fein verarbeitet, so würde er 3 Pfund feinen Flachs und 2½ Pfund feine Hede erhalten.

Aus 1 Pfund Flachs 16 St. Garn gesponnen, erhielte er 48 Stück Garn à 4 Mgr. 5 Rthl. 12 Mgr.
Aus 2½ Pfd. Hede 15 St. Garn à 3 Mgr. . 1 — 9 —
6 Rthl. 21 Mgr.

Ab die Kosten des Flachses und für 3 Tage Arbeitslohn für das Reinigen des Flachses à Tag 5 Sgr. . .	1 Rthl. 15 Sgr.
Reinertrag der Feinspinnerei . . .	5 — 6 —

oder täglichen reinen Gewinn, wenn nur 1½ Stück gesponnen werden, 1 Sgr. 3½ Pf.

Die Vortheile, welche unmittelbar aus der Feinspinnerei fließen, sind hiernach unverkennbar.

(Der Schluß folgt.)

Ueber Conservirung des Holzes.

Vor einigen Jahren hat Herr Pany zu Bath über diesen Gegenstand eine Abhandlung bekannt gemacht, aus der wir Einiges ausheben. Obschon man beim Holze, welches frei oder in der Erde steht und das im letzten Fall besonders einer steten Einwirkung der Feuchtigkeit ausgesetzt ist, zur Verhütung des Faulens den untern Theil mit Theer, brenzlichtem Oel, oder Firnissen bestreicht, oder auch verkohlt, und dadurch zu schützen sucht, so möchte doch die Mittheilung der nachfolgenden Bemerkungen nicht ohne Nutzen seyn, die wir dem XII Bande des **Bullet. des sciences technologiques, par Mr. de Férussac** entnehmen.

Für die Conservirung des Holzes handelt es sich darum, dasselbe der Einwirkung der Luft und des Wassers, welches die Haupturſachen sind, die die Fäulniß des Holzes bewirken, zu entziehen. Man sucht diese Einwirkung abzuhalten, dadurch, daß man die Oberfläche des Holzes derselben entzieht, gewöhnlich durch einen Ueberzug von Firniß, mit einigen Farbmaterialien vermischt.

Es ist bekannt, daß einige Oele, wie Leinöl und Hanföl, die Eigenschaft besitzen, auszutrocknen, wenn man sie in dünnen Lagen auf feste Körper ausbreitet. Diese austrocknende Eigenschaft wird noch vermehrt, wenn man diese Oele kocht, und noch mehr, wenn man sie dabei der Einwirkung einiger metallischer Oxyde aussetzt, besonders des Bleioxydes, wozu man sich der Bleiglätte meistens bedient.

Die Schicht, welche man mit diesen so zubereiteten Oelen auf Holz aufgetragen hat, wird nach ihrem Austrocknen nur schwierig von Luft und Feuchtigkeit durchdrungen, und wirkt als eine schützende Decke, so lange wie man sie gehörig unterhält.

Beim Anstrich setzt man dem mit der Farbe vermischten Firniß zweckmäßig noch etwas Terpentinöl zu, wodurch nicht nur das Austrocknen befördert, sondern auch die Masse leichtflüssiger wird, besser in die Poren und Ritzen der Holzoberfläche eindringt und sich auch leichter aufstreichen läßt.

Von allen Mischungen indessen, die für die Conservirung des Holzes empfohlen worden sind, hat sich folgende am meisten bewährt. 12 Unzen Harz läßt man in einem eisernen Kessel schmelzen, giebt hierauf 8 Unzen Schwefel hinzu, und wenn dieser durch das Schmelzen mit dem Harz sich vereinigt hat, 10 Maaß oder Quart Thran; erhitzt das Ganze in mäßiger Wärme und läßt nach und nach ½ Pfund in kleine Stücken zerschnittenes Wachs darin zergehen unter stetem Umrühren. Sobald wie alles sich innig gemischt hat, setzt man das Farbematerial, rothen oder gelben Ocker oder eine sonst beliebige passende Farbe hinzu, die zuvor mit etwas Oel fein abgerieben ist.

Es ist gut, diesen Firniß warm aufzutragen und so dünn als möglich, und wenn die erste Lage trocken ist, erst die zweite überzustreichen. Nach dem Erkalten wird die Masse fest und muß beim Gebrauch wieder geschmolzen werden.

Herr **Dr. Pany** hat diese Composition auf

Bauholz angewandt, welches nach 18 Jahren noch eben so gut war, als wie es in Arbeit genommen wurde.

Alle Bestandtheile dieser Mischung können sich innig mit einander durch Hülfe der Wärme vereinigen, und werden auch für sich in unserm Clima durch Luft und Wärme nicht angegriffen. Ist diese Mischung gehörig warm und kunstgerecht aufgetragen, so haftet sie nach einigen Tagen so fest, daß man sie nicht abreiben kann. Auch Eisen und andere Metalle werden durch diesen Firniß conservirt.

Der Feuergefährlichkeit wegen muß man das Erhitzen im Freien vornehmen, da, wenn die Masse bis zu Kochen erhitzt wird, die Oeldämpfe sich leicht entzünden können, und in verschlossenen Räumen man dadurch sehr schädlichen Zufällen ausgesetzt seyn könnte.

Salzgemisch zur Conservirung des Fleisches.

2 Pfund Kochsalz, ½ Pfund Zucker und 2 Loth Salpeter löst man in 20 Pfund Wasser kochend auf, schäumt ab, und bringt, nach Erkalten der Flüssigkeit, das Fleisch in dieselbe, so daß es ganz davon bedeckt ist. In dieser Lauge kann man das Fleisch mehre Monate conserviren, und es wird darnach sehr zart.

In Sommermonaten bei starker Wärme reibt man das Fleisch noch mit dem Gemisch von Kochsalz, Zucker und Salpeter ein, ehe man es in die Lauge bringt.

Auch für Schinken kann man sich dieser Methode mit Vortheil bedienen. Man läßt sie 15 Tage lang in der Lauge liegen, hierauf abtrocknen, und bewahrt sie in Papiersäcken mit Kleien gefüllt auf.

Dieser Methoden bedient man sich auf den Amerikanischen Inseln, und sie ist von mehren Oekonomen mit Erfolg angenommen.

Chronik des Tages.

Schötmar, den 3. May 1835. — Nachdem der Bau einer neuen Orgel in der Kirche zu Schötmar für nöthig erachtet worden war, ist solcher, nach höherer Verfügung, den Herren Gebrüdern Oestreich aus Dringenberg übertragen und von denselben ausgeführt worden. Nach Beendigung des Bau's wurde die neue Orgel am 16. April vom Herrn Seminarinspektor Dresel abgenommen; am ersten Ostertage wurde sie durch eine Rede des Herrn Pastors Plesmann vor dem Altare eingeweihet, und es erfreute sich die Gemeinde zum erstenmale der trefflichen Begleitung der neuen Orgel beim Kirchengesange. Die neue Orgel ist an einem sehr passenden Platze der Kirche aufgestellt und das Innere derselben hat sich dadurch bedeutend verbessert.

Langenholzhausen, den 4. May 1835. — Der böse Kirchberg zwischen hier und Varenholz hat am vergangenen Sonnabend wieder ein Opfer gefodert. Der junge Colon Flörkemeyer von hier kam mit einem Fuder Kaufmannswaaren von Erder. Auf der Höhe des Berges, am diesseitigen Abhange, zerbrach beim Aufhalten das Halteisen an der Deichsel; und die ganze Last des Wagens stürzte auf die Pferde. Dem jungen Flörkemeyer, der die Pferde noch aufzuhalten suchte, wurde durch die Wagenräder das linke Bein zerquetscht. Beide Pferde kamen ums Leben.

An dem nämlichen Tage hat ein hiesiger Einlieger in der Weser freiwillig den Tod gefunden.

Räthsel.

Verschiedner Art in Menge trägt's das Feld;
Dasselbe war ein Sänger und ein Held.

(Auflösung in № 7.)

Auflösung des Räthsels in № 5:

Holdselig.

Hierbei № 6. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 7.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 20. Mai 1835.

Fragmente zur Geschichte und Alterthumskunde des Fürstenthums Lippe.

(Schluß).

Doch, wie es damit auch sey, und ob man die Sache ernsthaft oder scherzhaft betrachte, jedenfalls dürfte sich so viel ergeben: Hat Karl der große eine Kirche zum Andenken jener Sachsenschlacht erbauet, so war diese, welche so schlechthin die Ecclesia Thietmelle genannt wird, in oder bei Detmold, schwerlich auf dem Tönsberge, höchst unwahrscheinlich in Heiligenkirchen oder auf dem Königsberge, und gewiß nicht in der Grafschaft Diepholz. Und in der That! die Annahme einer Detmoldischen Mutterkirche von so ehrwürdigem Alter scheint nicht undedingt verwerflich zu seyn, da wir vor dem Jahre 1019 sogar zwei Kirchen in Thietmelle finden, und unter diesen eine alte und schon verlassene. So erzählt wenigstens der Verfasser einer Lebensbeschreibung des frommen Presbyters Heimerad[26]), die nicht viel später geschrieben zu seyn scheint, als das erwähnte Leben des Bischofs Meinwerk. Dieser Heilige, der nach der Angabe seines Biographen im J. 1019 gestorben ist, und ein sehr unstätes Leben geführt hat, kam, heißt es, auf seinen Wanderungen, nachdem ihn der Abt des Klosters Hersfeld in Hessen mit Schlägen (ein sehr gewöhnliches Loos[27]) des frommen Mannes) aus seinem Kloster entlassen hatte, in die villa Dietmelle, wo es zwei Kirchen gab, von denen die eine alt und verlassen war[28]). Diese räumte ihm der Presbyter zu Dietmelle auf seine Bitte ein, und er verrichtete darin eine Zeitlang den Gottesdienst, bis ihn auch von hier die Eifersucht seines Amtsbruders auf nicht

26) vita Heimeradi presb. ap. Leibnit. scriptt. rer. Brunsvic. tom. I, p. 565.

27) und nicht immer ein unverdientes, wie es scheint. In Hersfeld z. B. hatte er sich für des Kaisers Bruder ausgegeben, was sein Biograph damit entschuldigt, daß wir ja in Christo alle Brüder seyen. vita Heimeradi p. 568.

28) Post haec venit in villam Dietmelle, ubi cum essent duae ecclesiae, una baptismalis et altera vetus neglecta, hanc sibi Heimeradus a Presbytero loci illius impetravit ad celebranda ibidem divina mysteria. vita Heimeradi, p. 568.

minder schmähliche[29]) Art vertrieb, als er zu Hersfeld erfahren hatte. Darauf begiebt er sich nach Paderborn zu Meinwerk, der ihn wie einen Vagabunden abermals mit Schlägen empfängt[30]). — Wollte Jemand zweifeln, ob die hier genannte villa Dietmelle auch wirklich Detmold sey, so läßt sich dieser Zweifel leicht beseitigen. Der heilige Mann, Heimerad, antwortet nemlich auf die Frage des Bischofs, ob er ein Presbyter sey? daß er noch am nemlichen Tage als solcher fungirt habe[31]), was jedenfalls, da er ohne Zweifel zu Fuße oder höchstens zu Pferde reisete, auf eine sehr mäßige Entfernung jener villa von Paderborn schließen läßt, und der in die Augen fallenden Identität des Namens noch zu Hülfe kommt. — Was übrigens aus jenen beiden Kirchen geworden sey, da die gegenwärtige reformirte Kirche in Detmold durch ihre Bauart eben kein hohes Alter verräth, die lutherische aber nicht viel über ein Jahrhundert alt ist, darüber wissen wir in der That keinen Aufschluß zu geben, und würden uns sehr freuen, wenn Jemand irgend eine Nachweisung oder auch nur eine annehmliche Vermuthung darüber mitzutheilen wüßte[32]).

Wir unserer seits wissen von den Detmolder Kirchen in den Jahrhunderten, die uns hier beschäftigen, nichts weiter zu melden, außer daß einige Jahre nach jenem frommen Abentheurer Heimerad Eine derselben einen neuen Presbyter, namens Waldger, bekommen zu

29) postremo eum canibus expulit de locis illis. vita Heimer. l. c.

30) Die Sache wird ganz ebenso in der vita Meinw. p. 523 erzählt; nur ist daselbst nicht erwähnt, daß Heimerad von Dietmelle gekommen.

31) vita Heimer. p. 568; vit. Meinw. p. 524.

32) Eine Mittheilung des Herrn Archivars Wasserfall macht den Verfasser aufmerksam darauf, daß eine Gegend nahe vor Detmold, am Hohenloh, noch jetzt auf der Klus heiße. Dort könnte vielleicht eine jener beiden Kirchen, oder Kapellen, gestanden haben.

haben scheint; denn dieser empfängt, nachdem er seine Güter der Kirche zu Paderborn geschenkt hat, von dem Bischof Meinwerk die Kirche Thietmelle mit sechs Pflügen und Einem Pferde auf Lebenszeit zum Ersatz[33]), worin sich denn zugleich die erste Spur einer festen Dotation der Detmoldischen Predigerstellen finden dürfte.

Weiter kommt unseres Wissens die villa Thietmelle oder Dietmelle im eilften und zwölften Jahrhundert nicht vor. Dagegen erscheint in verschiedenen Urkunden jener Zeit der Gau (pagus) Thietmelle, dem dieselbe vielleicht nicht so sehr als Hauptort den Namen gegeben hat, als weil sie der alte Gerichts- und Versammlungs-Platz des Districts war. Die Grenzen dieses Gaus mit einiger Genauigkeit anzugeben, ist nicht möglich; nur so viel zeigen die innerhalb desselben genannten Ortschaften, daß er etwa das gegenwärtige Amt Detmold und einen Theil des Amtsbezirks Brake umfaßt haben muß. Zuerst erscheint er in der Schenkungsurkunde des Kaisers Heinrich II[34]) vom J. 1011, worin dem Bißthum Paderborn die Güter, welche Graf Haold[35]) ehemals in Lim-

33) vit. Meinw. p. 529. Quidam presbyter, nomine Waldier, cum assensu Haoldi heredis sui justissimi quidquid in Winnithi praedii habuit, in proprium dedit ecclesiae, accepitque ab Episcopo Meinwerco Ecclesiam in Thietmelle cum sex aratris et unum equum pro uno tal. usque ad vitae suae terminum.

34) vita Meinwerci p. 524. Schaten, Annal. Paderb. tom. I. p. 394.

35) Das Verhältniß dieser Grafen Haold (Habold, Hoholt, Haoldus) zu dem Lippischen Hause, das sich später im Besitz eines Theils ihrer Güter zeigt, ist ein schwerlich ganz aufzuklärender Punkt. Mehrere Genealogisten wollen die Edlen Herren zur Lippe von jenem Grafenhause abstammen lassen. Uebrigens ist Haold ein oft vorkommender Personenname; die Grafschaft Haholz (d. h. diesseits des Waldes) scheint eine Erfindung Piderit's zu seyn, s. Piderit's Chronik, S. 232.

Lipp. Landesbibliothek Detmold

ga, Thietmelle, Aga, Patherga, Treveresga u. s. w. besessen, verliehen werden. Aus der Zusammenstellung mit andern Gauen, wie Aga, Treveresga, besonders dem sehr häufig vorkommenden Patherga (Padergau), läßt sich mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß hier der Gau, nicht die villa Thietmelle gemeint sey; ja es dürfte auch Limga für den Namen eines Gaus zu halten seyn, obgleich es sonst nicht ausdrücklich so vorkommt, und die Stadt Lemgo selbst von dem fleißigen und gründlichen Grupen[36]), weil das nahe gelegene Brake im Gau Thietmelle lag, ebenfalls zu diesem gerechnet wird. Bei einer weiteren Schenkung an das Bisthum Paderborn, vom J. 1015, kommen die Ortschaften Smithessun und Brochusen im Gau Thietmelle vor[37]), wovon die erste in dem heutigen Dorfe Schmedissen, nahe am Fußwege von Detmold nach Horn, leicht zu erkennen ist; Brochusen aber eher der ganz in der Nähe von Schmedissen gelegene Brokmeier's Hof, (in dessen Nähe auch ein Krug, der Broker Krug genannt, liegt), seyn dürfte, als Brokhausen bei Oberbarkhausen, auf dem Wege von Detmold nach Kirchdonop, welches Grupens[38]) Meinung ist. Außer diesen beiden Dörfern finden sich noch in einer Urkunde des Paderbornischen Bischofs Imad, der bald nach Meinwerk, vom J. 1052 bis 1076, auf dem Bischöflichen Stuhle gesessen hat, Aldenthorpe, Remikenhusen und der Wald Bennenberg im Gau Thietmelle angeführt[39]), worunter Remikenhusen (Remmighausen), an der Straße von Detmold nach Meinberg, ebenfalls leicht zu erkennen, Aldenthorpe unstreitig Hornoldendorf, der Wald Bennenberg aber, den Grupe und Falke nicht mit Gewißheit zu bestimmen wagen, wahrscheinlich der dem Gute Hornoldendorf angehörige, noch jetzt mit Wald bestandene, Bannenberg, nahe bei Schmedissen ist. Aldenthorpe im Gau Thiadmelle kommt auch unter den Corveyschen Gütern in dem vom Abt Sarracho im eilften Jahrhundert aufgenommenen Verzeichniß[40]) derselben vor, in welchem auch Brecu (Brake)[41]) in demselben Gau erscheint; woraus sich ergiebt, daß derselbe wenigstens bis hart an die heutige Stadt Lemgo gereicht haben muß. Der letzte namentlich aufgeführte Ort des Gaus ist Hastenhus, dem wir keinen bestimmten Platz anzuweisen wissen. Nur so viel ergiebt sich aus den zwei Stellen, im Register Sarrachos und in den Corveyschen Traditionen, wo derselbe erwähnt wird, daß die nemliche Person in Hastenhus und in Aldenthorpe begütert war[42]), woraus vielleicht auf

36) origines Germ. Bd. 3, S. 93.

37) vita Meinw. p. 533. Item nobilis quidam Liutthardus nomine, et uxor sua Northsuit, consensu Elfdaches et Badon, Wicballes, heredum suorum, quicquid hereditatis propriae habuit in Brochusen in pago Thietmelli, Ecclesiae contulerunt, et ab Episcopo ipsum praedium cum IIII aratris in Smithessun in beneficium ad terminum vitae suae receperunt, etc.

38) orig. Germ. Bd. 3, S. 86.

39) bei Fürstenberg in den monum. Paderb. p. 198: Notum sit omnibus tam praesentibus quam futuris, qualiter Wirinbertus cum consensu et laude filii justissimi heredis sui Bovonis, duo curtilia in pago Thietmelli et in villa Aldenthorpe et XL jugera et X jugera in Remikenhusen, et insuper medietatem silvulae cujusdam in Bennenberge sanctae Patherbrunnensi Ecclesiae tradidit, etc.

40) Registr. Sarrachonis, herausgegeben von Falke, hinter den tradit. Corbej., Nro. 241: In Aldenthorpe in pago Thiadmelli Folkman habet XXX jugera etc.

41) Registr. Sarrach. Nro. 469: In Brecu in pago Thiadmelli hildirat habet LX jugera etc.

42) Tradit. Corbej. p. 349: Tradidit Waldgerus pro anima patris sui mansum medium in Aldanthorpe, quod est in Thiadmelli; vergl. eben daselbst p. 261, wo derselbe Waldgerus einen mansus in Hastenhus übergiebt, und Registr. Sarrach. Nro. 164, wo es ausdrücklich heißt: Hastenhus in pago Thiadmelli.

ein näheres Zusammenliegen beider Orte geschlossen werden darf.

Es würde zwar nicht schwer seyn, dem Gau **Thietmelle** noch eine Anzahl alter Ortsnamen, die ihm der geographischen Lage nach nothwendig anzugehören scheinen, zuzuweisen, wenn es nicht unser Wunsch wäre, uns so viel als möglich auf das völlig erweisliche zu beschränken. Das im Leben Meinwerks erwähnte **Halogakircan**[43]) (Heiligenkirchen) wird freilich wohl in keinem andern Gau gelegen haben, da es außer seiner geringen Entfernung von Detmold auch noch in einer Urkunde des eilften Jahrhunderts mit dem oben genannten **Aldenthorp** und mit **Baramethorp** (Berentrup), als Hauptgut mit seinen Vorwerken, in Verbindung gesetzt wird[44]). Daß dies letztere im Gau **Thietmelle** gelegen, geht außer dieser alten Verbindung mit Hornoldendorf auch noch aus seiner Lage in unmittelbarer Nähe von Schmedissen und dem erwähnten Bannenberge hervor.

Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert beginnt, mit der allmähligen Ausbildung Fürstlicher und Gräflicher Landeshoheit auf der Einen, und Städtischer Freiheit auf der andern Seite die alte Gaueintheilung[45]) verwischt zu werden. Wir können daher die Geschichte des Gau's **Thietmelle**, der übrigens nur als ein Untergau (Gaugerichtsbezirk[46]) anzusehen ist, nicht

43) vita Meinw. ap. Leibnit. tom. I, p. 554 u. 556. Beide Stellen sind bei Closstermeyer, Kleine Beiträge. S. 47, abgedruckt.

44) Schaten, Annal. Paderb. tom. I p. 499: Heligenkerken et duo Vorwerk ad eam pertinentes, Aldenthorp, Baramethorp. Die Urkunde ist vom J. 1036.

45) Ueber den Ursprung derselben vergl. eine Abhandlung von Wigand „der Corveysche Güterbesitz", S. 196 flgde. Das Resultat derselben ist, daß die Gaueintheilung in Sachsen, wenigstens in ihren Grundlagen, schon vor der Eroberung des Landes durch Karl den großen da gewesen seyn müsse.

46) In wie verschiedener Ausdehnung die Benennung Gau (pagus) im eilften und zwölften Jahrhundert gebraucht wird, indem sie bald einen mäßigen Gerichtsbezirk von wenigen Quadratmeilen, bald eine ganze Provinz bezeichnet, darüber sehe man Leopold von Ledebur: „das Land und Volk der Brukterer", S. 6, S. 42 und an andern Stellen.

weiter verfolgen. Was die **villa Dietmelle** betrifft, so hat dieselbe wahrscheinlich erst im vierzehnten Jahrhundert[47]) Stadtrechte bekommen, und ist seit den letzten Jahrhunderten bleibende Residenz der Grafen (nachmals Fürsten) zur Lippe geworden; was also ihre weitere Geschichte als Stadt und Sitz der Landesregierung der Mittheilung werthes darbieten möchte, würde auf jeden Fall ganz andern Zeiten angehören, als denen, die uns hier zunächst beschäftigen. Wir brechen daher diese Untersuchung hier ab, und wollen nur noch zum Schluß die Bemerkung beifügen, daß die Verhältnisse der Detmolder Kirche, von denen oben mehrfach die Rede gewesen ist, sich im Laufe des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts mehr als einmal verändert zu haben scheinen. In der im J. 1231 gemachten Eintheilung der Diöcese Paderborn in sechs Archidiaconate[48]) werden im Archidiaconat **Lymego** (Lemgo), zu welchem Detmold damals gehört haben muß, nur die Kirchen zu **Scutemer** (Schötmar) **Orlinghusen** und **Hepen cum earum ecclesiis et capellis** aufgeführt, Detmold also unter den nicht namentlich genannten begriffen, woraus man auf eine untergeordnete Bedeutung dieser Parochie schließen möchte; im J. 1263 dagegen erscheint in einer Urkunde des Paderbornischen Bischofs Simon (aus dem Hause der Edlen Herrn zur Lippe, Enkel Bernhards II), in welcher die Befugnisse der Archidiaconen über die niedere Geistlichkeit festgesetzt

47) Das älteste bekannte Privilegium ist nach einer gefälligen Mittheilung des Herrn Archivars Wasserfall vom J. 1362.

48) s. Schaten, Annal. Paderb. tom. II, p. 15.

werden [49]), ein besonderer Archidiaconus in Detmele neben dem Thesaurarius und Archidiaconus in Lemego. Ein drittes, wahrscheinlich aus dem funfzehnten Jahrhundert stammendes Archidiaconatverzeichniß [50]) endlich nennt sowohl Lemego als Depmolde unter den Pfarreien, die dem Thesaurarius als Archidiaconen untergeben sind; der Sitz desselben scheint aber nunmehr Bilvelde (Bielefeld) geworden zu seyn, welches wenigstens in der Reihe obenan steht.

Die zuletzt angeführten Stellen zeigen denn nebenher auch den weitern Verlauf der Metamorphosen, die der Name Theotmalli oder Thietmelle erlitten hat. Im eilften Jahrhundert finden wir ihn neben Thiadmelle schon Dietmelle geschrieben, im dreizehnten Detmele [51]), und im funfzehnten endlich Depmolde, woraus durch den Einfluß des obersächsischen (hochdeutschen) Dialects sich das richtigere Detmold wieder hergestellt hat, welches indeß der der alten Mundart treu gebliebene Theil der Bevölkerung wenigstens im Sprechen noch heute nicht anerkennt, sondern das bequemere Depmold, oder gar Deppeln, beibehalten hat.

Detmold. Schierenberg.

49) bei Schaten, Annal. Paderb. tom II, p. 104.
50) abgedruckt als Beilage zu Wigands „Corveyschen Güterbesitz", S. 225. Nach diesem Abdruck scheint der bei Bessen, „Geschichte des Bisthums Paderborn", Theil 1, S. 294, berichtigt werden zu müssen.
51) Diese Schreibart, Detmele oder Detmelle, ist auch im vierzehnten und bis ins funfzehnte Jahrhundert herrschend geblieben, wie sich aus drei dem Verfasser durch die Güte des Herrn Stadtsyndikus Runnenberg mitgetheilten Urkunden aus den Jahren 1557, 1558 und 1422 ergiebt.

Ueber die Feinspinnerei.

(Schluß.)

Ein weiterer Vortheil, der noch mit der bessern Bearbeitung des Flachses verbunden ist, entspringt aus dem geringeren Bedarf an Flachs, und daher auch an Länderei, Leinsamen und Arbeit. Nach der gewöhnlichen Spinnerei des Kaufgarns, verspinnt nemlich eine Familie, welche 3 Hmt. Leinsamen zur Beschäftigung für den Winter säen muß, wenn sie täglich 6 St. Garn zu 3 St. aus dem Pfunde verfertigt, ihre ganze Flachsmasse von 270 Pfund, in 135 Tagen. Verspinnt sie aber dieselbe Flachsmasse zu 16 Stück aus dem Pfunde feinen Flachs, 6 Stück aus der feinen und 3 Stück aus der groben Hede, so würde sie, täglich 5 Stück spinnend, ihren ganzen Flachs in 391 Tagen verbrauchen. Spänne diese Familie nun 200 Tage im Jahre, so wird sie beim Spinnen des Kaufgarns noch bedeutend zukaufen müssen, beim Feinspinnen aber würde sie für 191 Tage Flachs übrig behalten. Demnach würde diese Familie nicht 3, sondern nur 1½ Hmt. Lein zu säen haben, und dadurch an Samen, Land, Arbeit und Kosten über 10 Rthl. gewinnen.

Weit bedeutender noch wird dieser Gewinn, wenn der Landmann das gesponnene Garn selbst verwebt. Aber auch davon abgesehen, würden schon die jetzigen Weber einen bedeutenden Erwerbszweig in flachsreiche Gegenden ziehen, wenn feines Garn gesponnen würde.

Um schönes feines Garn zu erhalten, erfordert der Flachs eine sorgfältige Behandlung. Der Flachs muß in der Gelbreife gezogen werden, wenn nemlich der untere Theil des Stengels gelb wird; hierbei geht nun freilich der Leinsamen zum Säen verloren, aber nicht, um ein gutes Oel daraus zu gewinnen. Nach den Beobachtungen des Herrn Legge-Inspektors

Reichard in Münden hat solcher Flachs ⅓ des Gewichts und der Güte mehr als der ganz reif gewordene Flachs. Für die Rotte ist eine nicht zu breite Grube, durch welche reines Wasser fließt, die beste. Die Flachsbunde lege man nicht wagerecht, sondern stelle sie senkrecht neben einander, lege Bretter mit Steinen beschwert darüber, und sehe vom 4. oder 5. Tage an, alle 6 Stunden nach, ob der Flachs sich auf den Boden senke, welches zum sichern Zeichen dient, daß die Rottezeit beendet ist. Hierauf braucht man ihn nur 5 bis 6 Tage zu breiten, und dann zu wenden. Damit der Flachs nicht auf den kalten Boden der Rottegrube komme, wodurch der untere Theil desselben leicht verdirbt, muß dieselbe so tief gemacht werden, daß der Flachs den Boden nur dann berührt, wenn er die gehörige Zeit hindurch im Wasser gelegen hat. Diese Art zu rotten hat den großen Vortheil einer gleichmäßigen Rotte.

Der nach dem Rotten bis zum gewöhnlichen Spinnen gereinigte Flachs muß zum Feinspinnen auf folgende Art bearbeitet werden. Man theile eine, von aller Schewe gereinigte Flachsdiesse von ½ Pfund Schwere in 2 Theile, drehe jede Hälfte fest zusammen, und klopfe sie mit einem hölzernen Hammer auf einem geglättetem Blocke ungefähr mit 400 schnell auf einander folgenden Schlägen, ribbe sie nochmals in kleinen Risten sehr sorgfältig, und hechle sie auf einer feinen, genau gearbeiteten Hechel. Hiernach ist der Flachs fein genug, um 12 bis 20 Stück aus dem Pfunde zu spinnen.

Zum Verspinnen eines so zubereiteten Flachses bedarf man eines feinern und besser gearbeiteten Rades, als der meist noch gebräuchlichen. Solche Räder, sehr gut gearbeitet, sind stets zu haben, beim Drechsler Friedrich in Elze, das Stück zu 1 Rthl. Zur feinen Flachsbearbeitung ist auch eine sorgfältig gearbeitete grobe und feine Hechel nöthig. Solche Hecheln verfertigt der Nadler Immendorf sen. in Hildesheim*).

Beim Verspinnen des feinen Flachses zu feinem Garn, verfährt man auf folgende Weise. Man lege jedesmal nur 8 bis 12 Loth Flachs an den Wocken so an, daß man die Diesse ristenweise aus einander schüttelt, die Spitze derselben oben an den Wocken hält und den Wocken langsam so dreht, daß sich der Flachs lose an den Wocken giebt. Hiernach windet man ein 2 Ellen langes und 1 Zoll breites Band nur lose von oben nach unten um den Flachs, damit man die einzelnen Flachsfasern ohne Verletzung der übrigen herausziehen kann. Beim Spinnen selbst trete man auf den feinen Rädern sehr langsam aber gleichmäßig, schiebe niemals den Flachs vor dem Faden her, damit keine Knoten, weder im Flachse noch im Garn entstehen, sondern ziehe den Flachs oberhalb des Fadens in die Breite, damit man den Flachs immer in seiner Gewalt behalte. Reißt der Faden, so muß ganz besonders darauf gesehen werden, daß der Faden lang an den Wocken hinaufgeschlagen sich wieder mit dem Flachse allmälig verbinde, da sonst eine solche Stelle beim Verweben reißt.

So leicht an und für sich das Feinspinnen ist, so gehört doch eine große Aufmerksamkeit und Geschmeidigkeit der Finger dazu, weshalb auch Kinder am leichtesten diese Kunst erlernen, und es in wenigen Wochen zu einer Fertigkeit bringen, daß sie 30 bis 40 Stück Garn aus 1 Pfund Flachs spinnen, wozu aber ein sorgfältiger Unterricht gehört, der nach den gemachten Erfahrungen nicht leichter als in Spinnschulen ertheilt werden kann.

Herr Pastor Wedemeyer bemerkt noch,

*) Es wäre zu wünschen, daß man einige solcher Räder für unsere Spinnradmacher kommen ließe, um denselben als Modelle zu dienen, desgleichen einige der angezeigten Hecheln. D. Red.

daß wenn jemand in der Spinnschule zu Esbeck das Feinspinnen lernen wollte, eine gute Spinnerinn in 8 bis 14 Tagen das Feinspinnen sowohl als auch die Behandlung des Flachses erlernen könne. Für Unterricht wird dabei nichts bezahlt, nur für den Unterhalt werden täglich 4 Ggr. vergütet. Jeder Lernende muß außerdem 9 Pfund des besten Flachses zur Verarbeitung mitbringen, für dessen Bearbeitung ein billiges Tagelohn berechnet wird.

Am Schlusse dieses Aufsatzes können wir nicht unterlassen, den Wunsch auszudrücken, daß erfahrene Oekonomen unsers Landes uns Mittheilung machten für das Magazin über den Flachsbau ihrer Gegenden und über die Kosten der Cultur und den Ertrag, so wie über den Zustand der Spinnerei, über die Arten der verschiedenen Garne, die in ihren Gegenden gesponnen werden und das Quantum, welches 1 Pfund Flachs im Durchschnitt an solchen Garnen liefert.

Ueber das Zunehmen der Concursprocesse im Fürstenthum Lippe.

Dem aufmerksamen Leser der Lippischen Intelligenzblätter wird nicht entgangen seyn, daß die Zahl der von den Gerichten erkannten Concurse seit einer Reihe von Jahren in unserm Lande erheblich zugenommen hat. Während vor 30 oder 40 Jahren Edictalladungen eine Seltenheit waren und der Regel nach nur bei freiwilligen Verkäufen vorkamen, ist in neuerer Zeit ein Anderes Regel geworden, und die Sturmglocke der Edictalladungen zum Concurse tönt gegenwärtig ohne Unterbrechung aus jeder Nummer der Intelligenzblätter vielfach in die Welt hinein.

Um die Gründe dieser Erscheinung in Erfahrung zu bringen, ist vor Allem nothwendig, die Erscheinung selbst in ihren einzelnen Beziehungen möglichst genau zu ermitteln. Hierzu soll in dem Nachstehenden zunächst der Versuch gemacht werden, und zwar durch eine Zusammenstellung der Concurs-Ergebnisse seit dem Jahre 1815, da mit diesem Jahre in Gefolge des erlangten Friedens eine neue Epoche des Volkslebens begann. Die Zusammenstellung wird sich über das ganze Land, nur mit Ausnahme des Amtes Blomberg und der Stadt Lippstadt, erstrecken. Die Stadt Lippstadt muß ausgeschlossen bleiben, weil dort nach Preußischem Rechte verfahren wird; und das Amt Blomberg, weil in diesem Amte die Elocationen noch üblich sind, und deshalb die Concursverhältnisse aus ihm nicht so zur Oeffentlichkeit kommen, wie aus den übrigen Aemtern.

Im ganzen Fürstenthume, mit Ausnahme der Stadt Lippstadt und des Amtes Blomberg, wurden in dem zwanzigjährigen Zeitraume von 1815 bis 1834 zusammen 769 Concurse erkannt. Diese vertheilen sich auf die einzelnen Jahre wie folgt:

1815	27	Concurse
1816	23	=
1817	14	=
1818	6	=
1819	11	=
1820	15	=
1821	21	=
1822	36	=
1823	48	=
1824	58	=
1825	38	=
1826	24	=
1827	44	=
1828	51	=
1829	36	=
1830	44	=
1831	82	=
1832	98	=
1833	69	=
1834	64	=
	769.	

Diese Zahlenreihe ergiebt, daß die Zunahme fort schreitend gewesen ist, zwar nicht regelmäßig von einem Jahre zum andern, aber doch im Allgemeinen, bei Zusammenrechnung größerer Zeiträume, ohne Unterbrechung. Die Zahl des zweiten Jahrzehends von 1825 bis 1834 . 530 ist mehr, als doppelt so groß, wie des ersten Jahrzehends von 1815 bis 1824 . 239; und werden die zwanzig Jahre in noch kleinere Zeiträume, von 5 Jahren, eingetheilt, so fallen auf die ersten 5 Jahre von 1815 bis 1819 . 81 auf die zweiten 5 Jahre 1820—24 . . 158 auf die dritten 5 Jahre 1825—29 . . 175 und auf die vierten 5 Jahre 1830—34 . . 557

(Fortsetzung folgt.)

Chronik des Tages.

Hannover, den 7. Mai 1835. — In der am 5. d. M. gehaltenen General-Versammlung des Kunstvereins, in welcher die nach den Bestimmungen des Statuts dieses Jahr austretenden Mitglieder der Committee — der Secretair, der Stellvertreter desselben und der Conservateur — mit großer Majorität wieder erwählt wurden, erstattete die Committee Bericht über die Wirksamkeit und die Verwaltung des Vereins vom 1. Mai 1834 bis 1835, woraus wir Folgendes entnehmen.

Von den Mitgliedern des Kunstvereins sind nur 14 im Laufe des Jahrs ausgetreten, 8 sind durch den Tod ausgeschieden, dagegen beträgt die Zahl der neu hinzugekommenen 550, und die sämmtlicher Actien 1521.

Unter den im letzten Jahre beigetretenen Actionairen befindet sich eine nicht unbedeutende Zahl Auswärtiger.

Der freundschaftliche Verkehr mit den übrigen Deutschen Kunst-Vereinen hat fortgedauert und sich erweitert, wodurch namentlich eine gegenseitige Erleichterung der sich außerordentlich vermehrenden Ausstellungen hat bewirkt werden können.

Die für das abgelaufene Rechnungs-Jahr zur Vertheilung kommende Lithographie wird von Herrn Giere nach dem interessanten Gemälde von A. Adam in München „Französische Cuirassiere in Moskau", welches in der vorigjährigen Verloosung der Hauptgewinn war, in derselben Größe des Originals gearbeitet. Der Künstler hat, wie wir vernehmen, die Beendigung des Steins für den Anfang nächsten Monats zugesagt, und kann dann der Druck desselben beginnen. Die Committee wird daher, selbst bei möglichster Beschleunigung, nicht früher als im vergangenen Jahre im Stande seyn, die Versendung der Abdrücke an die Mitglieder des Vereins zu bewerkstelligen. (Hannöverische Zeitung).

Erten, am 10. Mai 1835. — Heute Nachmittag gegen 2½ Uhr schlug der Blitz in das zum hiesigen Gute gehörige Waschhaus. Ein Knecht, der gerade in der Thür des Hauses stand, wurde getödtet. Alle ärztliche Bemühungen, die zu seiner Rettung angewandt wurden, waren vergebens. Im Hause zündete der Blitz nicht; jedoch wurden zwei Sparren stark beschädiget.

Buchstaben-Räthsel.

Vier Zeichen nennen den Barbaren,
Der frommen Väter Schreck und Graus. —
Willst' die zwei letzten wohl verwahren,
Laß nicht den Fuchs in's Hühnerhaus.
Doch, wer das Ganze will bereisen,
Der greife rasch zu Stock und Hut.
Längst würden es die Nachbarn speisen,
Glich' ihrem Hunger nur ihr Muth.

(Auflösung in № 8.)

Auflösung des Räthsels in № 6:
Körner.

Hierbei № 7. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 8.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 27. Mai 1835.

Graf Bernhard VI. zur Lippe.

(Nach dem bekannten alten Volksliede: „Jk sach minen Heren van Falkensteen").

Hinauf die Feste Falkenstein *)
Sah ich den Grafen reiten;
Hell glänzten in des Abends Schein
Ihm Schild und Schwert zur Seiten.

Da trat an seines Schlosses Thor,
Umhüllt vom Trauerkleide,
Die schönste aller Jungfrau'n vor,
Schön selbst in ihrem Leide.

Herzogin.

„Gott grüß' euch, Herr von Falkenstein!
Rührt euch der Gattin Zähre,
So löset den Gefang'nen mein
Um aller Jungfrau'n Ehre."

Graf.

„Der Gefang'ne, den in Kampfes Sturm
Ich mühvoll mußt' erwerben,
Der liegt auf Falkenstein im Thurm,
Und soll darin verderben!"

Herzogin.

„Liegt er im Thurm auf Falkenstein,
Und soll darin verderben:
Wohlan! so geh' auch ich hinein,
Bei meinem Lieb zu sterben!"

Und als sie trat an Thurmes Rand
Und weinend niederlauschte,
Vernahm sie, wie an Liebchens Hand
Die schwere Fessel rauschte.

Herzogin.

„So liegst du, Lieb, in Nacht und Pein,
Und ich vernehm' dich d'rinne,
Und kann nicht tröstend bei dir sein,
Das raubt mir Witz und Sinne!"

*) Noch zeigt man die Trümmer der Burg im Teutoburger-Walde und den Thurm, auf welchem der Herzog von Braunschweig-Lüneburg nach einer gegen den Grafen, im Jahre 1404, verlorenen Schlacht 9 Monate lang gefangen saß. Wie er durch die Bitten seiner Gemalin befreiet worden, erzählt vorliegendes Volkslied, zu welchem eine passende Melodie zu wünschen wäre.

Herzog (im Innern des Thurmes).

„Nach Haus, meine Jungfrau zart, nach Haus,
Zum Troſt den armen Kindern!
Wähl' einen andern Mann dir aus.
Das wird die Trauer lindern."

Herzogin.

„Wählt' ich mir einen andern Mann,
O weh dann meinen Kleinen!
O weh mir! Könnt' ich ihn umfahn
Je ohne Gram und Weinen?"

„Ha, ich wollt', es wär' ein Zelter mein,
Und daß alle Jungfrau'n ritten,
Und alle mit Herrn von Falkenſtein
Um mein fein Liebchen ſtritten!"

Graf.

„O nein, nein, meine Jungfrau zart,
Deß trüg' ich wahrlich Schande!
Nein, nehmt ihn bei der Hand, und fahrt
Wohl mit ihm aus dem Lande!"

Und ſelber eilend's löſ't er ihn,
Und ſtellt ihm aus ein Schreiben,
Daß frei er könne heimwärts ziehn,
Frei ſolle ſeyn und bleiben.

Sie aber, als mit ihrem Lieb
Sie war auf weiter Heide,
Laut, wie das volle Herz ſie trieb,
Laut jauchzte ſie vor Freude:

„Nicht rühme ſich der Graf hinfort
Des Siegs, den er errungen,
Hat eines ſchwachen Weibes Wort
Ihn ſelber doch bezwungen!"

„Und was ich mündlich jetzt nicht kann,
Will ich ihm ſchriftlich melden:
Ich griff den Falkenſteiner an
Und überwand den Helden!"

R. Brockhauſen.

Die neue Preußiſche Kirchenordnung für die evangeliſchen Gemeinden der Provinz Weſtphalen und der Rheinprovinz.

Dieſe durch „Allerhöchſte Kabinetsordre" den 5ten März d. J. erlaſſene Kirchenordnung iſt in der proteſtantiſchen Chriſtenheit eine ſehr merkwürdige Erſcheinung, theils, weil in ſo langer Zeit etwas Aehnliches nicht vorgekommen iſt, nämlich unſers Wiſſens weder in dieſem, noch im vorigen Jahrhunderte, theils wegen der großen Schwierigkeit, welcher die Sache zu unſerer Zeit unterliegt. Da nämlich die chriſtliche Kirche eine Anſtalt iſt, welcher jeder Zwang fremd iſt und ihrer Natur nach fremd bleiben muß; ſo kann eine Ordnung in der Geſellſchaft nur durch die Theilnahme des Gemüths der Glieder an dem Zwecke des Inſtituts Statt finden und ſich erhalten. Gerade an dieſer innern Theilnahme fehlt es aber ſchon lange bei den höhern Gliedern der äußeren kirchlichen Geſellſchaft, wenn die Theilnahmloſigkeit auch nicht mehr ſo groß iſt, als ſie es in den letzten beiden Jahrzehenden des vorigen und in dem erſten des gegenwärtigen Jahrhunderts war. Ein Beweis von dieſem Mangel an Intereſſe iſt die noch fortdauernde und an manchen Orten ſogar zunehmende Unkirchlichkeit eben jener vornehmeren, angeſeheneren Glieder der bürgerlichen und der äußeren kirchlichen Geſellſchaft.

Fragen wir nun weiter nach dem Grunde ihrer Gleichgültigkeit gegen die kirchlichen Angelegenheiten, ſo vermögen wir ihn nicht etwa in geſunkener Sittlichkeit, die wir unſers Orts in

Abrede stellen, sondern in veränderten Meinungen zu finden. Der Glaube an die positiven Artikel der Kirchenlehre, wie dieselbe in den Bekenntnißschriften der evangelischen Kirche vorliegt, ist nämlich bei den meisten, vorzüglich den männlichen, und unter diesen wieder vorzugsweise bei den sonst wissenschaftlich gebildeten, Gliedern der höhern Stände erloschen und, die verhältnißmäßig geringe Zahl derer ausgenommen, welche sich dem Extreme des heut zu Tage so genannten Mysticismus zugewendet haben, noch nicht wieder zurückgekehrt. Wird doch der Streit über jene Artikel und die ihnen entsprechende Glaubensansicht unter den Theologen noch für und wider auf das Lebhafteste fortgeführt. Wie kann nun bei dieser Uneinigkeit, diesem Schwanken in der Lehre ein gemeinsames, lebendiges Interesse Menschen für eine Sache verbinden, von der sie sich keinen bestimmten Begriff zu machen wissen, und über deren Werth sie kein Urtheil haben? — Wäre dagegen der Glaube bei allen Gliedern der protestantischen Kirche so fest und sich gleich, wie er in den ersten beiden Jahrhunderten derselben, und dabei so lebendig, wie er namentlich im ersten Jahrhundert nach der Reformation, durch die Freude über den neu erkämpften Besitz und durch den noch frischen Kampf wider die Gegner war; so würde der Eifer für die kirchlichen Angelegenheiten auch nicht fehlen, und eine zweckmäßige Kirchenordnung, wenn sie noch fehlte, eben so willkommen als ausführbar seyn.

Die vor uns liegende neue Preußische ignorirt nun den gegenwärtigen kritischen Zustand der Lehre gänzlich, indem sie, §. 49, wir möchten sagen naiv, festsetzt: „Die Provinzial-Synode „wacht über die Erhaltung der Reinheit der „evangelischen Lehre in Kirchen und Schulen". Wonach aber über diese Reinheit der Lehre entschieden werden soll, das sagt sie nicht. Nach den Bekenntnißschriften der lutherischen und der reformirten Kirche kann es wohl nicht geschehen

sollen, weil die Kirchenordnung für evangelische d. i. für solche Gemeinden erlassen ist, die weder zu der einen, noch zu der andern gehören wollen. Soll aber etwa die viel besprochene Agende oder die Bibel selbst die Entscheidungs-Norm seyn, so mögen wir an diesem Orte uns nicht darauf einlassen, für wie unthunlich wir dieß halten. Der Kenner der Sache wird dieß auch schon selbst einsehen.

So lange nun aber die Lehre als bestimmte Aussage von dem, was eigentlich geglaubt wird, nicht fest steht, so lange kommt uns eine neue Kirchenordnung vor, wie ein Kleid, das gemacht wird, ohne daß man weiß, für wen, oder, wie wenn der Schöpfer einen Leib bildete, damit die Seele dann von selbst in denselben nachfolge.

Eine gewisse Rückwirkung der Kirchenverfassung und Kirchenzucht auf die Religiosität läßt sich indessen nicht leugnen. Ist nun Mangel der letzteren bei vielen Individuen Ursach ihrer Unkirchlichkeit, so läßt es sich wenigstens als möglich denken, daß das Uebel durch eine angemessene Kirchenordnung ganz oder zum Theil geheilt werde, und als einen Versuch dazu kann man die vorliegende Königlich Preußische Kirchenordnung ansehen. „Diese setzt nämlich fest, §. 5: „die Pflichten eines Gemeingliedes sind: 1) die „Gnadenmittel der Kirche in der Gemeinde „fleißig zu gebrauchen". §. 4. „Bei Kirchen, „welche keinen Patron haben, hat die Gemeinde „das Recht, ihre Geistlichen zu wählen". Eben so werden nach §. 8. zu Mitgliedern des Presbyteriums, das in Gemeinden unter 200 Seelen dieselben allein, in größern aber im engern Sinne vertritt, und in den kleinsten außer dem Prediger wenigstens aus zwei Aeltesten, einem Kirchmeister (Kirchendechen) und einem Diaconus (Armendechen oder Armen-Provisor) besteht, nach §. 10 nur solche selbstständige Mitglieder der Gemeinde gewählt, welche einen ehrbaren Lebenswandel führen und an dem öffent-

lichen Gottesdienste und heiligen Abendmahle fleißig Theil nehmen. Außerdem giebt es aber in Gemeinden über 200 Seelen noch eine größere Repräsentation, von 16 Personen in Gemeinden von 200 — 500 Seelen, von 20 in Gemeinden von 500 — 1000 Seelen, von 24 Repräsentanten in solchen von 1000 — 2000, von 40 in denen von 2000 — 5000 Seelen, und von 60 in allen noch größern (§. 18. 19). Auch diese werden gewählt, und wählbar sind auch dazu, nach §. 22, nur solche Personen, welche „an dem Gottesdienste und heiligen „Abendmahle fleißig Theil nehmen. Sie, diese Repräsentanten der Gemeinde, wählen aber nicht nur, nach den §. 18 u. 59, den Prediger, sondern berathen und beschließen mit dem Presbyterium über Veränderungen im Grundvermögen der Gemeinde, dessen Erwerbung, Veräußerung, Erbverpachtung, über Gehalte und Zulagen der Kirchenbeamten und Diener, über die zu Bestreitung der kirchlichen Bedürfnisse etwa nöthige Umlage auf die Mitglieder der Gemeinde u. s. w. Das alles sind aber so bedeutende Rechte und Ehrenvorzüge, daß es besonders an Orten, wo es nur einerlei Confession giebt, eine Makel seyn wird, des Genusses derselben unfähig zu seyn. Manche indifferente Unkirchliche dürften sich daher, theils um jener Makel zu entgehen, theils auch um des pecuniär materiellen Interesses willen entschließen, ihrer äußern Theilnahmlosigkeit zu entsagen, manche andere vielleicht davor bewahrt bleiben. Ist aber dieses erst erreicht, so kann die gute äußere Sitte auch innerlich einen bessern Stand der Dinge herbeiführen, gleich wie wilde Thiere erst von den rohesten Ausbrüchen ihrer Wildheit entwöhnt und dann zu feineren Künsten abgerichtet werden, oder wie, um uns eines edleren Beispiels aus einem nahe verwandten Gebiete zu bedienen, der Mensch eher moralisirt werden kann, der zuvor schon legalisirt ist, welches dasselbe ist, als wenn der Apostel Paulus Gal. 3, 24 sagt: „das Gesetz", d. i. das Gesetz Mosis mit seinen sämmtlichen Motiven, „ist unser Zuchtmeister gewesen auf Christum." Wirkte aber die neue Preußische Kirchenordnung nur so viel, so wäre damit unendlich viel gewonnen; und es ist daher die Sache des Versuches wohl werth, dessen Gelingen wir von Herzen wünschen. Im Falle solchen Gelingens wird es an Nachfolgern nicht fehlen. Denn daß es mit der Angelegenheit der Kirche, wenn diese nicht mit der Zeit ganz verfallen soll, so nicht bleiben dürfe, wie es im letzten halben Jahrhundert im protestantischen Deutschland gewesen ist, das ist leicht einzusehen, und wird, Gottlob! immer mehr eingesehen.

(Schluß folgt.)

Ueber das Zunehmen der Concursprocesse im Fürstenthum Lippe.

(Fortsetzung.)

Von den im Ganzen während der letzten zwanzig Jahre vorgekommenen 769 Concursen sind verhandelt:

1) vor den Aemtern auf dem platten Lande	508
2) vor den Untergerichten in den Städten	235
3) vor den beiden Obergerichten und dem Hofmarschallamte zusammen . .	18
4) vor dem Consistorium . . .	8
	769.

Wird die Bevölkerung des platten Landes, wie es mit Wahrscheinlichkeit geschehen kann, auf 72400 und die der Städte auf 15400 Einwohner angeschlagen, so fallen hiernach aus dem ganzen zwanzigjährigen Zeitraume auf 1000 Einwohner des platten Landes 7 Concurse, und auf 1000 Einwohner der Städte 15 Concurse. Mithin ist die Zahl der Concurse in den Städten

verhältnißmäßig mehr als doppelt so groß gewesen, wie auf dem platten Lande.

Bei einer Trennung der beiden Jahrzehende liefert das platte Land für das erste Jahrzehend von 1815 bis 1824 . . . 149 Concurse
und für das zweite von 1825 bis 1834 . . . . . 359 =
508.

Im ersten Jahrzehend fielen also auf 1000 Einwohner 2
und im zweiten Jahrzehend auf 1000 Einwohner 5

Dagegen liefern die Städte für das erste Jahrzehend . . . 80 Concurse
und für das zweite . . . 155 =
235.

Im ersten Jahrzehend fielen also auf 1000 Einwohner 5
und im zweiten auf 1000 Einwohner . 10

Sonach verhält sich der Zuwachs auf dem platten Lande wie 5 zu 2, und in den Städten wie 1 zu 2. Mithin ist der Zuwachs auf dem platten Lande verhältmäßig größer gewesen, wie in den Städten.

Zu einer Vergleichung der einzelnen Aemter und der einzelnen Städte unter einander dienen die beiden folgenden Tabellen. In die erste Columne ist die muthmaßliche Einwohnerzahl *), in die zweite die Zahl der Concurse, welche während des zwanzigjährigen Zeitraums von 1815 bis 1834 vorgekommen sind, und in die dritte die Zahl der Concurse, welche danach auf 1000 Einwohner fallen, eingetragen.

*) Die Einwohnerzahl wird zwar nicht genau zutreffen, da sie nach einer schon vor mehreren Jahren vorgenommenen und nicht ganz zuverlässigen Zählung berechnet worden ist. Indeß kommt es auf einige hundert mehr oder weniger hier nicht an.

Aemter.

	Einwohner.	Concurse von 1815—34	Concurse auf 1000 Einwohner.
Varenholz . . .	11100	59	5,5
Lage	10100	87	8,6
Schötmar . . .	9300	54	5,6
Sternberg und Barntrup	7300	81	11,0
Detmold . . .	6800	47	6,9
Oerlinghausen . .	6600	96	14,5
Brake	6300	33	5,2
Schwalenberg . .	6000	28	4,6
Horn mit Einschluß des Meinberger Brunnenplatzes . . .	5000	46	9,5
Schieder . . .	3400	14	4,1
Lipperode . . .	500	3	6,0
	72400	508	7,0

Städte.

	Einwohner.	Concurse von 1815—34	Concurse auf 1000 Einwohner.
Lemgo	3900	61	15,6
Detmold . . .	3600	45	12,5
Blomberg . . .	2100	22	10,4
Horn	1700	28	16,4
Uflen	1600	33	20,6
Flecken Lage . .	1400	33	23,5
Barntrup . . .	1100	13	11,8
	15400	235	15,2

Nach diesen Tabellen haben im Verhältnisse zur Bevölkerung die meisten Concurse gehabt: unter den Aemtern, die Aemter Oerlinghausen, Sternberg und Barntrup, Horn, und Lage; und unter den Städten, Flecken Lage, Uflen und Horn. Die wenigsten Concurse haben gehabt: unter den Aemtern, die Aemter Varenholz, Schötmar, Schieder und Schwalenberg; und unter den Städten, die Städte Blomberg und Barntrup.

Um nun noch den verhältnißmäßigen Zuwachs von einem Jahrzehend zum andern bei den einzelnen Aemtern und Städten beurtheilen zu können, möge hier die nachfolgende Tabelle stehn, welche in den beiden ersten Columnen die Zahl der Concurse für das erste und zweite Jahrzehend, und in den beiden letzten Columnen

die Zahl der für jedes Jahrzehend auf 1000 Einwohner fallenden Concurse angiebt:

	Concurse		Auf 1000 Einwohner	
	1815 bis 1824	1825 bis 1834	1815 bis 1824	1825 bis 1834
Amt Barenholz . .	14	25	1,2	2,2
= Lage . . .	24	63	2,3	6,2
= Schötmar . .	8	26	0,8	2,7
= Sternberg und Barntrup . .	16	65	2,2	8,8
= Detmold . .	16	31	2,3	4,5
= Oerlinghausen .	39	57	5,9	8,6
= Brake . . .	6	27	0,9	4,2
= Schwalenberg . .	9	19	1,5	3,1
= Horn . . .	11	35	2,2	7,0
= Schieder . . .	3	11	0,8	3,2
= Lipperode . .	3	0	6,0	0,0
Stadt Lemgo . . .	28	33	7,1	8,4
= Detmold . .	15	30	4,1	8,3
= Blomberg . .	2	20	0,9	9,5
= Uflen . . .	16	17	10,0	10,9
Flecken Lage . . .	10	23	7,1	16,4
Stadt Barntrup . .	3	10	2,7	9,0

Aus dieser Tabelle geht hervor, daß von den Aemtern die Aemter Sternberg nebst Barntrup, und Brake in dem zweiten Jahrzehend ohngefähr 4 Mal so viel Concurse gehabt haben als in dem ersten; die Aemter Lage, Schötmar, Horn und Schieder ohngefähr 3 Mal so viel; und alle übrigen Aemter ohngefähr doppelt so viel, nur mit Ausnahme des Amtes Lipperode, welches im zweiten Jahrzehend weniger gehabt hat als im ersten. Von den Städten hat die Stadt Blomberg im zweiten Jahrzehend 10 Mal so viel Concurse gehabt als im ersten; Barntrup 3 Mal so viel; Detmold und Lage doppelt so viel; und Lemgo und Uflen sind sich ohngefähr gleich geblieben.

Die Ursachen aller dieser einzelnen Verhältnisse anzugeben möchte schwer halten. Indeß können die Ergebnisse der hier angestellten Berechnungen dazu dienen, einige Muthmaßungen über die Ursache des Zunehmens der Concurse im Allgemeinen zu begründen.

Färben des Schafleders für den Gebrauch der Buchbinder.

Für diejenigen Buchbinder, welche das Leder für ihren Bedarf selbst färben und die Materialien dazu nicht kennen sollten, dürfte die hier folgende Notiz nicht unwillkommen seyn. Man bedient sich hauptsächlich dreier Beitzflüssigkeiten, mit welchen das Leder vorbereitet wird. Die erste ist eine Auflösung von grünem Vitriol (schwefelsaurem Eisen) wodurch man alle Nüancen von Grau bis Dunkelschwarz mit Galläpfel- und Brasilienholzauszug hervorbringen kann. Die zweite ist eine Auflösung von Pottasche (kohlensaurem Kali), wodurch alle Nüancen von Braun mit Curcumä- oder Berberitzenwurzelauszug erzielt werden. Die dritte ist eine Auflösung von Zinnsalz, welche als Beize für Gelb, Roth und Blau dient. Die Auflösung des Zinnsalzes in Wasser giebt eine weißlich gelbe Farbe; mit Sandelholz- oder Fernambuckholz-Abkochung ein schönes Roth, mit Kreuzbeeren und Berberitzenwurzel Gelb, mit Indigoauflösung ein schönes Blau.

Außerordentliche Feinheit von Flachsgespinnst.

Bei der letzten Industrieausstellung in dem gewerbfleißigen Valenciennes erregte nichts mehr Aufmerksamkeit als eine Sammlung von äußerst feinen Spitzengarnen, die alles übertraf was davon gesehen hatte, und die Bewundrung der englischen Kaufleute, die sich dort befanden, und die möglichst sich bemühen, diesen Industriezweig in ihr Land zu ziehen, was ihnen jedoch kaum gelingen dürfte, im höchsten Grade erregte. Das Pfund von diesem außerordentlich feinen Garn kostete 1100 Rthl., und war nicht weniger als 207920 Fuß lang. Wenn man be-

denkt, daß oft in einem ganzen Bündel Flachs kaum ein paar Faden zu finden sind, die sich zu einem so feinen Gespinnste eignen, so wird man sich über diesen hohen Preis nicht wundern. Der Faden dieses Garns hatte seiner Feinheit ungeachtet so viel Festigkeit, daß er sehr gut abgehaspelt und zur Spitzenfabrikation verwendet werden konnte.

Johannistraubenwein.

Ein sehr angenehmes weinigtes Getränk, welches jede Haushaltung leicht sich selbst verfertigen kann, ist der Johannistraubenwein. Man bereitet ihn auf folgende Weise.

Reife Johannistrauben werden zerquetscht und der Saft ausgedrückt, welchen man hierauf nochmals durch einen leinen Tuch laufen läßt. Von diesem Saft nimmt man 6 Pfund, mischt dazu 3 Pfund reinen guten Spiritus von ohngefähr 50 Procent und 10 Pfund Wasser, und giebt dazu 1½ Pfund Zucker, bringt diese Mischung in Steinkrüge oder Flaschen, die man fest und sorgfältig verkorkt, und läßt diese 7 bis 8 Tage lang stehen. Hierauf filtrirt man die Flüssigkeit durch Papier, wenn sie sich nicht ganz klar abgießen läßt, füllt sie in Flaschen, die man sorgfältig umkorkt, verpicht und in den Keller bringt. Im Winter hat man nun einen angenehmen Johannisbeerenwein.

Fragen.

1. Welches ist das sicherste Mittel zur Vertilgung der Hamstermäuse? Fragesteller besitzt einen Sandgarten, und doch wissen diese ungebetenen Gäste unter der Oberfläche des Bodens ihre Schlupfwinkel zu finden.

2. Können Hühnerhunde durch schnelles Laufen durch Kornfelder und über Saamenbeete hier zu Lande schon in den Monaten April und Mai den Früchten schädlich werden?

3. Wie schützt man die Nelken vor den Hasen?

4. Womit nährt sich der unter dem Namen Dreh- oder Wendehals (Jynx) bekannte und interessante Vogel?

Um eine gefällige baldige Belehrung durch Sachkundige in diesen Blättern wird gebeten.

Chronik des Tages.

Detmold. — In mehreren Städten unseres Landes, namentlich in Lemgo und Salzuflen, bestehn schon seit längerer Zeit so genannte Sterbecassengesellschaften. Zu Anfange des vorigen Jahres thaten hier in Detmold zwei patriotische Bürger den Vorschlag, unter der Einwohnerschaft dieser Stadt ebenfalls eine solche Gesellschaft zu bilden. Ihr Vorschlag wurde so günstig aufgenommen, daß gleich Anfangs 430 Personen, meistens Familienvorstände für sich und ihre Familien, als Mitglieder der Gesellschaft beitraten.

Seit dem 1. Sept. v. J. ist der Verein nach Maßgabe der von Hochfürstlicher Regierung genehmigten Statuten in Thätigkeit; und die Zahl seiner Mitglieder beläuft sich gegenwärtig auf 518.

Der Zweck dieses Vereins ist ein doppelter. Die Mitglieder desselben wollen eines Theils bei eintretenden Todesfällen sich zu Bestreitung der Beerdigungskosten wechselseitig unterstützen; und andern Theils wollen sie dahin wirken, daß bei den Beerdigungen der Aufwand möglichst eingeschränkt werde.

Für den ersten dieser Zwecke ist der Verein bisher thätig gewesen; und der Erfolg hat gezeigt, daß durch sehr geringe Beiträge der einzelnen Mitglieder mancher Familie in den pecuniären Bedrängnissen, welche mit Trauerfällen häufig verbunden sind, einiger Maaßen eine Erleichterung verschafft werden kann. Der einfache Beitrag war in der ersten Classe für das erste Quartal 6 mgr., für das zweite 4 mgr. und für das dritte 2 mgr. Davon wurden beim Tode eines Erwachsenen in der Regel 20 Rthl., und beim Tode eines Kindes unter 14 Jahren 10 Rthl. an die Hinterbliebenen bezahlt. In der zweiten Classe zahlten die Mitglieder die Hälfte der obigen Beiträge; und in ihr wurden an Zuschüssen aus der Casse, je nach dem Alter des Gestorbenen, 10 Rthl. oder 5 Rthl. geleistet.

Durch die Freigebigkeit einzelner Mitglieder des Vereins ist außerdem die Aussicht eröffnet

worden, daß künftig einmal zu Gründung irgend einer, mit den Zwecken des Vereins in Verbindung stehenden allgemein wohlthätigen Anstalt ein kleines Capital werde verwandt werden können.

Die näheren Bestimmungen über das, was zu Erreichung des andern Hauptzwecks der Gesellschaft, der Einschränkung des Aufwandes bei den Beerdigungen, geschehn solle, sind bis zum Schlusse des ersten Rechnungsjahres, mit welchem zugleich eine Revision der Statuten vorgenommen werden wird, ausgesetzt.

Minden. — Zu Anfange dieses Jahrs hat sich hier ein Verein gebildet, der den Zweck hat, den Aufwand bei den Beerdigungen möglichst einzuschränken. Die Mitglieder dieses Vereins zahlen keine Beiträge. Sie verpflichten sich bloß, bei den Beerdigungen, wenn sie deren zu besorgen haben, nicht mehr Aufwand zu machen, als die Statuten des Vereins erlauben. Das Wesentliche aus den Statuten ist Folgendes:

1) Das Ansagen des Sterbefalls ist nur durch eine, in Lohn und Brod stehende Person ohne Trauerkleidung zulässig.
2) Der Preis für einen Sarg, die Verzierung und Beschlag eingeschlossen, darf die Summe von 12 Rthl. nicht übersteigen.
3) Es dürfen höchstens 8 Träger genommen werden.
4) Die Versammlung des Gefolges, bis auf die nächsten Anverwandten und die Träger, in dem Sterbehause ist untersagt, dagegen
5) Pflicht eines jeden Mitgliedes, auf Ansuchen ein Local zur Versammlung des Gefolges und der Träger vor der Beerdigung einzuräumen, und sich jeder Bewirthung derselben zu enthalten.
6) Das Gefolge muß sich bei der Rückkehr in die Stadt auflösen, und die Gesellschaft der Träger gleichmäßig auseinander gehen.
7) Der Austritt aus dem Verein, Fälle der Wohnsitz-Veränderung ausgenommen, so wie die Nichtbeachtung der statutenmäßigen Vorschriften wird mit einer zur Armen-Casse fließenden Geldbuße von 10 Rthl. geahndet.
8) Der Eintritt in den Verein ist zu jeder Zeit zulässig.
9) Die höchsten Kosten für eine Beerdigung, welche jedes Mitglied noch vermindern kann, betragen:

a)	für den Leichenbestatter	2 Rthl.
b)	= = Sarg . .	12 =
c)	= 8 Träger bei einer Beerdigung auf dem Friedhofe, für jeden 10 Sgr. . . .	2 Rthl. 20 Sgr.
d)	für den Leichenwagen	— Rthl. 25 Sgr.
e)	= = Fuhrmann, welcher den Leichenwagen fährt	20 =
f)	für den Gebrauch der Decke über den Sarg .	10 =
	Summa	18 Rthl. 15 Sgr.

Die Todtengräbergebühren sollen noch näher bestimmt werden.

Da ein einfacher Sarg ohne Verzierung für 6 bis 8 Rthl. wenigstens aus dem Sarg-Magazin zu liefern ist, so werden die Kosten im Allgemeinen auch noch geringer zu stellen seyn. (Sonntagsblatt).

Charade.

Zweisylbig.

Die erste ist ein gutes deutsches Wort;
Doch auch französisch gilt es, nach Belieben.
Gieb ihm ein o, italisch wird's sofort;
Doch was es war zuvor, das ist's geblieben.

Deutsch, Freunde, liebt es jeder Biedermann,
Und was er spricht, das sagt er so heraus;
Französisch auch gefällt es Jedermann,
Und wer's nicht einnimmt, — giebt es auch nicht aus.

Italiänisch schreib's, so kostet's Geld;
Doch jene Stummen, die wir wohl verstehn,
Die hilft dies Wörtchen frei durch alle Welt.
Sie reisen weit, und haben nichts gesehn.

Die zweite hilft trotz Brücken und trotz Fähre
Dir über Flüsse wohl zur Noth so so.
Der Main, die Oder hat's; auch war's im Meere
Einst für die Juden, nicht für Pharao.

Den größten Juden und der Dichter größten
Gebar das Ganze, — wundersam Gebiet!
Des längsten Tages darf es sich getrösten,
Seitdem der Römer keinen Kaiser sieht.

(Auflösung in № 9.)

Auflösung des Räthsels in № 7:

Türkey.

Hierbei № 8. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 9.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 3. Juni 1835.

Elegie.

Dem Andenken des Predigers Dreves, gestorben zu Hillentrup, Nov. 1834.

Führt zum Grabe des Edeln mich nicht! Ich wende mich abseits,
Daß nicht den heiligen Schmerz löse der Thränen Erguß.
So wie die Narbe den Krieger schmückt, so rühme mein Herz sich
Still der Wunde, die fort blutend das Leben noch schmückt!

Gern durchwand'l ich die Reih'n der grünenden Todtenhügel,
Während die Wange hinab leise die Thräne sich schleicht.
All' die Schlafenden, Jung und Alt, ich preise sie seelig,
Daß sie vollendet des Tags frohes und banges Geschick.
Neben dem Greis hier schlummert die Braut, das Kind und der Jüngling;
Viele der Lücken im Kreis füllte die Stunde schon aus. —

Aber des seltenen Geistes Gewand, deß Saum zu berühren
Seegen den Nahenden war, laßt mich zerfallen nicht sehn!
Denn mir bangt vor dem düsteren Wahn, daß nimmer auf Erden
Wirke sein lebender Hauch, den auch Entfernte gefühlt;
Welcher des dämmernden Knaben Gemüth und des fühlenden Jünglings
Mild anathmete schon, reicher und froher den Mann.

Wo sie begraben den Leib, mir sey's verborgen! wie Mosis
Stätte kein Lebender fand, welchen Jehova begrub.
Nicht beim Staube verweilt, — die geweiheten Räume voll Andacht,
Welche sein Leben erfüllt, sucht und bewahret der Geist;

Jenes gastliche Haus in der Stadt, wo ein heiterer Frieden
Jeden willkommenen Freund patriarchalisch erquickt,
Dort im verschwiegenen Thal des Gebirgs die stillere Wohnung,
Gleich wie Bethaniens Hain Pilgern ein lohnendes Ziel. —

Langsam reift nur die himmlische Frucht. Wir sehn die vollkomm'ne
Leuchten den werdenden vor, Freude dem heiligen Trieb.
Unausdenklicher Schatz dem Gemüth ist reine Verehrung
Eines vollendeten Manns in dem Gewoge der Welt,

Der mit lebendigen Glaubens Kraft die Freude des Schönen
Menschlich fühlend vereint, klaren und himmlischen Sinns. —

Laßt mich denken, er lebe mir noch, er theile vom Reichthum
Herzlichen Seegens wie sonst noch dem Bedürfenden aus!
Einst, wenn abendlich kühl, dem Gipfel näher, die Luft mir
Wehet und ahnungsvoll Todesgedanken bewegt;
Dann o zeigt mir sein Grab! Hier knieend hör' ich vom Himmel
Seeligen Geistes Gruß, welcher hinüber mich ruft.

St.

Ueber die Blitzröhren oder Fulgurite rücksichtlich ihrer Beschaffenheit und Bildung.

(Aus einer Abhandlung vom Hofrath Brandes und Schullehrer Echterling).

Die unter dem Namen der Blitzröhren bekannten Naturprodukte sind für unsere Gegend in mehrfacher Hinsicht von einer interessanten Wichtigkeit geworden, denn es sind in neueren Zeiten nicht nur diese Blitzröhren in unseren Gegenden zuerst aufgefunden und wieder ein Gegenstand der Nachforschung geworden, sondern man ist auch auf eine evidente Weise der Entstehung dieser merkwürdigen Bildungen durch einen von Augenzeugen beobachteten und weiter untersuchten Fall auf die Spur gekommen. Es wird daher ganz in dem Plane unserer Zeitschrift liegen, darin das mitzutheilen und niederzulegen, was die Kenntniß dieser Naturprodukte betrifft, und unserer Senne eine in dieser Beziehung nicht unbedeutende naturhistorische Wichtigkeit verliehen hat.

Hofrath Brandes und Schullehrer Echterling haben mit der Untersuchung der Blitzröhren sich seit Jahren angelegentlich beschäftigt, und zur Verbreitung derselben durch die Naturforscher wesentlich beigetragen. Im Jahre 1825 und 1826 haben beide ihre bis dahin über die Blitzröhren gemachten Beobachtungen in einigen Abhandlungen bekannt gemacht (S. Kastners Archiv für die gesammte Naturlehre B. IV. S. 241 u. s. f. u. B. IX. S. 295 u. s. w.). Wir wollen diese Abhandlungen dem Nachfolgenden zum Grunde legen.

Geschichte.

Die sogenannten Blitzröhren sind zwar in mehreren Gegenden durch die Aufmerksamkeit der Naturforscher aufgefunden worden, doch gehören

sie fortwährend zu den naturhistorischen Seltenheiten.

Die ältesten Data, die man über die Blitzröhren hat, rühren von dem Prediger Hermann zu Massel in Schlesien her, der dieselben 1711 beschreibt, in einem von ihm herausgegebenen Buche **Maslogia** genannt. Sie entgingen aber, ihrer Seltenheit wegen, der Aufmerksamkeit der Naturforscher fast gänzlich, bis sie auch durch den Herrn Oekonomen Hentzen zu Oesterholz in unserer Senne entdeckt wurden, und von Herrn **Dr.** Brückmann in Braunschweig, welcher selbige auch 1804 von Driburg aus erhalten hatte, in **Voigt's Magazin der Naturkunde B. IX. S. 64** u. s. w. beschrieben wurden. Im Jahr 1815 machte Herr **Dr.** Fiedler, ein ausgezeichneter Mineralog, eine geognostische Reise im nördlichen Teutschland, auf welcher er auch unsere Gegend berührte und in der Senne durch Herrn Hentzen die Blitzröhren kennen lernte. Die Erforschung dieser merkwürdigen Natuprodukte ließ Herr **Dr.** Fiedler mit aller Sorgfalt sich angelegen seyn und machte darüber in **Gilbert's Annalen B. LV. S. 125** u. s. w. eine Abhandlung bekannt.

Erst von dieser Zeit an wurden die Blitzröhren in dem naturforschenden Publikum eigentlich bekannt und erregten die Aufmerksamkeit der Naturforscher in hohem Grade. Man suchte die Blitzröhren nicht nur an Orten auf, welche in Beschaffenheit des Terrains der Senne ähnlich waren, in Sandgegenden, sondern bemühte sich auch, die Entstehung derselben aufzuklären. Man fand hierauf Blitzröhren bei Rauschen und bei Pillau in Ostpreußen, bei Nietleben in der Gegend von Halle an der Saale, am Fuße des Regensteins bei Blankenburg, bei Rheine im Münsterschen, in der Gegend von Dresden, bei Malaczka in Ungarn, auf der Insel Amrun in der Ostsee, zu Drigy in Cumberland und im Sande von Bahia in Brasilien.

Beschaffenheit und Charakteristik

Die Blitzröhren kommen in der Regel, wie auch ihr Name anzeigt, in Röhrenform vor, diese haben aber eine sehr verschiedene Länge und einen sehr verschiedenen Durchmesser, von einen Fuß Länge und kleiner bis zu 50 Fuß und darüber, vom Durchmesser weniger Linien bis zu dem von mehren Zollen. Oft ist der Durchmesser eine ziemliche Länge merklich gleichbleibend, oft sind sie nach oben dünner, oft verdünnen sie sich nach unten zu den feinsten Röhrchen, dünner wie ein Pfeifenstiel, und oft kommen abwechselnd dickere und dünnere Stellen an derselben Röhre vor. Ihre Oberfläche ist glanzlos, körnig, rauh, mit Zacken und Erhabenheiten besetzt. Die Zacken erlangen bei starken Röhren oft eine ziemliche Länge. Die Außenfläche ist bei dickern Röhren gewöhnlich mit Sandkörnern bedeckt, die sich in die geschmolzene Masse der Röhren von außen angesetzt und angedrückt haben, und theils unverändert sind, theils ein gefrittetes Ansehn haben. Die Unebenheiten der Oberfläche der Blitzröhren hat daher einen zweifachen Grund, die Ausläufe, Erhabenheiten und Zacken, welche ihnen durch die Grundursache ihrer Bildung ertheilt worden ist, und die körnigen Unebenheiten, welche die eben erwähnten Eindrücke von Sand hervorbringen.

Die Farbe der Oberfläche der Blitzröhren ist verschieden und richtet sich nach der Farbe des Sandlagers, in welchem sie sich finden. Sie erscheinen daher rothbraun, bräunlichweiß, weiß und selbst schneeweiß.

Ihre äußere Form ist meist nach der ihrer Oeffnung gebildet, rundlich, mehr oder weniger eckig rund und auch selbst ins Eckige übergehend. Man findet aber auch, obwohl seltener, fast ganz platte Röhren, die wohl 1 bis 2 Zoll breit und 2 Linien dick sind, wodurch indeß nur eine enge runde Oeffnung hindurchgeht, so daß diese Art eine fast solide Masse darstellt. In diesem Falle

sind die schmalen Kanten, selten die breiten, mit Zacken besetzt. Die Form der Unebenheiten und Zackenbesetzung ist sehr verschieden, rundzackig, eckigzackig, rundkörnig, eckigkörnig u. s. w. In der Regel ist aber die Form des Körnigen wie der zackigen Unebenheiten bei derselben Röhre stets constant, so daß eine Röhre, die mit runden Zacken besetzt ist, bei ihrem Anfange auch auf der ganzen Länge ihres Zuges diese Form der Zackenbesetzung nicht ändert. Eben so ändert auch eine Röhre wesentlich ihre Hauptform nicht auf dem ganzen Zuge. Eine Röhre, die rundlich anfängt, behält wesentlich diese Form bis ans Ende, eben so wie eine Röhre, die platt oder eckig anfängt, in der Regel auch in dieser Form sich endet.

Die Innenfläche der Blitzröhre hat in der Regel ein glänzendes Ansehen von Glasglanz oder von Perlmutterglanz, besonders ist dieses bei den weißeren und weißen Röhrenstückchen anzutreffen. Die Innenfläche zeigt stets ein geflossenes Ansehn, hin und wieder opalartig, und ist mit wenig erhabenen kuglichten, nierenförmigen und traubigen Erhabenheiten besetzt. Wir haben nie beobachtet, daß sich Zacken in der Art auf der Innenfläche der Blitzröhren gezeigt hätten, wie wir auf der Oberfläche bemerkt haben.

Die Dicke der Wände der Röhre ist sehr verschieden. Bei dickeren Röhren kann sie 1—2 Linien betragen, und selbst darüber, bei den feinen und dünnen Enden sinkt sie bis zu der des Papiers.

Auf dem Bruch beobachtet man nach innen Glasglanz, nach außen wird er matt und selbst glanzlos. Der Bruch ist nach innen fein, tief und flachmuschlich, nach außen verläuft er sich ins Strahlige und Körnige.

(Fortsetzung folgt.)

Woraus erklärt sich das seit mehren Jahren bemerkbare Sinken des Wohlstandes der Stadt Blomberg?

Keine Stadt unseres Fürstenthumes konnte sich im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts eines ähnlichen Wohlstandes rühmen, wie Blomberg; reich durfte man den Ort nennen, in dessen Mauern es fast keinen Armen gab. Wollte Gott, dies wäre auch jetzt noch der Fall! Aber welche traurige Veränderung, und wie plötzlich erfolgt! Noch in den Jahren 1813 bis 1815 incl. gingen an milden Spenden zur Armenunterstützung 470 Rthl. ein, während die wirklichen Ausgaben für die Dürftigen 440 Rthl. betrugen, so daß ein Ueberschuß von 30 Rthl. blieb; in den drei letzten Jahren aber belief sich die Einnahme nur auf 410 Rthl., während die nöthigen Ausgaben 620 Rthl. erforderten, und würde sich also bei der Armencasse ein Deficit von 210 Rthl. ergeben, wenn nicht die früheren, als Capital angelegten Ueberschüsse die Deckung des heutigen Ausfalls möglich machten.

Diese Angaben ließen sich vielleicht benutzen, um mit einiger Sicherheit das Verhältniß des früheren Wohlstandes zu dem jetzigen herauszufinden. Da es nämlich ungerecht seyn würde, die Gegenwart eines größeren Geizes zu beschuldigen, so verhalten sich offenbar die Zahl und Geldmittel der vor zwanzig Jahren Mittheilenden zu der Zahl und den Geldmitteln der gegenwärtig Unterstützenden wie 470 zu 410; die Zahl und Bedürfnisse der Armen in jenem und diesem Zeitraum aber wie 440 zu 620, wobei noch obendrein nicht übersehen werden darf, daß früherhin auch minder Dürftige, welche man jetzt zurückzuweisen gezwungen ist, unterstützt werden konnten. Verwandeln wir nun beide Verhältnisse in ein einziges, so ergiebt sich: die frühere Wohlhabenheit Blombergs verhält sich zu der

jetzigen wie 1457 zu 902, d. i. ungefähr wie 8 zu 5, so daß also unser Wohlstand seit 20 Jahren um $\frac{3}{8}$ gesunken ist.

Es darf daher nicht Wunder nehmen, daß die früherhin fast unerhörten Concurse seit den letzten sechs Jahren aufgehört haben, eine Seltenheit zu sein *), wohl aber müßte man sich wundern, daß sie nicht häufiger sich ereignen, als dies wirklich geschieht, wenn man den ehrenwerthen, fast überall herrschenden Grundsatz der Bürger nicht kennte, lieber zu darben, als von dem ererbten Vermögen zuzusetzen, geschweige denn, sich völlig bloß zu stellen. Dieser Grundsatz ist es denn auch, der in der neuesten Zeit mehre Familien bewogen hat, sich mit dem geringen Reste ihres Vermögens über den Ocean zu wagen; Viele, wie man vernimmt, werden noch in diesem Jahre nachfolgen, ja, ganze Colonieen würden die geliebte Vaterstadt verlassen, wenn nicht die Uebersiedelung dieselben Mittel erheischte, deren Mangel gerade zu einem solchen Schritte treibt.

Wozu mehre Belege? Noch leben Hunderte,

*) Ueber die Zahl der in der Stadt Blomberg in den letzten zwanzig Jahren vorgekommenen Concurse können wir folgendes Verzeichniß mittheilen:

1815	0
1816	1
1817	0
1818	0
1819	1
1820	0
1821	0
1822	0
1823	0
1824	0
1825	0
1826	0
1827	1
1828	1
1829	0
1830	4
1831	4
1832	1
1833	5
1834	4

D. R.

deren Jugend, ja, deren Mannesalter in die Zeit der größten Blüthe Blombergs fällt; sie frage man über das Sonst und Jetzt.

Aber woher die Erscheinung dieses so plötzlichen Sinkens des Wohlstandes? Trägt das jetzige Menschengeschlecht die Schuld? Stehen die Söhne ihren Vätern an Thätigkeit nach, und fühlen sie nur die Folgen ihrer Trägheit? Ist Ueppigkeit und Luxus eingerissen, und kann die geschäftige Hand nicht so viel erschwingen, als die verwöhnten Sinne begehren? Haben Unglücksfälle auf Unglücksfälle die Stadt getroffen, Feuersbrünste gewüthet, Hagelschlag und Wolkenbrüche den gehofften Erndtesegen zu wiederholten Malen geraubt? — Gottlob, daß wir alle diese Fragen getrost mit Nein beantworten können! Noch gebührt dem Blomberger, der, des Abends von einem fernen Markte zurückgekommen, um Mitternacht den Dreschflegel schwingt, und am Morgen wieder bei seinem Handwerk gefunden wird, das Lob des angestrengtesten Fleißes; noch kann man Leuten, die mit einem Groschen in der Tasche ganze Tagereisen machen, Leuten, deren Schmuck ein kurzes Wamms oder ein leinener Kittel ist, keine Ueppigkeit und Kleiderpracht vorwerfen; noch wissen nur die Greise von Feuersbrünsten und Hagelschlag zu erzählen; und wenn es auch seit 1806—1815 an Einquartierungen und Contributionen nicht fehlte, so fühlten doch tausend andere Orte, die sich seitdem völlig wieder erholt haben, des Krieges Geißel bei weitem empfindlicher, und wir haben bereits gezeigt, daß sich laut der verglichenen Armenrechnungen die Wohlhabenheit gerade in jenen drei letzten und schwersten Kriegsjahren zu der jetzigen wie 8 zu 5 verhält.

Eine andere muß demnach die Ursache des gesunkenen Wohlstandes seyn, und wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir sie in der Unterbrechung des Verkehrs mit dem Auslande wahrnehmen, indem dadurch unsere Gewerke und

Fabriken fast alle ihre Absatzörter verloren, und so die hauptsächlichsten Wurzeln abgeschnitten wurden, aus welchen Blomberg seine Nahrung sog. — Den ersten bedeutenden Stoß in dieser Hinsicht erlitt es 1810, als nicht nur Holland, sondern auch die ganze Nordseeküste Deutschlands, gerade also diejenigen Länder, in welchen, wie wir später sehen werden, die wichtigsten Absatzörter der Blomberger Webereien lagen, dem französischen Reiche einverleibt und durch hohe Gränzzölle von den Nachbarstaaten geschieden wurden. Freilich dauerte dieser Zustand nicht lange; schon der erste Pariser Friede machte ihm ein Ende, und als nun gar der zweite den Franken abgerungen war, welche goldene Berge versprach man sich nicht von der Zukunft! Aber wurden irgendwo die Hoffnungen getäuscht, so geschah es bei uns. Preußen und Hannover, von denen unser Ländchen fast ringsum eingeschlossen wird, legten unerhörte Eingangszölle auf alle Kunstproducte des Auslandes, um die eigenen Fabriken zu heben, und gaben durch ihre Verfügungen selbst den Heerstraßen eine andere Richtung. So verlor denn unsere Stadt nicht nur fast alle Absatzörter ihrer Fabrikate, sondern auch die sogenannte Cölner Straße, welche die Rheinprovinzen mit dem Nord-Osten Deutschlands verband. Freilich waren damals die Wege um Blomberg vielleicht die schlechtesten, die sich nur denken lassen, denn die Kunst hatte wenig oder nichts zur Erleichterung, die Natur dagegen viel zur Erschwerung des Transportes gethan; aber dessen ungeachtet war der Güterzug über unser Gebiet so bedeutend, daß noch jetzt eine Straße in Hameln den Namen der Blomberger führt, und in Blomberg selbst ein einziger Wirth nicht selten 24 Scheffel Hafer in einem Tage an die Kärner ausmaaß. Natürlich fiel der Gewinn nicht bloß den Wirthen zu; auch die Ackerbauer, welche Hafer, Heu und Stroh producirten, die Schmiede, deren

man zum Beschlagen der Pferde und Repariren der Wagen nöthig hatte, die Bäcker, Metzger, Brauer und Brenner, welche den der Erquickung bedürftigen Gästen Trank und Speise lieferten, die Kaufleute, welche nicht wenig Kaffee, Zucker, Taback, Theer u. s. w. absetzten, schoren ihr Schäfchen dabei, und noch mehr gewannen diejenigen Bürger, welche ihre Pferde zum Vorspann hergaben und oft in einem Jahre an 500 Rthl. eingenommen haben sollen. Alle diese Vortheile nun sind uns seit etwa 18 Jahren entzogen worden. Was half es, die verlassene Handelsstraße nunmehr zu chaussiren und dafür 15000 Rthl. aus der Stadtcasse zu verwenden? Der Anblick eines Kärners ist uns fast seltener geworden, als der eines Mohren, und die herrschaftlichen Zölle, für welche in früheren Zeiten von Jemanden 200 — 500 Rthl. Pacht geboten wurden, bringen jetzt überhaupt kaum ein Zehntel dieser Summe ein.

(Der Schluß folgt.)

Ueber die Theorie der Wechselwirthschaft,

von Macaire.

(Auszug aus **Mém. de la soc. de Phys. et d'hist. nat. de Genève. 1832.**)

Unter Wechsel- oder Koppelwirthschaft (**Assolement**) begreift man bekanntlich in der Landwirthschaft eine gewisse Rotation der Aussaat, da manche Gewächse in demselben Boden hintereinander angebauet nicht gedeihen. Man hat diese Erscheinung auf vielfache Art zu erklären gesucht. Auch Decandolle stellte eine Theorie darüber auf, welche auf die Erfahrung Brugmann's fußte, daß in trocknem Sande aus den Wurzelspitzen gewisser Pflanzen Wassertröpfchen

sickern. Cotta, Planck, v. Humboldt, Braconnot u. a. suchten hieraus ebenfalls mehre Erscheinungen der Vegetation zu erklären. Agardh stimmte der Decandoll'schen Theorie nicht bei, weshalb Decandolle in seiner Pflanzenphysiologie seine Theorie erweiterte und auf die Wechselwirthschaft übertrug. Nämlich, beim Aufsaugen der Flüssigkeit durch die Wurzel müssen die Pflanzen aus solcher Flüssigkeit auch Substanzen aufnehmen, die zu ihrer Nahrung nicht geeignet sind. Nach der Circulation des Saftes und dem Assimilationsgeschäfte muß in dem eines großen Theils seines Wassers durch die Blätter beraubten Safte ein Rückstand von für die Nahrung des Gewächses untauglichen Stoffen sich finden, die nun durch die Wurzel zum Boden zurückkehren und diesen für das Gedeihen einer zweiten Aussaat der Pflanzen derselben Familie weniger fähig machen, eben wegen der Anhäufung solcher Stoffe, welche für die Ernährung dieser Pflanzen nicht geeignet sind.

Macaire stellte für die Begründung dieser Hypothese folgende Versuche an.

Er brachte die Pflanzen mit den Wurzeln sorgfältig gereinigt in reines Wasser und untersuchte, was dasselbe aufnahm; eben so behandelte er abgeschnittene Wurzeln und von ihren Wurzeln getrennte Pflanzen mit reinem Wasser; ferner setzte er Pflanzen mit ihren Wurzeln in Salzlösungen z. B. in Bleizuckerlösung, Kalkwasser u. s. w., reinigte sie wieder durch Abwaschen und setzte sie in reines Wasser. In diesem Wasser konnte er nun nach kurzer Zeit, die früher aus den Lösungen aufgesogenen Stoffe, als ausgeschiedene, durch chemische Mittel entdecken. Der interessanteste Versuch dürfte folgender seyn: Pflanzen von **Mercurialis annua** brachte er mit dem einen Theil der Wurzel in eine schwache Bleizuckerlösung, mit dem andern in reines Wasser. Sie lebten dort mehre Tage. Nach dieser Zeit konnte man in dem früher reinen Wasser Blei entdecken; der eine Wurzeltheil hatte folglich Blei aufgenommen, der durch den andern wieder ausgeschieden ward. Aehnlichen Versuchen wurden Pflanzen aus der Familie der Leguminosen, Gramineen, Cichoraceen, Papaveraceen, Euphorbiceen und Solaneen unterworfen. Die Versuche ergaben ferner, daß das Aufnehmen vorzüglich das Geschäft der Wurzel am Tage sei, und das Ausscheiden vorzugsweise während der Nacht vor sich geht. Ueberhaupt ließen sich folgende allgemeine Schlüße ziehen.

1. Der größeste Theil der Vegetabilien scheidet durch ihre Wurzeln Substanzen aus, welche für die Vegetation ungeeignet sind.

2. Die Natur dieser Substanzen ist nach der Familie der Pflanzen verschieden, welche sie ausscheiden.

3. Diejenigen, welche scharf und harzig sind, können schaden, während die andern gummiartigen zur Ernährung anderer Vegetabilien dienen.

4. Diese Thatsachen unterstützen die Theorie Decandolle's.

Chronik des Tages.

Detmold, den 22. Mai 1835. — Die Wittwe Colona Köller zu Dieſtelbruch ließ am 13ten d. M. ihr 6jähriges Töchterchen allein in ihrem Hause zurück. Auf dem Heerde war Feuer, welches die Kleidung des Kindes ergriffen hat. Man fand das Kind von vielen Brandwunden entstellt, die noch am nämlichen Tage seinen Tod herbeigeführt haben.

Am 20ten d. M. brannte das Wohnhaus des Coloni Röhrmann Nr. 60 in Haustenbeck ab. Kurz vor dem Ausbruche des Feuers war der Backofen mit Holz geheizt, an dem sich Theer befunden hat. Im Backofen waren Risse und aus der Thür desselben schlug die Flamme. Ueber dieser Thür lag auf dem mit losen Dielen bedeckten Boden Stroh. Hierin wurde zuerst eine helle Flamme wahrgenommen, welche sich schnell über den ganzen Boden und das Dach verbreitete.

Bei der thätigsten Hülfe konnte wegen Mangels an Wasser das Feuer nicht eher gelöscht werden, als bis das Haus auf den Grund niedergebrannt war. Die meisten Sachen des Colони Röhrmann, nicht aber die des Einliegers Kemper sind gerettet.

Salzuflen, den 22. Mai 1835. — Am 18. d. M. Morgens 10 Uhr ereignete sich auf dem Hofe des Meiers Husemann zu Wülfer ein höchst trauriger Vorfall. Der mit dem Abhauen eines Astes beschäftigte Einlieger Henrich König stürzte aus der Höhe von 25 Fuß von einem Eichbaume auf den zugespitzten, hervorstehenden Pfahl des benachbarten Zaunes. Der anderthalb bis zwei Zoll im Durchmesser haltende Pfahl drang 4 bis 5 Zoll tief in die Brusthöhle ein, und verletzte vorzüglich die Brustorgane und das Rückenmark. In Folge dieser Verletzungen entwickelte sich eine heftige Lungenentzündung, Lähmung mehrerer Eingeweide des Unterleibes und der untern Extremitäten. Aller angewandten ärztlichen Hülfe ohngeachtet starb der Unglückliche nach vielen Leiden gestern Morgen um 4 Uhr durch Uebergang der Lungenentzündung in Brand.

Detmold den 27. Mai 1835. — Mehre Musikfreunde, welche das gestrige Conzert im Schauspielhause nicht versäumt haben, fühlen sich gedrungen, dem Veranstalter desselben, Hrn. Kiel und Allen, welche ihn mit ihren Kunstleistungen unterstützt haben, — für den ihnen verschafften Genuß ihre wiederholte Anerkennung und ihren aufrichtigen Dank zu bezeugen. Die Einsender beabsichtigen nicht, bei einem Conzerte dieser Art, gleich ausgezeichnet durch Auswahl und Ausführung der Stücke, über Einzelnes eine Kritik auszusprechen; doch wird es ihnen vergönnt seyn, hier vorzugsweise des Fremden rühmlich zu gedenken, der durch seinen Gesang namentlich in der „Adelaide" alle Zuhörer zu bezaubern wußte. Leider nur läßt der geringe Zuspruch, den das Conzert fand, befürchten, daß ein ähnlicher Kunstgenuß sobald nicht wieder zu erwarten steht. Manche mögen freilich durch das schlechte Wetter von der Theilnahme abgehalten seyn.

Dem Detmolder Publicum, welches für den benachbarten Badeort Meinberg in diesem Jahre ein besonderes Interesse zu nehmen scheint, dürfte die vorläufige Nachricht willkommen seyn, daß die Herren Preuß zu Meinberg und Spies zu Detmold einen Personenwagen einzurichten gedenken, welcher in der Curzeit mindestens alle Sonntage, und regelmäßig zu bestimmten Stunden, zwischen beiden Orten hin und her fahren wird. Es läßt sich von den Unternehmern erwarten, daß sie bei diesem Institute solche auf Bequemlichkeit des Publicums abzielende Einrichtungen treffen werden, welche man bei ähnlichen Instituten anderer Städte mit Vergnügen wahrnimmt, und wodurch ihnen allein das Bestehen gesichert wird. Es bleibt nur zu wünschen, daß höhern Orts auch dafür gesorgt werden möge, daß der mitunter sehr unbequemen Chaussée zwischen Detmold und Meinberg mit der Zeit eine bessere Lage gegeben, namentlich die höhern Berge umgangen, und der Weg durchgehends mit schattigen Bäumen bepflanzt werde. Unstreitig würde dadurch die Passage, da sie doch hauptsächlich in die höchste Sommerzeit fällt, ungemein an Lebhaftigkeit gewinnen.

Buchstaben = Räthsel.

Oft thürm' ich mich zu künstlichem Gebilde,
Von zarter Hand zum schönen Band verstrickt,
Und Blumen, nicht entsprossen dem Gefilde,
Sind mir zu reicherm Schmuck noch aufgedrückt.

Nimm mir das Haupt, so greif' ich nach den Blitzen,
Der Sonne schau' ich kühn ins Angesicht;
Ich throne auf der seelgen Götter Sitzen,
Dem Donnerer gesellt durch strenge Pflicht.

(Auflösung in № 10.)

Auflösung des Räthsels in № 8:
Frankfurt.

Druckfehler.

In Nr. 8. des Lipp. Magazins, Spalte 120 Zeile 5, lese man statt „sämmtlichen" — sinnlichen.

Hierbei № 9. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 10.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 10. Juni 1835.

Andenken an eine Dulderin.

Um ihre Gruft soll keine Klage tönen!
Beruhigt athme die zerrißne Brust
Von Schmerzen auf, versöhnt mit dem Verlust!
Der kalte Unmuth löse sich in Thränen!

Des Todes Engel sah sie an mit schönen
Empfindungsvollen Blicken, sich bewußt
Willkommnen Grußes. Seel'ge Himmelslust
Vollendete ihr langverzehrend Sehnen.

Ihr Leben war ein Dulden und Entbehren,
Drum schien die Erde nicht ihr Vaterland,
Allein das ewige war ihr bekannt. —

Empor, wo alle Räthsel sich erklären,
Erhebt den Sinn! Und was hienieden blüht
Unsterbliches, bewahret im Gemüth!

Ueber die Blitzröhren oder Fulgurite rücksichtlich ihrer Beschaffenheit und Bildung.

(Aus einer Abhandlung vom Hofrath Brandes und Schullehrer Echterling).

(Fortsetzung.)

Vorkommen.

Was das Vorkommen der Blitzröhren betrifft, so haben wir schon oben eine Reihe von Fundörtern derselben angegeben. Im Allgemeinen läßt sich über ihr Vorkommen bestimmen, daß sie sich nur in sandigen Gegenden finden. Ihre Auffindung selbst ist in der Regel nur das Werk des Zufalls, da sie in der Erde stecken, darin meistentheils ziemlich senkrecht heruntergehen und von Sande überdeckt sind. Wenn der Sand von solchen Stellen weggewehet wird, so sieht man daraus bisweilen das obere Ende einer Blitzröhre hervorragen. Das Ausgraben der Blitzröhre, wenn sie 16 bis 30 Fuß lang sind, ist nicht ohne Schwierigkeiten vorzu nehmen und man muß

ein bedeutendes Terrain umher aufnehmen, damit die Arbeiter nicht unter dem nachstürzenden Sande begraben werden. Die Blitzröhre zeigt in der Erde schon Risse und Quersprünge, so daß es selten ist, ein Röhrenstück von 2 bis 3 Fuß Länge in ununterbrochener Fortsetzung zu erhalten. Man nimmt die ausgebrochenen Röhrenstücke heraus, und legt sie in den Sammlungen an einander. Um den Verlauf der Röhre sich unversehrt zu erhalten und der Zerbrechlichkeit der Röhren wegen ist es gut, sie in schmale Kästen oder Fächer aufzubewahren, die man mit geschmolzenem Wachs ausgießt, und in dieses wenn es wieder anfängt zu erstarren, die Röhrenstükke eines ganzen Röhrenlaufs nach ihrer Folge eindrückt, so daß nur eben die untere Fläche derselben in dem Wachse steckt. Auf diese Weise lassen sich ganze Röhrenverläufe gut aufbewahren und transportiren.

Entstehung.

Was die Entstehung der Blitzröhren betrifft, so hat man zwar früher darüber verschiedene Meinungen gehabt, indeß war schon Herr Hentze in der ersten Zeit der Auffindung dieser Röhren der Ansicht, daß dieselben durch die Wirkung des Blitzes hervorgebracht würden. Daß der Blitz Schmelzungen sandiger Massen, die sonst für sich nicht schmelzbar sind, wenigstens nicht bei den höchsten Feuergraden, die man in Oefen hervorbringen kann, bewirke, darf uns nicht wundern, und die Unschmelzbarkeit der Kieselerde in unsern auf gewöhnliche Weise hervorgebrachten Hitzgraden kann kein Einwurf gegen diese Ansicht seyn, da die Intensität des electrischen Feuers weit bedeutender ist, als das der Schmelzöfen. Auch kennt man schon durch v. Saussure eine analoge Erscheinung an den Blitzsteinen (Pierres foudroyées) vom Montblanc. Man findet nemlich dort mitunter Stellen auf der Oberfläche der Felsenmassen, wo das Gestein

wie geschmolzen oder geflossen erscheint, welches der Wirkung des Blitzes zugeschrieben wird. Ramond fand Aehnliches in den Pyrenäen, namentlich auf dem Pic du Midi, Mont Perdu und Roche Sanadon und Humboldt und Bonpland bemerkten dieses auf einer Spitze des Vulkans Toluc, El Frayle genannt, im Osten von Meriko. Diese Blitzsteine erscheinen als emaillartige Ueberzüge oder kleine kugelige Massen, mehr oder weniger mit Blasensäumen durchsetzt. Obwohl sie ihrer Form nach von unsern Blitzröhren verschieden sind, so sind doch beide gleicher Entstehung, denn daß die Bildung der Blitzröhren durch die Wirkung des Blitzes geschehe, ist nach einigen dabei zufällig gemachten Beobachtungen, welche Herr Professor Pfaff in Kiel (Gilbert's Annal. Band LXII. S. III.) und Herr Medicinalrath Hagen in Königsberg (a. a. O. LXIV. 325) bekannt gemacht haben, erwiesen. Durch die nachfolgende Beobachtungen von Brandes und Echterling ist die Entstehung der Blitzröhren durch die mehr erwähnte Ursache außer allem Zweifel gesetzt.

Im Nachfolgenden theilen wir den wesentlichen Inhalt dieser Beobachtungen mit.

Die Oberfläche des Sennebodens besteht aus einem torfartigen Humus (Heideerde) und überall, wo das Wasser die größeste Zeit des Jahres über dem Boden steht, findet sich eine wirkliche Torfbildung. Die gemeine Heide (Erica vulgaris L.), mit einigen Moos- und Flechtenarten untermischt, überdeckt den Boden, und da dieser hierdurch mehr feucht wird, leistet ihr die Sumpfheide (Erica Tetralix L.) und die Preusselbeere (Vaccinium Vitis idaea L.) und auf den mosigen Stellen die gemeine Heidelbeere (Vaccinium vulgare) Gesellschaft. Ueberall wo viel gefahren und gegangen wird, vergeht die Heide und einige Grasarten, vorzüglich Carices, treten an ihre Stelle.

Die Wurzeln der Sennegewächse wuchern

nicht nur in der Heideerde, sondern sie dringen zuweilen in senkrechter Richtung drei bis vier Fuß und noch tiefer, in die gleich zu nennende Sandschicht hinab. Oft sind mehre zu einem Bündel vereinigt, deren vermoderte Substanz röhrenförmig an den Wänden der Sandbrüche herabläuft. Oft sind diese Wurzelbündel mit eisenschüssigem Sande umgeben, und stehen als rothbraune Stöcke aus dem Boden hervor. Der Augenschein lehrt übrigens, daß diese Wurzelbündel aus ihren Sandumgebungen in nichts Weiterem als einigermaßen in der äußern Gestalt Aehnlichkeit mit den wirklichen Blitzröhren haben, ob sie aber nicht über die Leitung des Blitzes einigen Aufschluß geben können, ist eine andere Frage, die wir nicht wagen zu entscheiden.

Die Heideerde bedeckt nicht in gleicher Dicke den Boden der Senne, an einigen Stellen ist sie kaum einige Zoll, an andern mehr als einen Fuß tief. Unter ihr liegt eine Schicht grauen Sandes, welcher seine Färbung meistens noch sparsam damit vermengter Heideerde verdankt; wo diese Schicht sehr dünn ist, hat auch dieser Sand eine mehr weiße Farbe. Die Dicke der Schicht des grauen Sandes geht von einigen Zollen bis zu einigen Fußen.

Dem grauen Sande folgt ein eisenschüssiger Sand, von den Sennebewohnern Ortsand genannt. Dieser ist gelblich-, gelb- und schwarzbraun, je nach dem Eisenoxydgehalte, und an einigen Stellen mitunter steinhart. Die Dicke der Schicht des Ortsandes geht von einigen Zollen bis zu drei bis fünf Fuß.

Dem Ortsande folgt endlich der gelbe Sand, durchgehends mit horizontalen gelbröthlichen Adern durchzogen. Hin und wieder finden sich nesterweise darin kleine platte, abgerundete Kalksteine, mit einer thon- oder mergelartigen Masse vermischt.

Bei dem Graben des Brunnens in der Nähe der Pfarrwohnung zu Augustdorf, ist man in diesem Sande bis zu 90 Fuß tief gegangen, und bis aufs Wasser auf keine andere Erdschicht gekommen. Hieraus läßt sich die furchtbare Dicke des Sandmeeres der Senne abnehmen.

Bricht das Wasser irgendwo im Sande ein, so entstehen die Sandbrüche, hier auch kurzweg Brüche (nasse Heide) genannt. Sie sind im Grunde die für kurze Zeit durch Thauwetter in Winter und Frühling gebildeten Bäche oder Flüsse. Die größeren Bäche haben eine Tiefe vom 10 bis 20 und eine Breite von 20 bis 200 Fuß. Der Sand in diesen Uferabhängen rollt beständig der Grundfläche des Bruches zu, und hierdurch werden nicht selten Blitzröhren zu Tage gefördert. Von diesen Brüchen unterscheiden sich die muldenförmigen Vertiefungen bei Oesterholz dadurch, daß diese nach allen Seiten hin ein Ufer haben, also mehr dem Bette eines Teiches gleichen. In der Gegend von Augustdorf finden sich solche Vertiefungen nicht, wenigstens nicht in der Größe wie bei Oesterholz.

Wenn die Oberfläche der Senne durch irgend einen Umstand, vorzüglich durch zu tiefes Plaggen oder Heidemähen für die Vegetation untauglich geworden ist, so verliert er seine feste Decke und es entstehen durch Winde dann die sogenannten Sandwehen. Die obgenannten Sandschichten werden nemlich nach und nach vom Winde weggeführt; am längsten widersteht der Ortsand, kömmt aber erst der gelbe Sand zum Vorschein, so treibt der Geist der Verwüstung sein freies Spiel. Ungeheure Sandwolken werden vom Sturm empor getrieben und Wirbelwinde lassen thurmhohe Sandsäulen über den Boden dahin tanzen. Der vom Winde emporgehobene Sand stürzt auf die zunächst stehende Heide, und diese erstickt bald, wenn auch die Sandlage nicht bedeutend ist.

So greifen diese Sandwehen, wenn ihnen nicht bei Zeiten durch Menschenhände mittelst Bepflanzen der Gegend mit Kiefern, Birken, u. s. w. ein Ziel gesetzt wird, sehr schnell um sich, und es

bilden sich oft dadurch bedeutende Vertiefungen. Als solche kann man die ebengedachten Vertiefungen bei Oesterholz betrachten.

Am Abhange der Sandbrüche lassen sich die Blitzröhren wohl am leichtesten auffinden. Man fand ihren Anfang im grauen Sande, und sah sie im Ortsande, und im gelben Sande sich fortsetzen, meistens in mehr oder weniger starken Krümmungen oder leichten Biegungen nach der Tiefe, mitunter, aber im Allgemeinen selten, laufen sie eine Strecke horizontal fort. Trifft die Röhre in dem Verlauf ihrer Bildung auf die Kalksteinschichten, der wir oben gedacht haben, so hört sie plötzlich auf und statt wie sonst in einer mehr oder weniger feinen Röhre zu enden, endet sie nun meistens in einem mehr oder weniger dicken Wulst oder Knorren, der häufig mit unregelmäßigen Blasenräumen durchsetzt ist.

(Der Schluß folgt.)

Woraus erklärt sich das seit mehren Jahren bemerkbare Sinken des Wohlstandes der Stadt Blomberg?

(Schluß).

Wie groß dieser Verlust aber auch sein mag, unbedeutend erscheint er im Vergleich mit dem Verluste unserer Gewerbthätigkeit, welche gleichfalls durch die neuen Verfügungen unserer Nachbarländer gänzlich gelähmt worden ist. — Unsere neun und neunzig Schuhmacher sind zum Sprichworte geworden, in Wahrheit aber soll die Anzahl derselben noch größer sein. Natürlich kann die Stadt allein so viele rüstige Hände nicht beschäftigen, und deshalb mußte die ganze Umgegend dazu beitragen. Schwer beladen mit ihrer Waare, welche sie um so billiger lieferten, als sie meistentheils das Leder selbst verfertigten, bezogen sie die Märkte der umliegenden Ortschaften, so viele ihrer im Bereiche einer Tagereise lagen, und kehrten nie ohne reichlichen Gewinn zurück. Jetzt sieht man sie (die meisten freilich sind je nach ihrer Wohlhabenheit Ackerbauer oder Tagelöhner geworden) nur noch die Märkte des Inlandes, so wie etwa Pyrmont's und Bückeburg's überfüllen, und wenn diese letzteren noch etwas Weniges abwerfen, so liegt der Grund davon hauptsächlich darin, daß hier auch Preußische und Hannöverische Landleute erscheinen, ihre alten Schuhe in die Hand nehmen, die eingekauften dagegen anziehen und auf diese Weise zollfrei über die Gränze bringen. Doch wie wenig vermag diese List für die Unterbrechung des freien Zutrittes auf den Märkten von Hameln, Bodenwerder, Ottenstein, Holzminden, Corvey, Delbrück, Paderborn, Herford, Rehme, Blotho und vielen andern Städten und Flecken zu entschädigen?

Obgleich an Zahl der Schuhmachergilde nachstehend, zogen die Tischler doch unstreitig noch größere Summen aus dem Auslande herbei. Besonders wurde von ihnen eine bedeutende Menge Stühle, aus Buchenholz verfertigt und mit Rohr durchflochten, nach allen Richtungen versandt. 11 große Wagen voll fuhren jährlich nach Cassel, 6 nach Osnabrück, 4 nach Münster, 4 nach Braunschweig und eben so viele nach Hannover. Wie viele außerdem nach Minden, Paderborn, Lippstadt, Soest, Göttingen, Celle und anderen auswärtigen Orten gingen, kann ich nicht sagen, schlagen wir sie aber zusammen auch nur auf dieselbe Anzahl an, welche Cassel gebrauchte, so daß im Ganzen also jährlich 40 Wagen in's Ausland fuhren, so ergiebt sich doch schon eine beträchtliche Summe, auf die wir jetzt verzichten müssen. Ein jeder Wagen lud nämlich in der Regel 10 Dutzend, die 40 Wagen demnach 400 Dutzend, und das Dutzend pflegte mit 15 — 20 Rthl. bezahlt zu werden. Nehmen

wir nun auch nur den geringsten Preis dafür an, so erhalten wir dennoch eine Summe von 6000 Rthl., die für Stühle lediglich aus dem Auslande einging.

Die rechte Goldgrube für unser Städtchen war indessen die Fabrikation des sogenannten Blomberger Zeuges (Sarsche, Serge, ein wollenes, eine Elle bis 1¼ Elle breites Tuch). Zur Zeit der größten Blüthe dieses Gewerbzweiges (1806 — 1810) waren 40 Stühle beschäftigt, deren jeder täglich 20 Ellen, im Jahr also (das Jahr zu 300 Arbeitstagen gerechnet) 6000 Ellen verfertigte. 40 Stühle mußten demnach jährlich 240,000 Ellen zu Stande bringen, und da man damals fünf Ellen für einen Rthl. verkaufte, so belief sich der Werth des jährlich producirten Tuches auf 48,000 Rthl. 250 — 300 Menschen in und außer Blomberg (namentlich in Horn und dem dabeiliegenden Holzhausen, Barntrup und andern Orten) fanden dadurch ihre Beschäftigung und ihr reichliches Brod, und selbst die Blomberger Spinner fühlten sich so gehoben, daß sie mit nichts Geringerem umgingen, als eine eigene Zunft zu bilden. — Nun aber waren die hauptsächlichsten Absatzörter Lennep und andere Bergische Städte, Münster, Wahrendorf, Telgte, Steinfurt, Melle, Osnabrück und die nordöstlichen Landschaften Holland's, namentlich Deventer, mit welchen allen seit Errichtung der erhöheten Mauthen in Holland, Preußen und Hannover der Verkehr abgebrochen werden mußte. Da ging denn ein Stuhl nach dem andern ein, aus den Wollwebern, wenn sie sich nicht etwa schon ein hinreichendes Vermögen gesammelt hatten und die Bebauung ihrer Ländereien vorzogen, wurden Wollspinner, und jetzt sind noch etwa 10 Stühle im Gang, in deren Arbeit sich aber sehr wohl 5 Stühle theilen könnten. Mit der Zahl der Stühle und der Aussicht auf Gewinn ist aber auch natürlich der Wetteifer der Fabrikanten, und folglich auch die Güte und der

Werth der Serge gesunken, so daß man jetzt 8 Ellen für einen Rthl. giebt.

Man irret daher wol nicht sehr von der Wahrheit ab, wenn man behauptet, daß gegenwärtig in Blomberg 50,000 Rthl. weniger im jährlichen Umlaufe sind, als vor etwa zwanzig Jahren; und ist nun heut zu Tage das in einem Gemeinwesen circulirende Geld dem auf und nieder steigenden Nahrungssafte, dem alle Glieder belebend durchströmenden Blute zu vergleichen; welches Schicksal steht dann unserer Stadt, ich will nicht sagen morgen oder übermorgen, aber doch zuletzt bevor, wenn das von den Vätern in glücklicheren Zeiten erworbene Vermögen, schon jetzt unter die Kinder, bald unter noch zahlreichere Enkel vertheilt, zum Unterhalte so vieler Familien nicht mehr ausreicht, oder wenn die Zukunft, — an mögliche Unglücksfälle will ich gar nicht denken, — statt neue Quellen des Erwerbes zu eröffnen, neue bedeutende Ausgaben von uns verlangen sollte? Doch was sage ich? Schon die Gegenwart macht solche Ausgaben uns dringend zur Pflicht, damit sich weder für uns, noch für das nach uns lebende Geschlecht die Lasten bis zum Erdrücken häufen. Ich schweige von den Kosten einer neuen Chaussée, deren Anlage uns nur vortheilhaft seyn kann; aber auch das schöne Gebäude der Kirche, will man anders, daß es seinem Zwecke entspreche, bedarf einer neuen Orgel, einer würdigeren Einrichtung, die Prediger- und Lehrerwohnungen haben seit einigen Jahren schon mehr an Reparaturen gekostet, als ein Neubau, der endlich doch unvermeidlich ist, gekostet haben würde, und alle diese nothwendigen Ausgaben für Kirche und Schule scheint nicht die Gemeinde überhaupt, sondern die Stadt allein tragen zu sollen.

Je größere Opfer wir also noch zu bringen haben, um so nöthiger ist es, uns nach neuen Erwerbsquellen umzusehen oder die alten, wo möglich, wieder zu eröffnen. Jenes möchte in-

dessen schwieriger sein, als dieses; denn wenn auch, wie neulich verlautete, das Amt Schieder nach Blomberg verlegt und eine Anstalt zur Beschäftigung der vielen Arbeitslosen errichtet werden sollte, so würden diese höchst wohlthätigen und höchst erwünschten Anordnungen doch von geringerem Einflusse auf die Wiederherstellung unseres früheren so glänzenden Wohlstandes seyn, als wenn sich das Gerücht bestätigte, unser Land werde sich dem allgemeinen deutschen Zollverbande (so kann man jetzt den ursprünglich Preußischen wohl nennen) anschließen. Ob diese Maaßregel unserer Heerstraße dieselbe Frequenz, welche sie früher hatte, wieder verschaffen würde, läßt sich in diesem Augenblicke noch nicht entscheiden; das aber unterliegt wol keinem Zweifel: unsere Schuhmacher würden sich sogleich, unsere Tischler alsbald eines doppelten und dreifachen Gewinnes erfreuen; und mit der Zeit möchten auch unsere Webereien kräftig wieder aufblühen, denn um mit den ähnlichen Producten des Auslandes concurriren zu können, bedürfen sie, die leider! wie schon bemerkt worden, in ihrer Tüchtigkeit nicht vorwärts, sondern rückwärts geschritten sind, nicht nur eines freien Verkehrs, sondern auch der Vervollkommnung. Doch auch diese wird nicht ausbleiben, wenn Hoffnung zum Absatze und Gewinne da ist; an rüstigen arbeitslustigen Händen fehlt es uns nicht, und leicht werden sich auch gescheidte Köpfe finden, die sich der vorhandenen physischen Kraft bedienen und durch glückliche Unternehmungen zu allgemeinem Wetteifer reizen.

Dies meine unmaaßgebliche Ansicht von den Ursachen des Verfalles unserer Gewerke und von den Mitteln, ihnen ihre frühere Blüthe wieder zu verschaffen. Nur die Wichtigkeit der Sache konnte mich veranlassen, mich darüber auszusprechen; denn eben so sehr von der Schwierigkeit des angeregten Gegenstandes, der von den verschiedensten Gesichtspuncten aus und mit geübtem Blicke betrachtet werden will, als von dem geringen Maaße meiner eigenen Kräfte überzeugt, bin ich weit entfernt, mein Urtheil für untrüglich zu halten, und werde mich herzlich freuen, wenn sich ein Sachverständiger zu einer freundlichen Belehrung bewogen fühlt.

Bedenklichkeiten gegen das Heirathen.

(Aus der Mappe eines alten Junggesellen).

Quo molem hanc — — statuere? Quis auctor?
Quidve petunt? quae religio? aut quae machina belli?
Virgil. Aen. II.

Die Bedenklichkeiten gegen das Heirathen sind noch längst nicht gründlich genug erörtert worden. Man ist bisher zu einseitig zu Werke gegangen. Jede Frau besteht aus drei ohngefähr gleichen Theilen, nämlich

1. dem rechten Aermel,
2. der eigentlichen Frau, und
3. dem linken Aermel.

Nun meine ich, daß man den beiden Theilen Nr. 1 und 3 bisher nicht genug Aufmerksamkeit gewidmet hat. Wie sehr sie es aber verdienen, wird sich aus den folgenden Bemerkungen zeigen, mit welchen die Verhältnisse vor der Ehe, während der Ehe und nach der Ehe kurz in Betracht gezogen werden sollen.

Vor der Ehe. Jeder will doch mit der Frau, ehe er sie nimmt, vorher Bekanntschaft gemacht haben. Da stehn aber die beiden Schilderhäuser in gelb und rother und Gott weiß was für Farbe, und wehren jede Annäherung ab. Mag er von der linken oder von der rechten Seite kommen, gleich legt sich so ein Schanzkorb oder noch viel schlimmerer Korb als unberufener Dritter dazwischen; und will er dann

seine zierlich ausgedachte Rede — „Verehrungswürdigste Aermelina u. s. w.“ — anbringen: Aermelina hört nicht, weil das Ungethüm von Aermel jeden Ton vorweg einschluckt, und dieser Aermel, der sonst wohl hören könnte, hat keine Ohren. Ist es durchaus nothwendig, daß solche Tonnen (wie es auf dem Meere geschieht, um die Schiffer vor Klippen und Untiefen zu warnen) ausgelegt werden, so sollte man sie doch wenigstens an einem passenderen Orte anbringen, z. B. auf dem Kopfe, oder, wie die Cameele, auf dem Rücken.

Ich will indeß annehmen, daß Jemand diese Schwierigkeiten überwunden habe und so glücklich sey, eine Frau im Sacke oder vielmehr in zwei Säcken heim zu führen; dann kommt erst noch die Zeit *während der Ehe*; und diese ist wiederum sehr bedenklich, sowohl in Beziehung auf die Wohnung als wegen der Gefahren der Eifersucht.

Die Trojaner, als sie das berühmte Roß in ihre Stadt führten, sahen sich genöthigt, die Mauern nieder zu reißen, weil die Thore zu klein waren. Und was war ihr Lohn? Eine ganze Schaar blutdürstiger Unholde (**Thessandrus, Sthenelus, dirus Ulixes** u. dgl. m.) stürzten aus dem Machwerke hervor und brachten die Stadt in's Unglück. Dergleichen kann freilich vorüber gehn. Auch läßt sich, was das Mauereinreißen betrifft, die Möglichkeit denken, daß den beiden colossalen Epaulette-Nebengebäuden durch zwei eben so colossale Nebengebäude in der Wohnung entsprochen werde. Die Gefahr dauert aber dem ohngeachtet fort. In Italien haben die Ehemänner ihre Plage mit *einem* Cicisbeo. Bei unsern Aermelfrauen sind deren *zwei*, links einer und rechts einer; und wer bürgt dafür, daß die beiden Windbeutel sich nicht einmal auf und davon machen, und daß die Frau erst in einer Entfernung von einigen Meilen mit ihren Blasebälgen nieder kommt, wo der Mann sie dann wieder aufsuchen mag.

Gesetzt nun bei alle dem den Fall, der kaum möglich scheint, daß die Ehe dennoch sehr glücklich sey, daß keiner der beiden Pauken- und Kanonenräder-Aermel jemals Krieg bedeute, mit *einem* Worte, daß die ganze Ehe sey, wie eine Flachlandschaft von *Kaiser* (Nr. 164 des letzten Hannöverischen Catalogs), auf der man Nichts wie Himmel sieht: wie schauderhaft ist dann gerade der Gedanke an den Zustand *nach der Ehe*. Schon unter gewöhnlichen Verhältnissen ist der Umstand, daß man nach seinem Tode eine trauernde Wittwe hinterlassen wird, zurückschreckend. Außerdem aber noch zwei verwittwete Aermel von solchem Umfange hinterlassen zu müssen: das ist mehr als zurückschreckend, und durchaus nicht zu ertragen.

— y.

Sonnenblumenöl.

Im **Journal des connoissances usuelles T. XXI. p. 87.** wird aufs Neue aufmerksam gemacht auf die Wichtigkeit der bekannten Sonnenblume (**Helianthus annuus**) als Oel liefernde Pflanze. Jedermann weiß, daß eine Pflanze davon sehr viele Blumen und in jeder Blume eine unzählige Menge Samenkörner giebt. 25 Pfund dieser Samenkörner liefern 4 Pfund Oel, welches sorgfältig bereitet nicht nur zum Brennen, sondern auch an Speisen vortrefflich sich benutzen läßt. Die Oelkuchen, welche man von den ausgepreßten Samen erhält, sind ein sehr gutes Viehfutter. Auf manchen wüsten Plätzen und unbenutzt liegenden Hofräumen ließe sich die Sonnenblume anbauen, und die wenige Mühe, welche ihre Cultur fordert, würde sie reichlich lohnen.

Zur Schul-Statistik.

Der statistische Verein für das Königreich Sachsen hat kürzlich eine „Uebersicht der im Königreiche Sachsen bestehenden öffentlichen Gelehrtenschulen, Schullehrer, Seminarien und Volksschulen, mit Angabe der Lehrer- und Schüler-Zahl“ herausgegeben. Die Hauptresultate dieser Uebersicht sind, so viel die Volksschulen anlangt, folgende.

Am Schlusse des Jahres 1833 waren im ganzen Königreiche 2039 Volksschulen, 274 in den Städten und 1765 auf dem Lande.

An diesen Schulen waren 2695 Lehrer angestellt, 846 in den Städten und 1849 auf dem Lande.

Die Zahl der schulfähigen Kinder, vom 6ten bis zum 14ten Jahre, belief sich am 3. Jul. 1832 auf 273535. Dagegen besuchten am Schlusse des Jahrs 1833 die öffentlichen Schulen 274305 Kinder; und außerdem wurde noch eine große Anzahl von Kindern in Privatschulen unterrichtet (namentlich in Dresden 3413 und in Leipzig 984). Nach einem ohngefähren Ueberschlage besuchten am Schlusse des Jahres 1833 gegen 5000 Kinder die Schule, welche das schulfähige Alter entweder noch nicht erreicht oder dasselbe schon zurück gelegt hatten.

Im ganzen Königreiche kamen im Durchschnitt auf einen Lehrer 102 und auf eine Schule 134 Schüler.

Chronik des Tages.

Horn. — Am 21sten Mai d. J. fand das zweijährige Kind eines hiesigen Bürgers und

Gastwirths auf eine traurige Art seinen Tod. Die Mutter des Kindes hatte aus dem auf dem Markte der Stadt befindlichen mit einer Mauer umgebenen Bassin Wasser geholt, und beim Nachhausegehen die Thüre hinter sich zu verriegeln versäumt. Das Kind muß seiner Mutter gefolgt sein und die angelehnte Thüre zum Bassin geöffnet haben. Nach einer halben Stunde kommt die Mutter abermals zum Wasser und findet den Leichnam. Keiner der Nachbarn hatte den unglücklichen Fall bemerkt.

Räthsel.

Kennst du das Paar, das sich zu Fluch und Segen,
Zu grellem Mißton, süßer Melodie,
Zu Aberwitz und Weisheit allerwegen
Eröffnet tausendfach, du weißt nicht wie?

Doch auch geschlossen giebt es holde Kunde
Von Dingen, die ein Liebender versteht.
Ein rasch Verständniß geht von Mund zu Munde;
Ob Worte stocken, Blicke sind beredt.

Sprich's einfach, und du nennst in Deutschlands Gauen
Ein stilles Ländchen, klein an Ruhm und Macht,
Vom hohen Wald umsäumt, voll grüner Auen. —
Hast's schon errathen, eh du's noch gedacht.

(Auflösung in № 11.)

Auflösung des Räthsels in № 9:
Haar. — Aar.

Hierbei № 10. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 11.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 17. Juni 1835.

Achilles und Thekla.

Zu Vergleichung antiker und moderner Betrachtung des Todes.

In den homerischen Gesängen, in denen vor ein paar tausend Jahren der griechischen Nation beim Beginn einer neuen Lebensperiode ihre abgelaufene Zeit im glänzendsten und reichsten Spiegel vorgehalten wurde zu bleibendem und lebendigem Gedächtniß der Grundlagen ihrer Nationalität, in diesen Gesängen hat zu allen Zeiten der sinnige Leser mit wehmüthiger Freude verweilt bei der jugendlichen, frühem Todesverhängniß geweihten Heldengestalt des Achilles. Wir begleiten ihn, den Sohn und Liebling der Götter, auf seiner kurzen Laufbahn, und finden in ihm nicht nur den trotzigen und verwegenen Haupthelden eines ganzen Volkes, der „die schwerste Last des tobenden Schlachtengetümmels trägt mit seinem Arm", dessen Entfernung vom Kampfe das ganze Heer rathlos preis giebt, denn er ist

„Solch ein Mann wie keiner der erzumschirmten Achaier
In der Schlacht; denn im Rath besiegen ihn andere Männer". —

der es wohl weiß:

„Wenn er allhier ausharrend die Stadt der Troer umkämpfe,
Hin sey die Heimkehr dann, doch blühe ihm ewiger Nachruhm;
Aber wenn heim er kehre zum lieben Lande der Väter,
Dann sey verwelket sein Ruhm, doch weithin reiche des Lebens
Dauer, und nicht frühzeitig ans Ziel des Todes gelang' er."

und der doch, weil ihn denn die Mutter für wenige Tage geboren, Ehre vor allem begehrt sondern auch voll Ehrfurcht finden wir ihn gegen die höheren Mächte, denn

„Wer dem Gebot der Götter gehorcht, den hören sie wieder."

Und auch die milderen Regungen seiner Brust bleiben uns nicht verborgen,

„— — Wie er labet sein Herz mit der klingenden Leyer,
Die aus der Beut' er gewählt, da Eetions Stadt er vertilget"

wie er des Brises rosige Tochter auch von Herzen geliebt, wiewohl sein Speer sie erbeutet, und wie

„— — oftmals hebt sein muthiges Herz sich von Sehnsucht,
Einer gefälligen Gattin vermählt in ehlicher Eintracht
Sich der Güter zu freun, die Peleus der Greis ihm gesammelt."

Endlich stehen wir mit ihm bei der Leiche des geliebtesten Jugendfreundes Patroclus. Nichts frommt ihm mehr, er wünscht sich den Tod, den er ahnet.

„Also auch ich, wofern ein gleiches Geschick mir bevorsteht,
Lieg' ich, nachdem ich verhaucht: nun eifer' ich edelem Ruhm nach."

Dann aber macht er sich auf, dem Freunde Racheopfer zu schlachten, sein Roß selbst mahnt ihn an den nahen Tod, aber dessen bedarf's nicht:

„Selber weiß ich es wohl, daß fern von Vater und Mutter
Hier des Todes Geschick mich hinwegrafft. Aber auch so nicht
Rast' ich, bevor ich die Troer genug im Kampfe getummelt."

Und als er nun mordend unter den Feinden wüthet, und „seiner Kraft begegnen nur Söhne unglücklicher Eltern", da spricht er die unversöhnte Bitterkeit der überall, an jedem Ort und zu jeder Stunde auch in das blühendste vollendetste Erdenleben hineinragenden Grabesnacht in ihrer vollen Herbheit aus. Sie lastet ja nicht bloß auf ihm, sie liegt wie ein finstrer Nebel über all der heitern Waidlichkeit der gesammten Welt, die sich in den homerischen Gesängen abspiegelt; in seinem Schmerz tritt sie nur am klarsten hervor, wenn er dem Troischen Jüngling, der Lösung bietend und Erbarmen flehend seine Kniee umfaßt, höhnend erwiedert:

„Stirb denn, Lieber, auch du! Warum wehklagest du also?
Starb doch auch Patroclos, der weit an Kraft dir voranging!
Schauest du nicht, wie ich selber so schön und groß an Gestalt bin?
Denn dem edelsten Vater gebar mich die göttliche Mutter!
Doch wird mir nicht minder der Tod und das harte Verhängniß
Nahn, entweder am Morgen, am Mittag oder am Abend."

Und wenn wir ihn hier verlassen, wer scheidet nicht von ihm mit dem Wunsche, mit der Sehnsucht für sich, wie für alle seine menschlichen Brüder, daß keiner mehr traurig sey, wie die Andern, die keine Hoffnung haben. 1 Thessalon. 4, 13.

Aber der Wunsch, das sehnsüchtige Harren thuts allein nicht.

Ein paar Jahrtausende später entfaltet ein hochbegabter Dichter unsrer Nation ein gewaltiges Bild des bewegtesten Lebens, Schiller im Wallenstein. Blut und Mord, das dunkle Glühen des Ehrgeizes und andrer finstrer Leidenschaften füllen den Schauplatz. Aber mitten in das düstre Gedränge sind, wie zu freundlicher Sühne, zwei milde, edle Gestalten hingestellt, die sich frei erhalten von dem verschlingenden Treiben, das sie umgiebt, Max Piccolomini und Thekla. Wer kennte sie nicht! Sie hat in ihm den guten Engel erkannt, der, sie zu geleiten, an dem Eingang in die Welt stand, die sie betrat mit klösterlichem Zagen. Und er, als er den schweren Kampf kämpft, zwischen Pflicht und Freundestreue, er legt alle Zweifel seiner Seele an ihr Herz „das unfehlbare, heilig reine", und wird von ihr wiederum an sein eignes verwiesen. „Wie könnte das — Das Rechte seyn, was dieses zarte Herz — Nicht gleich zuerst ergriffen und gefunden?" Aber das stolze Ver-

trauen auf das trotzige und verzagte Menschenherz bewahrt sie nicht davor, mit Angst zu Grunde zu gehen. Max findet den Verzweiflungstod, den er sucht, und über seiner Leiche blickt Thekla, wie dort Achilles, in die dunkle Grabesnacht. Wird es ihr anders seyn, als dem homerischen Jüngling? Wird sie sprechen können: Tod, wo ist dein Stachel? Zwar ist es nicht die tobende Mordverzweiflung des kampfgewohnten Helden, es ist die stille Resignation eines Weibes, aber spricht sie sich darum weniger herbe aus?

„Da kömmt das Schicksal. — Roh und kalt
Faßt es des Freundes zärtliche Gestalt,
Und wirft ihn unter den Hufschlag seiner Pferde —
— Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!"

Mit diesen Worten scheidet sie, dieser Gedanke ist der Schlußstein ihres Lebens. Und wir müssen von ihr scheiden mit demselben Wunsche, wie dort von Achilles, daß keiner mehr traurig seyn möge, wie die Andern, die keine Hoffnung haben.

Sollen wir nun noch, ehe wir das nachdenkliche Thema verlassen, die Frage zu lösen versuchen, ob der Dichter der Thekla über seiner Schöpfung gestanden, ob er selber klarer und heiterer in die Nacht des Todes geblickt habe, oder ob er der, die er sichtbar mit aller Liebe dichterischer Vaterschaft ausgestattet, auch in der hier zur Sprache gekommenen Beziehung das Beste mitgegeben, was er selbst sich im Leben errungen, ob Thekla's bittere Resignation der höchste Sieg über diesen und jeden andern Schmerz des Lebens gewesen, den er selbst zu erfechten vermocht? Die bloße Frage sieht einer pfäffischen Anklage schon so ähnlich gegen einen Mann, dem wir so gut warmen Dank schuldig sind, wie irgend einer, und das Bedauern, das sich an die etwaige verneinende Antwort knüpfen würde über das, was der edle Dichter in seinem Erdenleben nicht erworben, würde leicht pharisäischer Selbstzufriedenheit so verwandt erscheinen, daß wir es nicht wagen, über diese Andeutung hinauszugehen.

Æ.

Ueber die Blitzröhren oder Fulgurite rücksichtlich ihrer Beschaffenheit und Bildung.

(Aus einer Abhandlung vom Hofrath Brandes und Schullehrer Echterling).

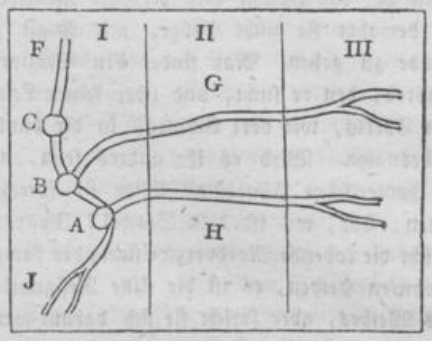
(Schluß).

Wir wollen nun zu dem merkwürdigen Factum übergehen, welches über die Entstehungsursache der Blitzröhren in unserer Senne einen vollgültigen Aufschluß geliefert hat.

Am 29. April 1825 war der N. W. S. Horizont am Morgen mit einem Wolkenwechsel von Wolkenhaufen, Wolkenlagern und untermischten Federwolken bedeckt, die mit höhersteigenden Wolkenhaufenlagern gegen Mittag in S. W. eine furchtbare Gewitterformation bildeten, welche drohend über der Senne und der Gebirgskette des Teutoburger Waldes hing. Von 1 bis 3 Uhr des Nachmittags hörte man fast ein ununterbrochenes Rollen des Donners und sah ein fast ununterbrochenes Blitzen. Das Wetter entlud sich auf eine ganz ungewöhnliche Weise in der Senne, drang, durch die Dörenschlucht zusammengepreßt, unter fürchterlichen Regengüssen mit gewaltsamer Schnelle auf die östliche Seite des Gebirges über Lage fort. Ströme von Wasser ergossen sich mit solcher Gewalt vom Gebirge, daß in wenigen Minuten die ganze Thalgegend überfluthet, manches Vieh ertränkt, Bäume umge-

rissen und mehre Häuser beschädigt wurden, viele Felder wurden hoch übersandet. Durch diese schreckliche Verheerung wurde binnen kurzer Zeit ein großer Schaden angerichtet.

Besonders furchtbar tobte dieses heftige Gewitter in der Senne über Augustdorf. Die Frau des Colonus Steffen steht zufällig in der Hausthüre, und sieht einen fürchterlichen Blitz auf das Feld des Colonus Leppelmeyer (Nr. 64), ohngefähr 300 Schritt vom Hause entfernt, niederfahren. Dem Scheine nach verweilte der Strahl einige Augenblicke gleich einer Feuersäule über der Erde. Echterling erhielt hiervon alsbald Nachricht und fand auf dem Rockenfelde des Colonus Leppelmeyer nicht nur Spuren vom Einschlagen des Blitzes, die wir unten näher bezeichnen werden, sondern auch an dem Punkte, auf welchem man zunächst den Blitz hatte einschlagen sehen, drei Löcher in die Erde hinuntergehen. Brandes erhielt von diesem Vorgange sogleich durch Echterling Nachricht, und beide beschlossen, durch Ausgrabungen auf der vom Blitz getroffenen Stelle zu untersuchen, ob sich dort eine Blitzröhre gebildet habe. Sie theilten diesen Vorgang zugleich Herrn Canzlei-Direktor Rosen in Detmold mit, und der 5. Juni (1825) wurde dazu bestimmt, die Untersuchung gemeinschaftlich vorzunehmen. Am bezeichneten Tage trafen die Herren Canzlei-Direktor Rosen, Cammer-Assessor Stein, Lieutenant Reineke, Lieutenant Hölzermann, Dr. Gruner, Sohn des Herrn Oberbergkommissairs Gruner aus Hannover, Oekonom Henzen, Echterling und Brandes bei dem damaligen Herrn Pastor Voigt in Augustdorf ein. Nachstehendes ist das Ergebniß der vorgenommenen Untersuchung. Zur besseren Vorstellung der Sache fügen wir folgende Zeichnung bei.



Der Colonus Leppelmeyer und die Frau Steffen's wurden von der Gesellschaft über ihre Wahrnehmungen des gedachten Blitzes vernommen, wie wir solche bereits oben angeführt haben, und diese begab sich darauf an Ort und Stelle, wo der Blitz eingeschlagen war. Das der Wirkung des Blitzes ausgesetzt gewesene Revier waren drei besäete Kornfelder **I. II. III.** Die Wirkung des Blitzes stellte sich als eine zweifache dar, als eine oberirdische und eine unterirdische.

Die oberirdische Wirkung des Blitzes hatte sich auf alle drei bezeichneten Kornfelder verbreitet. Sie bestand in der Art der Verbreitung des Blitzes über die getroffne Fläche, deren Erkennung durch die Localität um so mehr begünstigt wurde, als letztere keine Sandwehe, sondern ein bestelltes Kornfeld war, die Zeichen der Verbreitung des Blitzes also nicht verwehet waren. Die Verbreitung des Blitzes gab sich zu erkennen durch eine Reihe gleichsam auslaufender Wege, die wir der Kürze halber Blitzgänge nennen wollen. Sie fingen von den drei Punkten des Einfahrens des Blitzes an, und verbreiteten sich nun in verschiedenen Richtungen über die drei Kornfelder. Von den drei Oeffnungen **A. B. C.** an schienen sie deshalb auszugehen, weil sie hier am deutlichsten waren und die größeste Breite hatten, über einen Fuß weiter verloren sie sich im Korn. Diese Blitz-

gänge ließen sich höchst deutlich dadurch erkennen, daß auf ihnen alle Kornhalme rein zerstört waren, so daß man keine Spur bemerkte und bloß der Ackerboden hervortrat; um diesen herum aber war die Frucht durchaus unversehrt. Diese Blitzgänge verbanden die drei Oeffnungen A. B. C. Der Gang von A nach B war 6½, der von B nach C 5½ Fuß lang. Von A ging ein solcher Gang aus, der 78 Fuß lang war, eben so lang, 78 Fuß, war der mit diesem parallele Gang G, der von B ausging. Der von A nach J gehende Gang war 70 Fuß, und der F 23 Fuß lang. Mehre solcher Gänge als die bemerkten ließen sich nicht auffinden. Sie geben ein klares Bild der merkwürdigen Verbreitung dieses Blitzschlages. Auf diesen Gängen konnte man keine Schmelzung des Sandes wahrnehmen.

Die unterirdische Wirkung des Blitzes gab sich äußerlich zu erkennen durch die drei Löcher A. B. C., die einige Zoll im Durchmesser hatten. Die Oeffnung A schien die Hauptwirkung des Blitzes erlitten zu haben, von ihr aus gingen die längsten und breitesten Blitzgänge. Sie wurde zuerst nachgegraben. Man ließ ein Theil des umherstehenden Kornes abmähen und in einem ziemlichen Umkreise den Boden aufnehmen. Beim Nachgraben der Oeffnung A fand sich in der kleinen Schicht Dammerde keine Spur von Schmelzung; als aber die lose Sandschicht entblößt wurde, zeigte sich, zur größten Freude der Gesellschaft, der Anfang einer Blitzröhre, die zuerst dünner war, aber in der Schicht des ziemlich festen gelblichen Ortsandes als eine dicke Röhre sich fortsetzte. Diese Röhre wurde bis zu ohngefähr 10 Fuß ausgegraben. Ihrer Form nach gehörte sie zu den eckigen Zackenröhren. In der zweiten Oeffnung B fand sich nur eine kleine, ohngefähr einen halben Fuß lange Röhre, und in der dritten zeigten sich nur Spuren eines zusammengesinterten Sandes.

Aus dieser Beobachtung dürfte sich schließen lassen, in Bezug auf den Vorgang der Erscheinung, daß der Blitzstrahl, dessen Wirkungen wir hier beschrieben haben, in drei Strahlen getheilt, die Erde berührte, daß der stärkste Strahl auf die Oeffnung A fiel, daß der auf B gefallene schwächer, und der auf C gefallene der schwächste war, da hiernach die Wirkung sich in abnehmendem Grade aussprach.

Ferner läßt sich vermuthen, daß die Leitung der Sandschichten, obwohl vom Regen durchnäßt, doch nicht hinreichend war, die ganze Masse des electrischen Feuers dieses Blitzes aufzunehmen, und daher der Blitz auf der Oberfläche sich strahlend verbreitete und hierdurch das bewirkte, was unter der obigen Beschreibung der Blitzgänge ausgedrückt worden ist. Die Blitzgänge dürften also anzusehen seyn, als das Resultat der Wirkung des wegen zu schlechter Leitung vom Boden nicht mehr aufgenommenen electrischen Feuers.

Durch dieses Factum dürfte denn ein vollgültiger Beweis für die Bildung der Blitzröhren geliefert seyn, und deren Entstehung durch das electrische Feuer des Blitzes fortan keinem Zweifel mehr unterliegen.

Ueber Forstfrevel.

Während in anderen deutschen Ländern neue Criminalgesetze in das Leben getreten sind, denen mitunter der Vorwurf gemacht ist, daß das neue Gebäude nicht genugsam auf historischem Grunde errichtet worden sey, wurde seit Jahrhunderten im Lippischen sehr wenig an den peinlichen Gesetzen verändert. Die Schwierigkeiten, welche sich in einem kleineren Lande der Einführung eines zeitgemäßen Gesetzbuchs entgegenstellen, liegen nicht fern. Auch in den Zeiten der Fremdherrschaft, worin Frankreichs Gesetze den verbündeten und unterjochten Völkern aufgedrun-

gen wurden, hat das französische Recht im Fürstenthum Lippe keinen Eingang gefunden. Nach Kaiserlichem gemeinen Rechte und des heiligen Reichs peinlicher Hals-Gerichts-Ordnung und nach dem alten Lippischen Herkommen und Gebrauch müssen fortan Malefizsachen untersucht und bestraft werden. Ldv. Thl. I. S. 222. §. 3.

Nur wenige Verbrechen sind in den Landesgesetzen mit besonderen, vom gemeinen Rechte abweichenden, Strafen bedrohet. Andere ältere, gegen Polizei-Vergehen gerichtete, Gesetze finden in dem Princip der Zwangsbeglückungs-Polizei eine wenig überzeugende Rechtfertigung, und drohen Strafen mit grausamer Strenge an.

Niemand wird aus der Härte der hier geltenden Strafgesetze den Grund herleiten, weshalb die öffentliche Sicherheit nur so selten durch grobe Verbrechen gestört wurde. Wie unter der Regierung des Großherzogs Peter Leopold und in der folgenden Zeit, worin seine weisen Anordnungen heilbringend fortwirkten, seit etwa 40 Jahren in Toscana keine Todesstrafe vollzogen wurde; so hat auch im Lippischen seit 40 Jahren die Vollziehung dieser härtesten und schrecklichsten aller Strafen nicht mehr statt gefunden.

Wenn Josephs Gesetze milde waren, so waren hier milde und gerechte Regenten, einsichtsvolle und menschenfreundliche Richter. Ihnen haben es die Bewohner des Fürstenthums Lippe zu verdanken, daß die Strenge der hier geltenden Gesetze nur so selten zur Anwendung kam, daß meist nur mildere Züchtigungen gegen den Verbrecher verhängt sind, wodurch sich ein Character der Milde und Ordnung besser eingeprägt hat, als durch grausame Strafen. Eine gute Polizei, welche nicht in das Kleinliche und nicht in die Geheimnisse der Familien eindringt, wachet und verhütet Verbrechen. Eine gerade, wohlfeile und streng beaufsichtigte Justiz-Verwaltung in Civilrechts-Sachen beschützt das Mein und Dein. Forst- und-Gohgerichte führen durch

Untersuchung und Bestrafung manchen jugendlichen Verbrecher, der eine verbrecherische Laufbahn erst eben begonnen, noch zeitig davon zurück, ehe die auf das Böse gerichtete Denkart eine feste, unabänderliche Richtung genommen hat. Achtungswürdige Prediger und Lehrer der Jugend wecken und erhalten den religiösen Sinn und tragen ungemein viel dazu bei, daß die öffentliche Sicherheit durch rohe und schwere Verbrechen nur so selten bei uns gefährdet wird. Zweckmäßige Armen-Versorgungen verstopfen die bedaurenswertheste Quelle vieler Verbrechen, Noth und Verzweiflung, vor denen sie manchen Unglücklichen bewahren. Vortreffliche Institute gereichen dem Lande zur Zierde und zum Segen. Viel Gutes stiftet namentlich die Strafwerkhaus-Anstalt, welche den Säufer zur Mäßigkeit, den Bettler zur Arbeit und den Lüstling zur Enthaltsamkeit zwingt. Dennoch ist es eine traurige, ernste Berücksichtigung verdienende Thatsache, daß geringere Vergehen, besonders Forstfrevel in den letzten Jahren bei uns auffallend zugenommen haben. Der Schaden kommt nicht allein in Betracht, welcher den Wäldern zugefügt wird, und wogegen der Staat bei der ihm obliegenden Sicherung des Eigenthums Schutz verleihen soll; sondern es werden auch die Garten- Feld- und-Holzdiebe eine Pflanzschule gröberer Verbrecher.

Zu den Ursachen, welche die Vermehrung der Forstfrevel veranlaßt haben mögen, gehören:

1) die weit verbreitete Meinung, daß es keine sehr unerlaubte That sey, in dem offenen Walde einen Heister zu hauen, zu köpfen oder aufzuästen und sich das Holz zuzueignen;

2) Mängel und Unbestimmtheit der Forststraf-Gesetze. Derselbe Exceß kann nach ganz verschiedenen Strafbestimmungen beurtheilt werden.

Ein ungleiches gesetzliches Verhältniß besteht in Zumessung der Strafe nach dem Grade der Schuld und der Größe des Vergehens. So muß z. B. die Entwendung eines Heisters über

4 Zoll im Durchmesser mit der Strafe des doppelten Holzwerths oft gelinder geahndet werden, als eines Heisters unter 4 Zoll. Die Entwendung einer ganzen Tracht Vitsbohnenstöcke soll nur mit ¼ Gsl. und eines einzelnen dünnen Stammes mit ½ und ¼ Gsl., das Köpfen eines Stammes aber wieder mit 2 Gsl. und das Aufästen wieder nur mit ½ Gsl. bestraft werden, obwohl Letzteres, vorzüglich bei Eichen, so verderblich seyn kann, als das Köpfen.

5) Große Schwierigkeit hat es oftmals, den Holzfrevler zu überführen. Im Walde sind selten Zeugen anwesend, durch welche sich der Beweis des Excesses herstellen ließe. Reinigungseide sind mißlich und sollen nach der Landes-Verordnung möglichst vermieden werden. Die Anzeige des Forstbedienten, auch wenn er den Frevler auf der That betroffen, hat keinen officiellen Glauben. Derjenige Excessist, welcher aus Liebe zur Wahrheit gesteht, wird bestraft, der verstockte Verbrecher, der freche Lügner kommt straflos durch.

4) Nicht immer findet sich Gelegenheit, das unentbehrliche Brennmaterial in kleinen Quantitäten anzukaufen. Kleinere Stättebesitzer und ärmere Einlieger können oft soviel baares Geld nicht zusammen bringen, als zum Ankaufe einer halben oder ganzen Klafter erforderlich ist, und stehlen dann aus Noth.

5) Erhöhete Holzpreise auf der einen, zunehmende Nahrungslosigkeit auf der anderen Seite veranlassen manchen Forsterceß, und es äußeren

6) die allgemeineren Ursachen der Vermehrung der Verbrecher auch auf den Forstschutz ihren nachtheiligen Einfluß: die Zunahme der Bevölkerung in den letzten Jahren, besonders der an den Waldungen wohnenden Kötter und Einlieger; die bei der Wohlfeilheit spirituöser Getränke überhand nehmende Neigung zum Trunke und die dadurch abnehmende Liebe zur Ordnung und Rechtlichkeit; der Mangel an Beschäftigung, welcher durch die Handels-Sperre an den Grenzen entsteht, und das Schmuggeln der Nachbaren, welches durch böses Beispiel das Ansehn der hiesigen Gesetze schwächt und viele Menschen moralisch verdirbt; endlich die geringe Aufsicht auf die Kinder in den niederen Volksclassen.

Leichter ist es, diese und andere Ursachen des Zunehmens der Forstfrevel anzugeben, als die Mittel aufzufinden, sie zu verhüten.

(Der Schluß folgt.)

Gewinnung von Spiritus beim Brodbacken.

Von der Entdeckung, daß beim Brodbacken durch eine einfache Vorkehrung Spiritus gewonnen werden kann, ist auch bei uns einiges Aufheben gemacht. Das nachfolgende Urtheil, welches ein Engländer im **Quarterly review** über den Werth derselben fällt, wird daher nicht ohne Interesse seyn.

„Es ist wohl bekannt, sagt derselbe, daß man bei dem herkömmlichen Verfahren den während des Backens aus dem Brode aufsteigenden Dampf als werthlos entweichen läßt. Vor einigen Jahren wurde durch Zufall entdeckt, daß dieser Dampf, verdichtet, Spuren von Alkohol zeigte, und die Gewinnung dieses letzteren wurde sogleich ein Gegenstand der Speculation. Es wurde ein Patent ertheilt und eine Gesellschaft gebildet, um das Brodbacken nach der neuen Methode, womit auch noch eine Ersparung von Brennmaterial verbunden war, im Großen zu betreiben. Einer der Empfehlungsgründe für das neue Verfahren war, daß so gebackenes Brod, wenn auch noch so lange aufbewahrt, nicht sauer werde, und dies ist, wie wir hören, wirklich der Fall. Aber wie und mit welchem Verluste wird dieses Nichtsauerwerden bewirkt?

Saures Brod ist ohne Frage schlecht; aber ist nicht gerade ein Brod, welches bei zu langer Aufbewahrung sauer wird, das einzig brauchbare? Bei der neuen Methode wird die Destillation, (denn es ist nichts anderes), so weit als möglich getrieben; das ganze Product der Gährung wird gewonnen, so daß das zurückbleibende Laib Brod als ein wahres **caput mortuum** betrachtet werden kann, welches keiner weiteren Veränderung unterworfen ist. Aber ist es nicht unglücklicher Weise zugleich auch seines Zuckerstoffs und seiner nahrhaften Eigenschaften beraubt? Wir für unser Theil halten es mit dem alten orthodoxen Brode mit dem Spiritus drin."

Fortschritt.

Es hat mich kürzlich nichts so gerührt, als eine Kleinigkeit, die ich im Morgenblatte gelesen (August 1834); ob sie gleich gar nicht auf Rührung abgesehen war, und auch in der That eher lächerlich scheint. Daß Andreas Hofers, des Sandwirths, Tochter, jetzt Fräulein von Hofer heißt und bei den Englischen Fräulein in Wien erzogen worden ist, mag noch hingehen, auch möchte sie immerhin Proben ihrer Stickereien nach Hause, in das Wirthshaus am Sande in Passeyer, schicken; aber daß sie die Briefe an ihre Mutter, die alte Taback rauchende Bäuerinn Anna Hofer,

A Madame Nanette de Hofer
née Ladurner
à Passeyer.

adressirt, scheint mir der Gipfel des Tragischen. So hat denn der ehrliche Andre, der nun auch Herr von Hofer heißt und in der Kirche zu Insbruck in Stein steht, umsonst die Franzosen gehaßt und österreichisch bleiben wollen, da schon in der ersten Generation sein eignes Blut sich gegen ihn empört, und gerade die Belohnungen, die seiner Treue und Aufopferung gelten, nur benutzt, um sich desto rascher zu französiren. **Mademoiselle** sollte doch billig bedenken, daß ihre Mutter (wie ja wohl vorausgesetzt werden kann) kein französisch versteht, und daß ihrem Vater französische Kugeln auf dem Glacis von Mantua den Tod eines Verbrechers gegeben, und Franzosen dem gefangenen den Bart ausgerauft und an den Hut gesteckt haben.

Könnte nicht solche mehr als deutsche Gleichgültigkeit, die von ihrer albernen Seite doch wieder so völlig deutsch ist, selbst die gefühlvollen Engländer empören, die von Hofer's ledernen Hosen die Riemen zu Kabinetsstücken für ihre Sammlungen verschnitten haben? wie viel mehr einen Deutschen, wenn er auch nicht mehr von 1814 und von Jahns Volksthum begeistert ist, und mit Bedauern gestehen muß, daß französische Weiber selbst in den untersten Ständen, wenn nicht mehr Gefühl, doch jedenfalls mehr Tact zeigen würden.

Charade.

Zweisylbig.

Das erste streit' ich jedem andern,
Das zweite hemmt im Fahren und im Wandern;
Doch wer da will, geht, fährt zum hübschen Ganzen,
Um zu genesen, trinken, spielen, tanzen.

(Auflösung in № 12.)

Auflösung des Räthsels in № 10:
Lippe.

Hierbei № 11. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 12.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 24. Juni 1835.

Geistlicher Liederschatz.

Sammlung der vorzüglichsten geistlichen Lieder für Kirche, Schule und Haus und alle Lebensverhältnisse. Berlin bei Samuel Elsner. 1832.

Bekanntlich haben wir Deutschen einen Schatz von geistlichen Liedern, wie schwerlich ein andres Volk sich rühmen darf. Die religiöse Poesie wurzelte schon bei unsern älteren christlichen Vorfahren in einem ungünstigern Boden. Seit aber die Reformation aus der stumpfmachenden Knechtschaft des Buchstaben- und Cerimonienchristenthums die Geister zum lebendigen Glauben und freudigern Gottesdienst befreite, hat es zu keiner Zeit an frommbegeisterten Dichtern gefehlt, die ihre heiligen Gefühle in Gesängen aussprachen. Luther selbst war der erste. Er gab 1524 das erste Deutsche Gesangbuch, anfangs nur aus 8 Gesängen bestehend, aber im folgenden Jahre bis auf 40 vermehrt, heraus, und am ersten Weihnachtstage 1525 wurde dasselbe in den Kirchen von Wittenberg zuerst gebraucht. Man weiß, mit welcher Begierde Luther's Gesänge aufgenommen wurden, und wie sie ganz vorzüglich mithalfen, die alle Stände des Volks ergreifende Begeisterung zu wecken und rege zu erhalten. Der unbeschreibliche Eindruck, welchen ein von Tausenden, gleichsam als ein Glaubensbekenntniß des Gefühls, gemeinschaftlich gesungenes Lied, z. B. das „Eine feste Burg ist unser Gott" ꝛc. (1530 gedichtet) wirken mußte, konnte weder durch List noch Gewalt wieder verdrängt werden. Unverkennbar ist noch immer die Kraft des edlen Kirchengesanges, den Luther zum wesentlichen Theil des Gottesdienstes gemacht hat, und sollte nie geflissentlich verkannt oder geringgeschätzt werden.

Doch nicht bloß als Gesänge in den Kirchen, sondern auch für häusliche Erbauung und besondre Andacht haben die vortrefflichen religiösen Lieder eine nicht zu berechnende seegensreiche Wirkung veranlaßt, und zahllosen Christen jederzeit Trost und Stärkung des Gemüthes gewährt.

Ohne Zweifel müßte nun ein Werk, welches das Gediegenste aus dem großen Liederreichthum unsrer Nation zusammenstellte, ein sehr verdienstliches und wünschenswerthes seyn. Dies könnte

entweder selbst ein ächt Deutsches allgemeines Gesangbuch abgeben, oder doch ein solches vorbereiten. Aber welche Eigenschaften müssen sich auch bei dem Verfasser desselben vereinigen! Vertraute Bekanntschaft mit den Sammlungen unsrer besten Liederdichter (welche indeß durch tüchtige Vorarbeiten, namentlich auch Rambachs, erleichtert werden möchte) vorausgesetzt, erforderte ein Unternehmen der Art einen feinen Takt und ein sichres Urtheil, welches sich nicht verwirren läßt weder durch die Menge des Guten, woraus das Beste erwählt werden soll, noch durch die eigenthümliche Gestalt und Farbe jeder Zeit, noch ganz besonders durch die eigne religiöse Ansicht. Der Verfasser müßte selbst Dichter genug seyn, um das Schöne unbefangen zu würdigen, noch mehr aber lebhaft religiöses Gefühl besitzen, daß er nach der an seinem Gemüthe erfahrenen Wirkung auch das Allgemeinwirkende erkennen könnte. Der Mangel desselben kann durch verstandesmäßige Berechnung für die Bedürfnisse andrer Christen nicht ersetzt werden. Denn was dir nicht ans Herz gehen kann, das taugt gewiß auch sonst für niemanden. Aus solcher Täuschung sind manche Sammlungen von großentheils sehr nüchternen Liedern, u. a. von Niemeier „für die Jugend" entstanden. — Es gehörte auch besonders eine seltne Freiheit des Geistes dazu, nicht das Mittelmäßige, welches durch lange Gewohnheit geheiligt scheint, oder was durch den Namen des Verfassers, durch das Ehrwürdige des Alterthums Ansehn genießt, darum zu billigen. Endlich, um von andern Erfordernissen zu schweigen, würde eine strenge Beschränkung hinsichtlich der Zahl der aufzunehmenden Lieder nöthig seyn, damit das Werk nicht erst durch einen gedrängteren Auszug zu allgemeiner Brauchbarkeit gelangen müßte.

Ref. freute sich deswegen, als er das Buch, welches unter dem oben angeführten vielverheißenden Titel 1832 zu Berlin erschienen, und seitdem, wie man hört, weit verbreitet worden ist, zu Gesicht bekam. Er besorgte aber schon, in seinen Erwartungen sich getäuscht zu finden, als er das Vorwort zu der Sammlung von 2020 geistlichen Gesängen las, worin sich die Gesellschaft, welche das Werk geliefert, über den Zweck desselben und die Ausführung folgendermaaßen ausspricht:

„Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit. Ebr. 13, 8.

Jesus Christus ist der Kern und Stern dieser Sammlung. So bezeichnete die Ankündigung vom 17ten Dec. 1831 den geistlichen Liederschatz, welcher durch Gottes Gnade nun vollendet, der Gemeinde unsers Herrn Jesu Christi, Freunden und Beförderern des christlichen Gesanges gewidmet ist. — —

Um dazu beizutragen, diese theuren Schätze der Evangelischen Kirche in ihrer Lauterkeit (2 Cor. 2, 17) zu erhalten, vereinigten sich im Jahre 1830 einige christliche Freunde, diese Sammlung zu veranlassen, und können die ewige Liebe nicht genug preisen für den göttlichen Gnadenbeistand, der ihnen bei dieser Arbeit so fühlbar und reichlich zu Theil geworden ist; der auf ihr anhaltendes Flehen die schwachen Hände stärkte, willige Herzen zur Unterstützung geneigt und es möglich machte, die vorzüglichsten seit der Reformation erschienenen Liedersammlungen zu benutzen." —

Ref. gesteht, daß er sich in die Seele der Sammler, die nicht erröthen, mit solchem Posaunengetöne, solcher demüthiglautenden Selbstzufriedenheit und eigentlich lästernden Saalbaderei vor einem durchaus mißrathenen Werke aufzutreten, schämen muß. Unwillkürlich wird man an das Horazische: **Quid dignum tanto feret hic promessor hiatu?** erinnert.

Doch wir wollen die dünkelvolle Bescheidenheit erst ausreden lassen:

„Obgleich nun anzunehmen, daß der geistli-

che Liederschatz den Kern der vorzüglichsten Lieder enthält, so ist gern zuzugeben, daß wohl manches Lied sich noch zur Aufnahme in diese Sammlung geeignet hätte (nicht auch daß eine Menge hätte wegbleiben sollen?) Doch wird jeder Christ, welcher ein ihm bekanntes Lied vermissen sollte, dasselbe reichlich ersetzt finden, weil Alles aufgenommen worden, was von uns nach dem vom Herrn verliehenen Maaße der Einsicht als das Werthvollste erkannt wurde."

Durch solche Redensarten kann zwar manchem Christen Sand in die Augen gestreut werden, daß er in der Verblendung die Sammler als inspirirte Heilige ansieht; allein wer sich die Mühe gegeben hat, mit gesunden Augen den Spreuhaufen, in welchem das Korn vergraben liegt, näher zu untersuchen, der muß sich wirklich über die Anmaaßung wundern, die behauptet, nur den Kern der vorzüglichsten Lieder gegeben zu haben. Ref. notirte sich beim Durchlesen der ersten 500 nur diejenigen Gesänge, die einigermaaßen nach seiner Ueberzeugung zur Auswahl kommen durften, und fand deren nicht über 100; so daß gewiß nicht zu viel behauptet wird, es möchten unter allen 2020 nur 5—600, allerhöchstens 700, von den hier mitgetheilten Gesängen ihren Platz behalten können, wenn Gerechtigkeit geübt werden sollte. Aus dieser kleinern Summe müßte dann erst noch das Werthvollste gewählt werden.

Es scheint den Sammlern an den nothwendigsten Eigenschaften, die sie zu einem solchen Unternehmen befähigten, gefehlt zu haben. Zuerst haben sie es, auch was das Sammeln betrifft, sich nicht allzuschwer gemacht, ohne Zweifel der Gnade vertrauend, die es den Begünstigten im Schlafe geben möchte. Denn es fehlen sehr viele der vortrefflichsten Lieder aus der neuern und ältern Zeit, die doch leicht durch Herbeischaffung der Gesangbücher aus den verschiedenen Theilen Deutschlands konnten ausfindig gemacht werden, wenn sie ihnen auch sonst nicht bekannt gewesen seyn sollten. So sucht man hier vergebens, um nur einige anzuführen, z. B. die wirklich schönen Gesänge: „Der Herr ist meine Zuversicht" von Sturm, „Was ist, o Gott, im Himmel, was auf Erden", „Schön ist die Tugend, mein Verlangen" von Cramer, „Ein Herz, o Gott, in Leid und Kreuz geduldig" von Gellert, „Wenn alle untreu werden" von Novalis, „Zum Kreuze will ich eilen," „Dir Herr will ich mich ergeben," „Ihr alle, die ihr Christus traut," „O Vater, lehre mich," von v. Cölln (obgleich dessen Lieder auch in das Bremer Gesangbuch und wahrscheinlich schon in mehrere andre aufgenommen sind, ist doch kein einziges von ihm hier aufgenommen), „Heilig sey uns dieser Tag," „Säe deine Thränensaat", von Meister, „O Gott, deß starke Hand", „Du Gott, du bist der Herr der Zeit," u. s. w.

Dagegen sind, neuere anbelangend, eine nicht unbeträchtliche Anzahl Lieder von Döring aufgenommen, von welchen kaum ein einziges irgend poetischen Werth hat. Von A. Knapp hat man gegen das Ende hin vieles ohne Urtheil und Wahl zusammengerafft, obgleich dieser ausgezeichnete unter den neuern geistlichen Dichtern weit mehr geehrt seyn würde, wenn nur einiges Vollendetere von seinen Gaben mitgetheilt wäre.

(Schluß folgt.)

Die Ziegelgänger.

(Fortsetzung des in Nr. 4 abgebrochenen Aufsatzes).

Ueber den Werth der Ziegelarbeit im Auslande, als eines den Landeseinwohnern angehörigen Industriezweiges, werden zuweilen sehr verschiedenartige Urtheile gefällt.

Gewiß würde es unrichtig seyn, wenn man diesem Industriezweige gerade deshalb einen

besonders hohen Werth beilegen wollte, weil durch ihn jährlich eine gewisse Summe baaren Geldes aus dem Auslande eingeführt wird. Denn ob ein Thaler aus dem Auslande geholt oder im Lande verdient wird, das ist einerlei; er gilt in beiden Fällen einen Thaler, nicht mehr und nicht weniger. Auch würde die Vermehrung der Circulationsmittel, welche durch die Einfuhr von baarem Gelde entsteht, auf andere Weise leicht ersetzt werden können.

Ob aber auch diejenigen Unrecht haben, welche die Ziegelarbeit wegen des mit ihr verbundenen zeitweisen Auswanderns eines Theils der Bevölkerung geradezu verwerfen? Ihre Ansicht hat wenigstens das Alter für sich. Wie schon zu Eingange dieses Aufsatzes bemerkt wurde, hat unsere Gesetzgebung das Ausgehen auf Ziegelarbeit von den ältesten Zeiten an und mehr als hundert Jahre hindurch stets sehr stark gemißbilliget. Gleiches geschah um die nämliche Zeit in andern Ländern, in welchen ähnliche Erwerbzweige bestanden, z. B. im Osnabrückischen. Was indeß damals den Grund zu solcher Mißbilligung abgab, kann heut zu Tage keinen Anspruch auf Geltung mehr machen. Die damaligen Verbote ergiengen, wie die darüber vorhandenen Gesetze melden, auf Antrag und beschwerende Vorstellung der Stände, und hauptsächlich der Grundbesitzer auf dem Lande. Diese beschwerten sich darüber, daß sie die nöthigen Knechte und Tagelöhner nicht mehr um so wohlfeilen Preis erhalten könnten, wie früher, weil diese Art Leute, wenn ihnen nicht ein ansehnlicher Lohn versprochen würde, den Dienst ganz verschmähten und auf Ziegelarbeit ausgiengen. Um diesem Unwesen zu steuern, wurde Anfangs das Ausgehen auf Ziegelarbeit ganz verboten und wurde späterhin verordnet, daß Niemand ohne eine specielle Erlaubniß des Amtes ausgehn sollte; das Amt sollte dann vor Ertheilung der Erlaubniß jedes Mal erst

untersuchen, ob die Grundbesitzer in dem Bezirke für ihre Tagelöhner- und Knechts-Arbeit den Mann auch entbehren könnten. Hierin haben sich nun heut zu Tage die Ansichten geändert. Wenn in jetzigen Zeiten der Preis der Tagelöhner- und der Gesinde-Arbeit steigt, so versagt man auf der einen Seite den Grundbesitzern, welche den höheren Preis bezahlen müssen, allerdings sein Beileid nicht; zugleich freut man sich aber auf der andern Seite, daß die Tagelöhner und das Gesinde nun desto mehr Geld verdienen; und da sich auf solche Weise Leid und Freude einander aufheben, so läßt man die Sache ihren Gang gehn; Jeder muß sich helfen so gut er kann, und muß sehn, daß er auskommt. Das Steigen des Gesinde- und Tagelohns hält man auch noch besonders deshalb für keine sehr bedenkliche Erscheinung, weil man die Bemerkung gemacht hat, daß regelmäßig in den wohlhabendsten und betriebsamsten Ländern der Gesinde- und Tagelohn am höchsten steht. In sehr schlecht angebauten Ländern, wie z. B. in einigen Gegenden Rußlands, erhält das Gesinde für seine Arbeit weiter Nichts, als Kost und Kleidung; wie die Hausthiere für die Arbeit, die sie verrichten, weiter Nichts erhalten, als das Futter. Wo aber der Anbau mehr gestiegen ist, wo neben den thierischen Kräften des Menschen auch dessen geistige und sittliche Kräfte in Betracht kommen, da muß eben für die Aufwendung dieser letztern ein Mehreres gegeben werden; und das steigert dann den Lohn um so höher, je größer die Ansprüche an die geistigen und sittlichen Kräfte sind. Darum wird jetzt das Steigen des Preises der Tagelöhner- und Gesinde-Arbeit in der Regel als etwas durchaus Erfreuliches und dem Ganzen nur Ersprießliches angesehen.

Ueberhaupt scheint bei der Beurtheilung des Werths der auswärtigen Ziegelarbeit als eines Industriezweiges des Volkes der Umstand, daß

dem Lande dadurch für einige Monate im Jahre ein Theil der Bevölkerung entzogen wird, ganz unberücksichtiget bleiben zu können. Was Einige von einem Schwanken und Stocken der Bevölkerung, von einem Verluste productiver Kräfte und einer Verminderung der Consumenten reden, führt sich im Grunde auf die einzige Behauptung zurück, daß es für unser Land ungleich vortheilhafter seyn würde, wenn die Ziegelarbeiter ihr Geschäft im Lande betrieben. Gegen diese Behauptung läßt sich durchaus Nichts einwenden. Für die Holländer würde es vortheilhafter gewesen seyn, wenn sie (unter Voraussetzung der nämlichen Handels-Conjuncturen) Zucker, Caffee, Tabak, Gewürze u. dgl. statt diese Producte in Ostindien zu bauen, von ihren Torfmooren hätten erndten, und dann nebenbei, zur Nacherndte, noch den Torf hätten stechen können. Eben so würde es für die Engländer vielleicht vortheilhafter seyn, wenn sie ihre Ost- und Westindischen Zucker- und Caffeepflanzungen an die Ufer der Themse oder in die Schottischen Gebirge verlegen könnten. Da das aber einmal nicht möglich ist, so haben sie sich das Schwanken und Stocken der Bevölkerung, den Verlust productiver Kräfte, und die Verminderung der Consumenten, welche mit dem Arbeiten in fremden Ländern nothwendig verbunden ist, bisher gefallen lassen müssen; wobei sie jedoch Nichts desto weniger reich geworden sind. Kleines läßt sich mit Großem vergleichen. Auch für unsere Ziegelgänger ist es nun einmal nicht möglich, daß sie die Ziegelsteine hier im Lande verfertigen, um sie den Küstenbewohnern auf der Post oder mit sonst einer Gelegenheit zu zusenden. Ist aber darum, und ohne Weiteres ihre Industrie verwerflich?

Nicht einmal eine eigenthümliche Abhängigkeit und Unsicherheit läßt sich der Erwerbthätigkeit der Ziegelarbeiter wegen des mit ihr verbundenen zeitweisen Auswanderns vorwerfen.

Freilich würden die Ziegelarbeiter ihren Erwerbszweig verlieren, wenn es den Küstenbewohnern einmal nicht mehr vortheilhaft schiene oder sonst nicht gefiele, sich ihrer zu bedienen. Diese Art von Abhängigkeit haben aber die Ziegelarbeiter mit fast allen andern Gewerbsleuten gemein. Jeder einzelne Mensch, der für andere Menschen arbeitet, und sich damit seinen Unterhalt erwirbt, ist abhängig von dem guten Willen der Andern, seine Arbeit zu bezahlen; und jedes Land, das für andere Länder producirt, muß seine Thätigkeit einstellen, sobald es den andern Ländern nicht mehr gefällt, seine Producte zu kaufen.

Das zeitweise Auswandern der Ziegelarbeiter scheint also eben nichts Anstößiges zu seyn; und es wäre nur die Frage, ob ihre Industrie sonst keine erhebliche Nachtheile mit sich führt, und einen den Verhältnissen im Allgemeinen entsprechenden Vortheil abwirft.

Für die Gesundheit des Körpers kann keine Beschäftigung weniger nachtheilig seyn, als die der Ziegelarbeiter. Die kleinen Reisen, welche sie jährlich zu machen haben, sind der Gesundheit geradezu sehr dienlich; und während der Arbeit selbst bietet ihnen die Einrichtung der Ziegeleien und der verhältnißmäßige Wohlstand, in welchem sie in der Regel während der Arbeitszeit leben, hinlängliche Mittel dar, um sich gegen die Ungunst des Wetters und sonstige nachtheilige Einflüsse zu schützen. Vor funfzig oder mehreren Jahren war es auf einigen Ziegeleien noch Gebrauch, daß der Thon, um ihn für die Form zuzubereiten, durch die Arbeiter selbst getreten wurde. Dieser Gebrauch mochte nachtheilig für die Gesundheit seyn. Er ist aber seitdem allgemein abgekommen; und dem jetzt noch so genannten Treter liegt, wie schon oben bemerkt worden, weiter Nichts ob, als die Pferde, welche jetzt allgemein zum Treten gebraucht werden, zu führen und zu beaufsichten. Daß die Arbeit der Ziegelgänger keine

ungesunde Arbeit sey, beweisen am besten die Arbeiter selbst. Unter ihnen finden sich Männer, die in einem Alter von 60 bis 65 Jahren noch in voller Gesundheit alljährlich als Meister ihren Ziegelgang an die Ems oder Elbe machen; und rüstige Ziegelgänger von 50 bis 60 Jahren sind gar nichts Außergewöhnliches.

Auch auf das geistige und sittliche Wohlseyn der Arbeiter übt die Beschäftigung der Ziegelgänger keinerlei nachtheiligen Einfluß aus, der dieser Art von Beschäftigung eigenthümlich wäre. Im Gegentheil ist das jährliche Wechseln des Wohnorts und der Umgebungen auch für den Geist erwecklich. Ueberhaupt führt Thätigkeit und Ordnung jede andere gute Sitte in der Regel schon ohne Weiteres mit sich. Thätigkeit und gute Ordnung sind aber Tugenden, ohne welche das Geschäft der Ziegelgänger weniger wie jedes andere bestehn kann, und die deshalb vorzugsweise durch dasselbe begünstigt werden. Hin und wieder ist wohl behauptet worden, daß bei den verheiratheten Ziegelarbeitern durch die Abwesenheit des Vaters vom Hause die Erziehung der Kinder leide. Es ist aber zu berücksichtigen, wie wenig überhaupt in den Familien, welche von Handarbeiten leben, zumal wenn das Geschäft außer dem Hause getrieben werden muß, die vom Vater zu gebende häusliche Erziehung in Betracht kommt. In den ersten Jahren der Kinder hilft die Aufsicht der Mutter aus; späterhin erzieht die öffentliche Schule; und nach der Confirmation dient das eigne Arbeiten der Kinder um Erwerb statt anderer Erziehung. So geschieht es auch in den Familien der Ziegelarbeiter; und das ist in ihnen nichts Eigenthümliches.

Nun aber die das Gewerbe als solches angehende Frage: wirft das Gewerbe der Ziegelgänger für die Arbeiter einen ihren Verhältnissen entsprechenden Gewinn ab? Hierauf antwortet zunächst der bereits oben in Zahlen angegebene

Betrag des Geldes, welches sie jährlich verdienen und in die Heimath bringen. Dabei müssen aber auch die Verhältnisse berücksichtiget werden, aus denen die Ziegelarbeiter hervorgehn. Die Ziegelgänger kommen nicht aus den Städten, in welchen es Gelegenheit zur Betreibung von Handwerken und zu sonstiger Gewerbthätigkeit giebt. Sie kommen sämmtlich vom platten Lande. Auf dem platten Lande aber giebt es bei uns (von dem Spinnen und Weben, von welchem weiter unten die Rede seyn wird, einmal abgesehn) keine Gewerbe. Die einzige Nahrungsquelle der Landleute ist der Ackerbau; und wer unter ihnen nicht selbst Grundbesitzer, Colonus, ist, der sieht in der Regel kein anderes Mittel zum Fortkommen vor sich, als das Tagelohnen oder Dienen. Deshalb läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß den bestehenden Verhältnissen nach die meisten unserer Ziegelgänger, wenn ihnen ihr gegenwärtiger Erwerbzweig abgienge, sich mit Tagelöhnerarbeit, so weit es möglich, würden durchschlagen müssen. Die Ziegelarbeit ist aber mehr als Tagelöhnerarbeit. Außer der bloßen Kraft der Arme kommen bei ihr auch erworbene Fertigkeiten und Geschicklichkeiten in Betracht. Sie ist ein Handwerk, und noch dazu ein gutes, da sie selbst der Speculation Raum giebt. Wie es bei ihr auf Fertigkeiten und Geschicklichkeiten ankomme, läßt sich schon aus dem beurtheilen, was oben über die verschiedenen Abstufungen der Arbeiter unter sich, vom Umgänger, Klöpper, Aufschneider, Treter, Müller, Karrenmann, Aufstecher, Walker, Streicher bis zum Former und Brandmeister hinauf angegeben wurde. Der Speculation giebt die Ziegelarbeit besonders in dem Geschäfte des Meisters Raum. So oft der Meister und mit ihm die übrigen Annehmer den Accord über eine Ziegelei abschließen, liegt ein Unternehmen vor, dessen Gelingen von der richtigen Beurtheilung der verschiedenartigsten Conjuncturen

abhängt; und weiß der Meister seinen Posten gehörig auszufüllen, versteht er seine Leute gut auszuwählen und durch angemessene Behandlung fortwährend zum gedeihlichen Zusammenwirken anzuhalten, und ist er überdem fähig, den Eigenthümern der Ziegeleien mit verständiger Rechnungsführung an die Hand zu gehn, so hat er für seinen Unternehmungsgeist einen Kreis vor sich, der so ausgedehnt ist, wie ihn selten ein andres Handwerk darbietet. Finden die Eigenthümer tüchtige Meister, so geben sie ihnen gern ihre Ziegeleien ganz in Administration; und es hat Meister gegeben, welche 4 oder 5 Ziegeleien zugleich verwaltet und sich auf diesem Wege durch Verlaßbarkeit, Geschicklichkeit und Fleiß zu einem erheblichen Wohlstande empor gearbeitet haben.

(Schluß folgt).

Ueber Forstfrevel.

(Schluß).

Vieles ist, wie oben angedeutet worden, schon gethan. Auch wird bei der Hemmung des auswärtigen Handels die Freiheit des inneren Handels befördert. Gewerbe, insbesondere Flachs-Spinnereien und Webereien werden beschützt und vervollkommnet. Dem Mangel an Beschäftigung und Verdienst hilft Fürstl. Rentcammer durch Anweisung von Arbeiten und Eröffnung neuer Nahrungsquellen thunlichst ab. Abgaben, künftig auch die Grundsteuer, werden von allen Unterthanen mehr und mehr mit gleichen Schultern getragen werden, um der Verarmung der am meisten Belasteten vorzubeugen. Ablösbarkeit der Dienste und Gefälle steht zu erwarten, um den Ackerbau zu begünstigen und zu beleben. Fürstl. Rentcammer hat das große Verdienst, die Verbesserung der Bierbrauereien fast im ganzen Lande schnell befördert und dadurch den Genuß des Brantweingifts vermindert zu haben. Heilsame Gesetze zwingen die Kinder zum fleißigen Besuche der Schule.

Was die Verhütung der Forstfrevel zunächst anlangt; so mögte noch vieles zu thun übrig seyn. So wäre es

1) wohl zu wünschen, daß Beamte, Prediger und Lehrer bei vorkommenden Gelegenheiten das Vorurtheil berichtigen wollten, Holzdieberei und Verwüstung sey kein verbrecherischer Eingriff in fremdes Eigenthum. Es dürfte

2) darauf Bedacht genommen werden müssen, dem größeren Holzbedürfniß abzuhelfen, nicht allein durch die schon eingeführte bessere Cultur und Forstwirthschaft, sondern auch durch Belehrung, wie sich eine sparsamere Benutzung und ein geringerer Verbrauch des Holzes erreichen lassen.

3) Das Brennholz sollte, wo möglich trocken, zu jeder Zeit und auch in kleineren Quantitäten für Geld zu haben seyn.

4) Nach dem Beispiel Fürstl. Rentcammer, welche ärmeren Leuten Braken und anderes Abfallholz umsonst, und Haufholz für billigen Preis überläßt, sollten auch andere Besitzer von Waldungen zu ihrem eigenen Besten den Armen Abfallholz umsonst zukommen lassen, und dadurch verhüten, daß diese aus Noth stehlen, und dann wegen eines Gegenstandes zur Strafe gezogen werden, welcher für den Waldeigenthümer doch nur einen geringen oder gar keinen Werth hat.

5) Eine Revision und Verbesserung der Forststraf-Gesetze scheint nothwendig zu seyn. Die Milde sollte darin vorherrschen. Zu strenge Strafen verschlechtern das menschliche Herz und können nicht vollzogen werden. Der Richter muß die Strafbestimmungen nur als das Maximum der Strafen betrachten und auf Milderungsgründe Rücksicht nehmen dürfen. Alte, schwache, kranke, arme Menschen muß der Richter nachsichtiger behandeln können, wenn sie aus Schwä-

che des Characters und aus Noth gefehlt haben, als den Frevler, welcher aus Bosheit des Willens gegen das Gesetz gesündigt hat. Auch muß der Richter die Befugniß haben, nach einer, nicht allzu summarischen, sondern sorgfältigen Erforschung der persönlichen Verhältnisse die in jedem Falle zweckmäßige Strafart zu wählen. So nützen z. B. keine Geldstrafen bei Armen, keine Arbeitsstrafen bei jugendlichen Frevlern, weil jene kein Geld bezahlen und diese keine Arbeiten leisten können. Die Untersuchung muß der That bald nachfolgen; das erleichtert sowohl den Beweis der Schuld, wie den der Unschuld. Die Züchtigungen müssen vermöge eines guten gerichtlichen Verfahrens bald und sicher treffen. Erlaß einer milden und angemessenen Forststrafe sollte niemals Statt finden.

6) Der Anzeige des Waldschützen sollte, wenn er den Excessisten auf der That betroffen hat, Beweiskraft beigemessen, dagegen aber alle Anzeigegebühren abgeschafft werden. Außer der Erleichterung der Beweisführung kann man dann mehr heilsame Furcht vor dem Gesetze, mehr Achtung für den uninteressirten Forstbedienten hoffen, und der Richter kann der Rechtlichkeit der Denunciation besser vertrauen. Der leidenschaftliche, gereizte und ungebildete Mensch wird sich dann dem auf Herz und Character höchst nachtheilig wirkenden Glauben nicht mehr hingeben: der Waldschütz klage ihn nur deßwegen an, um Gebühren zu verdienen, nicht aber um die Gerechtigkeit zu befördern und seine Pflicht zu erfüllen. Das Unwürdige einer Anklage um schnöden Gewinn wird Niemand verkennen; der Unwille darüber ist zu gerecht, zu tief in der menschlichen Denkweise gegründet, als daß nicht auch der leiseste Verdacht einer gewinnsüchtigen Absicht hinweggeräumt werden sollte. Die vorsichtige Wahl rechtschaffener und muthvoller Männer zu Waldschützen, strenge Beaufsichtigung und Bestrafung ihrer Nachlässigkeit werden die Besorgniß der Dienst-Vernachlässigung beseitigen.

Detmold den 29. Mai 1835.

W. Piderit.

Chronik des Tages.

Detmold, den 20. Juni. — Am 17. d. M. hat sich hier ein naturwissenschaftlicher Verein für das Fürstenthum Lippe constituirt, der sich zur nächsten Aufgabe gesetzt hat, eine systematisch geordnete Sammlung von Gegenständen der drei Naturreiche zur Beförderung eines gründlichen Unterrichts in der Naturwissenschaft, so wie zum Nutzen und Vergnügen des gesammten Publikums zu Stande zu bringen. Nach einem einleitenden Vortrage des Herrn Hofraths Piderit wurde ein Entwurf der Statuten des Vereins vorgelesen, der die Sache als auf die größest-mögliche Oeffentlichkeit und Gemeinnützigkeit berechnet darstellte. Jeder Inländer, der sich zu einem jährlichen Beitrag von einem Thaler verpflichtet und sich übrigens den Statuten des Vereins unterwirft, soll als Mitglied aufgenommen werden und freien Zutritt zu den in Detmold aufzustellenden Sammlungen des Vereins haben. Es haben sich sogleich gegen 40 Mitglieder unterzeichnet, und mehrere andere aus verschiedenen Gegenden des Landes sind nachträglich beigetreten. Der einleitende Vortrag nebst einem Auszuge aus den Statuten wird in den nächsten Nummern des Magazins mitgetheilt werden.

Räthsel.

Zahllose giebt's in Städten jederzeit,
Davon nur Einer hat Unsterblichkeit.

(Auflösung in № 13.)

Auflösung des Räthsels in № 11:
Meinberg.

Hierbei № 12. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 13.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 1. Juli 1835.

Geistlicher Liederschatz.

Sammlung der vorzüglichsten geistlichen Lieder für Kirche, Schule und Haus und alle Lebensverhältnisse. Berlin bei Samuel Ekoner. 1832.

(Schluß.)

Aber Urtheil, Geschmack und reines Gefühl für das Einfach-Schöne und Wahre lassen die Sammler wenig blicken; sie lieben vor allem, was ihrer dogmatischen Ansicht, (welche die des 17ten Jahrhunderts zu seyn scheint) zusagt, mag das Lied auch noch so nüchtern, geistlos und kraß seyn. Man darf sich daher nicht verwundern, wenn man auch hier eine Masse der bekannten Blut-Wunden-Marter-Lamm- und Lämmelein-Bräutigam-Braut- und Jesulein-2c. Lieder findet. In hohen Ehren mögen die Namen der edlen frommen Männer, wie Spener, Franke, Zinzendorf 2c., die ein neues religiöses Gemüthsleben in der durch steifen Dogmatismus erstarrten Protestantischen Kirche weckten, gehalten werden; allein man biete uns doch die vielen geschmacklosen Gesänge aus ihrer Zeit nicht als eine gesunde Kost immer wieder dar. Sie haben ihren Frühling, wo sie willkommen seyn mochten, erlebt; man wolle das seiner Natur nach Vergängliche nicht unsterblich machen. Sie sehen uns nur noch als Mumien an. Wie können diese Tändeleien mit dem Namen Jesu, diese unnatürlich erhitzten Empfindungen, diese sich beständig wiederholenden dürftigen Bilder ohne innere Wahrheit, dieses klägliche Gewinsel, diese widerliche Zerstückelung und Verzerrung des erhabenen Heilands ein wahrfühlendes Gemüth erquicken und befriedigen! Von solchem Wust sollten wir doch endlich einmal befreit werden, nachdem längst Gellert, Klopstock und andre die Bahn gebrochen und das Heiligthum gereinigt haben. Und sogar diese belehren uns durch ihr Beispiel, daß die dogmatische Farbe etwas sehr außerwesentliches, die wahrhaft fromme Gesinnung und ernste Begeisterung der belebende Schöpferhauch ist. Denn diejenigen ihrer Gesänge sind die innigsten und wirksamsten, bei welchen sie in der Fülle der überströmenden Empfindung das ängstliche Bemühen gleichsam ver-

gessen, die erlernte und künstlich zusammengesetzte patristische Glaubenstheorie in die Verse zu zwängen. — Hätten sich die Sammler davon überzeugen mögen, so würden sie ohne Zweifel die vielen saft- und kraftlosen Lieder, die ihnen wohl nur wegen des Namens Jesu gefielen, ausgeschieden haben. Kann wirklich etwas abgeschmackt und erbaulich zugleich seyn? Will man dem geistlichen Dichter verzeihen, was man keinem andern vergiebt, daß sein Gedicht alles poetischen Schwunges ermangelt? Und dies entscheidet doch am Ende den Werth des Gesanges.

Auch ist es keineswegs hinreichend, daß ein Lied gut gemeint sey, einige gute Gedanken enthalte; es muß in der That gut, nicht nachlässig und weitschweifig, nicht aus allerlei zusammen gewürfelt, sondern ein gedrängtes, lebendiges und seelenvolles Ganzes seyn. Alles Geklingel, Geseufze und sogar alle noch so prächtig lautenden Verse und Bilder wollen ohne die tüchtige Einheit nichts bedeuten. Hält man diesen Gesichtspunkt nicht fest, so werden wir die wässerige Unpoesie jederzeit in unsern Gesangbüchern wieder verewigen. Es sollten daher die Tersteegens, Bogazky's und andre, die gewiß sehr fromme Christen, aber keine unsterbliche Liederdichter waren, in einer solchen Sammlung kaum in Betracht kommen, und gewiß müßte dann die Zahl der geistlichen Dichter, deren hier gegen 400 sind, sehr zusammenschrumpfen.

Als Probe der Auswahl und einigermaaßen zum Beleg des Gesagten mögen hier einige Verse von M. Schade stehen:

„Hilf Gott! wie gehts doch jetzo zu? was sind das doch für Zeiten? Die Menschen hassen ihre Ruh' und wollen gar nicht leiden, daß man sie führ' den schmalen Steg, der nach dem Himmel führet, sie sagen ungescheuet nein! wir wollen bleiben wie wir seyn; wie ist das Volk verführet!"

„Genug ist's nicht, daß sie dein Wort verwerfen und verachten und nach der alten Weise

fort den Bauch zu nähren trachten; sie wollen auch Recht hab'n, das größt' Unrecht hat der gethan, der ihnen das verweiset, den halten sie für ungelehrt und seine Lehre für verkehrt, der ihr Thun nicht hoch preiset."

„Wer will von schwachen Menschen mehr, als wir sind wohl begehren? man treibt die Sach' auch allzusehr und sagt nur von Bekehren; Ei, Lieber, laß es wie es war; Welt bleibet Welt, das seht ihr gar, ist Christus doch gestorben. Wenn wir zuweil'n zur Kirche gehn, zur Beicht', und bäten beim Aufstehn, ist's denn sogar verdorben?"

„Dergleichen Reden führen die, so sich nach Christo nennen ꝛc." Aus einem Liede von Dr. Richter nur der Vers:

„Sie scheinen von außen die schlechtesten Leute, ein Schauspiel der Engel, ein Ekel der Welt; und innerlich sind sie die lieblichsten Bräute, der Zierrath, die Krone, die Jesu gefällt, das Wunder der Zeiten, die hier sich bereiten, der König, der unter den Lilien weidet, zu küssen, in güldenen Stücken gekleidet."

Aus einem von Pfeil:

„Jesus ist ein Kind. Man verliert's geschwind an den Wegen an den Straßen, wo man's aus der Acht gelassen, wo man sorglos ist um den heil'gen Christ.

Wo man mit ihm zwar zur Kirch und Altar, nach des Fest's Gewohnheit käme, aber nicht nach Hauf' ihn nähme; mit ihm ging man hin, und heim ohne ihn."

Aus einem von M. Janus:

„Jesu, mein Hort und Erretter, Jesu meine Zuversicht, Jesu starker Schlangentreter, Jesu, meines Lebens Licht, wie verlanget meinem Herzen, Jesulein! nach dir mit Schmerzen! komm, ach komm, ich warte dein, komm, o liebstes Jesulein.

Kommst du? ja du kommst gegangen; Jesu, du bist schon allhier, klopfest selbst und mit Verlangen stark an meine Herzens Thür; bleib doch

nicht so draußen stehen, willst du wieder von mir gehen? Ach, ich lasse dich durchaus nicht weggehn von meinem Haus. —

Ach wie wird mich Jesus herzen ꝛc."

Doch, damit es nicht scheinen möge, als sollten hier Ergötzlichkeiten aufgetischt werden, wozu sich freilich ein unglaublich reicher Vorrath findet, so sey es mit diesen Proben genug. Ref. ist nicht blind gegen das Gute und Treffliche, was sich zerstreut in dieser Sammlung findet; aber es ist unverantwortlich, daß man uns dies wie Körner aus der Spreu und dem Staube sammeln und sichten läßt. In einem solchen Werke dürfte man Schlechtes gar nicht antreffen. Vollends unerfreulich ist nun noch die Anordnung der Gesänge nach dem Alphabet, wodurch es geschieht, daß die heterogensten Materien neben einander stehn, z. B. „Nach dem Essen". „Weihnachtslied". „In der Pestzeit". „Morgenlied". „Vom Tode". „Adventslied". „In der Passion" ꝛc.

Da es nun verlautet, es werde dies Werk vielfältig gepriesen, es sey eine neue Auflage vorhanden, und es solle die Verbreitung desselben auch unter Unbemittelten für einen geringen Preis betrieben werden, so erscheint es nicht unzeitig vor dem Ankauf des Liederschatzes alle diejenigen zu warnen, welche ein nützliches Erbauungsbuch darin zu finden hoffen. Der Inhalt entspricht dem Titel gar nicht und ist in seiner gegenwärtigen Gestalt für Kirchen und Schulen gar nicht zu gebrauchen; denn man soll niemand versuchen auch etwas Absurdes auszuwählen. Auch als Erbauungsbuch für das Haus ist das Buch nicht geeignet. Dem Reinen ist zwar alles rein, und der Fromme kann auch vielleicht durch ein sehr unvollkommenes Lied sich erbauen; aber ist es nicht Sünde, deswegen alles für gut genug zu halten, was doch nicht gegeben werden sollte? Was soll z. B. der erbauungsbedürftige Landmann oder Bürger mit

diesem Chaos von guten, mittelmäßigen und elenden Sachen anfangen, wo er nur wie in einen Glückstopf greifen und häufig nur Nieten ziehen kann? Auch das Zuviel ist hier zweckwidrig. „Thoren, die nicht wissen, wie viel die Hälfte besser ist als das Ganze!" sagt Hesiodus. Hätten sich die Sammler auf ein Drittel oder Viertel der Zahl beschränkt, wohl gesichtet und geordnet, so würden sie ein brauchbares Buch geliefert haben. Jetzt ist es nur wie eine Rumpelkammer zu betrachten, aus der nur der urtheilsfähige Kenner gelegentlich sich etwas aussuchen kann. Das Beste an dem ganzen Werke sind die kurzen biographischen Nachrichten von den 395 Liederdichtern, und daß von den dürren Pflichtenliedern (obgleich eine Unzahl in andrer Art den Vortheil wieder aufwiegt) eben keine sind aufgenommen worden.

Die Ziegelgänger.

(Schluß).

Aber bei alle dem bleibt es eine Anomalie, eine Naturwidrigkeit, daß jene Küstenbewohner eine Arbeit, die ihnen selbst einträglich seyn und Wohlstand verschaffen könnte, lieber durch Fremde verrichten lassen; gerade dieß macht die Industrie der Ziegelgänger zu einer höchst unsichern; über kurz oder lang werden die Küstenbewohner einmal ihren Vortheil besser einsehn, und ihre Ziegelsteine selbst bereiten; und dann sind die Hände unserer Ziegelarbeiter plötzlich lahm gelegt! Auch diese Behauptungen haben nur den Schein der Richtigkeit. Man muß die Verhältnisse berücksichtigen, sowohl die der Küstenbewohner, als die unsrigen.

In den Ländern Gröningen, Ostfriesland, Oldenburg, und überhaupt in allen den Districten, welche die Hauptarbeitsplätze für die Ziegelgänger abgeben, ist das Eigenthümliche, daß

ihre Bewohner erndten ohne zu ackern, zu säen, zu dreschen, und sonstige Beschäftigungen vorzunehmen, mit welchen sich in andern Gegenden der Landmann im Winter die Zeit vertreibt. Denn ihre Erndte besteht nur in Gras und ihre Ländereien sind nur Wiesen, die sie hauptsächlich zur Viehzucht benutzen. Aus diesem eigenthümlichen Verhältnisse geht hervor, daß sich alle landwirthschaftlichen Arbeiten auf die Sommermonate im Uebermaaße zusammen drängen. Dazu kommt dann noch, daß sie keine Waldungen, an deren Stelle aber sehr reichhaltige Torfstiche haben, und daß auch das Torfstechen ein Geschäft ist, welches nur in den Sommermonaten betrieben werden kann. Schon zum Grasmähen und Torfstechen bedürfen die Bewohner jener Länder in den Sommermonaten für eine kurze Zeit fremder Hülfe. Nun aber ist das Ziegelbrennen, das in diesen Ländern vorzugsweise in großem Umfange getrieben werden muß, weil es ihnen an natürlichen Steinen ganz fehlt, ebenfalls eine Beschäftigung, welche nicht anders vorgenommen werden kann, als in den Sommermonaten. Fehlt es daher schon für das Torfstechen und Grasmähen, das doch mit den Winterbeschäftigungen noch einiger Maaßen im Zusammenhange steht, an den nöthigen Arbeitern, so tritt dieser Mangel noch viel mehr für das Ziegelbrennen ein, welches ein ganz für sich bestehender Arbeitszweig ist und Arbeiter voraus setzt, die sich auf dieß Geschäft vorher besonders eingerichtet haben. Auch der Bevölkerungsstand der einzelnen Länder richtet sich in der Regel nach dem, was der Landwirth den Durchwinterungsfuß nennt; d. h. kein Land wird leicht einen höhern Stand von Bevölkerung haben, als es das ganze Jahr hindurch, Sommer und Winter zusammen gerechnet, im Durchschnitt beschäftigen und ernähren kann. Häufen sich in ihm die Geschäfte in einzelnen Monaten unverhältnißmäßig an, so wird es zunächst sich nach Hülfe von Außen umsehn. Wollte es dieß nicht thun, und statt dessen seinen eignen Bevölkerungsstand nach dem Bedürfnisse jener einzelnen Monate vergrößern, so würde es in den übrigen Monaten eine Anzahl unbeschäftigter Menschen haben, die es umsonst ernähren müßte. Oder, mit andern Worten, und in Anwendung auf den Gegenstand, welcher hier besprochen wird: Die Ziegeleibesitzer vermögen ihren Arbeitern nur für den Sommer Arbeit und Verdienst zu geben; wollten sie deshalb Leute nehmen, die im Winter nicht anderweit Beschäftigung und Verdienst haben, so würden sie ihnen für die bloße Sommerarbeit den Lebensbedarf des Winters mit bezahlen müssen; da nun ihr eignes Land, in welchem ohnehin die Sommerarbeit unverhältnißmäßig größer ist, als die Winterarbeit, ihnen solche Leute, die im Winter anderweit Beschäftigung haben, nicht darbietet, so sehn sie sich um, ob es nicht auswärts ein Land giebt, in welchem die Verhältnisse anders sind, und das um bloßen Sommer-Lohn Arbeiter für die Ziegeleien zu liefern vermag.

Ein solches Land ist aber das unsrige. Hauptsächlich durch seine Linnen-Manufacturen wird es in den Stand gesetzt, zu jeder Zeit einen Theil seiner Bevölkerung für außerordentliche und nur kurz dauernde Beschäftigungen abzustehn, ohne daß deshalb der Gang seiner sonstigen Gewerbthätigkeit in's Stocken geräth. Denn beim Bereiten des Linnens, beim Spinnen und Weben, ist das Besondere, daß es eine Hauptbeschäftigung seyn kann, und doch nur nebenbei getrieben zu werden braucht. Dem Kaufmanne gilt es gleich, ob ihm das Garn und das Linnen im Winter oder im Sommer angeboten wird, da er es nicht für örtliche oder temporäre Bedürfnisse aufkauft, sondern für den großen Handel, in welchem die kleinen Unterschiede der Zeit verschwinden; und die Spinner und Weber finden ihre Räder und Stühle zu

Detmold

jeder Tages- und Jahreszeit und nach jeder, auch noch so sehr zerstreuenden Unterbrechung für die Arbeit immer gleich gut disponirt.

Daß die Linnenmanufacturen für die Industrie der Ziegelgänger die Grundlage bilden, dafür stellen sich die Beweise von mehreren Seiten heraus. Betrachtet man die einzelnen Ziegelgänger, so findet sich, daß unter ihnen die meisten nach beendigter Ziegelarbeit spinnen und weben, und sich und ihre Familien damit durch den Winter bringen. Geht man von den einzelnen Arbeitern auf die Districte oder Aemter über, welche die Ziegelarbeit vorzugsweise betreiben, so ergiebt sich, daß diese gerade diejenigen Aemter sind (die Aemter Oerlinghausen, Lage, Schötmar, Detmold, Brake und Varenholz nämlich), in welchen die Linnenmanufacturen am meisten blühen. Und endlich selbst außer den Gränzen des Landes tritt noch als ein Beweis des vorhin aufgestellten Satzes der Umstand hervor, daß gerade dasjenige Land, welches vor Zeiten in dem Ausgehen auf Arbeit mit unserm Lande concurrirte, und dieß zum Theil noch thut, das vormalige Bisthum Osnabrück, ebenfalls seinen Haupterwerb von den Linnenmanufacturen hat.

Beide Erscheinungen, sowohl die erste, daß die Bewohner der Küstenländer für ihre Ziegeleien fremde Arbeiter suchen, als die andere, daß unser Land ihnen diese Arbeiter liefert, sind hiernach keine Anomalie, keine Naturwidrigkeit. Vielmehr sind sie der Natur und den beiderseitigen Verhältnissen vollkommen gemäß. Sie sind eben so natürlich, wie die im täglichen kleinen Verkehre vorkommenden Erscheinungen, daß der Schuhmacher die Tische und Stühle, deren er bedarf, nicht selbst verfertiget, sondern daß er sich für diese Arbeit nach einem andern Handwerker außer dem Hause umsieht, und daß dann der Tischler ihm zu helfen sich bereit finden läßt.

Das zeitweise Auswandern auf Ziegelarbeit hat jetzt schon ein volles Jahrhundert lang und darüber den Bewohnern unseres Landes als Erwerbzweig gedient. Hätte dieß Auswandern bei dem einen Theile, in den Küstenländern, auf einem Mangel an Arbeitshänden im Allgemeinen, auf einer nach den bestehenden Verhältnissen überhaupt zu sparsamen Bevölkerung, und bei dem andern Theile, in unserm Lande, auf einem Mangel an Erwerbquellen im Allgemeinen, auf einer nach den bestehenden Verhältnissen überhaupt zu reichlichen Bevölkerung, hätte es also wirklich auf einem Mißverhältnisse beruht, so würde sich dieß Mißverhältniß im Laufe der Zeit längst ausgeglichen haben. Die überschüssige Bevölkerung würde sich von hier schon längst in die zu wenig bevölkerten Länder ganz hinüber gesiedelt haben; denn unter sonst gleichen Bedingungen arbeitet es sich bequemer und vortheilhafter, wenn der Arbeiter am Platze bleibt, und die Anstrengungen und Kosten der jährlichen Reisen spart. Ein solches Hinübersiedeln ist aber keineswegs geschehn. Kaum, daß hin und wieder Einzelne von den Ziegelgängern, durch besondre Umstände, wie sie in allen Verhältnissen eintreten können, veranlaßt, in der Fremde zurück geblieben sind. Die Regel ist noch jetzt, wie vor hundert Jahren und bisher immer, daß sie insgesamt im Herbste zurück kehren und im Frühjahre wieder hin wandern. Auch dieß ist ein Beweis dafür, daß die Industrie der Ziegelarbeiter auf den von der Natur gegebenen Verhältnissen und nicht auf Mißverhältnissen beruht.

Die vorhin versuchte Erklärung der Industrie der Ziegelarbeiter aus der Natur der bestehenden Verhältnisse bezieht sich jedoch nur auf den Ursprung und die Hauptgrundlage dieses Gewerbzweiges. So wie jetzt der Umfang desselben ist, läßt sich nicht leugnen, daß er über die ursprünglich von der Natur ihm angewiese-

nen Gränzen hinaus geht. Namentlich fallen die beiden Erscheinungen auf: zuerst, daß die Lippischen Ziegelgänger gegenwärtig im Alleinbesitze der auswärtigen Ziegelarbeit sind, während es doch in der Nachbarschaft noch andere Länder giebt, welche ebenfalls Linnenmanufacturen haben, und die deshalb gleichfalls im Stande seyn würden, dem Auslande für eine temporäre Ueberfülle von Geschäften Arbeiter herzuleihen; und dann, daß sich die Ziegelarbeiter gegenwärtig auf die Küstenländer nicht mehr durchaus beschränken, daß sie vielmehr hin und wieder in Länder übertreten, welche an einer solchen temporären Ueberfülle von Geschäften, wie sie vorhin den Küstenländern beigelegt wurde, nicht leiden. Aber auch diese Erscheinungen sind nicht widernatürlich.

Nachdem in unserm Lande das Ausgehn auf Ziegelarbeit einmal ein stehender und verhältnißmäßig weit umfassender Erwerbzweig geworden war, mußten die Ziegelgänger durch das Bedürfniß und durch die ihrer Thätigkeit einmal gegebene Richtung von selbst darauf geführt werden, über die ihnen ursprünglich gesteckten Gränzen wo möglich hinaus zu gehn; und bei der in den Küstenländern schon erprobten Geschicklichkeit mochte es ihnen nicht schwer fallen, selbst mit sonst günstiger gestellten einheimischen Arbeitern in Concurrenz zu treten. In dieser Concurrenz mußte ihnen wenigstens das zu Statten kommen, daß ein Arbeiter, der sich nur für eine Zeit lang und bloß des Arbeitens und des Verdienens halber im Auslande aufhält, der seine Familie und seine Heimath verlassen und alle süße Gewohnheiten des Lebens von sich geworfen hat, um für eine Zeit lang nur dem Gedanken an den Erwerb, den er seinen Angehörigen bei der Rückkehr überbringen wird, zu leben, der mit diesem Gedanken aufsteht und zu Bett geht, und dessen ganzes Daseyn sich gewissen Maßen in der Verfolgung des vorgesteckten Zieles auflöst, — daß ein solcher Arbeiter in der Regel fleißiger und rührriger ist, als ein anderer, der sein Geschäft nur im gewohnten Gange des Lebens nebenbei betreibt. Ein ähnlicher Unterschied hat sich schon oft und in größeren Verhältnissen geltend gemacht. So finden z. B. die unerhörten und fast übermenschlichen Anstrengungen, mit welchen die Europäer in fremden Welttheilen sich fest gesetzt haben, zum Theil ihre Erklärung in der Losgebundenheit der Auswanderer von allen sonst menschlichen Banden.

Daß aber die benachbarten Länder, welche auch Linnenmanufacturen haben, z. B. das Ravensbergische, mit den Lippischen Ziegelgängern nicht concurriren, hat vielleicht seinen Grund in bloß zufälligen Umständen, wie denn z. B. der Umstand, daß die Lippischen Ziegelgänger die ersten am Platze waren, schon allein entscheidend seyn konnte. Vielleicht bestehen auch dort Verhältnisse, welche das Auswandern auf Arbeit weniger begünstigen oder weniger zum Bedürfnisse machen. Zu der ersten Art von Verhältnissen mögen die Gesetze über Militärpflicht zu rechnen seyn, die in großen Staaten strenger zu seyn pflegen, als in kleinen, und dort regelmäßig einen großen Theil der sonst arbeitsfähigen Mannschaft in Anspruch nehmen. Zu den Verhältnissen der letzten Art: die Gewerbfreiheit, welche in den Nachbarstaaten den Bewohnern des platten Landes früher und in größerm Umfange zu Theil geworden ist, als bei uns.

Shakespeare und Milton, und das Englische Publikum.

(Aus dem Quarterly Review.)

„Die Engländer schmeicheln sich mit der Behauptung, daß Shakespeare und Milton in England populär seyen. Es zeugt in der That

von gutem Geschmack, daß man sich und andere von der Wahrheit dieser Annahme überreden will. Die Namen jener Dichter sind allerdings populär; aber, wenn gesagt wird, daß ihre Werke es seyen, d. h. daß Shakespeare und Milton in dem weiten Kreise derer, die es jetzt Mode ist aufgeklärt zu nennen, geliebt und studirt werden, so sind wir verpflichtet, unsere Zweifel auszudrücken, ob jemals eine gröbere Täuschung verbreitet worden ist. Nicht ein einziges Stück Shakespeares kann in London unverstümmelt auf die Bühne gebracht werden, und ohne daß in die Lücken, welche die Theaterdirektionen in seine göttlichen Dramen machen, der empörendste Galimathias eingeflickt wird. Ja es sind überhaupt etwa nur drei oder vier seiner Stücke, die unser hochaufgeklärtes Publikum ertragen kann, wenn ihm die Last nicht durch Tanzen, Singen oder Prachtaufzüge erleichtert wird. So viel, was die Bühne angeht. Aber steht es anders mit dem Lese-Publikum? Wir glauben, noch schlimmer. Wir sind in der That der Meinung, daß der Lehrjunge oder sein Meister, der Othello oder Richard im Theater sieht, einen Schimmer, eine Ahnung, einen Hauch von intellectueller Größe mitbekommt; aber er würde sich nicht so lange wach erhalten können, um zu lesen, was er in der scenischen Darstellung bewundert, oder zu bewundern glaubt. Wenn vom Verständniß Shakespeares die Rede ist, vom Eingehen in Shakespeares Gedanken und Gefühle, vom Erkennen der Idee Hamlets oder Lears oder Othellos, wie sie Shakespeare vor Augen hatte, so glauben wir, daß dies nur den wenigen wahrhaft gebildeten gelingt und gelingen kann, und denen, welche Genius genug haben, um die Kritik genialer Männer zu begreifen und mit ihr zu sympathisiren. Shakespeare ist jetzt dem Namen nach populär, erstlich, weil große Männer, die dem gewöhnlichen Publikum näher stehen, gesagt haben, daß er bewundernswürdig sey; und zweitens, weil in der absoluten Universalität seines Genius er Allen Berührungspunkte dargeboten hat. Jeder, Mann, Weib und Kind kann wenigstens Eine Blüthe aus seinem Garten pflücken, deren Name und Duft ihm vertraut ist. Allem diesem muß natürlich noch die Wirkung theatralischer Darstellung hinzugefügt werden, sey diese Darstellung übrigens beschaffen, wie sie wolle. Es giebt viele tausende in diesem Lande, deren Bekanntschaft mit Shakespeare, sey sie wie sie wolle, einzig durch die Bühne vermittelt ist.

Als das verlorene Paradies erschien, schrieb Waller an den Herzog von Buckingham unter anderen artigen Sachen folgendes: „Milton, der alte blinde Schulmeister, hat neulich ein Gedicht über den Fall des Menschen geschrieben, das durch nichts ausgezeichnet ist, als durch seine außerordentliche Länge!“ Unser göttlicher Dichter verlangte ein „geeignetes“ Auditorium, wenn es auch nur klein seyn sollte. Sein Gebät wurde erhört: ein geeignetes Auditorium für das verlorne Paradies ist immer und muß auch heute ein kleines seyn, und wir wollen uns nicht anstellen, als hofften wir es durch das, was man den Fortschritt der Intelligenz nennt, sehr vergrößert zu sehen.“

So weit das **quarterly review**. Was aber ergiebt sich für uns aus diesen Klagen des Engländers? — Daß nicht blos in Deutschland, wo wir weder Dampfwagen, noch Eisenbahnen haben, der Eckensteher Nante Göthen sammt Schiller aus dem Felde geschlagen hat, sondern daß auch in England, wo man beides hat, neben dem gepriesenen Fortschritt der Intelligenz und der bewunderungswürdigsten Thätigkeit in Benutzung aller Hülfsmittel, die er darbietet, ein ähnlicher Proceß (oder sollen wir ihn einen Progreß nennen?) hergeht. Die Sache giebt jedenfalls zu denken.

Bemerkung über eingemachte Gurken und Bietsbohnen rücksichtlich ihrer Zubereitung in kupfernen Gefäßen.

Es ist bekannt, wie sehr manche Hausfrauen darauf sehen, daß die eingemachten Gurken und Bietsbohnen eine schöne grüne Farbe haben, und Victualienhändler in großen Städten bemühen sich, eine solche Farbe den genannten Früchten oft auf die für die Gesundheit nachtheiligste Weise zu ertheilen. In der Regel rührt diese auffallend grüne Färbung von Kupfer her. Es wird den Gurken u. s. w. zwar kein Kupfersalz direkt zugesetzt, aber die Sache ist ganz dieselbe, wenn man die in Rede stehenden Früchte in kupfernen Gefäßen mit Essig behandelt und darin stehen läßt. Es löst sich Kupfer in den Essig auf, es entsteht essigsaures Kupferoxyd, welches die grüne Farbe bewirkt.

Man verfährt meistens auf zwei verschiedene Weisen, um diese, dem Auge zwar wohlthuende, aber der Gesundheit höchst schädliche Färbung hervorzubringen.

Einige lassen nemlich den Weinessig in einer kupfernen Schale kochen, werfen die Gurken hinein, und lassen sie einige Zeit in der Schale stehen. Andere erhitzen eine kupferne Schale stark, wodurch sich auf der Oberfläche derselben Kupferoxyd bildet; sie gießen dann den Essig in diese Schale, welcher das entstandene Kupferoxyd auflöst und gebrauchen nun diesen Essig zum Einmachen der Gurken.

Man kann nicht genug gegen solche schädliche Zubereitungsmethoden von Nahrungsmitteln warnen, da die Kupfersalze sehr schädlich wirken und namentlich das essigsaure Kupfer sehr energisch giftig ist.

Diese Note soll nur die Absicht haben, auf eine dieser schädlichen Zubereitungsmethoden für Nahrungsmittel aufmerksam zu machen, in Folge deren schon manche traurige und gefährliche Vorfälle bekannt geworden sind.

Chronik des Tages.

Salzuflen, den 17. Jun. — Am heutigen Nachmittage kamen die Sängervereine aus Lemgo, Lage und Salzuflen in Grastrup zu einem Liederfeste zusammen. Es waren über funfzig Theilnehmer gegenwärtig, und Fröhlichkeit und Heiterkeit belebte die ganze Sängerfahrt. Jeder Anwesende freute sich, daß mehr und mehr die Theilnahme am Gesange in unserm Lande sich verbreitet.

Räthsel.

Wort von zweifacher Bedeutung.

1.

Wem zu Trümmern ging sein Glück,
Wem der Muth, die Hoffnung sank,
Wer verlassen, arm und krank
Thränenschwer erhebt den Blick,
Tief im Herzen fühlt er mich.

2.

Doch Gewinn hat sicherlich
Wer aus Trümmern mich behält;
Denn einst siehet er mit Lust,
Wie verjüngt durch alten Wust
Reicher Garten trägt und Feld.

Fern sey jenes deinem Herzen!
Viel von diesem sey dein Theil!
Oder blüh' aus jenes Schmerzen
Dir, so wie aus diesem Heil!

(Auflösung in № 14.)

Auflösung des Räthsels in № 12:

Bürger.

In Nr. 12 des Magazins pag. 180 ist statt: promessor zu lesen; promissor.

Hierbei № 13. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 14.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 8. Juli 1835.

Die Bildung des Schönheitsgefühles, ein wichtiger Theil der Jugenderziehung.

Vom Dr. Harleß in Herford.

Der Kreis der Jugendbildung und des Erziehungslebens umschließt so manchfaltige Richtungen und Aeußerungen einer schaffenden Thätigkeit, daß es schwer ist, sie in ihrer Natur gleichmäßig zu verfolgen und darzustellen, noch schwerer, sie gleichgeordnet und planmäßig auszuführen und zu erhalten. Eine dieser Richtungen ist die wissenschaftliche oder, wenn man will, die des Lernens. In ihr findet der Hauptzweck der Schule seinen Mittelpunkt; um des Lernens willen schicken fast allein viele Eltern ihre Kinder zur Schule, wenn sie sich nämlich um eine edlere Erziehung eben nicht viel kümmern, ja wohl gar froh sind, auf diese Weise die Kinder auf eine Zeit lang los zu seyn. Jene ist nun allerdings eine Hauptrichtung, in so fern sie einen der edelsten Theile des menschlichen Wesens in Anspruch nimmt, um dessen Vervollkommnung es sich begreiflicher Weise am meisten handelt. Eine andere Richtung ist die religiöse und die sittliche, nicht minder als Hauptaufgabe der Erziehung zu betrachten, da ja nur im innigen Verein mit ihr das wissenschaftliche Streben wahren Zweck und würdige Haltung gewinnt. So ließe sich noch von einer bürgerlichen, nationalen, kosmopolitischen, physischen Seite der Erziehung sprechen; allein es soll hier hauptsächlich diejenige Thätigkeit genauer ins Auge gefaßt werden, welche Eltern und Erzieher auf die Bildung eines richtigen geläuterten Geschmacks bei ihren Kindern und Zöglingen verwenden sollen.

Daß das Bedürfniß dieser Thätigkeit heut zu Tage ein nicht zu verkennendes sei, braucht kaum angedeutet zu werden. Man fordert als eine der ersten Eigenschaften, welche der Gebildetste, wie der einfache schlichte Bürger der menschlichen Gesellschaft nicht vermissen lassen soll, guten Geschmack, der sich in der Wahl des Anzugs, der Lectüre, des Umgangs eben so gut erweisen soll, als es im Urtheil über Tagesgegenstände, Zeitlittera-

tur, Mode, Musik, Theater u. dgl. geschehen kann. Guten Geschmack erwartet man aber am Allermeisten von dem, der ultra vulgus sapere gelernt haben soll, und legt darnach einen Prüfstein unter, durch den man auch das Tiefere, Wesentliche im Menschen zu erproben strebt. Ob der Sinn für das Schöne, für das Wohlgeordnete, für die Kunst im Aeußern und Innern aufgeschlossen, ob Theilnahme und Empfänglichkeit für jede Art harmonischer Schöpfungen oder doch für einzelne Zweige befriedigender Kunstthätigkeit erwacht und belebt, ein geregeltes Kunstgefühl errungen sei, ist eine Frage, die wir eben so oft leise oder lauter an uns gerichtet fühlen, als wir versucht sind, sie im Austausch der Ideen, und im geselligen Verkehr an Andre zu richten und einmal anzuklingen, was da wol für ein Ton herauskomme. Die jüngern, werdenden Mitglieder unserer großen Gesellschaft sind von dieser Metallprobe nicht ausgeschlossen. Linkisches, steifgefrornes, über dem bunten Kram hochtrabenden und doch sehr dünnleibigen Wissens das Menschliche und Natürliche verleugnendes Wesen stößt auch bei dem gutherzigsten Jüngling leicht ab; Frische, Lebensfülle und innere Gewandtheit bei edler Offenheit und Freisinnigkeit söhnen oft selbst mit dem tadelnswerthen Leichtsinn oder andern moralischen Gebrechen aus. Diese Heiterkeit des Wissens und Seins erwartet die gebildete Welt, die hoffende Elternliebe, die beachtende Staatsaufsicht, die Theilnahme fürsorglicher Freunde durch Haus und Schule erzeugt, gehoben und befestigt; was davon auf das Haus, was auf die Schule kommt, ist schwer durchgängig zu scheiden; doch werden sich aus dem Folgenden einige Centralpunkte für jede der beiden Sphären ergeben.

Von welcher Art von Geschmacksbildung ist hier aber die Rede? Nicht von der systematischen Entwicklung des Kunsturtheils, welches nach wissenschaftlich begründeten Regeln scheidet und

sondert, welches für alles Schöne im Wissen und Schaffen einen Kanon bereit hat, nach dem es richtet und abwägt, mit einem Worte, nicht von dem Einprägen einer Kunstphilosophie, sondern von der Veredlung des Gefühls für das Schöne durch richtig geleitete Anschauung und Wahrnehmung, durch Anregung und Hinweisung, durch Behütung vor dem Gemeinen und Niedrigen, oder durch Warnung und Darlegung seiner Blößen und Gebrechen. Die Erkenntniß der Grundgesetze des Schönen soll dem Zögling zum inneren Bewußtsein gebracht werden, wenn er auch noch nicht äußere Rechenschaft darüber abzulegen vermag. Denn bekanntlich giebt es eine doppelte Richtung des Geschmacks, wie es eine doppelte Anschauung des Schönen giebt, eine nach innen und eine nach außen. Jene wirkt gleichsam chemisch; sie zersetzt uns in einem innern Scheidungsproceß die Elemente der Kunst, und verbindet doch auch wieder das Geschiedene zur Einheit und Harmonie. Tritt sie nach außen, so offenbart sie sich im richtigen Gefühl und Urtheil über Anderer Schöpfungen, so wie im angemessenen Verfahren bei eigenen; sie erzeugt einen festen und sichern Takt, und negativ wirkend verhütet sie das Gefallen am Unwahren, Regelwidrigen und Pöbelhaften. Somit ist der innere Geschmack mit dem äußeren innig verwandt und eigentlich eins. Was in die Sinne fällt, sei es ein Sichtbares oder Hörbares oder Fühlbares, geht freilich auch bei dem rohen Menschen nicht ganz spurlos vorüber; eine Art Eindruck kann es immer machen, sei dieser auch schwach und unbestimmt. Je unbestimmter derselbe ist, desto mangelhafter ist auch die Grundlage, auf welcher er beruht. Zum deutlichen Bewußtsein desselben gelangen nur die mit einem regen und wohlgeleiteten Gefühl Begabten. — So kann auch der Zweck der Geschmacksbildung ein mehrfacher sein. Er kann praktisch gefaßt werden, wenn man auf die Ausbildung zum

Künstler oder Kunstverständigen im materiellen Sinne des Wortes bedacht ist. Dieser Zweck wird vorzüglich auf den polytechnischen und Kunstschulen, auf Bau- Maler- Bildhauer- und Musikakademien ins Auge genommen. Er beschränkt sich seiner Natur nach auf eine bestimmte Sphäre; was darüber hinaus ist, gehört nur mittelbar zum Bedürfniß. Auch die Wahl der Mittel ist hier nur einseitig, denn sie bezieht sich blos auf bestimmte zunächstliegende Objekte; um entferntere, welche nur allgemeinen Stoff zur Verfeinerung des Geschmacks gewähren, kümmert sie sich weniger. Der Zweck kann aber auch rein humanistisch d. h. menschlich veredelnd verstanden werden, und diesen Sinn nehmen wir hier allein in Anspruch, jede andre Beziehung als untergeordnet betrachtend. In diesem Sinne erscheint die Geschmacksbildung als Theil der allgemeinen Geistes- und Herzenserziehung. Denn nicht nur das Gute und Wahre, sondern auch das Schöne gehört mit zum Begriffe der Humanität, und zur Humanität erziehen ist die edelste Aufgabe jeder Jugendbildung.

(Fortsetzung folgt.)

Der naturwissenschaftliche Verein für das Fürstenthum Lippe.

Eine wissenschaftlich geordnete und allgemein zugängliche naturhistorische Sammlung, die, über alle drei Reiche der Natur sich erstreckend, nicht einseitiger Liebhaberei, sondern dem wirklichen Bedürfniß des Lebens und der Wissenschaft entgegenkäme, war ein in unserm Lande vielfach gehegter Wunsch, für dessen angemessene Realisirung sich nicht nur Aerzte und Naturkundige, sondern auch Lehrer an höheren und niederen Schulanstalten und zahlreiche Freunde der Naturwissenschaften interessirten. Es konnte daher nicht fehlen, daß der Versuch, ein solches

Institut auf dem heutiges Tages überall mit Eifer und oft jede Erwartung übersteigendem Erfolge betretenen Wege gesellschaftlicher Vereinigung zu erreichen, vielfachen Anklang und bereitwillige Theilnahme finden würde. Diese hat sich denn auch in und außer der am 17. v. M. in Detmold zu solchem Zwecke zusammengetretenen Versammlung auf die wünschenswertheste Weise gezeigt. Es ist ein naturwissenschaftlicher Verein zur Begründung einer Naturalien-Sammlung gestiftet worden, der außer den 40 in der Versammlung selbst unterzeichneten Theilnehmern seit den wenigen Tagen seines Bestehens schon eine beträchtliche Anzahl neu hinzugetretener Mitglieder erhalten hat, und deren allem Anschein nach noch viele erhalten wird. Einstweilen hat derselbe sich nur über die allgemeinen Grundlagen seines Bestehens vereinigt, und die Redaction seiner in einer zweiten Generalversammlung vorzulegenden Statuten drei vorläufig mit der Geschäftsführung beauftragten Mitgliedern übertragen *). Die Hauptpunkte des vorgelesenen Entwurfs, der im Ganzen die Billigung der Gesellschaft erfuhr, sind folgende:

1) Mitglied des Vereins kann jeder Inländer werden, der sich zu einem jährlichen Beitrag von einem Thaler verpflichtet, und sich übrigens den Statuten des Vereins unterwirft. Ausländer können nur als Ehrenmitglieder aufgenommen werden.
2) Es wird durch Mehrheit der Stimmen ein Vorstand erwählt, bestehend aus einem Conservator der Sammlungen und ständigen Secretair des Vereins und zwei jährlich austretenden aber wieder wählbaren Mitgliedern.

*) Da zur Wahl eines eigentlichen Vorstandes vor Vollendung der Statuten nicht wohl geschritten werden konnte, so beschränkte sich die Versammlung darauf, die Herren Hofrath Dr. Piderit, Gymnasiallehrer Schierenberg und Exkaborator Weerth in Detmold mit den einseitenden Geschäften und der Besorgung der ersten Einrichtungen zu beauftragen.

5) Der Vorstand wird zwar zur Verwendung der jährlich eingehenden Beiträge nach seinem Ermessen bevollmächtigt, legt aber jährlich in einer zu diesem Zweck zu haltenden Generalversammlung Rechnung über die Verwendung der Gelder ab, und erstattet Bericht über den Zustand der Sammlungen.

4) Der Vorstand führt die Geschäfte des Vereins unentgeltlich.

5) Die sämmtlichen Erwerbungen des Vereins bleiben Eigenthum desselben, über welches nur durch die in allgemeiner Versammlung ausgesprochene Stimmenmehrheit der Mitglieder disponirt werden kann.

6) Der Ort für die Aufstellung der Sammlungen und Abhaltung der Generalversammlungen des Vereins ist Detmold.

7) Der Zutritt zu den Sammlungen wird den Mitgliedern des Vereins jedenfalls unentgeltlich eröffnet werden, und auch für das übrige Publikum sollen dieselben so zugänglich gemacht werden, als es die Verhältnisse und die Beschaffenheit des zu erwerbenden Locals gestatten.

8) Jedes eintretende Mitglied verpflichtet sich zur Zahlung seines Beitrages nur für das laufende Jahr. Der Austritt steht jederzeit frey.

Die Tendenz des Vereins und die Umstände, unter welchen derselbe ins Leben tritt, noch näher zu erläutern, wird der einleitende Vortrag, mit welchem Hr. Hofrath Piderit die zur Stiftung desselben zusammengetretene Versammlung eröffnete, am besten geeignet seyn. Wir lassen denselben, da der Gegenstand gewiß recht viele Leser des Magazins interessiren wird, hier unverkürzt folgen.

Vortrag, gehalten von Herrn Hofrath Piderit in der am 17. Juni 1835 zur Stiftung des naturwissenschaftlichen Vereins für das Fürstenthum Lippe in Detmold zusammengetretenen Versammlung.

Erlauben Sie mir, m. H., daß ich Sie kurz mit dem Zwecke, zu welchem die gegenwärtige Versammlung eingeladen ist, bekannt mache. Es ist der: gemeinsam zu berathen, wie sich hier eine Gesellschaft bilden lasse zur Gründung und Förderung einer Naturalien-Sammlung für das Fürstenthum Lippe.

Eine Lippische Sammlung wird sie sowohl darum heißen, weil sie zunächst diejenigen Naturkörper, welche in unserm Lande als Gegenstand naturhistorischer Forschung sich darbieten, und zur Aufbewahrung und Aufstellung sich eignen, in vollständiger Reihe und systematischer Ordnung begreifen soll, als auch deswegen, weil sie zunächst ihre Begründer und Förderer im Umkreise unseres Landes zu finden hofft.

Keineswegs soll hiermit aber von vorn herein eine fortdauernde Beschränkung auf locale Mittel und Zwecke ausgesprochen seyn; das Ziel einer solchen Sammlung ist — wie die Naturforschung selbst — unbegrenzt, wenn gleich klein und eng ihr Beginn, und dieß um so mehr, damit sie des festen Bodens zum guten Gedeihen nicht ermangele, und einst aus den frühern Grenzen weit und kräftig nach allen Richtungen hinaus gehen könne.

Es ist Ihnen bekannt, daß keine Naturalien-Sammlung zu gemeinnützigen und öffentlichen Zwecken im hiesigen Lande besteht, und einige Privat-Sammlungen erstrecken sich nicht mit derjenigen Vollständigkeit über die drei Reiche der Natur, welche befriedigen könnte. Es liegt

der Grund nicht darin, daß es keine Sammler und Forscher im weiten Felde der Naturgeschichte unter uns gäbe. Es haben viele achtbare Männer manches Erfreuliche geleistet; aber ihre Werke stehen einzeln und zerstreut da, nicht getragen und gehoben von gemeinsamer Bestrebung, nicht ergänzend, noch ihre Ergänzung findend in befreundeten Bemühungen. Und wenn irgendwo, so gilt hier die Regel: daß gemeinsame Anstrengung zu dem Ziele führt, welches vereinzelten Kräften unerreichbar war.

Unerfreulich ist das Schicksal gewesen, welches die meisten Sammlungen von Naturalien, die durch die Bemühungen Einzelner in unserer Nähe entstanden waren, getroffen hat. Wie oft wurden sie von ihren Stiftern selbst vernachlässigt und vergessen, sobald dringende Berufsgeschäfte oder veränderte Neigung von dem Lieblingsstudium ableiteten. Waren sie aber auch bis ans Ende mit gleicher Liebe, mit unablässigem Eifer gepflegt, wie oft fielen sie nach dem Tode ihrer Gründer in ungeweihte Hände, wurden dem Verderben preis gegeben, oder zersplittert und verloren! — Ein besseres Loos hätte sie erwartet, wären sie in einen gemeinsamen Sammelplatz aufgenommen.

Privatsammlungen werden sich immer nur über einzelne Zweige der Naturgeschichte erstrekken, je nachdem Talent, Neigung, Beruf den Sammler bestimmen. Ist es doch nur den seltensten Anlagen vergönnt, das weite Gebiet mit gleichem Erfolge zu erfassen! Und darum eben erscheint die Vereinigung der vereinzelten Arbeiten zu einem gemeinsamen Ganzen so ersprießlich und wünschenswerth.

Es könnte Jemand die Wahrheit dieser Betrachtung gern eingestehn, aber doch fragen: Ist es denn nöthig, daß ein Verein zusammentrete zur Bildung einer naturhistorischen Sammlung? Würde sie nicht, mit einem zureichenden Capitale fundirt, am sichersten und dauerhaftesten ihr Bestehen begründen? Was bedürfte es denn weiter als eine genügende Geldstiftung, um die Sammlung vollständig zu machen und zu erhalten?

Dagegen ist zu bemerken: wie leicht das Schicksal so fundirter Sammlungen abhängig wird von Einem oder Wenigen, die zufällig an ihre Spitze gestellt sind, wie leicht sie, ihrem Entzweck allmälig entfremdet, oder von hemmenden Formen gedrückt, ihre Wirksamkeit für das Leben verlieren, und der öffentlichen Theilnahme entbehren.

Wird unter Vielen ein lebhaftes Interesse für die Sache erweckt, sind sie in eine wohl organisirte Verbindung getreten, so fehlt es nicht an gegenseitiger Anregung und lebhafter Bewegung. Erkaltet der Eifer bei Diesem und Jenem, so erwacht er in neuen Mitgliedern und Theilnehmern; sie nehmen die Stelle des Ermüdeten ein. Durch diese Bewegung bildet sich das wahre Lebensprincip der Gesellschaft ein, welches ihr Fortbestehn und ihr Gedeihen sichert, wie ihre Ausdehnung, indem es immer diejenige Richtung aufnimmt, welche den Bedürfnissen der Zeit am meisten entspricht. — So regenerirt sich die Gesellschaft, die alt wird, in ewiger Jugend, und die Erreichung des Zieles ist ihr gewiß.

Darum ist es denn zu wünschen, daß Viele Theil haben an dem Vereine, daß Viele ihre Stimme abgeben hinsichtlich der Leitung und Einrichtung des Ganzen, und Rechenschaft erhalten über dessen Verwaltung. Die regelmäßigen Geldbeiträge sind eben darum so niedrig zu setzen, daß sie Keinen abschrecken mögen von dem Beitritt zu dem Vereine.

Wie wünschenswerth eine so begründete und geleitete Sammlung sey, wie viele Vortheile daraus hervorgehen mögen, das darf ich kaum berühren, da Sie zum Voraus davon überzeugt sind.

Zunächst ist das Unternehmen würdig an sich, wie jedes rein wissenschaftliche Institut. Lassen Sie uns hoffen, daß eine naturhistorische Sammlung sich andern wissenschaftlichen Anstalten, welche wir besitzen, namentlich der hiesigen öffentlichen Bibliothek, passend anschließen, ja daß sie einst eine Zierde dem Lande werde.

Es wird gewiß jedem Gebildeten, dem Fremden wie dem Einheimischen, erfreulich und belehrend seyn, die Naturschätze unseres Landes, in einer schönen Zusammenstellung vereinigt, übersehen zu können, auch wenn das Studium der Naturwissenschaften ihm fremd geblieben; denn gleichgültig kann es ihm nicht bleiben. Keiner wird noch eine, wenigstens übersichtliche, allgemeinere Kenntniß von den Kräften und Werken der Natur entbehrlich achten, die sie, überall gleich groß, vor unsern Augen täglich entwickelt und ausbreitet. Die Naturwissenschaften sind schon zu Vieler Gemeingut, und greifen zu sehr in's große Leben des Volks und in jeglichen Zweig des Wissens, als daß ihre Wichtigkeit verkannt werden möchte. Wie aber könnte hier eine leichtere und bequemere Anleitung zu jener nähern Erkenntniß gegeben, wie hier das Interesse für Naturforschung kräftiger und allgemeiner geweckt werden, als durch eine solche öffentliche Sammlung? — Dem eigentlichen Naturforscher verheißt sie einst wahre Befriedigung und hohen Genuß, wenn sie zu der wünschenswerthen Vollständigkeit gebracht ist. Ist dieß auch ein fernes Ziel, werden auch viele Jahre vergehn, ehe unsere Sammlung sich ihm nähert, — diese Berechnung liegt außer unserm Bereiche.

Näher aber liegt, der Zeit und dem Ziele nach, der größte Vortheil, den wir von dem Unternehmen uns versprechen dürfen, und der allein überreichen Lohn in sich schließt, nämlich der: daß es zu einem vollkommnern Unterricht in der Naturgeschichte beitragen und in der Jugend den Sinn für Naturgeschichte erwecken und beleben wird. Dieser Sinn ist einer gesunden Jugend schon eingeboren. Welcher Knabe hat nicht Freude an seinen Sammlungen von Steinen und Muscheln, von Schmetterlingen und Käfern, von Pflanzen und Blumen? bis die Masse gedruckter Gelehrsamkeit, wenn nicht Schlimmeres, jenen Sinn verdrängt. — Durch zweckmäßigen Unterricht soll derselbe schöner entfaltet werden, daß er das Herz veredle, den Verstand bereichere, und zur höhern Wissenschaft, wie zum Nutzen für das Leben in allen Beziehungen geleitet werde. — Für solche Belehrung ist aber das wirksamste und hier am meisten entbehrte Hülfsmittel eine Sammlung von Naturalien. Aus Büchern und Kupfern lernt man die Naturgeschichte nicht. Die unmittelbare Anschauung gibt allein das richtige lebendige Bild der Naturkörper. — So wird der jugendliche Sinn für die Naturforschung, früh geweckt und sicherer geleitet, auch selbst wieder eine Bürgschaft geben für das Gedeihen unsrer Sammlung.

Darum soll dieselbe jedem öffentlichen wie Privatlehrer, in hiesiger Stadt wie im Lande, zum Zwecke des Unterrichts und der Belehrung stets offen stehen. Keine Hemmung störe ihre vielseitigste Benutzung!

Daß die Gemeinnützigkeit der Sammlung gesichert bleibe, soll sie nie Privateigenthum werden; möge sie, von Vielen gestiftet und gefördert, Vielen angehören und Vielen nützlich werden. —

Wie sehr auf Unterstützung der Naturkundigen zu rechnen sey, zeigt sich schon jetzt. Es haben nämlich mehrere Freunde der Naturgeschichte im hiesigen Lande das sehr gütige Anerbieten gemacht: daß sie, um gleich Anfangs einen guten Grund zu legen, ihre Privat-Sammlungen aufstellen, und allmählig die einzelnen Stücke zurücknehmen wollen, wenn sie durch

andere, der Gesellschaft gehörige Exemplare ersetzt sind. So wird eine schöne Zusammenstellung Lippischer Vögel und Insecten, eine Lippische Flora und wahrscheinlich auch eine geognostische Sammlung gleich Anfangs Interesse erwecken. —.

Kadaster oder Kataster?

Einsender Dieses kam vor längrer Zeit in der Unterhaltung mit einem hiesigen Beamten auf die Kadastrirung der Grundstücke zu sprechen, und wurde von jenem gefragt, ob Kadaster oder Kataster zu schreiben, und was dies überhaupt für ein Wort sey? Er konnte ihm damals nichts Befriedigendes darüber sagen, glaubt aber jetzt zufällig das Wurzelwort gefunden zu haben. Für solches hält er nämlich das lateinische quatuor. Obgleich dieses Zahlwort auf den ersten Blick mit dem Ausdruck Kadaster wenig Aehnlichkeit zu haben scheint, so kann letzteres doch, wie wir zeigen wollen, recht gut von jenem ausgegangen seyn. Denn von quatuor kommen die lateinischen Wörter quadrum (Quadrat) und quadrare, die italiänischen quadro, quadrare, quaderno, und die ähnlichen französischen, in welchen letztern bekanntlich der Laut qua die Aussprache des K annimmt. Daher wir auch das Wort quadre als cadre geschrieben sehen. Dieses Cadre, als militärischer Ausdruck zur Bezeichnung des Stammes der Regimenter auch bei uns gebräuchlich, heißt (eigentlich Viereck) der Rahmen eines Gemäldes; daher Einfassung, und daher Plan, Entwurf. Sonach wäre die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Kadaster, als zunächst von Cadre abstammend, wogegen von Seiten der Sprache wohl keine Einwendung zu machen seyn dürfte, die allgemeine eines Entwurfes, Verzeichnisses, wie das italiänische quaderno ein Rechnungsbuch heißt. Schon im Lateinischen hat das Zeitwort quadrare, (viereckig machen) die Bedeutung von ordnen, gehörig zusammenfügen, und Cicero sagt: sententias in quadrum redigere d. h. in gehörige Ordnung bringen.

Aus der angegebenen Ableitung erhellt, daß das fragliche Wort, als zunächst von cadre stammend, richtiger Kadaster als Kataster geschrieben wird, man müßte sich denn für die letztere Schreibart auf das Grundwort quatuor beziehen, wie denn der Italiäner catastro schreibt, der Franzose dagegen cadastre. Uebrigens scheint der Ausdruck anfänglich in dem Latein des Mittelalters gebildet zu seyn, wie z. B. die italiänischen Wörter falcastro ein sichelförmiges Messer von falx, pilastro Pfeiler von pila, pollastro junges Huhn von pullus, in welchen Wörtern die Endung nicht die sonst gewöhnliche verschlimmernde Nebenbedeutung hat, wie in poetastro ein schlechter Dichter.

Sollte ein Sachverständiger Gegründeteres über das Wort Kadaster anzugeben wissen, so wird er höflichst gebeten, dasselbe in diesen Blättern mittheilen zu wollen.

Beweis, daß die Westphälinger Christum gekreuzigt haben.

(Allgem. Kirchenzeitung, November 1834.)

Nach der Angabe des ostfriesischen Historiographen Wiarda soll der vormalige Kammerpräsident Daniel Lenz in Aurich außer einigen handschriftlich nachgelassenen Gedichten auch Verfasser einer kleinen Druckschrift seyn, welche den sonderbaren Titel führt: „Beweis, daß die Westphälinger Christum gekreuzigt haben“*). Die

*) Ostfriesische Geschichte von Wiarda. VIII. S. 271. — Daniel Lenz wurde 1695 zu Stendal geboren, studirte in Halle, wurde 1719 Auditeur bei dem Markgraf Friederichschen

Abhandlung ist mit Witz und Laune geschrieben. Man denke aber nicht, daß es mit diesem Beweise eine ähnliche Bewandniß habe, wie mit jenem, welchen der Dr. Bahrdt einmal führte, daß nämlich er Schuld an dem Erdbeben in Calabrien wäre. Der witzige Verfasser der gedachten Schrift legt seiner Beweisführung einen historischen Grund unter, indem er darzustellen sucht, daß unter den römischen Soldaten, welche die Wache bei der Kreuzigung Christi hatten, Germanen aus der Rheingegend, dem vormaligen Westphalen, gewesen seyen u. s. w.

Daß diese höchst witzige Schrift aus der Feder des Daniel Lenz geflossen, ist auch sonst verschiedentlich behauptet worden, wobei man sich wahrscheinlich auf die Autorität Wiarda's gestützt hat. Allein auswärts ist man nicht dieser Meinung, sondern man hält — in Frankreich wenigstens — den Herrn von Pauw, Kanonicus zu Xanten im Clevischen, der wegen seines Geistes von Friedrich d. Gr. hochgeschätzt wurde, für den Verfasser dieser Schrift *). Allein ich glaube doch, daß man sich auswärts irrt, und daß die erwähnte Abhandlung wirklich von dem verdienstvollen Kammerpräsidenten Lenz, und zwar in Ostfriesland, geschrieben sey. Denn der Herr v. Pauw schrieb seine Werke sämmtlich in französischer Sprache. Es wäre sonderbar, daß er gerade diese einzige kleine Schrift in der deutschen Sprache sollte abgefaßt haben. Auch läßt sich nicht denken, daß Lenz nur Uebersetzer davon gewesen sey.

Eggelingen in Ostfriesland

Dr. Gittermann.

Kürassierregimente, dann Regimentsquartiermeister, ferner Hofrath in Schwedt, nachher Obergerichtsrath in der Altmark, und hierauf Kriegs- und Domainenrath in Gumbinnen. 1748 wurde er als Geh. Rath und Kammerdirector bei der ostfriesischen Kammer angesetzt. 1751 wurde er zum Präsidenten dieser Kammer ernannt. 1767 suchte er um seine Dimission nach, die er ehrenvoll von dem Könige erhielt. Er starb im Mai 1768 auf seinem Gute Rinde in Sachsen an einem Schlagflusse.

*) S. Grimm's und Diderot's Correspondenz von 1753—1790, an einen regierenden Fürsten Deutschlands gerichtet.

Chronik des Tages.

Detmold. — Seit einigen Wochen sind eine Menge Arbeiter in der Nähe unserer Stadt, an der Werre damit beschäftigt, ein tiefes und geräumiges Becken auszugraben und abzudammen, welches zu einer öffentlichen Bade- und Schwimmanstalt bestimmt ist. Besonders der Jugend soll durch diese Anstalt, welcher ein verlaßbarer Schwimmmeister als Aufseher vorgesetzt werden wird, zu einer gesunden und der Ausbildung des Körpers zuträglichen Leibesübung Gelegenheit gegeben werden. Früher wußten Eltern und Lehrer nur durch strenge Strafverbote die Jugend vor den mit dem Baden in öffentlichen Flüssen verbundenen Gefahren zu schützen, wobei nicht selten das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wurde. Es wird aber immer besser in der Welt, wie sich auch aus dieser neuen Einrichtung ergiebt.

Sylben-Räthsel.

Der Hausherr ruft und schnell erscheinet
Der, den die erste Sylbe nennt;
Auch kommt die Hausfrau eilig angerennt,
Und was sie bringt, ist gut gemeinet.
Doch kaum sind Eins und Zwei vereinet,
So mußt du unwillkührlich lachen,
Wenn sie alsbald die tollsten Sprünge machen.
Hat aber Eins die Zwei gefressen,
Ist aller Spuk sofort vergessen.

B. . . . . n.

(Auflösung in № 15.)

Auflösung des Räthsels in № 13:

Kummer.

Hierbei № 14. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 15.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 15. Juli 1835.

Die Bildung des Schönheitsgefühles, ein wichtiger Theil der Jugenderziehung.

Vom Dr. Harleß in Herford.

(Fortsetzung.)

Viele Zwecke lassen sich auf indirektem Wege so gut als auf direktem erreichen, und es kommt nur darauf an, in welchem Geiste sie verfolgt werden. So ist es auch mit dem unsrigen. Das Gebiet des Schönen kennt keine ängstlich abgezeichnete Gränzlinie; man braucht es nicht in bestimmten Regionen allein aufzusuchen. Darum streben wir auch die Bildung für das Schöne nicht auf einen Punkt ausschließlich hinzulenken, sondern spähen jeden Zugang im Leben und in der Lehre aus, durch den wir zu dem Gefühle und der Erkenntniß dessen dringen, auf den wir wohlthuend wirken wollen. Darum wirke das elterliche Haus vor allen Dingen schon durch seine ganze Anordnung und Einrichtung wohlthuend auf das Gefühl des kleinsten wie des größten Kindes. Ein Geist der Ordnung und Nettigkeit wehe darin, der den Hang zur Unordnung und damit auch zur Bedachtlosigkeit gar nicht aufkommen läßt. Das kleinste Kind, so bald es zum Bewußtsein seiner selbst und der Aussenwelt kommt, empfängt schon tiefere Eindrücke, als man gewöhnlich glaubt. Sind diese geregelt, so üben sie auf lange Zeit einen wohlthätigen Einfluß aus, und können eine gute Grundlage zu weiteren Einwickelungen bilden. Auch die Wahl der Gegenstände des Zimmers und der übrigen Räume, in welchen das Kind den größten Theil seiner ersten Lebenszeit zuzubringen bestimmt ist, erscheint uns durchaus nicht gleichgültig, obschon diese oft durch das Bedürfniß, die ökonomische Lage, die Nothwendigkeit des Berufes und andre unvermeidliche Rücksichten nicht so freigelassen wird, wie es zu wünschen wäre. Indeß so viel kann doch überall geleistet werden, daß neben der möglichsten Einfachheit des Hausgeräthes, dessen Zweckmäßigkeit ins Auge leuchten muß, die möglichste Harmonie und Reinlichkeit herrsche. Harmonie, Ebenmaaß der Kräfte und Erscheinungen findet sich

ja in der belebten wie in der unbelebten Natur bei aufmerksamer Forschung leicht; warum sollen wir also nicht nacheifern? Diese oder jene Stellung eines Tisches, Sophas ꝛc. giebt oft dem Zimmer ein ganz anderes Colorit, und je wohlthuender, desto besser auch für das Kind. Man sage nicht, das bleibe unbemerkt und unersprießlich; der Sinn für das Harmonische will nicht blos dressirt, er will auch richtig erzeugt werden, wenn auch unbewußt. Wichtiger noch ist die Reinlichkeit; man betrachtet sie mit Recht als Anfangspunkt ästhetischer Bildung, und nicht genug zu beherzigen und zu wiederholen sind die treffenden Worte Fichtes in s. Reden an die deutsche Nation S. 35 ff.: „So wie das an Reinlichkeit und Ordnung gewöhnte äußere Auge durch einen Fleck, der ja unmittelbar dem Leibe keinen Schmerz zufügt, oder durch Anblick verworren durch einander liegender Gegenstände dennoch gepeinigt und geängstigt wird, wie vom unmittelbaren Schmerze, indeß der des Schmutzes und der Unordnung Gewohnte sich in derselben recht wohl befindet, eben so kann auch das innere geistige Auge des Menschen so gewöhnt und gebildet werden, daß der bloße Anblick eines verworrenen und unordentlichen, eines unwürdigen und ehrlosen Daseins seiner selbst und seines verbrüderten Stammes, ohne Rücksicht auf das, was davon für sein sinnliches Dasein zu hoffen oder zu fürchten sei, ihm innig weh thue, und daß dieser Schmerz dem Besitzer eines solchen Auges, abermals ganz unabhängig von sinnlicher Furcht oder Hoffnung, keine Ruhe lasse, bis er, so viel an ihm ist, den ihm mißfälligen Zustand aufgehoben und den, der ihm allein gefallen kann, an seine Stelle gesetzt habe". Daher machen wir so oft die Erfahrung, daß selbst Kinder, denen die Reinlichkeit durch Auge und Gefühl früh zum Gefährten, durch Gewöhnung zum Labsal geworden ist, trotz des anfänglichen sinnlich-thierischen Widerstrebens, späterhin sich mit

Abscheu vom Schmutz wegwenden oder sich in ihm höchst unheimlich finden. Daher kommt es aber gleichfalls, daß schmutzige und unordentliche Kinder häufig zugleich höchst roh sinnlicher Natur sind und sich zur Freude an besseren Genüssen nicht aufzuschwingen vermögen. Hierüber ließe sich viel sagen, doch die Sache spricht am besten für sich selbst; wir bemerken uns also nur noch zwei Punkte, welche im elterlichen Hause von Bedeutung sind. Ich meine Sprache und Sitte der Eltern in Gegenwart der Kinder und einige nicht zu übersehende Rücksichten bei der Wahl der Wärterinnen. Es ist durchaus eben so nothwendige, wie oft vergessene Pflicht, daß sich die Eltern vor dem Ohre des Kindes nur gewählter, d. h. edler und wohlklingender, natürlich auch rein sittlicher Ausdrücke bedienen, daß sie eine reine, richtige und gebildete Sprache sprechen und alles Widrige, Gezierte, Platte bei Seite lassen. Und da der Vater, die Mutter den sichersten Erfolg ihrer Erziehungssorgen sich dann versprechen können, wenn sie es verstehn, sich in des Kindes Seyn und Treiben, Denken und Fühlen völlig zu versenken, ja gleichsam eins mit ihm zu werden, ohne darum des Bewußtseyn der geistigen Uebermacht zu verlieren, so ist es um so nöthiger den rechten Gesichtspunkt dann festzuhalten, wenn man mit den Kindern fast selber Kind wird. Wenigstens kann das nichts fruchten, daß ein überzärtlicher Vater in süßer Tändelei nicht anders mit dem Knäblein plaudert, als sei er dessen Sprachschüler, nicht Sprachlehrer. Vollends die sittliche Würde des Ausdrucks zu verletzen wäre Verrath an dem Heiligsten der Schöpfung, der reinen unbefleckten Menschennatur, und könnte nur pöbelhaften Gemüthern kein Bedenken erregen. — Der zweite Punkt unterliegt mehrfacher Schwierigkeit. Man kennt in der Regel die Leute nicht voraus, denen man seine Kinder anvertraut, und kann sie nicht kennen, wenigstens

nur oberflächlich und nicht aus eignem Umgang; man ist oft in Verlegenheit, welche man nehmen soll, muß andere Rücksichten beachten, kann keine andere bekommen, und was dergleichen Noth- und Stoßseufzer mehr sind, die man von so mancher geplagten Hausfrau zu hören täglich Gelegenheit hat. Es wäre wol gut, meinen die meisten, wenn man gar keine Dienstboten u. dgl. brauchte. Sie sollen Recht haben, meine verehrten Mütter, und ich gestehe, in meinem Hause selbst schon genug dergleichen Erfahrungen erlebt zu haben und unangenehmere als mancher Andre; jedoch haben wir, meine Frau und ich, es uns wenigstens zum Gesetz gemacht, möglichst darauf zu sehen, daß die Dienstboten, wenn sie einmal da sind (natürlich nicht, außer im Nothfalle, ohne gute und gewichtige Empfehlung und ohne ein zusagendes Aeußere), sich stets in Reinlichkeit, Sitte des Benehmens und, was freilich zu den Seltenheiten gehört, Richtigkeit und Gefälligkeit des Ausdrucks als gute Vorbilder für die Kinder zeigen. Daß dieser Punkt aber wirklich von großer Bedeutung ist, geht aus der Anhänglichkeit hervor, die die Kinder an solche Gefährtinnen gewöhnlich haben und die mit der Anhänglichkeit an die Eltern sehr stark rivalisirt. Daraus geht aber auch hervor, wie wenig oft ganz junge, kleine Kindermädchen für reifere Kinder taugen, die in manchen Familien aus übelangebrachter nicht nothwendiger Sparsamkeit genommen werden, während für Unwichtigeres große Summen hinausgehn. Kann man aber durch eigene Einwirkung hier nichts ausrichten und geht es sonst an, so wechsele man lieber so lange, bis man bewährte Leute durch geeignete Mittel auf längere Zeit an sein Haus fesseln kann.

Wir treten nun aus dem elterlichen Hause hinaus in die nächsten Umgebungen des Wohnsitzes, wenn er nicht auf dem Lande ist. Hier finden wir Stoff zur Bildung des Schönheitsgefühles in Straßen, Häusern, Kirchen und Gärten. Es giebt wol keine Stadt, die so häßlich gebaut wäre, daß sie nicht eine gute Straße, oder doch einige gute Häuser enthielte, eben so wie es keine giebt, in der nicht auch minder schöne Straßen und Häuser zu finden wären. Sticht nun Eines gegen das Andere wesentlich ab, so hat man ja nichts zu thun, als auf diesen Abstich aufmerksam zu machen und wiederholt dem Blick der Kinder die rechte Leitung zu geben. Eines breiten Doceirens bedarf es da gar nicht. Ein Wort reicht schon hin, freilich kein nichts sagendes. — Allein was soll ich von der Natur sagen, dieser erhabensten Lehrmeisterin alles Großen und Erhabenen, was Menschenhände je geschaffen? Ist sie nicht die rechte Kunstkammer Gottes selber? Wer in ihr nicht findet, was er braucht um Menschen gottähnlich zu erziehen, dem sollte von Rechts wegen das schöne Recht der Erziehung ganz und gar verschlossen seyn! Führet also die Jugend fleißig hinaus in die freie Natur; allein vergesset nicht, was Jean Paul in der Levana so wahr und trefflich sagt: „Für die strahlenden Schönheiten der Natur öffnet dem Kinde mehr das Auge als das Herz; letzteres thut sich schon zu seiner Zeit auf, und weiter, und für mehr Schönheiten, als ihr ihm vorstellt.“ Also nur das Auge öffnen, nur auf das herrliche tausendfarbige Gras, auf den Schmelz der Blumen, auf die Pracht der Blüthen, auf des Berges, Thales, Flusses zauberische Reize, auf tausend andere Dinge deuten und dann schweigen und das Kind in sich selbst arbeiten lassen! Ließe da der himmlische Vater nicht gedeihen, was wir bis dahin sorgsam gepflanzt, gepflegt und veredelt haben, so wäre all unser weiteres Bemühen vergebens.

(Schluß folgt.)

Fragmente zur Geschichte und Alterthumskunde des Fürstenthums Lippe.

II. Skidroburg (Schieder.)

Außer dem Schlachtfelde zu **Thietmelle** und dem Gebirge **Osning** giebt es nur noch Eine Lokalität im heutigen Fürstenthum Lippe, welche schon bei Gelegenheit der Feldzüge Karls des großen erwähnt, und zugleich deutlich genug bezeichnet wird, um wenigstens den förmlichen Beweis der Identität überflüssig zu machen. Bei dem Jahre 784, also gleich dem nächsten nach den beiden Schlachten bei Detmold und an der Hase, erzählen alle Annalisten der Karolingischen Zeit von einem Treffen, das der Sohn des Königs, der junge Karl, den Sachsen im Gau **Dreini** [1]) **(Draigni, Dragini)** an der Lippe geliefert habe. Obgleich den Franken, wie gewöhnlich, der Sieg bleibt, so sehen wir doch den jungen Königssohn gleich darauf zu dem Vater nach Worms eilen, und diesen, der so eben von einem großen Feldzuge nach Thüringen und in das Land der Ostfalen zurückgekehrt war, noch im Spätherbste von Neuem in die Wesergegenden aufbrechen. Er feiert das Weihnachtsfest in der villa **Liuhidi (Liudihi)** neben der Sächsischen Feste **Skidroburg** am Flusse **Ambra** [2]), und rückt von da verwüstend an die Weser bis in die Gegend von Reme. Dann kehrt er nach Eresburg in die Winterquartiere zurück.

Die Namen Schiederburg, Lüde, Emmer sind hier so leicht zu erkennen und so völlig der geographischen Lage gemäß zusammengestellt, daß keinem der Lokalität irgend kundigem ein Zweifel darüber bleiben kann, und es ist in der That kaum zu begreifen, woher die von Luden in einer Anmerkung zum zehnten Buche seiner Geschichte des teutschen Volks [3]) beigebrachte Notiz stammen mag, daß die Identität der villa Liuhidi mit dem heutigen Städtchen Lüde bei Pyrmont in neueren Zeiten zweifelhaft geworden sey. Die Forscher der Westfälischen Geschichte und Alterthümer seit des Bischofs von

1) Die Lage dieses Gaus einigermaaßen zu bestimmen, mag hier die Bemerkung hinreichen, daß zu den Orten, die ihm durch Schriften und Urkunden des zehnten und eilften Jahrhunderts zugewiesen werden, die Abtei Liesborn, Herzfeld an der Lippe (drei Stunden unterhalb Lippstadt) Drensteinfurt u. a. gehören. s. Grupen orig. Germ. tom. III. p. 60.

2) Die am besten zusammenhängende Erzählung geben auch hier die Annales Einhardi ap. Pertz, monum. Germ. hist. tom. I, p. 167: Karlus vero Filius ejus, cum ei iter agenti in pago Draigni juxta Lippiam fluvium Saxonum occurrisset exercitus, commisso cum eis equestri proelio, felici ac prospero eventu dimicavit; nam magno eorum numero interfecto, caeteris in diversa fugatis, victor ad patrem Wormaciam reversus est. Rex autem congregato iterum exercitu, in Saxoniam profectus est, celebratoque in castro natalicio Domini die super Ambram fluvium in pago Huettagoe, juxta castrum Saxonum, quod dicitur Skidroburg, ad locum vocabulo Rimi, in quo Wisura et Waharna confluunt, populabundus accessit. — Die villa Liuhidi, welche Einhard nicht erwähnt, nennen dagegen fast alle übrigen, z. B. die Annales Laurissenses bei Pertz. S. 166: Et celebravit natalem Domini juxta Skidrioburg in pago Waizzagawi super fluvium Ambra in villa Liudihi. — Wem die Sache in schlechten Hexametern poetischer dünkt, der halte sich an den sogenannten Poeta Saxo, bei Pertz tom. I. p. 240:

Qui valida comitante manu Saxonica statim
Arva petens juxta fluvium consederat Ambram,
Est ubi castellum, quod Skideronburg vocitatur.

Die Annales Tiliani, ebendas. p. 221 geben die Variante Scidinburg, im chronicon des Regino ad Ann. 784 steht Skidrioburch. Aeltere Ausgaben, z. B. die Struvesche der scriptt. rer. Germ. von Pistorius, geben noch abweichendere Lesarten, z. B. Kidnosburg. Liuhidi wird ebenso auch Liudihi und Liuidi geschrieben.

3) Bd. 4, S. 541.

Fürstenberg Zeiten zweifeln keineswegs daran, und wenn Falke[4]), weil in einer Urkunde der Ort alken-Lüde genannt wird, meint, das heutige Lüde sey also vermuthlich neueren Ursprungs, und das alte werde wohl näher nach Schieder hin gelegen haben, so ist dies ohne alle weitere Begründung geblieben. Freilich liegen Lüde und die Fürstl. Lippische Domaine Schieder, obwohl beide an der Emmer, zwei Stunden von einander entfernt, und man kann nicht füglich sagen, daß jenes neben diesem (juxta Skidroburg) liege; aber dadurch wird nur gewisser gemacht, was ohnehin kaum bezweifelt werden kann, daß die alte Skidroburg nicht, wie die heutige Meierei und das Fürstliche Lustschloß, im Thale, sondern wie alle übrigen Sächsischen Befestigungen in diesen Gegenden (z. B. die Eresburg, der Desenberg) auf einer zu solchem Zwekke geeigneten Höhe gelegen. Ihr wahrer Platz ist auch in der That nicht schwer zu finden, da der Hermannsberg zwischen Schieder und Lüde nicht nur noch heute Spuren einer alten Befestigung zeigt, sondern auch eine Nachricht eines gleichzeitigen Chronisten[5]) meldet, daß Graf Hermann von Schwalenberg im J. 1187, nach Zerstörung der alten Schiederburg, auf diesem Berge, aller Wahrscheinlichkeit nach doch wohl an derselben Stelle, eine neue, aber unvollendet gebliebene, Burg zu bauen begonnen habe. Hiermit mögen sich denn zugleich diejenigen trösten, denen in dieser Hermanns- oder Arminiusburg, (wie man sie in neueren Zeiten zu nennen angefangen hatte), durch Closter-meiers besonnene Forschungen[6]) zu ihrem Bedauern ein Denkmal des berühmten Cheruskerfürsten und Ueberwinders der Römer entrissen ist. Sie behalten doch wenigstens ein Sächsisches castrum aus Karls des großen Zeit, das, wenn es gleich aller Wahrscheinlichkeit nach nur aus einer Verschanzung mit einigen Hütten für die Krieger im Innern bestand, immerhin auch ein einigermaaßen poetisches Object bleibt.

4) tradit. Corbej. p. 349.

5) chronicon Corbejense, abgedruckt bei Wedekind, Noten zu einigen Geschichtschreibern des deutschen Mittelalters, erster Band, S. 399. Anno MCLXXXVII diruto veteri castro Schiderburg, Herimannus comes novum construxit, eidemque nomen imposuit Hermansburg; abba autem se ei fortiter opposuit et tandem vicit. — Die Stelle findet sich schon bei Grupen, orig. Germ. im dritten Bande, S. 110; aber die ganze früher noch ungedruckte Chronik hat Wedekind in dem angeführten Werke, im J. 1823, zum ersten male herausgegeben.

Was das heutige Schieder betrifft, so werden schon im J. 889 vom Kaiser Arnulf Ländereien in locis Piringisa marca, Schidara, Adekenhusen et Muchohusen an das Kloster Corvey geschenkt[7]), und die villa Scitira oder Scitiru an der Emmer im Gau Huettago (Wettago, Wizzagaw) erscheint demnach auch sowohl in den Corveyschen Traditionen (Schenkungen) bei Falke[8]), als in dem zwischen 1056 und 1071 vom Abt Sarracho aufgenommenen Güterverzeichniß[9]). Uebrigens zeigen diese Stellen selbst, daß Corvey nur einzelne Höfe in Schieder besessen; die Meierey Schieder hat vor der Reformation dem Augustinerkloster in Blomberg gehört[10]) und ist seitdem fürstliche Domaine geworden, zeigt aber weder von einem Sächsischen castrum, noch auch von einer Burg als späterem Rittersitze irgend eine Spur. In neueren Zeiten ist sie durch ein zum Sommeraufenthalt der fürstlichen Familie eingerichtetes Lustschloß ver-

6) Wo Hermann den Varus schlug, S. 136.

7) Die Urkunde findet sich bei Schaten, Annal. Paderb. tom. I. p. 216.

8) Trad. Corbej. p. 5: Buto comes tradidit mansum unum in pago Huetigo super fluvium Embrina in villa nuncupante Scitiru etc.

9) Registr. Sarrach. Nro. 3. In Scitira in pago Huuetigo megindac habet mansum unum etc.

10) Monum. Paderb. p. 202.

schönert worden, wozu die freundliche Lage im Thale der Emmer sich auch offenbar weit besser eignete, als zu einer mittelalterlichen Befestigung oder überhaupt zu irgend einem kriegerischen Zwecke.

Hiermit könnten wir diese Notiz über den zweiten aus dem achten Jahrhundert in unsern Gränzen übrig gebliebenen Namen schließen, wenn nicht eine mindestens bis ins dreizehnte Jahrhundert zurückzuführende Nachricht höchst merkwürdiger Art unsre Aufmerksamkeit noch weiter in Anspruch nähme. Es soll nemlich nach einem von Leibnitz in der Sammlung Braunschweigischer Geschichtsquellen mitgetheilten chronologischen Verzeichniß der ältesten Sächsischen Kirchen Karl der große auch in Schieder ein Bißthum gegründet haben [11]), und zwar schon im J. 783, also zwölf Jahre früher als Paderborn ein bischöflicher Sitz wurde [12]). Diese Nachricht sieht um so unverdächtiger aus, weil sie von genaueren Angaben über die späteren Schicksale des angeblichen Schiederschen Bißthums begleitet ist, von welchem gesagt wird, daß es später durch die Sachsenherzoge Bruno und Tancmar nach Vallersleben, dann durch Heinrich I nach Frohse in Nordthüringen, und endlich von Otto dem großen nach Magdeburg verlegt sey. Stammte dieses Verzeichniß, wie Leibnitz vermuthet [13]) aus dem Anfange des eilften Jahrhunderts, so würde es jedenfalls schwer halten, an der Richtigkeit der darin überlieferten Angabe zu zweifeln, aber dasselbe enthält, obgleich sonst nur bis in die Zeiten der Sächsischen Kaiser reichend, doch zugleich eine einzelne Notiz über die Grafen von Hoya aus dem Jahre 1203, welche mit Leibnitz für ein späteres Einschiebsel zu erklären wenigstens bedenklich bleibt. So müssen wir uns denn bescheiden, die Nachricht von einem Schiederschen Bißthume mit Sicherheit nicht über das dreizehnte Jahrhundert hinaus verfolgen zu können, und wenn dieselbe im vierzehnten Jahrhundert von Heinrich von Herford [14]), und in den folgenden Zeiten von Werner Rolevink [15]), in der Mindenschen Chronik bei Meibohm [16]) von Kleinsorg, Piderit [17]) und anderen häufig genug nachgesprochen wird, so zeigt schon die fast wörtliche Wiederholung derselben Ausdrücke hinlänglich die gemeinsame Quelle an [18]).

11) Auctor incertus de fundatione quarundam Saxoniae ecclesiarum ap. Leibnit. scriptt. rer. Brunsvic. tom. I, p. 260: Anno Domini DCCLXXXIII septimum (episcopatum condidit) in Schidere, quae est villa in Dominio de Swalenberge, quae postea per Brunonem et Tancwardum Saxonicos in Ballersleve transponitur, et inde per Henricum primum in Vrose, oppido Northuringiae, et tandem per Ottonem Magnum in Partinopolin, quae est Magdeborg, transfertur.

12) Paderborn, welches bis dahin unter dem Bischof zu Würzburg gestanden, erhielt im J. 795 einen eignen Bischof, s. Schaten, Annal. Paderb., Bessen, Geschichte des Bisthums Paderborn.

13) in der dem ersten Bande der scriptt. rer. Brunsvic. vorgesetzten Introductio.

14) nach dem Citate des Bischofs v. Fürstenberg, monum. Paderb. p. 202. Henricus de Hervordia ist im J. 1370 gestorben; s. ebendas. Sein noch ungedrucktes chronicon soll nach der Absicht der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde in die leider erst bis zum zweiten Bande gediehenen monumenta Germaniae historica aufgenommen werden.

15) Werner Rolevink, de antiquor. Saxon. situ et morib. ap. Leibnit. tom. III. p. 628.

16) chronicon Mindense bei Meibom. rer. German. tom. I, p. 556. Diese Chronik reicht bis zum J. 1574.

17) chronicon comitatus Lippiae, d. i. Eigentliche und ausführliche Beschreibung etc. tom. I, p. 205.

18) Dieser Punkt ist wichtig, weil dadurch alle jene Zeugnisse offenbar auf ein einziges reducirt werden, was namentlich in Bezug auf Schieder, trotz einzelner Versetzungen und Veränderungen, welche die angeführten späteren Schriftsteller vorgenommen haben, schon aus den Worten klar ist.

Nach diesem kurzen Bericht aus den Acten wollen wir dem Leser auch unser Urtheil über die Sache nicht vorenthalten. Es ist nicht zu verkennen, daß dieselbe bei dem gänzlichen Mangel anderweitiger Spuren ziemlich fabelhaft erscheint, und wir halten es in der That für völlig unmöglich, daß Schieder jemals, auch nur ein Jahrhundert lang [19]), wirklich ein bischöflicher Sitz gewesen sey. Der Beweis für die Richtigkeit dieser Ansicht kann freilich nur negativ, aber, wie es scheint, auf völlig genügende Weise, geführt werden. Einestheils kommt nemlich in den keineswegs dürftigen Nachrichten, welche über das Kloster Corvey [20]) und das Bisthum Paderborn aus dem neunten Jahrhundert vorhanden sind, ungeachtet der geringen Entfernung, und bei vielfachen Berührungen und Kämpfen zwischen dem genannten Kloster und den Bischöfen von Paderborn und Osnabrück, auch nicht die geringste Erwähnung eines Schiederschen Episcopats vor, was, wenn ein solches vorhanden war, so gut wie unmöglich seyn würde, da es sowohl an die Paderbornsche Diöcese, als an die nur einige Stunden entfernte Abtei zu Corvey, welche, wie wir oben

19) nemlich von 783 bis zu Anfang des 10ten Jahrhunderts. Die Sachsenherzoge Bruno und Tancmar sind allem Anscheine nach Oheime, der letzte vielleicht ein Bruder, Heinrichs I, der vom J. 919 bis 936 deutscher König war, s. Witichindi Corbejensis Annales, bei Meibom. rer. Germ. tom I, p. 634 flgde.

20) dem Kloster Corvey gehört nicht nur der in vorstehender Anm. erwähnte Witichind, der Vater der Sächsischen Geschichte, an, sondern eine Menge von Geschichtsquellen jener Zeit stehen in Beziehung zu demselben, wie es denn überhaupt die Wiege aller Bildung für unsre Gegenden gewesen ist. Dahin gehören die vitae Adalhardi und Walae, und die translatio S. Viti im zweiten Bande der Pertzischen monumenta Germ. Aber auch an Urkunden aus dem 9ten Jahrh. fehlt es nicht, wie man sich aus Schatens Annal. Paderb. und Wigands Corveyscher Geschichte überzeugen kann.

gesehen haben, sogar Güter in Schieder besaß, gegränzt haben müßte. Anderentheils läßt sich nicht einmal ein Gebiet zwischen dem, was erweislicher maaßen schon damals den Paderbornischen, Mindenschen und Hildesheimschen Sprengeln angehört hat, für die Schiedersche Diöcese ausfindig machen. Corvey mit seinem Gebiete macht schon seit der Stiftung des Klosters im J. 816 einen Theil des Paderbornschen Sprengels aus [21]); Brakel, Warburg, der größeste Theil des heutigen Fürstenthums Lippe haben ohne allen Zweifel in kirchlichen Dingen ebenfalls von Anfang an unter Paderborn gestanden, so daß in Süden und Westen durchaus kein Platz offen ist. Nach Norden beginnt schon wenige Stunden von Schieder, bei Varenholz und Rinteln, die Mindensche Diöcese [22]); nach Osten aber gerathen wir, sobald wir die Weser und die Gränzen des Paderbornschen Sprengels überschreiten, alsbald in das Gebiet des Hildesheimschen Bischofs [23]). Endlich wird in den ausführlichen Erzählungen, welche die ältesten Magdeburgischen Chroniken über die Gründung des dortigen Erzstiftes geben [24]), der angeblichen

21) s. hist. translat. S. Viti bei Pertz, tom. II, p. 579; vergl. Wigand, Geschichte von Corvey und Hörter, S. 39. Die folgenden Angaben bedürfen keiner einzelnen Belege, da die gesammte Geschichte der Bisthümer Paderborn, Minden und Hildesheim den Beweis liefert.

22) Dies beweiset unter andern die Stiftungsurkunde des Klosters Möllenbeck, vom J. 896, abgedruckt bei Grupen, orig. Germ. tom. III, p. 123.

23) Elze, Gandersheim, Alfeld, die ausgemachter Weise von Anfang der Hildesheimschen Diöcese angehört haben, liegen nur wenige Meilen jenseits der Weser, in Bezug auf andere dem Flusse noch näher liegende Orte sind dem Verfasser nicht gleich Beweise zur Hand; doch werden sie sich leicht finden lassen.

24) M. s. das chronicon Magdeburgense im zweiten Bande von Meibom. rer. Germ., die erectio ecclesiae Magdeburgensis nebst den Ottonischen Urkunden bei eben demselben im ersten Bande, S. 731 flgde.

Verlegung desselben von Frohse, Vallersleben oder Schieder her mit keinem Worte gedacht, wohl aber der Schwierigkeiten, die Kaiser Otto I gefunden, den Bischof von Halberstadt, zu dessen Diöcese bis dahin Magdeburg gehört hatte, zur Einwilligung in die neue Stiftung zu bewegen, durch welche ihm wichtige Gebiete und bedeutende Einkünfte entzogen wurden.

(Schluß folgt.)

Wie entdeckt man die Verfälschung des Olivenöls mit Mohnöl?

Aus Versuchen von Pouillet und Boudet ergiebt sich, daß das Olivenöl durch Einwirkung von salpetriger Säure sehr bald in eine feste talgartige Masse umgeändert wird, dieses ist aber nicht der Fall beim Mohnöl. Man hat hierauf ein Mittel gegründet, um eine Verfälschung des käuflichen Olivenöls mit Mohnöl, die mehr und mehr überhand nimmt, zu entdecken. Die Probe ist einfach und sicher, wie wir aus eigenen Versuchen bestätigen können. Man stellt sie folgendermaaßen an. In ein Loth-Glas gebe man 200 Gran, oder auch nur ein halb Loth Olivenöl und setze unter Umrühren 10 bis 15 Tropfen rauchender Salpetersäure (eine rothe Flüssigkeit, die orangefarbene Dämpfe ausstößt und die ein Gemenge ist von Salpetersäure und salpetriger Säure) hinzu; nach kurzer Zeit wird das Oel zu einer festen Masse erstarren. Enthält das Olivenöl nur 1 bis 2 Procent Mohnöl, so werden gegen 40 Minuten hingehen, ehe das Erstarren eintritt; enthält es gegen 20 Procent, so werden über 90 Minuten hingehen und die erstarrte Masse wird nicht so fest seyn, und wenn noch mehr Mohnöl zugegen ist, so wird die Erstarrung noch längere Zeit dauern, sehr unvollständig seyn, und der größeste Theil des Oels, selbst die ganze Menge desselben, wird flüssig bleiben. Um sich erst von der Wirkung der Säure auf das Oel zu überzeugen, und die Erscheinung kennen zu lernen, kann man absichtlich den Versuch mit reinem Baumöl und mit Baumöl, dem man 5 bis 20 Procent Mohnöl zugesetzt hat, anstellen.

Chronik des Tages.

Detmold, den 6. Jul. 1835. — Sonntags den 6. Juni 1830, Sonntags den 6. Juli 1834 und wieder Sonntags den 5. Juli 1835 ist das Amt Detmold von Hagelschlag betroffen. Gestern, Nachmittags 3 Uhr, zogen wie im Jahre 1830 weißliche Gewitterwolken vom Lippischen Walde unweit Berlebeck über Schönemark nach dem Leistrupper Walde. Da erhob sich ein Sturm und jagte die Wolken über Diestelbruch und Vahlhausen nach Cappel und über Mosebeck nach Barkhausen hin. Platzregen und zackige Schlossen, mitunter von der Größe eines Taubeneies, haben Rauhfutter, Flachs, Weizen und andere Früchte in Gärten, Feldern und Wiesen zu Vahlhausen, Mosebeck, Obernhausen, Wiesen und Barkhausen beschädigt und Fensterscheiben zerschlagen; doch scheint der Verlust dießmal nicht ganz so groß zu seyn, wie er bei den früheren Hagelwettern gewesen ist.

Charade.

Zweisylbig.

Die erste, sanft und angenehm,
Macht mir die zweite unbequem,
Wie sie die erste mir beschwerlich,
Sind beide wohl gleich unentbehrlich.
Sobald indeß die erste weicht,
Greif' ich zum Ganzen weit und leicht,
Und trage mit Gelehrtenwürde
Behaglich die willkomm'ne Bürde.

(Auflösung in № 16.)

Auflösung des Räthsels in № 14:

Hanswurst.

Hierbei № 15. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 16.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 22. Juli 1835.

Die Bildung des Schönheitsgefühles, ein wichtiger Theil der Jugenderziehung.

Vom Dr. Harleß in Herford.

(Schluß.)

Wohl dann, wenn der Natur auch die Künste freundlich die Hand bieten! Wenn Tonkunst, Baukunst und Malerei sich einfinden, um den späteren Eingang in das allerheiligste Gebiet der Dichtkunst zu bahnen! Denn auch hier erinnert Jean Paul wieder mit tiefer Wahrheit, in das Kunstreich der durch äußere Sinnen bedingten Schönheiten, der Malerei, Musik, Baukunst sei das Kind früher zu führen als in das Reich der durch den innern Sinn bedingten, der Dichtkunst. Nicht als ob damit die Dichtkunst ganz von dem Kindesalter ausgeschlossen wäre! denn wir wissen es ja Alle selbst von unserer Jugendzeit her, wie wir manche schöne Fabel, manches Liedchen blos darum mit dem größten Vergnügen gelernt, weil es in Versen, weil es gereimt war, — weit lieber, als wenn wir hätten die schönsten Mährchen in Prosa lernen sollen. Der Reim und das Metrum üben eine große Kraft über die Kinder aus; es lernt sich und behält sich so leicht, was rhythmisch ist, ja das Lernen selbst ist schon eine Art geistiger Wollust oder, wenn man es sagen darf, geistigen Sinnenkitzels bei Vielen, und auch wo es ganz maschinenmäßig abläuft oder gar aus Zwang geschieht, ist es doch immer eine leichtere Mühe als jede andre Kopfarbeit. Aber das Kind ist zu sehr sinnliches Wesen, um die innere Kraft der Dichtkunst, die geheimen Genüsse dieses Zaubergartens, zu dem nur Gereifte den Schlüssel besitzen, zu fühlen und zu suchen. Darum trete fürs Erste Auge und Ohr in die Rechte des inneren Sinnes, und weide sich an der sinnlichen Empfindung; das Geistige wird nachkommen. Wer es nur irgend kann, versage seinem Zöglinge nicht die Mittel ein gutes Tonstück zu hören, nicht den Aufwand ihn in der Musik unterrichten zu lassen. Zwar sind nicht Alle berufen etwas Höheres darin zu leisten, sehr Wenige nur sich als Künstler auszuzeichnen; allein

nie bleibt die Beschäftigung ohne allen Nutzen, wenn nicht verkehrte Methode am ungünstigen Erfolg schuld ist. Denn gar manches Talent hat schon das Mißgeschick gehabt, durch falsche Behandlung von Seiten der Lehrer und hierdurch erzeugte Ungeduld der über die zu großen Kosten betroffenen Eltern zu verkümmern und unterdrückt zu werden. Ein Gleiches gilt vom Zeichnen, einem sehr beachtungswerthen Mittel den Sinn für das Regelmäßige, Wohlgefällige, Uebereinstimmende zu schärfen und zu erheben. Aus guten Zeichnern sind nicht nur gute Maler, sondern auch gute Baukünstler, überhaupt aber praktisch höchst brauchbare Menschen mit einem feinen Gefühl für das Schickliche und Passende hervorgegangen. Die Malerei in der Ausübung bewahren wir für spätere Jahre; als Vorschule zur Geschmacksbildung können ihre klassischen Werke nicht früh genug beachtet werden. Doch auch hier warnet der weise Spruch: Siehe, was an der Zeit ist, und daß du nicht zu viel thuest!

So gelte denn als einer der Schlußsteine dessen, was für das Haus auch neben der Schule gehört, die Erfüllung der Bitte: Gebet Euren erwachsenern Kindern gute, klassische Dichterwerke fleißig in die Hände, und haltet darauf, daß sie einen Theil ihrer Freistunden dazu benutzen, sich an ihnen zu bilden und zu erwärmen. Schon dann ist des Guten viel geschehen, wenn dadurch die wuchernde Unkrautsaat geistig abstumpfender und sinnlich reizender Romane niedergehalten wird. Ach, es ist gegen dies um sich fressende Uebel der Zeit ohnedem fast nicht mehr anzukämpfen! Mit der Zahl der Leihbibliotheken mehrt sich die Zahl der jungen Romanleser, und nur der kleineren Hälfte gelingt es, vor diesen Riffen unbeschädigt vorbeizusegeln! Und noch immer viel zu wenig achten die Eltern, die es allein thun könnten, denen es eine theure Pflicht sein sollte, auf die von dieser Seite drohenden Gefahren, — und warum weniger? Oft

aus Gleichgültigkeit, oft aber auch aus einem vermeintlichen Liberalismus, der sich auf Beispiele beruft, in denen die gute Natur stark genug gewesen ist, die gefährliche Kost zu überwinden. Als ob deßhalb die Gefahr aufhörte! Vermöget Ihr aber vollends es dahin zu bringen, daß Eure Kinder an den Blumenbeeten der Dichtung Geschmack finden, so habt Ihr das Unkraut an der Wurzel gefaßt. Haltet zu diesem Ende auf eine richtige Stufenfolge in dem, was Ihr ihnen in die Hand gebt. Fanget darum lieber mit guten Blumenlesen an, ehe Ihr zu Gesammtwerken fortschreitet. Man hat ja der guten Sammlungen, von Wagner, Pölitz, den Bremern, Ziegenbein, Oltrogge ꝛc. so viele, daß die Wahl nicht schwer fallen kann. Vor allen vergesset Campe's Kinderbibliothek nicht. Sie ist und bleibt ein musterhafter Schatz kindlicher Weisheit und Anmuth. Die alte Erfahrung, die dafür spricht, wird noch täglich neu. Lasset sie viel daraus auswendig lernen, wenn es nicht schon durch die Schule geschieht. Unwillkürlich prägt sich so der Sinn für die technische Güte der Form ein. Noch besser, wenn dies zugleich mit Gesang verbunden werden kann, wozu die zweckmäßige Sammlung von Jugendliedern durch Werdemann so gute Dienste leistet. Denn, schließt nicht der Gesang, wie eines Jeden Herz und Gemüth, so auch das kindliche auf? Ich habe ihn nicht vergessen, als ich vorhin von der Musik sprach, weil nichts wahrhaftere Musik ist. Und sollte auf Erden keine andere zu hören und zu üben sein, es würde schon hinreichen, die hohe Kraft der Tonkunst zu bewähren.

Ist nun das Kind zum Jüngling, zum sittigen Mädchen herangereift, dann hört zwar das Geschäft der Erziehung noch nicht auf, aber es wird einfacher, unsichtbarer, und erquickt gleichsam nur noch mit dem wohlthätigen Thau der Ermahnung und Weisung die sich selbst am

kräftigsten entwickelnde Frucht. Dann mag es sich zeigen, ob der giftige Wurm der Selbstsucht und Eitelkeit von ihr fern geblieben ist; denn diese zerstört alle geistige und sittliche Bildung in ihren geheimsten und zartesten Wurzeln, und pflanzt an deren Stelle conventionelle Halbwisserei, unbändiges hohles Raisonnement, flaches unduldsames Urtheil über Alles ein. Gott bewahre uns bei Zeiten vor dieser überhandnehmenden Fluth von Seichtlingen und Schwätzern, von Alleswissern und Begaffern, von Redensartenjägern und Journalhelden, die zum Theil auf den Tummelplätzen der Modeblätter ihr Wesen selbst treiben; sonst geht die wahre, gründliche, gediegene Bildung, der ächte tiefe Schönheitssinn bei der Menge mehr und mehr verloren! Gott bewahre mich aber auch vor Lesern, die da glauben, ich rede solcher Thorheit das Wort und spreche von ästhetischer Erziehung, blos um zu zeigen, wie man lernen soll über einen neuen Roman eine salbungsvolle Rede zu halten, über Musik und Schauspiel mit eingekneteten Effectsalven um sich zu feuern, und was dergleichen Modeschwänzeleien noch mehr sind. Heilig bleibe du mir allein, heiliges Gefühl für das Sittlichschöne, das du tief verschlossen mit geheimem, aber um so gewisserem und bleibenderem Segen waltest! Weihe mit deiner himmlischen Kraft die Gemüther der theuern Jugend, daß sie lerne ihre Begierden im Zaum zu halten, über rohe Sinnlichkeit zu siegen, die Phantasie zu zügeln, auf daß sie nicht der Vernunft die Spitze biete und nicht das edelste Kleinod jugendlichen Charakters, verständige Selbstherrschaft, im Strome des brausenden Lebens untergehen lasse!

Dazu wirke Du nur treu und redlich, elterliches Haus, im einträchtigen Bunde mit der Schule, deren Aufgabe für die Bildung eines wahrhaft schönen Gefühls hier zu untersuchen nicht der Ort ist. Kann aber Keines ohne

das Andere irgend eine der verschiedenen Sphären der Jugendbildung überhaupt mit Vollständigkeit und Nachdruck umfassen, so geht das am wenigsten bei dieser Sphäre, nicht nur weil von den Mitteln, deren hierzu beide sich bedienen müssen, gar viele dieselben sind, sondern auch weil harmonisches Zusammenwirken von Schule und Haus erst allein jene Sicherheit des Stufenganges erzeugt, sei es in der Lehre, sei es in der Behandlung, ohne welche kein Heil zu hoffen ist. Möge darum der liebende Vater fleißig und gern mit dem treuen Lehrer Rath halten, nicht um vor diesem, wie es so alltäglich geschieht, des eigenen Kindes Schwächen zu beschönigen, sondern um eines gleichmäßigen Verfahrens willen! Möge er den Lehrer gerne und sorgsam unterstützen, nicht durch momentanes Zufahren mit der Zuchtruthe, sondern durch liebende Aufsicht auf jeden Schritt, den er beachten kann! So reife dann, durch Religion, Tugend und Schönheit gehoben und gepflegt, der junge Erdenbürger für Erde und Himmel zugleich!

H. Harleß.

Fragmente zur Geschichte und Alterthumskunde des Fürstenthums Lippe.

II. Skidroburg (Schieder.)

(Schluß.)

So liegt denn nichts näher, als entweder die Nachricht von einem Schiederschen Bißthume für ein Mißverständniß späterer Schriftsteller zu erklären, oder jene angebliche Stiftung Karls des großen für einen bloßen niemals zur eigentlichen Ausführung gekommenen Entwurf zu halten, welchen Weg die Paderbornschen Ge-

schichtschreiber Schaten [25]) und Bessen [26]) eingeschlagen haben. Uns scheint jedenfalls das erste wahrscheinlicher, weil im andern Falle doch eines der benachbarten Episcopate, Paderborn, Hildesheim oder Minden an die Stelle von Schieder getreten seyn müßte, während sehr bestimmten Ueberlieferungen nach [27]) Paderborn statt des anfangs zum bischöflichen Sitze bestimmten Herstelle an der Weser, Hildesheim aber statt des früher von Karl ausersehenen Eltze gewählt worden, Minden dagegen schon im J. 780, also vier Jahre vor jener Anwesenheit Karls bei Schieder, gestiftet ist. Freilich weiß Schaten sogar den Namen des Presbyters [28]), den Karl der Schiederschen Kirche bis zur vollständigen Einrichtung des beabsichtigten Bißthums vorgesetzt haben soll; aber wo dieser Schriftsteller, statt Quellen anzuführen, sich, wie hier, blos auf Sage oder Tradition beruft, kommt ihm nicht die geringste Autorität zu. Ein anderes ist es nun freilich, das Vorhandenseyn eines Mißverständnisses vermuthen oder auch mit Bestimmtheit erkennen, ein anderes, die Quellen desselben nachweisen, und zu diesem letzteren sind wir in der That auch hier nicht im Stande, sondern müssen uns begnügen, dem Leser eine hoffentlich nicht allzu weit hergeholte Vermuthung vorzulegen.

Der Ort Schieder, welcher gegenwärtig außer dem schon erwähnten Fürstl. Lippischen Lustschlosse und der sogenannten Meierey, einer nicht unbeträchtlichen Domaine, Sitz eines Justiz- und Verwaltungsamtes ist, enthält überdem eine Anzahl Bauerhöfe, von denen, wie oben erwähnt worden, einige in früheren Jahrhunderten nach Corvey gehört haben. Der eigentliche Gutsherr aber ist vom zehnten bis zum vierzehnten Jahrhundert der Erzbischof von Magdeburg gewesen, und zwar durch eine Schenkung Ottos III. Die Sächsischen Kaiser in diesen Gegenden begütert zu finden, kann uns um so weniger befremden, da Heinrichs I Gemahlin Mathilde, die Stamm-Mutter der Ottonen, aus dem Geschlechte Witekinds, des Herzogs der Engern, jenes berühmten Gegners Karls des großen, ist, woher denn auch Enger bei Herford, welches stets mit Schieder zusammen als eine Magdeburgische Besitzung diesseits der Weser genannt wird, Eigenthum Ottos I, der es dem Erzstifte geschenkt hat, geworden seyn mag. In diesem unten näher darzulegenden Zusammenhange zwischen Schieder und dem Erzbißthum Magdeburg dürfte der Grund jener seltsamen Nachricht von der Verlegung eines Schiederschen Bißthums zu suchen seyn, und es könnte derselben allerdings die Wahrheit zum Grunde liegen, daß irgend eine geistliche Stiftung oder Pfründe schon durch Otto den großen von dort nach Magdeburg verlegt wäre, woraus dann irgend ein Mißgriff eines unwissenden Schriftstellers ein Bißthum gemacht hätte. Auch mit der früheren Verlegung dieser Pfarrei oder Pfründe nach Vallersleben, und von da nach Frohse kann es seine Richtigkeit haben unter der keineswegs unwahrscheinlichen Voraussetzung, daß schon vor Heinrich I die Familie Otto des Erlauchten, das nachmalige Sächsische Kaiserhaus, Schieder besessen habe.

Da der vollständige Abdruck der Urkunden, auf welche hier Bezug genommen ist, einen für eine Zeitschrift wie das Magazin ungebührlich großen Raum einnehmen würde, so wollen wir uns auf einige kurze Nachweisungen beschränken.

25) Schaten, Annal. Paderb. tom. I, p. 3.

26) Bessen, Geschichte des Bisthums Paderborn. Thl. 1, S. 57.

27) s. das oft erwähnte Verzeichniß der ältesten Sächsischen Kirchen, das chron. Mindense, und die andern in Bezug auf das angebliche Schiedersche Bißthum oben angeführten Schriftsteller.

28) Schaten, Annal. Paderb. tom. I, p. 3. Albertus soll der Mann geheißen haben, (traditur).

Im J. 968 schenkt Otto I. dem von ihm gegründeten Erzstift Magdeburg die Abtei des h. Dionysius zu Engern (Angerm), welche seine Mutter Mathilde gestiftet hat [29]). Im J. 997 fügt Otto III. das Gut (curtem) Sigri in pago Angri [30]) hinzu, welches wahrscheinlich nur eine verderbte Schreibart für Schideri ist. Auch in der Angabe des Gaus steckt ein Fehler, denn Schieder lag im Gau Huetigo. Dennoch darf man an der Sache selbst nicht zweifeln, denn zwei Urkunden Heinrichs II. bestätigen unter deutlicher Bezeichnung Schieders die Schenkung Ottos. In der ersten vom J. 1005 liest man zwar abermals nicht Schidere, sondern Sudere; aber hier werden zur genaueren Bestimmung noch die Gaue Wetego und Dietmelle und die Flüsse Hambrina (Emmer), Nisa (Nise), Wermana (Werre) erwähnt, so daß kein Zweifel seyn kann, daß man statt Sudere vielmehr Scidere zu lesen hat [31]). Die zweite ist eine Gesammtbestätigung

29) Schaten, Annal. Paderb. I, 311.

30) Schaten, Annal. Paderb. I. 345. Dieses Sigri in pago Angri hat trotz der verhunzten Schreibart schon Schaten für Schidere in pago Huetigo genommen, und mit Recht, wie die folgenden Urkunden zeigen. Wahrscheinlich war hier auch Enger erwähnt, und die Urkunde ist beim Abschreiben verstümmelt worden.

31) Diese Urkunde findet sich bei J. P. de Ludewig, reliquiae manuscriptorum, tom. XII. p. 358. Folgendes ist ein Auszug daraus: Quapropter notum volo fieri omnibus tam futuris, quam praesentibus, qualiter justa Domini Taganonis petitione archiepiscopi Magdeburgensis ecclesie, civitatem Sudere cum omnibus appendentiis suis in pagis Gesinegauue, Wetego, Thilere, Lingarruue, Sorethfeld, Dietmele, Lethgarruue sitis, forestis scilicet his tribus fluviis Hambrina, Nisa, Wermana determinatis et ceteris cuique loco necessariis, pratis videlicet, molendinis, campis, culturis, mansis, servis, liberis quoque, qui Regie jam potestatis erant, a seniore et antecessore meo Tertio Ottone eidem ecclesie concessam, ea videlicet ratione, ut nullus Dux, nullus comes, nulla persona, praeterquam ipse archiepiscopus elegerit, quicquam judiciarie potestatis meae agere audeat, assensu nostro firmare velimus, etc.

der Magdeburgischen Besitzungen und Rechte, vom J. 1009 [32]), worin aber der Kaiser noch insbesondere die freien Familien zu Schideri und Angeri von jeder andern Jurisdiction und Hoheit außer der Erzbischöflichen ausnimmt. Daß dieses Verhältniß bis ins vierzehnte Jahrhundert fortgedauert hat, und die Grafen von Schwalenberg in Bezug auf Schiedersche Rechte und Einkünfte Lehnsleute des Magdeburgischen Erzstiftes gewesen sind, zeigt eine Urkunde des Fürstl. Lippischen Archivs in Detmold vom 30ten April 1350, durch welche Heinrich Juncher von Schwalenberg an Otto, Edlen Herrn zur Lippe, folgende Gegenstände verkauft:

„all unse gut dat wy hebbet, und van rechte hebben scholen, und unse olden gehat hebbet van unsen heren ertzbyschope van Cölne und van unsen heren und stichte van Magedeborch, also et hyr namen screven ys, verleynet und unvorleynet, myt aller tobehoringe und allerlye Slachtenut, dat dorp to Schydere, den howolt, wo de dar to horet, den Barchoff, pe brunebecke, hyddenhusen, all dat gud to dem brake, den heymberch, und allerleye gud, dat dar to horet“ [33]) ꝛc.

Schließlich wollen wir hier noch die Notiz beifügen, daß, was auch an Schiederschen Stiftungen nach Magdeburg verlegt, oder an Einkünften für geistliche Zwecke dorthin gegangen seyn mag, das Dorf Schieder dennoch im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert eine eigne

32) bei Schaten, Annal. Paderb. tom I, p. 391.

33) Die Mittheilung dieses Auszugs aus einer noch ungedruckten Urkunde verdankt der Verfasser dem regen Antheil, welchen der Herr Archivar Wasserfall an diesen kleinen historischen Arbeiten nimmt. Auch auf die in der Anmerkung 31 angeführte Urkunde ist er durch denselben aufmerksam gemacht worden.

Kirche und wahrscheinlich auch einen eignen Pfarrer gehabt hat, während jetzt nur von Zeit zu Zeit durch den Prediger des benachbarten Kirchdorfes Wöbbel in der Schloßkapelle Gottesdienst gehalten wird. Dies beweisen die aus jener Zeit auf uns gekommenen Archidiaconatverzeichnisse der Paderbornschen Diöcese, in welchen unter dem Archidiaconat Steinheim, neben Wöbbel, Schwalenberg und Reelkirchen, auch Schieder als Pfarrei aufgeführt wird [34]). Die Reformation scheint diese Veränderung herbeigeführt zu haben, indem nach archivalischen Nachrichten die Schiedersche Kirche nach Blomberg verlegt, und also wahrscheinlich in Folge der Einziehung des dortigen Augustinerklosters, in dessen Besitze damals die Meierey war, eingegangen ist [35]).

Detmold. Schierenberg.

34) In der im J. 1231 gemachten Anordnung der Archidiaconate (Schaten Annal. Paderb. II, p. 15) setzt der Bischof fest: Quintam sedem Stenhem cum his ecclesiis Beldersen, Oldenberge, Holthusen, Sumersile, Monasterium, Leverinctorp, Collerbike, Valkenhagen, Burghagen, oppidum Swalenberch, Scithere, Wicbilethe (Wöbbel), Byche, capella Relinkerke, Sandenebike, Pumessen, Lugethe cum earum Ecclesiis et capellis. In einem, wie es scheint, jüngeren Verzeichnisse (Wigand, der Corveysche Güterbesitz, S. 225) finden sich im Archidiaconat Steinheim folgende Pfarreien verzeichnet: Stenhem, Nym, Sandebeke, Pomessen, Erwordessen, Munster, Vorde, Somerselen, Swalenborch, Schyder, Relenkerken, Webelde, Cappelde, Blomberge, Beghe, Donepe, Berentorpe, Lude, Holthusen, Oldenstorpe.

35) Nach einer mündlichen Mittheilung des Herrn Archivars Wasserfall an den Verfasser ist die Glocke nebst Kelch und Kirchengeräth von Schieder nach Blomberg gekommen. — Das Kloster Blomberg hatte schon vor seiner im J. 1572 erfolgten Aufhebung die Meierey Schieder an die Lippischen Grafen verkauft, s. den folgenden Aufsatz, zu Anfang. Nur ist dies nach einer Mittheilung des Herrn Archivars Wasserfall nicht 1556, sondern schon 1535 geschehen.

Ueber das Sinken des Wohlstandes der Stadt Blomberg.

Mit Theilnahme wird mancher Lipper den interessanten Aufsatz in Nrs 9 und 10 dieser Blätter über das Sinken des Wohlstandes der Stadt Blomberg gelesen haben; deren Bürger schon 1447 unter dem jungen Grafen Bernhard bis zum Untergange der Stadt gegen die Böhmen kämpften; wo die Altvorderen unseres Regentenhauses blühten; wo Bernhardus Bellicosus in der schönsten Kirche des Landes ruhet; auf deren Rathhause Graf Simon den 17ten Januar 1593 die Hofgerichts-Ordnung besiegelt und unterschrieben hat; zu deren Kloster auch die Meierey Schieder „das schöne praedium zu Newen Schier" gehörte, welches die Mönche um das Jahr 1556 den Grafen Bernhard und Hermann Simon verkauft haben.

Die einst so begüterte, in der Lippischen Geschichte berühmte, Residenzstadt und stärkste Festung des Landes mit ihren Wartthürmen „to Maien", auf dem Eichen- und-Riechenberge zeigt jetzt nur noch in ihren Trümmern die alte Herrlichkeit. Die Burg ist mit einer grauen Farbe aufgefrischt, sie erscheint nicht mehr alt und nicht neu; der Wall, auf welchem 1447 der junge Graf Bernhard focht, ist zu einem Aurikeln-Gärtchen herabgesunken; die große ehrwürdige Linde vor dem Weinthore ist hohl und morsch geworden und hat ihre Aeste verloren; die S. Martini-Kirche ist in einen Schutthaufen zusammengestürzt, nur der hohe, feste Thurm trotzt noch Stürmen und Wetter; die Klosterkirche, dieses herrliche Gebäude mit Bernhards Monument, dem Herrschaftlichen Begräbniß und dem Wunderbrunnen, in welchen das vom Grafen Bernhard zum Feuertode verdammte Weib, Alheyd aus dem seeligen Winkel zu Blomberg, geraubte Hostien geworfen hatte, bedarf bedeutender Reparaturen, wozu das Geld fehlt; die vom

Pastor Justus Piderit 1572 gestiftete „publica Bibliotheca zum Blumberg“ ist zerstreut; Blombergs Postwagen sind leer und seine Chausseen tragen Gras; die fleißigen Mittelbürger sind am meisten verarmt, ihre Grundstücke sind zum Theil in den Händen einiger Wohlhabenden, welche sich ein Landgut in der Feldmark zusammengekauft haben und die Früchte des Landes in sicherer und behaglicher Ruhe verzehren. Wie sehr die Wohlhabenheit im Ganzen trotz aller Anstrengungen und Entbehrungen gesunken ist, wie Concurse und auch Processe zugenommen haben, das wurde in dem oben erwähnten Aufsatze klar und überzeugend nachgewiesen.

Doch wozu helfen da Klagen und Besorgnisse, wo gehandelt werden muß? Möchten nur Blombergs Bürger den frohen Muth ihrer Vorfahren bewahren, welche die von den Böhmen verwüstete und niedergebrannte Stadt schöner wiederaufbauten; welche, obwohl ein schreckliches Ungewitter, Donner, Blitz, Hagel und Platzregen 4 Stunden lang über der Stadt gestürmt, die Früchte zerschlagen und oben auf dem Berge eine solche Wasserfluth angehäuft hatte, daß dadurch ein Stück von der Stadtmauer hinter dem Kloster 60 Fuß lang aus dem Fundament gerissen und in den „Oliedick“ getrieben war — nachmals, den 24sten Juni 1604, jenes glänzende Freischießen veranstalteten, das die Grafen Simon der Jüngere, Otto und Hermann, Gebrüder und edle Herrn zur Lippe, 5 Grafen von Styrum und Limburg, Schützen von Cassel, Soest, Lippstadt, Paderborn, Corvey, Hameln und Eimbeck besuchten. Noch stehet Blombergs bedeutungsvolles Wahrzeichen auf der Burg, ein alterthümliches Werk der Bildhauerkunst: Caleb und Josua, welche köstliche Weintrauben aus dem gelobten Lande herantragen; noch stehen schlanke Eichen auf jenen Waldhuven, von denen eine alte Sage berichtet, daß ihnen Karl der Große die Königsfreiheit verliehen habe; noch

rieseln zahllose Wasserfälle an der nördlichen Seite des Blumenbergs hinab; noch führt die Hurwiehe, für deren Leitung zur Bergstadt den Räubern Hur und Wiehe Leben und Freiheit geschenkt ist, ein trinkbares, zum Bierbrauen vorzügliches Wasser heran; und noch gibt es viele fleißige und einige wohlhabende Bürger, welche ihren Blumenberg mit den Bergen und Wäldern Amerikas nimmermehr zu vertauschen gedenken.

Mag auch allerdings der gestörte Verkehr bedeutend schaden, so scheint Blomberg doch noch nicht ganz verloren zu seyn, wenn dasselbe auch die sonstigen Ursachen des sinkenden Wohlstandes in der eigenen Stadt zunächst aufsucht und ihnen hier entgegen arbeitet. Die einst so besuchte Straße von Cöln nach Magdeburg wird selbst dann, wenn hohe Zölle die Grenzen des Landes nicht mehr umgarnen, niemals wieder über Horn und Blomberg führen, seitdem der nähere Weg von Paderborn nach Hörter chaussirt und hier die verfallene Weserbrücke wieder aufgebaut ist. Werden die Gewerbe nicht vervollkommnet, dann möchte auch der Beitritt unsers Landes zum großen deutschen Zollverbande in den ersten Zeiten Blomberg wenig Nutzen schaffen. Da der Ort vielleicht in die erste Zolllinie kommen würde, so könnte das durch die Waldgebirge erleichterte Schmuggeln die Moralität der biederen Blomberger verderben und manchen rechtlichen Kaufmann, welcher nicht schmuggeln mag, dahin bringen, auszuwandern oder Elle und Waage auf immer zur Seite zu legen.

Die Werkstätten von 116 Schuhmachermeistern und noch 16 Meisterwitwen erleiden jetzt den größten Verlust. Trotz des merkwürdigen Laufens nach den fernsten Märkten, wobei allemal der 5te Schritt zugegeben wird, kann fast nichts verdient werden. In den Werkstätten der 34 Schreinermeister und 3 Schreinerwitwen wurden meist nur Stühle verfertigt; feinere Möbeln

können viele Meister nicht machen. Die Zeugmacher stellen ein loses, unegales, wollenes Gewebe von der schlechtesten Beschaffenheit her, 8 Ellen für 1 Rthl.; sie kennen und gebrauchen keine Maschinen und würden jetzt, wenn ihnen auch ganz Preußen offen stände, mit Ausländern nicht mehr concurriren können. Patriotisch gesinnte Männer sollten auf die Einführung neuer und die Verbesserung bestehender Gewerbe bedacht seyn und jungen Leuten zweckmäßige Unterweisung im Auslande verschaffen. Die Errichtung einer Flachsspinnschule möchte zu versuchen seyn. Capitalisten sollten Fabriken, etwa eine Coiting-Fabrik anlegen und das treffliche Gefälle bei der Walkemühle, welches Kratz- und Spinnmaschinen treiben würde, benutzen. Im Lippischen würde ein großer Theil der Waaren Absatz finden können. Würden auch nur erst Versuche im Kleinen gemacht, wie von Sobbe, dem ersten Zeugmacher in Blomberg, welcher nur mit einem Stuhle angefangen hat und doch reich geworden und zum Burgemeister der Stadt erwählt worden ist.

Die Hülfe scheint zuvörderst in der Nähe, in der eigenen Stadt, nicht zu weit in der Ferne, nicht allein in künftigen, ungewissen, äußeren Verhältnissen gesucht werden zu müssen. Sind erst bessere, ausgezeichnete Kenntnisse unter den Handwerkern verbreitet; so wird ihr rühmlicher Gewerbsfleiß, ihre Sparsamkeit und Mäßigkeit sie schon jetzt nicht viel tiefer mehr sinken lassen, und wenn dann noch die Freiheit des Verkehrs wiederhergestellt ist, dann wird auch Blombergs früherer Wohlstand zurückkehren.

Chronik des Tages.

Brake. — Die Aussichten zu einer günstigen Erndte sind am 5. d. M. durch ein heftiges, mit Sturm, Hagel und Platzregen verbundenes Gewitter für viele Colonen des hiesigen Amts völlig zernichtet. Aus Süden kommend, durchzog dasselbe die Feldmarken der Dorfschaften Wiembeck und Hasebeck. Der Sturm war dabei so heftig, daß davon in den Holzungen die stärksten Eichen entwurzelt, und auf den Höfen viele Obstbäume niedergeworfen sind. Das Winterkorn und das Rauhfutter haben vom Hagel am meisten gelitten, aber auch Gerste, Hafer und Flachs sind mehr oder weniger beschädigt. Dabei ist auch der Verlust an Heu nicht unbeträchtlich, indem vieles fortgeschwemmt, anderes verdorben und das noch stehende Gras verschlemmt wurde. Wie bedeutend der Schaden sey, wird die ergeordnete Taration desselben näher ergeben.

Buchstaben-Räthsel.

Mit warmem Blut und leichtem Kleide
Geselle ich mich gern zu Dir,
Erzähle von der Kinder Freude,
Und bin ein nützlich frohes Thier;
Doch lischt in mir des Lebens Gluth,
Mußt du vor meinem Hauch dich hüten,
Denn wo mein dunkler Schatten ruht,
Verwelken schnell der Freude Blüthen.
Nimm mir das Haupt, und frei und munter walle
Ich durch der Thäler laubbekränzten Raum;
Doch wenn im Lauf gehemmt, ich plötzlich falle,
Spritzt lärmend auf des Zornes Schaum.
Hoch steig' ich, dürstend stets nach Licht,
Empor auf nie betretnem Pfad,
Und wenn auch Helios mir dräuend nah't,
Ich schau ihm keck ins strahlende Gesicht.

B. . . . . n.

(Auflösung in № 17.)

Auflösung des Räthsels in № 15:

Schlafrock.

Hierbei № 16. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 17.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 29. Juli 1835.

Der alte Harfner.

Aus der Mappe eines Ungenannten.

Wes Stimme dringt so rührend
Tief aus dem Thale her,
Die bangen Töne führend
So klagend und so schwer?

Des alten Harfners Klage,
Des alten Harfners blind;
Man trug an diesem Tage
Zum Grab', sein letztes Kind.

Der Mutter selig Ende,
Es sind nun siebzehn Jahr.
Der Alte ringt die Hände,
Und Kummer bleicht sein Haar.

Sein Aug' wird matt und trübe,
Nimmt keinen Lichtstrahl ein;
Doch blieb ihm noch die liebe,
Die holde Tochter sein.

Sie reicht ihm seine Speise,
Sie reicht ihm seinen Trank,
Sie führt ihn sanft und leise,
Und pflegt ihn, wenn er krank.

Wenn er sein Lied erhebet
Zu seinem Harfenklang:
Ihr Silberton durchbebet
Des Alten düstern Sang.

Da brach das zarte Leben
Die Hand des Todes ab.
Gott mußt er wieder geben,
Was ihm der Himmel gab.

Gebückt an seinem Stabe,
So zitternd und so matt,
Weint nun der Greis am Grabe,
Und weint sich doch nicht satt.

Die Harfe tönt so leise
Zum trauervollen Sang,
Es ist dem blinden Greise
Die Welt so öd und bang.

Wer leitet seine Schritte?
Wer hört des Alten Noth,
Des Harfners letzte Bitte? —
Der letzte Freund — der Tod.

Der Historiker und der Poet.

Wer die Geisteswerke des Historikers und Dichters mit einander vergleicht, wird wohl nicht unbemerkt lassen, wie ersterer oft mühsam seine Materialien zusammen suchen, sichten und sondern und sich ihre Quellen zugänglich machen, läutern und ihren Werth abschätzen muß, ehe er das gewonnene Resultat niederschreiben kann, wie dagegen ersterer ohne Arbeit und Mühe dem begeisterten Munde seine süßen Worte entströmen läßt und in wohlklingende Verse einschließt, was ohne schwieriges Forschen seinem Sinne eingegeben worden. Denn nicht er selbst, sondern die Muse ist es, die nach Homer aus dem Dichtermunde redet, oder er singt, nach Göthe, wie der Vogel, der in den Zweigen wohnt. Er steigt auf zum Himmel, und die goldne Himmelspforte thut sich ihm auf, so oft er anklopft. Dann preiset er das Höchste, das Beste; oder er dringt in die Tiefen des menschlichen Geistes und offenbart dessen verborgenste Gedanken und Empfindungen. Aber er durchwandelt auch der Menschen lange Geschichte und formt mit schöpferischem Geiste aus dem, was sich längst begeben, ein neues Gebilde, er behandelt historische Gegenstände poetisch. Er geht demnach nicht selten in das Alterthum zurück, und was dort in schlichter Prosa erzählt ist, läßt er nun als eine prächtige Blume hervorblühen, die nie mehr welket. Wer gedenkt hier nicht der schönen Balladen unserer Dichter? Mehreren derselben liegt ein Ereigniß aus dem Alterthum zum Grunde. Es dürfte daher von einigem Interesse seyn, von den bekanntern Balladen, die uns in früher Jugend ergötzt haben, und die wir noch immer mit Vergnügen wieder lesen, das einfache Faktum aufzusuchen und kennen zu lernen. Dann erst werden wir im Stande seyn, das wahre Verdienst des Dichters zu würdigen. Wir

erinnern daher an den Ring des Polykrates von Schiller:

Er stand auf seines Daches Zinnen,
Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.
Dies Alles ist mir unterthänig,
Begann er zu Aegyptens König,
Gestehe, daß ich glücklich bin. ꝛc.

Diese Ballade versetzt uns auf die an der Westküste Kleinasiens gelegene Insel Samos, in die Zeit, wo sie dem Tyrannen Polykrates diente, welcher sie vom Jahr 540 bis 523 vor Chr. beherrschte, nachdem zwei Decennien früher von Cyrus das große Perserreich gestiftet war. Er unterwarf sich mehrere benachbarte Inseln und viele Städte des kleinasiatischen Festlandes, so daß sein Name durch Hellas und Jonien berühmt wurde und bis nach Aegypten drang. Hier herrschte König Amasis, der seine Residenz zu Sais im Deltalande hatte; die Hauptstadt des Landes war aber Memphis, weiter aufwärts oberhalb des Delta gelegen, nicht gar ferne von der Stelle, wo jetzt Kahira steht. Amasis war von gemeinem Herkommen und hatte sich durch einen Bürgerkrieg, in welchem der König Apries den Thron verlor, zum Beherrscher Aegyptens emporgeschwungen. Unter seiner Verwaltung stieg das Land zu solcher Blüthe, daß man 20000 bewohnte Städte darin zählte. Er selbst war ein großer Freund der Hellenen, öffnete ihnen die Nilmündungen für den Handel, und gab ihnen nicht nur die Erlaubniß, sich zu Naukratis niederzulassen, sondern auch anderswo ihren Göttern Altäre und Tempel zu errichten. Er nahm auch eine Griechin zur Frau. Zu Memphis errichtete er den sehenswerthen Tempel der Isis und zu Sais gewaltige Sphinxkolosse, und von der weit entlegenen Insel Elephantine her ließ er ein steinernes Haus aus einem einzigen Steine nach Sais schaffen, bei dessen Transport 2000 Menschen drei Jahre lang beschäftigt waren. Ueber seine Staatsverwaltung

wird berichtet, daß er am Morgen bis zur Zeit des vollen Marktes seine Geschäfte besorgte, darauf aber mit seinen Gästen getrunken und gescherzt habe. Als man ihm deshalb Vorwürfe machte und verlangte, er müsse den ganzen Tag über den Geschäften obliegen, antwortete er: Wer einen Bogen führt, spannt ihn, wann er ihn braucht, spannt ihn aber ab, wann er ihn gebraucht hat; denn wenn er immerfort gespannt wäre, würde er zerbrechen, so daß er ihn nicht gebrauchen könnte, wann es Noth thäte. So stehts auch mit dem Menschen; wenn er immer arbeiten und sich niemals dem Scherz überlassen wollte, so würde er unversehens von Sinnen kommen oder vom Schlage getroffen werden. Weil ich dies einsehe, gebe ich einem Jeden sein Theil.

Dieser Amasis war der Aegypterkönig, mit welchem der Tyrann Polykrates von dem Dache seines Palastes her, wie der Dichter es darstellt, die Insel Samos betrachtete, und zu dem er die Worte sprach: gestehe, daß ich glücklich bin. Der Geschichtschreiber Herodot erzählt aber die Sache (III, 40 ꝛc.) in folgender Weise:

„Auch Amasis erfuhr von dem großen Glücke des Polykrates; aber es machte ihm Sorge, und als es sich noch immer mehrte, schrieb er folgenden Brief und sandte ihn nach Samos:

Amasis spricht also zum Polykrates: Es ist zwar angenehm zu vernehmen, daß es einem lieben Manne und Gastfreunde wohl ergehe; dennoch gefällt mir dein großes Glück nicht, da ich weiß, wie neidisch die Gottheit ist. Und ich wünsche, daß sowohl mir als meinen Freunden bald etwas gelinge, bald aber fehl schlage, und will lieber unter wechselndem Geschicke leben, als immerfort glücklich seyn; denn ich habe noch von Niemanden gehört, der nicht, wenn er immerfort glücklich war, zuletzt ein ganz klägliches Ende genommen hätte. Folge du daher mir, und mache es mit Deinem Glücke also:

Sinne nach, was Du von Deinen Gütern als das werthvollste erkennest, und über dessen Verlust Du Deine Seele am meisten betrüben würdest, das wirf von Dir, also daß es nie mehr den Menschen zu Gesicht komme. Und wenn Dir von nun an nicht abwechselnd Glück und Unglück zufällt, so hilf Dir auf die Weise, so ich Dir gerathen.

Als Polykrates den Brief gelesen und einsah, wie wohl ihm Amasis gerathen, dachte er nach, was ihm von seinen Schätzen am meisten die Seele bekümmern würde, wenn er es verlöre. Und als er nachdachte, fand er dies: er hatte einen Siegelring und trug ihn, der war in Gold gefaßt, von Smaragden-Stein, ein Werk des Theodoros, des Sohnes Telekles, eines Samiers. Diesen, bedünkte ihn, wolle er fortwerfen, und er that also. Er ließ einen Fünfzigruderer bemannen, stieg auf und gebot, in die See zu fahren; und als er fern von der Insel war, zieht er den Ring vom Finger und wirft ihn vor den Augen der ganzen Mannschaft ins Meer. Und da er also gethan, fuhr er nach Haus, und da er zu Haus gekommen, war er traurig.

Aber am 5ten oder 6ten Tage darnach begab sich, daß ein Fischer einen großen Fisch fing, den er werth erachtete, dem Polykrates zum Geschenk zu bringen. Er geht also zum Palast und spricht, er wünsche vor des Polykrates Angesicht zu kommen, und als er Zutritt erhalten, übergibt er ihm den Fisch mit diesen Worten: O König, ich fing diesen Fisch und wollte ihn nicht auf den Markt bringen, wiewohl ich von meiner Hände Arbeit lebe, sondern es bedünkt mich, er wäre Dein und Deiner Herrschaft würdig, darum bringe ich ihn Dir zum Geschenk. Jener freute sich über die Rede und erwidert: Sehr wohl hast Du gethan, und zwiefachen Dank sage ich Dir für Deine Worte und für Dein Geschenk, und wir laden Dich zur Tafel.

Der Fischer kam nun nach Hause und fühlte

sich sehr geehrt. Unterdessen schneiden die Diener den Fisch auf und finden in seinem Magen den Ring des Polykrates; und alsbald wie sie ihn sahen, nahmen sie ihn und trugen ihn voller Freuden zum Polykrates und gaben ihm den Ring und erzählten, auf welche Art er gefunden. Ihm aber däuchte das eine göttliche Schickung; daher er Alles in einen Brief schreibt, was er gethan und was sich begeben, und als er es niedergeschrieben, schickt er es nach Aegypten. Als aber Amasis den Brief, so er von Polykrates bekommen, gelesen hatte, ward er inne, daß es einem Menschen unmöglich sey, einen andern von dem bevorstehenden Schicksale zu erretten, und daß Polykrates nicht glücklich enden würde, da er in allen Dingen glücklich sey und auch das wieder finde, was er wegwerfe. Und sandte einen Herold nach Samos und ließ ihm sagen, daß er die Gastfreundschaft mit ihm aufhebe. Das that er aber deswegen, damit er nicht, wenn den Polykrates ein großes und schweres Unglück träfe, seine Seele betrübte, weil Polykrates sein Gastfreund wäre."

So lautet die Erzählung beim Herodot; wir fügen über das Ende des Tyrannen Folgendes hinzu: Das von Amasis gefürchtete Unglück blieb nicht aus; denn der Statthalter von Sardes, Orötes, ein Perser von Geburt, wollte ihn verderben, entweder um dem großen Könige die Insel Samos zu unterwerfen, oder um sich wegen einer seinem Herolde von jenem widerfahrenen Beleidigung zu rächen. Daher berief er ihn nach Magnesia am Mäander, woselbst er ihm seine Schätze zeigen wollte, und Polykrates, wiewohl vielfach gewarnt von seinen Freunden, von Sehern und seiner Tochter, folgte, ungeachtet ihm letztere erzählte, sie habe im Traume den Vater gesehn, wie er in der Luft schwebe und von Zeus gewaschen und vom Helios gesalbt werde. Noch in dem Augenblicke, wo er ins Schiff steigt, flehet und jammert die fürchtende Tochter, aber

der eilende Vater geht mit der Drohung, daß sie in langer Zeit keinen Mann haben solle, wenn er gesund wieder komme, unter Segel. Aber er kommt nicht wieder; denn zu Magnesia, sagt Herodot (III, 126), nahm er ein schmähliges Ende; Orötes ließ ihn eines Todes sterben, den ich nicht erzählen mag, und alsdann ans Kreuz schlagen. So erfüllte Polykrates das Traumgesicht seiner Tochter, denn er wurde von Zeus gewaschen, wann es regnete, und vom Helios gesalbt, wann die Feuchtigkeit aus seinem Leibe drang. Und also endete das Glück des Polykrates, gleich wie ihm Amasis, der Aegypterkönig, vorher verkündigt hatte.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus den Feldzügen des Bataillons Lippe.

Geschichte des Rückzuges eines Detaschements Lipper von Bagur nach Gerona im spanischen Feldzuge, am 24. September 1810.

Auf einem großen Kriegstheater, wo Heere gegen Heere sich feindlich gegenüber stehen und bekämpfen, fallen so manche Begebenheiten vor, daß jedes Armeecorps, jede Division, ja sogar jede kleinere Truppenabtheilung ihre eigene Rolle erzählen kann, welche ihr in dem großen Drama zugetheilt und von ihr gespielt worden ist.

Die nachfolgende Erzählung, welche hiemit der Oeffentlichkeit überliefert wird, betrifft zwar nur ein kleines Häuflein Lipper; dieselbe möchte indeß für unsere Landsleute, — als kleiner Beitrag zur vaterländischen Geschichte betrachtet —, nicht ohne Interesse seyn, da treu und einfach von einem Zeugen berichtet werden soll,

wie es zugegangen ist, daß nur ein einziges Detaschement Lipper das Glück hatte, in Spanien nicht gefangen zu werden, sondern bald nachher in das Vaterland zurückzukehren, da doch bekanntlich das ganze Bataillon (die in Gerona zurückgebliebenen Kranken ausgenommen) mit seinem Chef, Hrn. Obristen Böger, und den meisten Officieren in Gefangenschaft gerieth. Da der Lieutenant Klostermeier mit Tode abgegangen ist, so glaubt Einsender dieses nicht, daß außer ihm jetzt noch ein Mensch im hiesigen Lande lebt, welcher obigen Rückzug mitgemacht hat.

Dies als Einleitung und nunmehr zur Erzählung selbst.

Am 14. Sept. 1810 brachen wir, etwa 200 Mann stark, theils Lipper, theils Bückeburger, des Morgens um 5 Uhr, nachdem wir in der Nacht vom französischen Brigade-General Schwarz Marsch-Ordre bekommen hatten, von Bagur, einem kleinen niedlichen, etwa eine gute halbe Stunde vom mittelländischen Meere entfernten Städtchen, nach Abisbal auf. Es war ein herrlicher Morgen, die Seeluft wehete uns so milde und erquickend an, die Soldaten sangen Kriegslieder und wir überließen uns ganz der Freude des baldigen Wiedersehens unserer andern Waffenbrüder, von denen wir seit längerer Zeit getrennt waren und die, wie wir hörten, ebenfalls aus ihren Cantonnirungen zur Vereinigung nach Abisbal beordert waren. Der Zweck dieser Zusammenziehung war außer dem Commandanten (seel. Hauptmann Barkhausen) und Officieren unsers Detaschements (von denen man sich nur eines Lieutenants Mansard vom Contingent Waldeck erinnert) keinem Unterofficier und Soldaten bekannt, und da letztere der Kriegsmarime zufolge, ohne Kenntniß der eigentlichen Kriegs-Operationen, nur als Maschinen hin und her bewegt werden, so konnte nach der Ansicht des gemeinen Mannes unsere Zusammenziehung ebensowohl auf einen Rückmarsch aus dem verhaßten Spanien nach Deutschland, als auf ein neues Gefecht mit dem Feinde hindeuten.

Mit dem directen und ungestörten Marsche nach Deutschland war es aber für dieses Mal noch nichts, denn kaum waren wir noch etwa eine Stunde von Abisbal entfernt, als uns ein spanischer Mönch in seinem Ornate, auf einem Esel reitend, von daher entgegen kam. Er wurde von dem Commandanten unsers Detaschements angehalten und ausgefragt. Mochte es nun aus Gutmüthigkeit oder in der Angst geschehen, genug, der Mönch gab uns den Rath, nicht nach Abisbal zu marschiren, da eine starke spanische Macht dort angekommen sey und die Besatzung bald überwältigen werde. Unser Detaschement könne nicht mehr zur Unterstützung derselben nach Abisbal kommen, sondern werde unfehlbar aufgerieben werden, wenn wir es wagen würden, nur noch eine kleine Strecke zu marschiren und so dem Feinde in die Augen zu fallen.

Wirklich sahen wir auch in der Entfernung ungeheure Schwärme spanischer Milizen, von uns französirten Deutschen „Brigands“ genannt, mit ihren rothen Mützen. Auch hörten wir bald einzelne Schüsse; dann entstand ein starkes unablässiges Kleingewehrfeuer, untermischt mit einzelnen Kanonenschüssen. Unser Commandant wollte durchaus unsern bedrängten Landsleuten zu Hülfe eilen, und nur den Vorstellungen der Officiere und älteren Unterofficiere gelang es, denselben unter Hinweisung auf die tausende von Feinden, welche Abisbal umschwärmten, von einem Vorhaben abzubringen, dessen Ausführung unsern Waffenbrüdern keinen Nutzen bringen, uns selbst aber jedenfalls nur verderblich seyn würde.

Es siegte daher der Trieb der Selbsterhaltung. Wir marschirten nicht nach Abisbal, sondern bogen gleich rechts von der Landstraße ab in ein kleines Olivenwäldchen, und machten auf einem, etwa eine Viertelstunde entfernten, auf

einer kleinen Anhöhe liegenden, einzelnen Gehöfte vorerst Halt. Hier angekommen, fielen unsere Soldaten, von Durst und der brennenden Sonnenhitze und dem schweren Gepäck, welches sie tragen mußten (jeder trug 120 Patronen), ermattet, nieder, und es kostete Mühe, ihnen begreiflich zu machen, daß, wollten wir nicht dem Feinde in die Hände fallen, hier unsers Bleibens nicht lange seyn könne. Indeß wurde doch einige Zeit ausgeruhet und von dem Eigenthümer des Gehöftes, freiwillig oder gezwungen, den Soldaten etwas Wein mit Wasser vermischt gereicht. Es war die Absicht unsers Commandanten, den Marsch nach der etwa 8—10 Stunden entfernten Stadt **Figueras** zu nehmen, weshalb der Besitzer des Gehöftes zur Bezeichnung des gradesten Weges genau ausgeforscht wurde. Unser Commandant hatte beiläufig die Idee, sich als spanischer Bauer zu verkleiden, und während wir ausruheten, in die Nähe von Abisbal zu schleichen, um Kunde von dem Stande der Dinge und dem Schicksale der Unsrigen einzuziehen. Diese Tollkühnheit wurde ihm aber durch die Vorstellung ausgeredet, daß er, bei nicht zureichender Kenntniß der spanischen Sprache, sich ohnfehlbar als Spion verrathen und seinem Schicksale nicht entgehen werde.

Wir brachen also wieder auf, marschirten etwa eine Stunde lang in einem Walde von Korkeichen, bis wir am Ausgange desselben auf einen freien Platz kamen und weit hin in ein schönes mit Oliven-, Mandel- und Feigenbäumen besetztes Thal schauen konnten.

Hier wurde Halt gemacht, um zu erspähen, ob keine feindliche Truppen gegen uns im Anmarsche seyen, und — siehe da! es dauerte auch nicht lange, bis etwa 6—8 Cavalleristen im vollen Galopp aus einer Gebirgsschlucht zum Vorschein kamen. Wir sind verloren! es ist eine feindliche Patrouille, die uns aufgesucht hat, und **hier** sollen wir aufgehoben werden, sagten alle

Soldaten. Selbst der Commandant war dieser Meinung, hielt jedoch eine kleine ermuthigende Rede, und ermahnte uns, uns bis auf das Aeußerste zu vertheidigen, da wir es leicht mit einigen Hundert Cavalleristen aufnehmen könnten. Jetzt wurden die erforderlichen Maaßregeln zur Vertheidigung getroffen, daher jedem Officier und Unterofficier sein Platz angewiesen und Freiwillige vorgerufen, um die noch immer im Thale hin und her flankirenden Cavalleristen zu recognosciren.

Der verstorbene Unterofficier Klocke, ein kleines, mobiles, keckes Männchen, sprang auch sogleich wie ein Blitz aus dem Gliede vor die Fronte, um mit einigen Soldaten auf die Cavalleristen los zu gehen. Als der Commandant ihm aber die nöthigen Verhaltungsbefehle ertheilen wollte, bemerkte derselbe, daß Klocke den Hahn an seinem Gewehre unter Wegs verloren hatte. Dies gab zu einem allgemeinen Gelächter Veranlassung, welches unsere zwar eben nicht zum Spaßmachen aufgelegten Gemüther doch etwas erheiterte und unsern Muth neu belebte.

Der Commandant schalt den Klocke natürlich derb für seine Unachtsamkeit aus; allein das kleine Männchen kehrte sich an nichts, ruhig schüttelte es Strafpredigt und Gelächter ab, nahm einem marode gewordenen Soldaten das Gewehr aus der Hand, und war mit einem Sprunge wieder auf seinem Platze. Jetzt ging Klocke mit seiner Mannschaft von der Anhöhe hinunter, und auch die Cavalleristen näherten sich ihm auf Schußweite, wo man Halt machte und sich gegenseitig anrief. Und — wer beschreibt unser freudiges Erstaunen? es ergab sich, daß die Cavallerie keine feindliche war, sondern friedfertige französische Gensd'armes aus Gerona, welche Patrouille geritten hatten und sich ebenfalls nicht wenig freueten, an diesem Orte und unter den obwaltenden kritischen Umständen, an uns eine Stütze zu finden. —

Den Gensd'armes war jeder Weg und Steg in den Gebirgen bekannt. Sie ritten daher voran und führten uns in ein nicht sehr weit liegendes Gebirgsdorf zum Alcalden, wo ausgeruht und für unsere bis zum Umfallen ermatteten Soldaten Brod und Wein requirirt wurde. Unterdeß waren die Gensd'armes immer in Bewegung, ritten, um zu recognosciren, kreuz und quer durch und um das Dorf, und da wir so glücklich waren, keinen Feind zu erblicken, so blieben wir einige Stunden und setzten dann etwa Nachmittags 4 Uhr, die Gensd'armes voran, neu gestärkt, unsern Marsch weiter fort.

Gleich beim Ausgange des Dorfs erhob sich ein steiles Gebirge, ein enger Pfad führte uns immer am Rande desselben, und oft hatten wir Stellen zu passiren, wo man in die schauderhafteste Tiefe blicken konnte, und ein unvorsichtiger Tritt Hinabgleiten in den Abgrund und jähen Tod befürchten ließ. Die Gensd'armes saßen daher an solchen gefährlichen Puncten ab und führten ihre Pferde hinter sich, und wir mußten Mann hinter Mann marschiren. Alle Menschen, welche uns unter Wegs begegneten, wurden angehalten und mit fort genommen, und da auch einige mit Eseln dabei waren, so wurden diese für unsere Maroden benutzt.

Daß den mitgenommenen Spaniern dieser Contre-Marsch nicht angenehm war, läßt sich leicht denken. Die Weiber schrieen und heulten und flehten im Namen der **matre de Dios**, die Männer fluchten ihr **Caracho**; es half aber alles nichts, sie mußten mit fort, und wenn sie nicht gehen wollten, so machten unsere Soldaten durch Kolbenstöße zum freiwilligen Marsch Ermunterung. Damals und in dem Augenblick konnte Einsender dieses, ein Bürschchen von 18 Jahren, den Zweck dieser grausamen Maaßregel nicht begreifen, ihn dauerten die armen gemißhandelten Menschen, vorzüglich ein altes Weib, das nicht fort konnte oder wollte und daher jämmerlich mit einem Ladestocke geprügelt wurde. Allein nachher lernte er einsehen, daß solche Maaßregeln zu unserer eigenen Sicherheit nothwendig waren, weil die von uns mitgenommenen Spanier, wenn man sie hätte passiren lassen, jedenfalls unsern Weg an ihre Truppen verrathen und diese uns nachgesetzt haben würden.

So ging denn unser Marsch kreuz und quer die ganze Nacht über Berg und Thal, Felsen und Klippen fort. Um uns nicht zu verrathen, mußte Todtenstille herrschen, keiner durfte Feuer schlagen, Taback rauchen oder Geräusch mit den Waffen machen, weshalb die Säbel festgebunden wurden, um das Klappern zu verhindern. Den uns unfreiwillig begleitenden Spaniern wurde angedeutet, daß, wie sich einer unterstehe, das Maul aufzuthun, er ohne Gnade mit dem Bayonett niedergestoßen werden solle.

Endlich kamen wir, viele von uns wegen der betretenen spitzen Felsensteine mit zerrissenen Schuhsohlen und blutenden Füßen, des Morgens um 4 Uhr aus einer Schlucht in eine freie Gegend, und wurden da von einem etwa einen Flintenschuß entfernt stehenden Soldaten mit **qui vive!** angerufen. Kein Sphären-Gesang hätte damals lieblicher unsern Ohren erklingen mögen, als dieses einzige uns ganz bezaubernde Wörtchen „**qui vive!**“ Nunmehr waren wir gerettet. Glücklich hatten uns die Gensd'armen auf vielen Umwegen durch die Gebirge an die Vorposten von Gerona gebracht, und da jetzt nichts mehr zu befürchten war, so wurden denn auch die Spanier, welche uns bis hieher Gesellschaft geleistet hatten, wieder entlassen.

So hatte sie denn geschlagen, die Stunde unserer Rettung, und noch oft nachher wurde dieses beschwerlichen und gefährlichen Marsches, welcher beinahe 24 Stunden gedauert hatte, mit Dank gegen die Vorsehung über ihre wunderbare Führung gedacht.

Wirkung des Gypses auf die Vegetation.

Ueber die Art, wie der Gyps bei der Agricultur wirke, sind die Meinungen getheilt. Fourcroy und mit ihm andere betrachten ihn als ein Reizmittel für das Wachsthum der Pflanzen, andere glauben, daß er durch Abgabe seines Krystallwassers an die Pflanzenwurzeln bei anhaltender Dürre wirke. Diese letzte Meinung hat gewiß wenig für sich.

Der vor einigen Jahren verstorbene Peschier in Genf stellte hierüber folgenden Versuch an. In reinen befeuchteten Sand säete er Brunnenkresse in zwei Gefäße. Das eine begoß er von Zeit zu Zeit mit reinem Wasser das andere mit einer Gypslösung. Als die Pflänzchen der aufgegangenen Saamen einige Zoll Höhe erreicht hatten, wurden sie abgeschnitten und verbrannt, und die Asche beider einer vergleichenden Analyse unterworfen. Es fand sich dadurch, daß die Asche der mit der Gypslösung begossenen Pflänzchen weit reicher an schwefelsaurem Kali war, als die der mit reinem Wasser begossenen. Noch größer war der Gehalt an schwefelsaurem Kali, als er in einem folgenden Versuche zugleich eine galvanische Strömung auf die kleine Vegetation hatte einwirken lassen.

Es läßt sich hieraus folgern, daß der schwefelsaure Kalk durch die Vegetation wirklich zersetzt wird, und es ist dieses ein neuer Beweis, von wie großer Wichtigkeit die Kenntniß des Bodens dem Agronomen ist, und welchen bedeutenden Einfluß die anorganischen Bestandtheile des Ackergrundes auf die Vegetation besitzen, worüber wir bekanntlich in neuern Zeiten durch Herrn Professor Sprengel in Braunschweig so manche wichtige Erfahrungen erhalten haben.

Peschier hat sich übrigens auch überzeugt, daß es vortheilhafter ist, den Gyps im rohen Zustande zur Verbesserung der Aecker anzuwenden als im gebrannten.

Chronik des Tages.

Horn, den 12. Juli. — Gestern ereignete sich hier wiederum ein sehr bedauerlicher Unglücksfall. Das etwa 2½jährige Kind eines hiesigen Bürgers stürzte in den Brunnen eines Nachbarhauses, der, auf der Hausflur hinter der Thür befindlich, nicht mit hinreichender Befriedigung versehen war. Obgleich das Kind augenblicklich herausgezogen wurde, so waren doch die angewandten Rettungsversuche vergeblich, da dasselbe beim Herabstürzen in den engen und tiefen Brunnen an mehreren hervorstehenden Steinen anstoßend, bedeutende Verwundungen an Kopf und Leib erhalten hatte.

Charade.

Zweisylbiges Wort.

Die erste Sylbe hoch zu preisen
Ermüdet nie der Dichter Chor.
Zum Thoren macht sie oft den Weisen;
Durch sie dünkt weiser sich der Thor.

Die zweite mußt' in vorgen Zeiten
Als Bildungsmittel allgemein
Die Krieger zum Gehorsam leiten,
Die Knaben fördern im Latein.

Das Ganze ist der ersten Vater,
Der Bauer baut's auf grünen Höhn.
Doch nimmt den Sohn er zum Berather,
Läßt ihn der Vater betteln gehn.

(Auflösung in № 18.)

Auflösung des Räthsels in № 16:
Staar — Aar.

Hierbei № 17. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 18.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 5. August 1835.

Der Historiker und der Poet.

(Schluß).

Arion.

Arion war der Töne Meister,
Die Cither lebt in seiner Hand,
Damit ergötzt er alle Geister,
Und gern empfing ihn jedes Land.
Er schiffte goldbeladen
Jetzt von Tarents Gestaden,
Zum schönen Hellas heimgewandt.

So beginnt A. W. Schlegel seinen Gesang von Arion, der in den ältesten Zeiten Griechenlands ein gefeierter Dichter und Musiker war. Sein Vaterland war die an dem nördlichen Theile der West-Küste Kleinasiens gelegene Insel Lesbos, eine berühmte Niederlassung der äolischen Griechen, reichlich von der Natur ausgestattet und besonders herrlichen Wein erzeugend, wichtig für griechische Bildung und Literatur; denn ihr gehören nebst dem Arion große Namen an, die Dichter Alcaeus und Terpander, die Dichterin Sappho, die Weisen Pittakus und Theophrast, so wie mehrere Geschichtschreiber und Rhetoren. In der Hauptstadt Mitylene, von welcher die Insel jetzt benannt wird, indem die Stadt selbst den Namen Kastro angenommen hat, wurden von den frühsten Zeiten an feierliche Dichterkämpfe gehalten, die auch Pompejus besuchte, als er vom Mithridatischen Kriege nach Rom zurückkehrte. Die jener an Bedeutsamkeit zunächst stehende Stadt war Methymna. In dieser wurde Arion geboren, wie auch beim Herodot in der Erzählung angegeben wird, aus welcher der Dichter den Stoff zu seiner Ballade entlehnt hat, und welche bei jenem Geschichtschreiber (I, 23) also lautet:

„Periandros, der Sohn des Kypselos, war Tyrann von Korinth. Demselben, erzählen die Korinthier, und die Lesbier stimmen ihnen bei, sey in seinem Leben ein außerordentlich Wunder begegnet, denn Arion von Methymna sey auf einem Delphin nach Tänaros gebracht. Dieser Arion war ein Citherspieler und stand keinem damaliger Zeit nach, und dichtete zuerst von Allen, so viel wir wissen, einen Dithyrambus und benannte ihn, und führte ihn auf. Diesen Arion, der sich die längste Zeit bei Periandros aufhielt, gelüstete nach Italien und Sicilien zu

reisen. Nachdem er sich dort große Schätze erworben, wollte er nach Korinth zurück, und weil er Niemanden mehr traute als den Korinthiern, miethete er sich ein Fahrzeug korinthischer Männer und fuhr so von Tarent ab. Als sie aber auf der hohen See waren, beschlossen sie, den Arion über Bord zu werfen und sich seiner Schätze zu bemächtigen. Als er deß inne ward, gab er ihnen seine Schätze hin und flehte nur um sein Leben. Aber er konnte die Schiffer nicht bewegen, sondern sie geboten, daß er sich entweder selbst ums Leben bringe, damit er auf dem Lande ein Begräbniß erhalte, oder daß er sogleich ins Meer springe. Da bat der bedrohte Arion in seiner Noth, wenn es sie einmal so bedünke, so möchten sie ihm erlauben, daß er sich in vollem Prachtgewande auf die Ruderbank stelle und singe, und wenn er ausgesungen, versprach er, wolle er sich ums Leben bringen. Und es wandelte sie die Lust an, ob sie nicht den besten Sänger unter den Menschen hören möchten, und wichen von dem Hintertheile zurücke nach der Mitte des Schiffes. Er aber zog seine vollständige Kleidung an, nahm die Cither und stellte sich auf die Ruderbank und sang in der helltönenden Weise; und als die Weise zu Ende war, stürzte er sich ins Meer, wie er war, in seinem vollen Schmucke.

Die Schiffer fuhren nun fort nach Korinth, aber den Arion, erzählen sie, nahm ein Delphin auf und brachte ihn nach Tänaros. Da stieg er ab und wanderte nach Korinth und erzählte Alles, was ihm begegnet. Aber Periandros konnte es nicht glauben, sondern hielt den Arion in Gewahrsam und gab Acht auf die Schiffer. Und als diese angekommen waren, ließ er sie herrufen und fragen, ob sie ihm von Arion Nachricht geben könnten. Und als sie berichteten, der wäre wohlbehalten in Italien, und sie hätten ihn gesund in Tarent verlassen, da trat Arion hervor in dem Schmucke, wie er aus dem

Schiffe ins Meer gesprungen. Und sie entsetzten sich und wurden überführt und konnten die That nicht läugnen. Also erzählen die Korinthier und Lesbier. Vom Arion befindet sich noch ein ehernes Weihgeschenk, ein nicht eben großes, zu Tänaros, ein Mann der auf einem Delphin sitzt."

So wird die wunderbare Rettung Arions von dem Vater der Geschichte, Herodot, erzählt, welcher in höchst naiver Sprache den gewaltigen aus den verschiedensten Völkerschaften des großen Perserreichs zusammengesetzten Zug des Darius und Xerres gegen Hellas beschrieben, und seine Geschichte zugleich mit den mannichfaltigsten Episoden, wozu auch die von Arion gehört, ausgeschmückt hat. Er war ein Kleinasiatischer Grieche und im Jahr 484 vor Chr. in Halikarnaß geboren. Periander aber, der Tyrann oder unumschränkte Fürst von Korinth, an dessen Hofe sich Arion aufhielt, herrschte von 627 bis 587, erst gelinde und mit Mäßigung, aber später noch grausamer als sein Vater Kypselos, und zwar auf den Rath des Tyrannen Thrasybul von Milet, den dieser ihm durch eine symbolische Handlung zu verstehn gab. Nämlich Periander sandte zu demselben und fragte ihn, wie er wohl am sichersten die Stadt verwalten würde. Da nahm er den von Korinth gesandten Herold mit sich hinaus vor die Stadt Milet auf ein schön stehendes Saatfeld, und riß die über die andern hervorragenden Aehren ab, und warf sie weg, bis er das schöne Feld verwüstet hatte. Alsdann entließ er den Herold, ohne ihm ein Wort weiter mitzutheilen. Der aber wunderte sich und sprach zu seinem Herrn, daß er ihn zu einem verrückten Mann gesandt habe, der sein eignes Saatfeld verderbe und auf seine Frage keine Antwort gebe. Aber Periander verstand jene Handlung und ließ darnach die vornehmen Korinthier tödten.

Wenn ferner gesagt wird: „den Arion gelüstete nach Italien und Sicilien zu reisen", so

erinnern wir daran, daß in früher Zeit das untere Italien (das jetzige Neapel), so wie die Insel Sicilien, überall mit griechischen Kolonien und den bedeutendsten und blühendsten Städten besetzt war, daher denn auch jenes Großgriechenland genannt wurde. Sonach traf Arion hier überall Griechen, und konnte von dem dortigen Reichthume und der Pflege der Musik und Dichtkunst wohl erwarten, daß er mit reichlichen Geschenken wieder von dannen schiffen könnte.

Tänarus endlich (auch Tänarum), wo Arion ans Land kam, ist die südlichste Landspitze des Peloponnes oder der Halbinsel Morea, heut zu Tage **Cap Matapan** genannt, und hatte eine Stadt gleiches Namens, ohngefähr da, wo jetzt **Maina** liegt, der Sitz der Mainotten. Das eherne Bild des auf dem Delphin sitzenden Arion sah daselbst noch der Grieche Pausanias, der gegen Ende des 2ten Jahrhunderts nach Christus nach Griechenland kam, um die vielen Denkmäler kennen zu lernen, von denen zwar eine Menge die römischen Eroberer weggeführt hatten, aber doch noch genug übrig waren, um sie in einem eignen, noch erhaltenen, Werke zu beschreiben.

. . . s.

Das Liederfest im Fürstenthum Lippe.

Vom Seminar-Inspektor Dresel in Detmold.

Die Lehrer-Gesangfeste, wie sie seit einigen Jahren in verschiedenen Gegenden Deutschlands gefeiert werden, bilden eine eigenthümliche, neue Erscheinung. Zwar war der Männergesang auf Universitäten, in Freimaurer-Logen u. s. w. schon lange in Gebrauch; man sang dort, was zu guter Stunde das Gedächtniß oder das Commers-Buch eben darbot, hier auch wohl mehrstimmig, zu bestimmten Zwecken gedichtete und componirte Festgesänge. Aber zu einer eigenen Kunstgattung gestaltete sich der Männer-Chorgesang doch erst in der neuern Zeit. Zur Ausbildung desselben wirkten mancherlei Umstände mit: Entstehung und Vermehrung der Liedertafeln in mehren großen Städten, Kriege und Siege der Deutschen und allgemeiner Aufschwung der Gemüther in den Jahren 1813, 1814 und 1815, Aufblühen der Künste und Wissenschaften überhaupt in den folgenden Zeiten des Friedens, und Dergleichen. Call's Compositionen für den Männergesang wollten nun nicht mehr behagen; Körner's und Weber's „Leyer und Schwerdt" und Aehnliches fand dagegen allgemeinen Anklang. Nun trat, und zwar gerade zur rechten Zeit, der Schweizer Nägeli, ein Mann, der zugleich des Wortes mächtig ist, wie wenige Künstler von Fach, mit seiner Gesangbildungslehre hervor, und von jetzt an wurde der Männer-Chorgesang in Seminarien und ähnlichen Instituten heimisch. Der Sinn für die Sache erwachte immer mehr; die aus den Seminarien hervorgegangenen jungen Männer wollten auch späterhin gern fortsetzen, woran sie sich so oft erfreut hatten; hier und da vereinigten sich mehre Lehrer, um sich im Chorsingen weiter fortzubilden; man bemerkte, daß Männer-Chöre bei starker Besetzung der einzelnen Stimmen größere Wirkung hervorzubringen vermöchten; aus den kleinern Vereinen entstanden nach und nach größere; in einigen Gegenden Deutschlands traten mehre Vereine von Zeit zu Zeit zusammen; und so erweiterte sich die Sache immer mehr, aus den Zusammenkünften der Sänger bildeten sich endlich Gesangfeste.

Dergleichen Gesangfeste wurden zuerst in der Schweiz gefeiert, wo aber die Sache ebenfalls nach und nach eine immer größere Ausdehnung gewann. Nach einer dem Verfasser dieses Aufsatzes von Nägeli in Zürich, dem eigentlichen Stifter des Männer-Chorgesanges, mitgetheilten brieflichen Nachricht beläuft sich jetzt das ganze Personal sämmtlicher schweizerischer

Vereine auf 2000 Menschen. Es ist interessant, die Verzeichnisse zu durchlaufen, welche die Namen der Sänger einzelner Vereine enthalten. Man findet Männer aus allen Ständen in bunter Reihe durch einander, Kaufleute, Schneider, Studiosen, Prediger, Doctoren jur. et med., Amts- und Friedensrichter, Hauptleute, Lehrer, Forstmeister, Cantonsprocuratoren, Gastgeber u. s. w. Dem Beispiele der Schweizer folgten zunächst die kunstsinnigen Bewohner der schlesischen Gebirge, und nun kamen die Gesangfeste, von denen man sich allenthalben vielfachen Nutzen für Kirche und Schule versprach, weswegen sie denn auch, besonders im Preußischen, von oben her sehr begünstigt wurden, nach und nach fast in allen Gegenden Deutschlands an die Tagesordnung. Auch wir Lipper durften nicht zurückbleiben.

Die Redaction des Lippischen Magazins hat mich dazu aufgefordert, über das seit einigen Jahren in unserm Vaterlande unter dem Namen „Liederfest im Fürstenthum Lippe" gefeierte Gesangfest einige nähere Nachrichten mitzutheilen, und ich komme dieser Aufforderung um so lieber nach, da bei aller Theilnahme, welche die in Rede stehende Sache bei Vielen gefunden hat, immer noch Manche die Zwecke, die durch unser Gesangfest erreicht werden können, zu verkennen scheinen.

Zunächst wollte ich den Lehrern, besonders den jüngern, von mir im Seminar unterrichteten, Gelegenheit verschaffen, sich im Gesange weiter fortzubilden und mit den besten Compositionen für den Männergesang bekannt zu werden. Wir unterrichten die jungen Leute im Seminar vorzüglich deswegen im Singen und Orgelspielen, um sie dadurch zu befähigen, für die Veredlung des Volksgesanges in Schule und Kirche späterhin wirksam zu seyn. Daß aber namentlich unser Kirchengesang noch sehr der Verbesserung bedarf, kann in der That nicht

geleugnet werden. Ist er denn in manchen unserer Kirchen etwas Andres, als ein andachtsloses, unordentliches Ableiern von 12—20 vom Vater auf den Sohn fortgeerbten, zum Theil arg entstellten Kirchen-Melodien? Viele schöne Lieder stehen für manche Kirchen ganz müssig im Gesangbuche, können wenigstens beim öffentlichen Gottesdienste nicht gesungen werden, weil die Melodien dazu nicht bekannt sind. Wie sehr nun die Prediger auch wünschen mögen, daß es anders werde: wenn ihre Schullehrer nicht Kenntniß und Geschicklichkeit genug besitzen, die Jugend gehörig im Gesange zu unterrichten, sondern selbst nur zwei Dutzend Choral-Melodien und außer „Seht den Himmel, wie heiter" noch drei andere Volkslieder singen können, so kann es nicht anders werden; die zwölf Melodien werden immer von Neuem an die Reihe kommen, und das junge Volk wird sich seinen Bedarf an Volksliedern auf den Märkten holen. Darum betrachtet auch die Direction unseres Seminars Gesang und Orgelspiel nicht als unwichtige Unterrichtsgegenstände. Nun ist es aber eben so natürlich, als bekannt, daß erworbene Fertigkeiten gar leicht wieder verloren gehen, wenn sie nicht geübt werden, und deswegen kann Predigern und Schullehrern und allen Andern, die sich für Volksbildung interessiren, unser Liederfest, welches den Lehrern Gelegenheit darbieten soll, sich im Gesange weiter fortzubilden, nicht als eine völlig gleichgültige Sache erscheinen.

Aber nicht bloß für die Sänger, sondern auch für Die, die da hören, können Lehrer-Gesangfeste bedeutsam werden. Hundert menschliche Stimmen, zu Einem wohlgeübten Chore vereinigt, vermögen schon eine großartige und, bei Zuhörern, welche überhaupt Empfänglichkeit für Musik und besonders für religiösen Gesang haben, auch eine nachhaltige Wirkung hervorzubringen. Die Hoffnung, mit der ich mir früherhin schmeichelte, daß nicht bloß die hö-

hern Stände, sondern auch Bürger und gebildetere Landleute an unserm Feste Theil nehmen würden, ist freilich nicht in dem Maße, wie ich es mir anfangs dachte, in Erfüllung gegangen. Aber die Gelegenheit, die Macht des Gesanges zu empfinden, ist doch Allen geboten, und vielleicht kommt späterhin doch noch Mancher, der sich bis jetzt weniger für die Sache zu interessiren schien. Sollte der bisher gewöhnliche Eintrittspreis vielleicht dem Einen oder dem Andern zu hoch seyn, so könnte man künftig auch Eintritts-Charten zu geringern Preisen ausgeben. Denn auf Geldeinnehmen ist es hier ja überhaupt nicht abgesehen. Die Kosten müssen freilich gedeckt werden, und es ist uns sehr angenehm, wenn noch Etwas für die Schullehrer-Wittwen-Casse, für welche der Ueberschuß der Einnahme von Anfang an bestimmt gewesen ist, übrig bleibt. Aber für Hauptsache sehen wir die Geldangelegenheiten nicht an und dürfen es auch nicht. Ich bemerke indessen bei dieser Gelegenheit, daß bis jetzt der Wittwen-Casse von den eingegangenen Geldern im Ganzen 127 Rhlr. 5 Gr. 4 Pf. zugeflossen sind. Die Hauptzwecke sind die eben angegebenen. Wenn aber die Lehrer die Tage ihres Zusammenseyns in Detmold zugleich als Gelegenheit benutzen, sich gemachte Erfahrungen, das Schulwesen betreffend, gegenseitig mitzutheilen, Ideen gegen einander auszutauschen, alte Bekanntschaften zu erneuern, neue anzuknüpfen, ja, wenn ihnen diese Tage zu wirklichen Festtagen werden, wo sie den Schulstaub einmal abschütteln und der Mühen des Lebens vergessen können: so ist ihnen das wahrlich wohl zu gönnen. In der That, viele dieser Männer haben einen schweren Beruf! Oder ist es etwa ein Leichtes, Jahr aus Jahr ein täglich 5 bis 6 Stunden, zum Theil in engen Stuben, unter einem Haufen von 100—200, ja noch mehr Kindern zu sitzen, um sie zu unterrichten und zum Guten anzuleiten? Es giebt unter unsern Schullehrern brave, achtungswerthe, Männer, Männer, die unter Mühe und Sorgen still und unbemerkt rastlos wirksam sind für das Wohl der ihnen anvertrauten Kinder, und es mag wohl einigen unter ihnen eigen zu Muthe gewesen seyn, als sie bei unserer ersten Zusammenkunft in vielstimmigem Chore sangen:

„Verborgen in der eignen Hütte,
Lebt Jeder seinem Glück und Schmerz,
Und in der Festgenossen Mitte
Schlägt weh und freudig manches Herz."

Darum wollen wir uns freuen, wenn wir die alten, treuen Arbeiter — von den Miethlingen und denjenigen, welche das Fest bloß als Gelegenheit betrachten, sich lustig zu machen, ist hier überhaupt nicht die Rede — unter ihren alten Freunden und jüngern Amtsgenossen einmal wieder jung werden und jüngere Männer über die Gelegenheit, ehemaligen Mitschülern einmal wieder die Hand zu drücken, sich freuen sehen. Daß es auch mir angenehm ist, wenn ich die sämmtlichen Schullehrer unsers Landes, vorzüglich aber meine ehemaligen Schüler, von Zeit zu Zeit sehen und sprechen kann, kommt hier zwar weniger in Betracht, darf aber bei dieser Gelegenheit doch wohl bemerkt werden.

(Schluß folgt.)

Die Schwarzwälder Uhrenhändler.

Die Uhrenhändler vom Schwarzwalde im Großherzogthum Baden sind in einem großen Theile von Europa, selbst auf den Messen von Nischnei-Nowgorod und in Amerika bekannt. Baden führt jährlich 6 — 7000 Centner Holzuhren, Thurmuhren und zugehörige Uhrtheile aus. Die Hauptsitze des Uhrenhandels sind Neustadt und Furtwangen.

Da die Uhrmacher sich mit dem Verkaufe nicht selbst befassen können, so übergeben sie ihre Erzeugnisse einer Anzahl von Hausirern, die

damit in alle Länder ausziehen. Diese Hausirer stehn zu dem Schwarzwäldischen Uhrenhandel in einem ähnlichen Verhältnisse, wie die s. g. Hopser zu dem Westphälischen Linnenhandel. Solcher Uhren-Hopser gab es im Jahre 1829 nach der amtlichen Gewerbestatistik des Großherzogthums: 199. Meistens stehn mehrere von ihnen, bald 2, bald 4 oder noch mehr, mit einander in Gesellschaft. Auch der Unbegüterte, wenn er einige Jahre als Knecht mit zog und dabei Fleiß und Treue bewies, gelangt oft zur Aufnahme in die Compagnie, der er diente, indem ihm ein vermögliches Mitglied die beim Eintritt einzuschießende Summe verzinslich vorstreckt. Jede dieser Gesellschaften treibt ihre Geschäfte nur nach einer Richtung, und bildet an einem bequem gelegenen Mittelpunkte eine Uhren-Niederlage*), bei der jedes Mitglied sich mit Vorräthen für seine Streifzüge versorgt. Die „Sachsen-Compagnie“ zu Furtwangen, mit Niederlagen zu Dresden und an andern Orten, soll gegen 20 Mitglieder zählen. Die verheiratheten Händler finden freilich von Zeit zu Zeit Veranlassung, in die Heimath zurück zu kommen; andere bleiben oft lange im Auslande.

Bei den Uhrenhändlern ist, wie auch bei den Linnen-Hopsern, das Haupterforderniß ein hoher Grad von Rechtlichkeit; denn da es an aller Controle fehlt, so ist ohne sie kein Verlaß darauf, daß die Gewinnste der Gesellschaft pünktlich verrechnet werden.

Zwischen die Uhrmacher und die Händler hat sich seit einiger Zeit noch eine dritte Classe in die Mitte gestellt, die Factoren oder Packer. Der letztere Name läßt vermuthen, daß diese Mittelspersonen ursprünglich nur das Absenden der von Zeit zu Zeit fertig gewordenen Uhren an die Niederlagen der verschiedenen Compagnien

*) Eine solche besteht seit einigen Jahren für die hiesige Gegend in Lemgo.

zu besorgen gehabt haben mögen. Indeß zeigte sich auch hier die Macht des Capitals, über welches jene zu verfügen hatten, und sie errangen sich eine viel bedeutendere Stellung. Der Factor kauft vom Uhrmacher die Uhren, vom Messinggießer die dazu gehörende Glocke, vom Schildmaler das Zifferblatt*), und sendet den Händlern die von ihnen bestellten Gegenstände. Je nach den eingehenden Meldungen richtet er die Bestellung bei den Meistern ein, denen er wöchentlich abnimmt, was sie fertig haben, auch nicht selten die erfoderlichen Geräthschaften liefert, und in bedrängten Augenblicken Vorschüsse macht. Daß er unter diesen Umständen ein Uebergewicht über die von ihm abhängigen Uhrmachermeister erlangt, ist sehr natürlich. Große Gewinnste sind nicht möglich, sowohl wegen der Concurrenz mehrerer Factoren, unter denen es verschiedene Grade des Wohlstandes giebt, als wegen der genauen Sachkenntniß der Händler, die meistens selbst gelernte Uhrmacher sind. Einzelne begüterte Händler kaufen auch geradezu von den Meistern. (Nach Rau, Archiv der politischen Oekonomie.)

*) Es wird auf lackirtem Kreidegrund mit Oelfarben bemalt zum Theil von Weibspersonen. Der Preis eines solchen Schildes ist 24 kr. bis 1 Fl.

Einiges über den günstigen Erfolg, welchen das Umbrechen der Oberfläche der Erde bei herrschender Trockenheit ausübt.

Die Mehrzahl der Oekonomen ist wohl der Meinung, daß es schädlich sey, den Boden bei großer Trockenheit umzubrechen. Der nachstehende Aufsatz eines amerikanischen Landmanns dürfte zur Vertilgung dieses allgemein verbreiteten

Vorurtheils beitragen. Es haben zwar schon manche landwirthschaftliche Schriftsteller diesen Gegenstand berührt, jedoch, wie es scheint, ohne Erfolg.

Im Jahr 1828, sagt der Amerikaner, richtete die Trockenheit des Sommers in Amerika vielen Schaden an, da sie nicht nur sehr lange dauerte, sondern auch in einer Zeit begann, wo die Pflänzchen kaum aufgingen, ihre Wurzeln noch wenig in den Boden eingedrungen waren, und ihre zarten Blättchen Gefahr liefen, von der Sonne gebraten zu werden.

Auf ein Stück Land, dessen Boden heiß war, und zu ⅔ aus Sand bestand, hatte ich Kartoffeln gepflanzt, in der Absicht, eine frühe Erndte zu erhalten. Die Trockne war aber der Art, daß ich meine Erndte für verloren hielt, und befürchten mußte, die Pflänzchen bald ganz verbrannt zu sehen.

Ich beschloß nun einen Versuch zu wagen und ließ, obschon es noch heißer und trockner geworden war, mein Kartoffelnfeld vollkommen umarbeiten. Ich ließ den Pflug viermal zwischen allen Reihen durch gehen, senkte die Schar, indem ich zwei Furchen zog, so tief ein, daß die in der Nähe der Wurzeln befindliche Erde umgebrochen wurde, und kehrte diese Erde dann unmittelbar wieder durch zwei andere Furchen um. Auf diese Operation dauerte die Trockenheit noch volle zehn Tage, ohne daß auch nur ein Tropfen Regen fiel, allein schon am dritten Tage waren die Pflänzchen wieder grün und trieben so frisch, als ob ein tüchtiger Regen gefallen. Ich bemerkte, daß sich auf der umgebrochenen Erde häufig Thau absetzte, während dieses früher nicht der Fall war; dieses beweist, wie sehr es darauf ankömmt, den Boden so locker und porös zu machen als möglich. Poröse Körper schließen mehr Luft ein, sie werden lange nicht so heiß, als feste compacte Erde und Steine. Eine poröse Erde hat selbst des Mittags nur wenige Zoll unter

der Oberfläche eine gewisse Kühle. Man muß die Erde daher möglichst porös und locker machen, wenn man sie nicht zu sehr durch die Sonnenstrahlen erhitzt haben will. Durch das Umbrechen wird mehr Luft zwischen die Theilchen der Erde gebracht, sie wird dadurch ein schlechterer Wärmeleiter und zugleich auch fruchtbarer. (Recueil industriel. Dingler's polytechn. Journ. L. 386).

Weinsyrup und weinigtes Zuckerwasser.

Bekanntlich ist das Zuckerwasser im Sommer, wie auch bei manchen Krankheiten, ein beliebtes Getränk. Noch angenehmer aber läßt sich ein solches auf folgende Weise darstellen. Man giebt 2 Pfund zerstückten reinsten weissen Zucker und 1 Pfund Bordeaux Wein in eine leicht bedeckte Flasche, die man in mäßige Wärme stellt, bis der Zucker in dem Wein sich aufgelöst hat; man läßt ihn dann erkalten, gießt die Auflösung durch ein sauberes Tuch und füllt sie in Flaschen, die man fest verkorkt und im Keller aufbewahrt. Um nun ein weinigtes Zuckerwasser zu machen, rührt man 1 bis 2 Löffel voll dieses Weinsyrups in ein Glas reines Wasser, und hat dadurch ein angenehmes Getränk, welches man nach Belieben noch durch eine Citronenscheibe würzen kann.

Es ist wesentlich einen sehr reinen Zucker anzuwenden, weil sonst der angenehme weinigte Geschmack dadurch verändert wird. Mit andern Weinen kann man auf dieselbe Weise sehr schöne und haltbare Weinsyrupe bereiten, die ebenfalls mit Wasser vermischt, liebliche Getränke geben.

Anzeige empfehlenswerther Schriften.

1. **Die Dampfmaschinen.** Ein populäres Lehrbuch der Geschichte ihrer Erfindung und Beschreibung ihrer allmäligen Vervollkommnung bis auf den jetzigen Standpunkt; unter steter Anwendung auf technischen Geschäftsbetrieb, Schiffahrt, Eisenbahnen, Chausseefahrten u. s. w. Größtentheils nach englischen Quellen und dem Lehrbuche von **Dr. Dionysius Lardner.** 4. Aufl. mit Zusätzen für Deutschland bearbeitet von **Dr. C. H. Schmidt.** Ein Band. 8., 467 Seiten, 12 gestochene Quartblätter. 1 Rthl. 15 ggr.

Die Dampfmaschine ist eine so interessante Erfindung und die Benutzung der Dämpfe als bewegende Kraft von so großer Wichtigkeit für unsere Zeit geworden, daß nicht nur einem Jeden, der mit dem Betrieb der Dampfmaschinen zu thun hat, oder dessen Geschäftsbetriebe ihn zur Anlegung von Dampfmaschinen führen, ein Werk willkommen seyn muß, das ihm eine allgemeine Belehrung darüber giebt, sondern auch einem jeden Gebildeten, der an diesem jetzt so viel besprochenen Gegenstande Antheil nimmt.

Das obige Werk, welches einen Theil der bekannten englischen **Cabinet Cyclopaedia** bildet, erfüllt diese Zwecke auf eine ganz entsprechende Weise.

2. **Der angehende Botaniker,** oder kurze und leichtfaßliche Andeutung, die Pflanzen ohne Beihülfe eines Lehrers kennen und bestimmen zu lernen. Von **J. A. Fr. Schmidt,** Diakonus in Ilmenau u. s. w. Zweite verbesserte Ausgabe. Mit 36 lithographirten Tafeln. Ilmenau 1834. Druck und Verlag von Voigt. 1 Rthl. 8 ggr.

Denjenigen, welche eine Uebersicht der Hauptlehren der Botanik, als der Organe der Pflanzen und ihrer Verrichtungen, ihrer äußern Theile und der vorzüglichsten Pflanzensysteme, überhaupt der wichtigsten und beziehungsreichsten Verhältnissen im Gebiete der Flora, der **Scientia amabilis,** sich verschaffen wollen, können wir das oben genannte, sehr populär geschriebene Buch bestens empfehlen.

Chronik des Tages.

Salzuflen. — Die Nichtbeachtung der landesherrlichen Verordnungen wegen Einfriedigung der Mistgruben, Teiche, Mergelgruben ꝛc. führt noch jedes Jahr viele Unglücksfälle herbei. Am 14. Juli d. J. ertrank in Schötmar das zweijährige Kind eines dortigen Einwohners in der vor dem Hause befindlichen, mehrere Fuß tiefen Mistgrube, und am 20. dess. M. das Kind eines Einliegers zu Lockhausen, von gleichem Alter, in einem Fischteiche. Die angestellten Rettungsversuche waren erfolglos, wiewohl sie in beiden Fällen gleich nach dem Auffinden der nur wenige Minuten vermißten Kinder angefangen und vier Stunden hindurch fortgesetzt wurden.

Buchstaben-Räthsel.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7.
Wohl dem, der gut auf mir sich fühlt!
2, 3, 4, 5, 6, 7.
Wohl dem, der immer mit mir spielt!
3, 4, 5, 6, 7.
Weh dem, der nichts als mich besitzt!
1, 4, 5, 6, 7.
Und weh, wer mir im Schooße sitzt!

(Auflösung in № 19.)

Auflösung des Räthsels in № 17:
Weinstock.

Hierbei № 18. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 19.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 12. August 1835.

Lied von Meinberg.

Kein Dörfchen mag rings von den Dörfern allen
Im schönen Lipperland
Wie Eines mir von Herzen wohlgefallen,
Das Meinberg ist genannt.

Von Feldern und von Wäldern froh umgeben,
Aus Bäumen sieht man schön
Haus über Haus und Kirche sich erheben
Thalauf zu sanften Höh'n.

Dort ragen stolz die grauen Externsteine,
Viel tausend Jahre alt,
Am Hochgebirg im Morgensonnenscheine,
Und höher noch der Wald.

Der Velmerstot streckt seine Stirn gewaltig
Bis in der Wolken Reich.
Dem Bellenberg, so bunt und mannigfaltig,
Thut's kaum ein andrer gleich.

Gesunde Luft haucht über Meinberg's Hügeln,
Und kühlt die Sommerglut.
Braust manchmal auch ein Sturm auf schwarzen Flügeln,
Frisch bleibt uns doch der Muth.

Gesundheit quillt hier aus der Erde Gründen
Gar heimlich wunderbar;
Von nah' und fernher kommen, sie zu finden,
Die Kranken Jahr für Jahr.

Dann baden sie die Glieder und erfrischen
Das Herz am Sprudelquell.
Musik ertönt aus grünenden Gebüschen
Des Brunnenplatzes hell.

Wir freuen uns der Gäste, wenn sie kommen,
Und ziehen heim gesund;
Uns bleibt der Schatz, aus welchem sie genommen,
Vollauf zu jeder Stund'.

Wir brauchen nicht zu suchen und zu reisen
In weiter Welt herum:
Hier wohnen wir vergnügt und seh'n und preisen
Des schönen Meinberg's Ruhm.

St.

Ueber Grabbe's neueste Schriften.

Es wäre unbillig, wenn in diesen Blättern, welche Allem, was für unsre nächste heimathliche Umgebung ein besondres Interesse haben kann, recht eigentlich gewidmet sind, die Werke eines aus unsrer Mitte hervorgegangenen Dichters unbesprochen bleiben sollten. Ist ihr Verfasser gleich aus dem Kreise, in welchem diese Zeitschrift vorzugsweise Leser zu finden hoffen kann, ausgetreten, und gehört auch seine Wirksamkeit demjenigen Reiche an, in welchem es gottlob noch kein Lippisches oder Preußisches oder Hannoverisches, sondern nur Deutsches Gebiet giebt, so bleibt doch immer fort ein leises, oft kaum sichtbares, Band zwischen dem Dichter und seiner engeren Heimath, wäre sie ihm auch nur das Land seiner ersten Jugend, und nicht, wie es hier der Fall ist, der Schauplatz für die Bestrebungen, Erfolge und Leiden männlicher Jahre gewesen. Dies Band ist gegenseitig, und wenn man an dem Schriftsteller stets die Eindrücke seiner Heimath wird verfolgen können, so wird die Gegend, welche einen bedeutenden Autor oder sonst stark in die Oeffentlichkeit hervortretenden Character erzeugt hat, sich dagegen ihrerseits im Urtheilen und Recensiren auf's lebhafteste thätig erweisen. Weil sich aber hier in die literarische oder künstlerische Beurtheilung nothwendig die oft sehr philiströsen Motive der sittlich-bürgerlichen Kritik, welche beide Geschlechter in großen und kleinen Städten so unerbittlich zu handhaben pflegen, mehr oder weniger einmischen, so wird es in der Regel geschehen, daß „der Prophet in seiner Heimath am wenigsten gilt."

Dennoch sind wir der Meinung, daß Grabbe diesen fast immer zutreffenden Spruch nicht ganz auf sich anzuwenden berechtigt sey. Einestheils nemlich ist ihm hiesigen Landes, so viel wir zu vernehmen Gelegenheit gehabt haben, fast nur Lob, wenn auch bedingtes und vielfach mit Tadel versetztes, zu Theil geworden; anderentheils müssen wir unsrerseits gleich im voraus bekennen, daß wir Bedenken tragen, ihn, bei aller unverkennbaren Anlage zu Großem und Ungewöhnlichem, für einen echten Propheten und Dolmetscher der Götter, wie man den wahren Dichter von jeher genannt hat, zu erklären. Der Verfasser dieser Beurtheilung ist jedoch zugleich weit entfernt, sich über das allgemeine Loos, nach welchem die Bekanntschaft mit der Person und das Interesse für dieselbe der unbefangenen Beurtheilung dichterischer oder anderweitiger Geisteswerke eher Abbruch thut als Vorschub leistet, erhaben zu glauben, und gesteht gern, daß er die gegenwärtige Kritik, eben weil er der Person des Dichters einige Jahre hindurch ziemlich nahe gestanden hat, nicht ohne Mißtrauen gegen sich selbst niederschreibt. Auch hat er nichts dagegen, wenn sie der Leser mit ähnlichem Mißtrauen lesen wird. Am wenigsten möchte er jener platten Frage der absoluten Urtheilslosigkeit: wie ist der Mann recensirt worden? eine eben so platte und bequeme Antwort in die Hand geben.

Drei Werke Grabbe's sind nach mehr als vierjährigem Schweigen ihres Verfassers in diesem Jahre (Düsseldorf bei Schreiner) zugleich erschienen: Aschenbrödel, ein dramatisches Mährchen, Hannibal, eine Tragödie, und ein Heft Theaterkritiken unter dem Titel: Das Theater zu Düsseldorf mit Rückblicken auf die übrige deutsche Schaubühne. Wir wollen in unsrer Beurtheilung der eben angegebenen Reihenfolge, die, so viel wir wissen, zugleich die Zeitfolge ist, in welcher die Werke geschaffen sind, treu bleiben.

Aschenbrödel hat das bekannte, schon längst als Operntext benutzte, Volksmährchen zur Grundlage, und der Dichter hat sich der ursprünglichen Form desselben so genau als möglich angeschlossen. Die duldende, sanfte, ihrer

Vorzüge unbewußte Jungfrau wird durch die Königinn der Feen aus dem düstern Saale, in welchem ihre böse Stiefmutter sie eingesperrt hält, und wo Linsen auszulesen ihr tägliches Geschäft ist, an den Hof des Königs gebracht, der, weil er um seiner selbst willen geliebt seyn will, seinen Rüpel als König ausstaffirt und für sich die Rolle des Schloßvogts gewählt hat. Er sieht Olympia (Aschenbrödel), liebt und wird geliebt; aber in dem Augenblicke, wo er ihr erklärt:

„Der König giebt Dir, was er bieten kann:
Die Hand, das Herz und seine Krone."

versteht sie ihn falsch und glaubt, sie solle dem buckligen Rüpel vermählt werden, der den König spielt. Ehe noch das Mißverständniß aufgeklärt werden kann, ist sie auf dem sturmschnellen Gespann der Feenköniginn enteilt und läßt den König in Verzweiflung zurück. Die Hoffnung, die Verlorene wieder zu finden, knüpft sich, wie in dem Volksmährchen, an den Schuh, den sie auf ihrer eiligen Flucht zurückgelassen hat. Es wird durch den Herold bekannt gemacht, daß der König die Dame, der der Schuh passe, zu seiner Königinn erwähle. Olympia's hochmüthige Stiefschwestern, ja die Stiefmutter selbst und viele andre junge und alte Damen versuchen ihr Heil; aber der Schuh paßt natürlich keiner, bis die Fee die wahre Besitzerinn zurückbringt. Olympia wird Königinn, und mit dem Segenspruch der abschiednehmenden Feenbeherrscherinn über das königliche Paar schließt das Stück.

Der Stoff zu diesem romantischen Drama ist, wie der Leser einsehen wird, glücklich genug gewählt. Der indolente, durch seine putzsüchtige Gemahlinn und ihre hochmüthigen Töchter in Schulden gestürzte Baron, die verkannte, mißhandelte, immer liebevolle und geduldige Olympia, der junge und schwärmerische König, der Rüpel in der herkömmlichen schlauen Albernheit unsers deutschen Eulenspiegels, die Hofleute und Isaak, der jüdische Gläubiger des Barons, geben ein buntes, in den schlagendsten Contrasten sich bewegendes Personal, das auch ohne besonders sorgfältige Individualisirung zu der Feenwelt, die sich zwischen und über ihm, vielfältig und aufs entscheidendste in die Handlung eingreifend, bewegt, in dem angemessensten Verhältnisse steht. Dies Alles hat zum großen Theile der Stoff für den Dichter gethan. Wir wollen sehen, was der Dichter seinerseits für den Stoff gethan hat.

Gleich in der ersten Scene debütiren der Baron, der eine Art von Humorist ist, und sein Bedienter Andreas mit folgender Unterredung:

„Andreas.

Hier, gnädiger Herr, die Pfeife und der Fidibus.

Baron.

(setzt sich, zündet an und raucht.)

Grauer Knecht, wie lang rauch' ich noch wohl in diesem Hause?

Andreas.

Herr —?

Baron.

Die Hypotheken drücken gewaltig darauf, — das thun die Visiten, der Putz, die Thee's —

(Er raucht stark.)

Qualm, umhülle mich vor den Gedanken daran. — — — So ein Rauch ist doch einzig. Seit Entdeckung des Tabaks hat Europa viel tausend geräucherte Ochsenzungen mehr.

Andreas.

Die Hypotheken — wenn —

Baron.

Magst proponiren, was Du willst, es hilft doch nichts — ich will nichts davon hören, eher den großen Rotteck über Europa's, Badens und seine eigne Leibesconstitution.

(Wieder starke Züge aus der Pfeife.)

Was meinst Du? haben die Poeten nicht Recht, wenn sie sagen, alles Irdische ist Rauch? Mir verrauchte das Geld, die Liebe (meine Frau blieb zurück, 'ne schwarze Kohle nach der Flamme) und was nicht alles!

Andreas.

Greift ein in Euer Hauswesen!

Baron.

Eher in die Hölle. Da regiert doch nur der Teufel, und kein Weib. Gott war sehr gnädig, als er uns einen Teufel und keine Teufelinn schenkte.

Andreas.

Ein schwaches Weib —

Baron.

Schwäche? Dahinter sitzt just die Stärke. Kennst Du Schmollen, Thränen, Zeter, Beharren im Eigensinn nur um des Eigensinns willen, Trug und Lug aus Instinct, so kennst Du etwas von einer Ehefrau, so kennst Du das Band, wo zwar „keine Citronen blühen", wohl aber zornige Wangen glühen, wo zwar „die Myrthe nicht still steht", aber der Sturm ihr Laub verweht u. s. w."

Diese kurze, und, da sie den Eingang des Stücks bildet, gewiß unverdächtige Probe mag einen Begriff von der in diesem romantischen Drama herrschenden Art des Humors geben. Nach unserm Geschmack, wir wollen es nur gestehen, ist sie nicht. Was soll man von diesen „geräucherten Ochsenzungen", von „dem großen Rotteck über seine eigne Leibesconstitution", von „dem Bande, wo keine Citronen blühen" anders sagen, als daß es eben so viele gesuchte Witze, gemachte Redensarten und verunglückte Anspielungen sind? Und hiermit berühren wir den Hauptvorwurf, den wir der gesammten Poesie Grabbe's zu machen haben. Sie ist unwahr. Diesen humoristischen Derbheiten fehlt die kecke Ursprünglichkeit und die trotzige Natur, wie den Schilderungen der Liebe und der Leidenschaft die rechte Andacht der Seele und die dichterische Versenkung in den Stoff abgeht. Aber damit soll nicht gesagt seyn, daß der Dichter jener erhabenen Ironie ganz unfähig sey, die mit dem Schmerze tändelt, weil sie sich seiner Lösung auf einem höheren Gebiete schon bewußt ist, und

die wir Humor nennen; noch weniger, daß er das menschliche Herz und seine Leidenschaften gar nicht kénne. Dann wäre er überhaupt kein Dichter. Grabbe's Unglück liegt vielleicht gerade darin, daß er die eigne, unmittelbar gegenwärtige Leidenschaft, das Brennen des Ehrgeizes, den Unmuth über die Hindernisse, welche die Welt der Entwicklung des geistigen Lebens in den Weg legt, noch nicht genug überwunden hat, um als ein wahrhafter Humorist über sie scherzen, oder als ein wahrhafter Dramatiker sich in die Freuden und Leiden selbstgeschaffener Personen versenken zu können. Dazu hat er noch zu viel mit sich zu thun. Andererseits liegen aber auch die Täuschungen der Liebe und das unbefangene Vertrauen auf die irdische Verwirklichung des Wahren und Guten schon viel zu weit hinter ihm, als daß er ein naiver Darsteller natürlicher Empfindungen und einfacher Zustände seyn könnte. In dieser Halbheit, weder dem Gotte in sich vertrauend und mit seiner Hülfe die Welt überwindend, noch der Welt und der Natur mit unbefangener Liebe zugethan, ist er dem unseligen Zeitgelüste nach dem Pikanten, Barocken und Frechen dienstbar geworden, und diese Dienstbarkeit hat seinen Werken eine Färbung gegeben, die, wenn uns unser Gefühl nicht täuscht, jedes wahr empfindende Gemüth zurückstoßen muß. Und wenn er noch glücklich in diesem Genre wäre, wie es z. B. Heine in vielen Beziehungen ist, der sich zwar in einem schmutzigen, aber durchaus in seinem Elemente bewegt. So aber ist er, eben weil er zu etwas Besserem bestimmt ist, höchst unglücklich gerade in diesen Parthieen seiner Werke, und wir haben seine neuesten Produkte hauptsächlich darum mit einer gewissen Hoffnung auf eine poetische Wiedergeburt ihres Verfassers begrüßt, weil sie von wirklichen Gemeinheiten und humoristisch sich geberdenden Plattheiten verhältnißmäßig weit reiner sind, als die früheren. Freilich giebt es noch manche

starke Reminiscenzen an jene unglücklichen, Grabbe's frühere Werke so sehr entstellenden Schmarotzergewächse. Man versuche z. B. folgende Beschreibung des Rattenhimmels, welche die von der Feenköniginn in ihren Kutscher verwandelte Ratte giebt:

„Kutscher.

In euren Himmel will ich nicht, in den Rattenhimmel will ich; dahin, wo keine Menschen, keine Katzen, keine Fallen, keine Hunde sind, insbesondre keine Pinscher, — dahin, wo ich meinen ermordeten Vater wiederfinde, und meine zwölf Kinder, die ich ohnlängst aus purer Liebe gefressen habe und dort wieder zu essen hoffe, — da, wo jede edle Ratte, jemehr sie geraubt hat, so mehr mit Roggen, Speck, Schinken, Papier belohnt wird, — wo kein Geräusch, kein Singsang, kein Psalm uns aufstört, — wo der Rattenkönig mit siebzigtausend Rattenköpfen auf seinem Throne sitzt, und siebzigtausend Schwänze,

(Der Kutscher wird auf einen Augenblick eine Parabase.)

lang und ohne Haar, wie Trimeter des Graf Platen,

(Die Parabase wird wieder Kutscher.)

um die Welt schlägt und sie damit festhält — O, eure Himmel kann ich nur verachten."

Und so viele Poesie mußte verschwendet werden, um Olympien zu der trivialen Nutzanwendung zu verhelfen, daß die Himmel „Sache des Geschmacks" seyen! und um den Grafen Platen und seine Trimeter herbeizuzerren, mußte ein albernes Gleichniß durch eine sinnlose Verwandlung erläutert werden! Denn sinnlos ist doch diese Verwandlung des Rattenkutschers in eine Parabase, eben so sinnlos, als wenn sich etwa ein Elephant in ein Trauerspiel verwandeln wollte. Was kann denn für eine Befriedigung darin liegen, Dinge vorzubringen, die zwar wie Satire aussehen, aber weder einen Gedanken, noch eine Vorstellung oder ein Bild, ich will nicht sagen hervorrufen, nein, zulassen?

(Fortsetzung folgt.)

Das Liederfest im Fürstenthum Lippe.

Vom Seminar-Inspektor Dresel in Detmold.

(Schluß.)

Doch es wird Zeit seyn, über die Einrichtung unserer Gesellschaft einige nähere Nachrichten mitzutheilen.

Nachdem bei einer passenden Gelegenheit die Schullehrer mit dem Zwecke der Vereinigung zu einem jährlich zu feiernden Gesangfeste bekannt gemacht worden waren, wurde ihnen ein Entwurf der Statuten für den zu errichtenden Sänger-Verein mitgetheilt. Die Hauptpunkte dieses Entwurfs sind folgende:

1) Das beabsichtigte Gesangfest findet in der Zeit Statt, wo die meisten Lehrer Ferien haben, also im August.

2) Es wird, wenigstens für's Erste, in Detmold gefeiert.

3) Wir laden einige Wochen vorher die Musik-Freunde unsers Landes dazu ein.

4) Jeder Zuhörer zahlt etwa 9 — 12 Mgr. Eintrittsgeld.

5) Was nach Abzug der Kosten von der Einnahme übrig bleibt, fließt in die Schullehrer-Wittwen-Casse.

6) Die Hauptkosten würden veranlaßt werden durch Anschaffung und Abschreiben der Musikalien, durch Einrichtung des zur Aufführung bestimmten Locals und durch das gemeinschaftliche Mahl, welches nach der Aufführung Statt finden könnte.

7) Zur Verrechnung der Einnahme und Ausgabe werden aus unserer Mitte einige Männer gewählt, denen man das Zutrauen schenken darf, daß sie Alles zweckmäßig und anständig einrichten, was einzurichten ist.

8) Der Unterzeichnete übernimmt die Anordnung und Leitung der musikalischen Angelegenheiten.

9) Die aufzuführenden Stücke sind meist

ernsten, religiösen Inhalts. Bei dem gemeinschaftlichen Mahle könnten auch Gesellschaftslieder edlerer Art gesungen werden.

10) Die Gesangstücke werden den einzelnen zu errichtenden Singvereinen zugeschickt, und jeder Sänger schreibt sich seine Stimme ab.

11) Sie werden von den einzelnen Sängern zu Hause fleißig eingeübt, damit

12) die Uebungen bei den gemeinschaftlichen, nach Befinden alle 8 oder 14 Tage Statt findenden Zusammenkünften desto besser von Statten gehen.

13) Jeder bemüht sich, seine Stimme so schön und so vollkommen zu singen, als er es vermag.

14) Die Hauptprobe am Tage vor der Aufführung darf Niemand, der an dem Gesange Theil nehmen will, versäumen.

15) Jeder Theilnehmer verpflichtet sich, das Seinige dazu beizutragen, daß sowohl bei der Hauptaufführung, als auch bei den Proben Alles anständig und ordentlich zugehe.

16) Die Schulen dürfen durch die Zusammenkünfte und Uebungen vor allen Dingen nicht leiden.

17) Man hat zwar bei diesen Angaben vorzüglich die Schullehrer unsers Landes vor Augen gehabt; es könnten aber auch Sänger aus andern Ständen dem Vereine beitreten, wenn sie vielleicht schon zu irgend einem Singvereine, an dem auch Schullehrer Theil nahmen, gehörten, und nicht abgeneigt wären, sich den für die ganze Gesellschaft geltenden Gesetzen zu unterwerfen.

In dem Circular, welches den Interessenten diesen Entwurf mittheilte, zeigte ich zugleich an, daß die geistliche Behörde gegen die Sache Nichts zu erinnern habe, wenn die Schulen nicht darunter litten, und deßwegen keine Klagen entständen, und überhaupt die Schullehrer sich so dabei benähmen, daß sie vorwurfsfrei blieben, und ersuchte die Lehrer, ihren Herren Predigern mein Schreiben mit vorzulegen um auch deren Ansicht von der Sache kennen zu lernen.

Das Circular kam, mit vielen Unterschriften versehen, zurück. Es hatte sich fast kein einziger Lehrer ausgeschlossen, selbst die ganz alten oder kränklichen, von denen ich schon zum Voraus wußte, daß sie keinen thätigen Antheil an dem Feste würden nehmen können, hatten ihre Freude über die Sache an den Tag gelegt. Man pflichtete meinen Vorschlägen in allen Hauptpunkten bei. Nur erklärten sich die Meisten gegen Bestreitung der Kosten für eine gemeinschaftliche Mahlzeit aus der Casse des Vereins. Jeder wollte für Unterkommen und Beköstigung lieber aus eigenen Mitteln sorgen, damit der Gewinn für die Wittwen-Casse nicht zu geringfügig ausfallen möge.

Nun bildeten sich in verschiedenen Gegenden unsers Landes, nämlich in Detmold, Lemgo, Blomberg, Horn, Lage, Varenholz, Schwalenberg und Schötmar einzelne Singvereine, in welchen die vorzutragenden Stücke eingeübt werden sollten, und es zeigte sich bei den meisten Mitgliedern des nun ins Leben getretenen „Lippischen Sänger-Vereins" viel Eifer.

Wenn dieser nun auch bei Einigen, wie sich voraus sehen ließ, nach und nach erkaltet ist, so hat sich doch der Hauptsache nach in der ursprünglichen Einrichtung des Vereins, welcher aus hundert und einigen Sängern besteht, bis dahin Nichts geändert. Ich wähle die einzuübenden Gesangstücke aus und theile den Dirigenten der einzelnen Gesangvereine eine Abschrift der Partitur mit. Dies geschieht gewöhnlich im Februar jedes Jahrs. Die Dirigenten nehmen eine Abschrift der einzelnen Stimmen und vertheilen diese dann zum Abschreiben und zur vorläufigen Einübung unter ihre Sänger. Mit Anfang der Sommerschule, d. h. im Mai, beginnen die Zusammenkünfte zum gemeinschaftlichen Einüben. Hier in Detmold kommen wir vom Mai an regelmäßig alle vierzehn Tage, und zwar Mittwochs Nachmittags, im Ganzen genommen

Landesbibliothek Detmold

sechs bis acht Mal zusammen, und sind dann in der Mitte des August mit unsern Uebungen so weit vorgerückt, daß wir die Tage des Liederfestes ruhig erwarten dürfen. Außer den in der nähern Umgegend von Detmold und in Detmold selbst wohnenden Schullehrern, welchen sich dann die Seminaristen anschließen, nehmen von Zeit zu Zeit auch entfernter wohnende an unsern Uebungen Theil. Von den Sängern, welche ursprünglich zu dem Singvereine zu Horn gehörten, sind einige müde geworden, die übrigen haben sich uns angeschlossen. Die Schullehrer aus der Gegend von Siliren hat der Herr Superintendent Zeiß daselbst, der ein großer Freund der Musik ist und sie aus dem Grunde versteht, seit einiger Zeit zu einer Conferenz vereinigt, in welcher zugleich die Gesänge für das Liederfest eingeübt werden, was ihm die Schullehrer gewiß Dank wissen. Dadurch sind besondere Zusammenkünfte in Varenholz überflüssig geworden. Wie es in Lemgo, Schwalenberg und Blomberg um Eifer und Erfolg steht, darüber fehlen mir nähere Nachrichten. Daß sich aber in Lemgo, Lage und Schötmar Singvereine gebildet haben, zu welchen außer den Lehrern auch andere Gesangfreunde gehören, ist in mancher Beziehung höchst erfreulich. Zeugt es doch davon, daß der Sinn für Gesang auch in unserm Lande immer mehr erwacht, und was könnte man lebhafter wünschen, als daß der segnende Einfluß einer der edelsten Künste auf Menschenbildung und edlern Lebensgenuß auch unter uns immer sichtbarer werde!

Sobald sich voraus sehen läßt, in welche Zeit an den meisten Orten des Landes die Ernte-Ferien fallen werden, wird der Tag für die Feier des Festes bestimmt und den Sängern bekannt gemacht. Den Tag vorher versammelt sich Alles zur Hauptprobe. Die Aufführung hat bis jetzt in der hiesigen Reitbahn Statt gefunden, einem Locale, welches sich zu Musik-Aufführungen der Art sehr gut eignet. Wir dürfen hoffen, daß unser durchlauchtiger Fürst uns die Benutzung desselben auch ferner gestatten werde. Daß Hochfürstliche Kammer uns bis dahin erlaubt hat, zur Errichtung des Gerüstes für die Sänger Material aus dem hiesigen Bau-Magazin zu benutzen, daß wir es nicht übersehen, wie Viel wir außerdem einzelnen Gönnern und Freunden zu verdanken haben, mag hier auch noch bemerkt werden.

Um denjenigen Zuhörern, welchen sich selten Gelegenheit darbietet, die hiesige Hof-Kapelle zu hören, diesen Genuß zu verschaffen, um namentlich auch den Sängern selbst eine Freude zu bereiten und Abwechselung herbei zu führen, ist bei den beiden letzten Musik-Aufführungen außer den Männergesängen auch wenigstens Ein größeres Instrumental-Stück vorgetragen worden. Wir werden die Güte des Herrn Kapellmeisters Marpurg und der übrigen Mitglieder der Hof-Kapelle auch für die Zukunft ansprechen dürfen, und so denn auch dieses Jahr wenigstens wieder eine Symphonie von Beethoven oder einem andern Meister zu hören bekommen.

Nächstens werden wir unser viertes Gesangfest feiern. Das Nähere darüber soll noch besonders bekannt gemacht werden. Vorläufig wird bemerkt, daß außer einigen Chören von den berühmten Meistern Bernhard Klein und Rink das Requiem von Gottfried Weber zur Aufführung kommen soll.

Ich wünsche Nichts mehr, als daß sich unser Gesangfest von Jahr zu Jahr einer größern Theilnahme möge zu erfreuen haben, damit die Zwecke desselben immer vollständiger erreicht werden.

Der Halleysche Comet.

Der Halleysche Comet (nach dem berühmten Astronomen Halley, der um das Jahr 1682 durch

seine Berechnungen zuerst die Periodicität dieses Cometen nachwies, also genannt) wird nächstens unsere Aufmerksamkeit auf einige Zeit in Anspruch nehmen, weshalb folgende, aus einer kürzlich erschienenen Schrift entnommene Notizen über ihn von Interesse seyn werden. Schon zu Anfang Septembers dieses Jahrs wird er des Morgens im Sternbilde des Stiers zu sehen seyn, und in der Mitte desselben Monats mit zunehmendem Lichte und schönem großem Schweife am Himmel prangen; am 16ten November kommt er in seine Sonnennähe; seine Bewegung ist rückgängig, d. h. von Osten nach Westen, mit einer größten Geschwindigkeit von 59,500 und einer kleinsten von 980 geographischen Meilen in der Stunde. Auf seiner Bahn kommt er uns Anfang Septembers 40, Mitte Sept. 18, Anfang Oct. 6 und am 6. Oct. 3½ Millionen Meilen nahe. In dieser größten Annäherung zur Erde wird er dann einige Tage in besonderer Größe, mit ausgezeichnetem Glanze und prachtvollem Schweife zu sehen seyn, der vom Haupthaare der Berenice bis zu den Vorderfüßen des großen Bären reichen und selbst noch nach Untergang des Kerns über unserm Horizont sichtbar bleiben wird, so daß man während der ganzen Nacht den Lauf des Kerns bis zu seinem Aufgange wird verfolgen können. Nach dem 6. Oct. entfernt er sich wieder von der Erde und wird nach und nach unsichtbar, indem er sich immer mehr der Sonne nähert. Anfang 1836 kommt er uns wieder näher, steht am 1. März uns in einer Entfernung von 25 Millionen Meilen zum zweiten Male am nächsten, und ist des Morgens in den Sternbildern des Raben und Bechers sichtbar; hierauf entfernt er sich mit rasch zunehmender Geschwindigkeit von der Erde und Sonne, bis er nach 76 Jahren und 82 Tagen, abgesehen von den Störungen durch Uran und Saturn, — im Jahre 1912 wieder erscheint, und dann in den Sterblichen jene Träume einer bessern Vergangenheit des Jahres 1835 lebendig macht, wie sie uns jetzt trügerisch die gute alte Zeit bedauern lassen! Die Bahn dieses ausgezeichneten Cometen liegt noch innerhalb der fast kreisförmigen Bahn des Uranus; Größe und Lage seines elliptischen Weges lassen ihn der Erde nie so nahe kommen, daß ein Zusammenstoß zu fürchten wäre; wiewohl im Allgemeinen die Furcht, daß irgend einmal ein Comet mit der Erde zusammen stoßen und dieselbe vernichten werde, wenn auch weit aussehend, doch nicht ganz ungegründet ist; denn der Astronom Olbers in Bremen hat der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London eine Reihe von Beobachtungen eingeschickt, denen zufolge in 8800 Jahren ein Comet der Erde so nahe kommen wird, wie der Mond (also 51,000 Meilen), — in 4 Millionen Jahren ein anderer auf die Entfernung von 3—4 Stunden, und endlich in 120 Millionen Jahren der von Einigen ohne Grund schon jetzt gefürchtete, unmittelbar mit der Erde zusammen stoßende und das Chaos hervor rufende Comet.

Räthsel.

Die, längst gefallen, einst die Welt bezwungen,
Stehn noch versteint in einer Stadt am Main,
Auch grünen sie und werden oft geschwungen
Von frohen Zechern, sonderlich am Rhein.

(Auflösung in № 20.)

Auflösung des Räthsels in № 18:

Strumpf, Trumpf, Rumpf, Sumpf.

Hierbei № 19. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 20.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 12. August 1835.

Deutsche Märtyrer *).

1.

So lang hell leuchtend durch Westphalen's Gau'n
Die Lippe fortgeströmt der Fluthen Windung,
Bis sie, dem Gotthardssohne sich zu trau'n,
Ihm an den Busen eilt in weiter Mündung;
Durchschauerte kaum solches Weh' und Grau'n
Das Deutsche Herz, als da vom reinsten Blute —
Vergossen nun schon fünf und zwanzig Jahr —
Die Erde trank. —
Des Franken Eisenruthe
Zwang unser Volk. Nur eine Jünglingsschaar,
Sechshundert Ritter, voll von Hoffnungsmuthe,
Flog plötzlich mit dem scheidenden April
Aus Preußens Königsstadt. Ein dumpfer Schrecken
Wird murmelnd offenbar: „wo ist der Schill?"
Der sprengt umher, das Vaterland zu wecken.
Es hört den Ruf im Traum und seufzet still.
Von Wittenberg, der Geistesfreiheit Wiege,
Zurückgestoßen ward der Freien Bund.
Geächtet flieht er, stürmt mit raschem Siege,
Das Wallenstein einst widerstand, Stralsund.
Hier senkten sich der jungen Adler Flüge.
Am letzten Mai, gleich Meereswogen brausend,
Ergoß sich in die Stadt der Söldner Schwarm,
Von Niederländern, Dänen siebentausend.
Verzweiflungsmuthig haut der Helden Arm,
So viel er kann, der Feinde zu verderben.
Die Herzen schlagen todeskühn und warm,
Bis rings die Straßen sich mit Blute färben.
Da ruft der Schill: „es rette sich, wer mag!
Es sterbe, wer vermag mit mir zu sterben!"
Die Kugel pfeift. Er stürzt. Sein Auge brach.
Die meisten liegen hart, gleich ihm, gebettet.
Vorüber war um zwei Uhr schon der Tag.
Nur wen'ge haben flüchtend sich gerettet.

*) Im Frühling dieses Jahrs enthielten die Zeitungen die Nachricht, daß am 31. März, dem Jahrestage des ersten Einzuges der Verbündeten in Paris, in Wesel den eilf Officieren des Schillschen Corps, welche dort vor 25 Jahren von einem französischen Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt und am 16. September 1809 erschossen worden waren, ein Denkmal errichtet sey. Dies ist die Veranlassung des gegenwärtigen Gedichts. Wer sich über die näheren Umstände, sowohl der Gefangennehmung und Hinrichtung jener wackern Helden, als auch der Entstehung des Denkmals belehren will, findet ausführliche Nachricht über beides in einer kleinen Schrift: Die Verurtheilung und Hinrichtung der eilf preußischen Officiere vom Schillschen Corps bei Wesel den 16. September 1809 ꝛc. von Dr. F. Fiedler, Wesel 1835. Einen Auszug aus derselben enthält der „Verkündiger am Rhein" vom 5. April d. J.

2.

Früh welkten so die ersten Eichenkränze,
Womit das Vaterland die Stirn umlaubt.
Schwül sengend folgt' ein Sommer diesem Lenze,
Und eh' der Herbst sein traubenfrohes Haupt
Bei'm Vater Rhein zu heben noch begonnen,
(Der seinen Deutschen Kindern war geraubt),
Da ward ein theuer edler Wein gewonnen,
Ein Kelch der Volksverjüngung schon gefüllt. —
Eilf Brave, dort dem Frühlingstod entronnen
Unmuthig, weil zu sterben sie gewillt,
Gehemmt durch Feindes Uebermacht und Schnelle,
Eilf Treue, die man frech Verräther schilt,
Erharren jetzt auf Wesel's Citadelle,
(Wo man verbunden Rhein und Lippe schaut
Zum Niederlande ziehn mit Einer Welle),
Wann ihnen der Erlösung Morgen graut.
Septembers Mitten, um die Mittagsstunde
Ward in der Stadt das Todesurtheil laut.
Und als den Unerschrocknen kam die Kunde,
Da haben sie zu schreiben nur begehrt
Ein Lebewohl den Fernen. Keinem Munde
Unmännlich Wort, noch Klagelaut entfährt.
Zum Sterben sind die Herzen lang bereitet.
Geführt zu werden haben sie gewehrt,
Und festen Tritts das Heldenhäuflein schreitet
Aus Kerkers Enge zum Berliner Thor,
Von tausend fremden Söldlingen begleitet.
Endlose Fluth der Bürger drängt sich vor,
Umsonst, man hat zurücke sie gezwungen.
Dumpf hallt der Trommelwirbel in das Ohr.
Kaum Einem Freunde war es noch gelungen,
Den Opfern nah' im letzten Augenblick,
Zu seh'n, wie sie noch einmal sich umschlungen,
Dann stolzgereiht, mit unverwandtem Blick
Den Schergen gaben selbst zum Schuß das Zeichen:
„Hoch unser König! Preußen Sieg und Glück!"
Musketen donnern. Alle sind sie Leichen.

Drei Jahre flohn. Und eine Riesenmacht
War aus dem Blut der Märtyrer gewachsen.
Eilf Geister haben Moskau angefacht,
Sie schlugen mit die Völkerschlacht in Sachsen
Und haben bis Paris den Feind gejagt.

St.

Ueber Grabbe's neueste Schriften.

(Fortsetzung.)

Wenn wir bei so vielfachem und hartem Tadel Grabbe'n dennoch weder Talent, noch Dichterberuf absprechen können, so fühlen wir uns fast in einem Widerspruch befangen. Wenn das Ganze des Werkes nicht befriedigen kann, das Einzelne oft zurückstoßen muß, wo bleibt da die Poesie? Ach! leset nur Heinen und die neufranzösischen Romantiker, und ihr werdet begreifen, daß auch in der tiefsten Entartung und unter den abscheulichsten Verirrungen des Geschmacks das wirkliche Talent und der göttliche Funken einer poetischen Empfindung der Welt, würde sie auch niemals zu harmonischer Anschauung, dennoch stets unverkennbar durchleuchten. Grabbe hat auch Schönheiten, die nicht blos in der Wortfügung stecken, er hat neben unglücklichen Einfällen auch glückliche Eingebungen, und vor Allem Phantasie, die, wenn sie auch, von keinem gesunden Gefühl und von keinem richtigen Geschmack geleitet, noch so oft ins Bizarre, ja Alberne, sich verirrt, ihn doch immerfort von jener Poetenschaar unterscheiden wird, die nichts hat, als Phrasen.

In Aschenbrödel hat uns am meisten der Gebrauch, den der Dichter von der Feenwelt gemacht hat, angesprochen. Es giebt Scenen, besonders im zweiten Aufzuge, die, ohne Nachahmung zu seyn, lebhaft an Shakespeare's Sommernachtstraum erinnern. So der Frühlingsgesang der Feen:

„Schützet den Lenz
Mit segnender Huld!
Wie in dem Auge
Trunkener Liebe
Abendstern schimmert,
Feur'ger und schöner
Schimmre die Welt!
Laubkranz im Haare,
Füllhorn im Arme,
Sollen die Horen,
Die lächelnden Jungfraun,
Fliegenden Tanzes
Grüßen den Menschen u. s. w."

wenn nur nicht auch hier die lustige Person, der Gnom, mit einem höchst frostigen Witze sich empfehlen wollte:

„Gnom.
Na, was heißt das? Oekonom
Und Gnom ist eins!
Der eine quält und kriecht im Schooß der Erde,
Der andre pflügt darauf mit viel Beschwerde!

Uebrigens ist auch dieser neckische Kauz und unentbehrliche Gesell nicht übel gehalten, die Feen fast durchweg musterhaft.

Wir kommen zum Hannibal, der kein dramatisches Mährchen, wie Aschenbrödel, sondern eine Tragödie seyn will, und also in der Charakteristik sowohl, als in der Handlung, einen andern und viel strengeren Maaßstab anzulegen nicht blos gestattet, sondern fordert. Daß man eine Grabbesche Tragödie nicht nach den drei Einheiten des Aristoteles messen darf, versteht sich freilich von sekbst, so wie, daß in historischen Stücken die Geschichte den Dichter zwar in Hinsicht auf den Grundriß seines Gebäudes und den Baustyl im Allgemeinen, nicht aber in Bezug auf die Ausführung und Ausschmückung im Einzelnen binden muß. Dieser Hannibal nimmt sich denn aber doch in allen Beziehungen fast übertriebene Freiheiten heraus. Nicht genug, daß der zweite und der dritte Punische Krieg zu Einem Kriege verarbeitet sind, daß der jüngere Scipio, der, wie die Geschichte lehrt, ein Enkel des älteren, der bei Zama siegte, und zwar ein Enkel durch Adoption, war, hier als dessen Bruder erscheint; durch das ganze Stück finden wir Personen und Ereignisse, die in der Geschichte durch einen funfzig- bis hundertjährigen Zeitraum getrennt sind, friedlich oder feindlich neben einander, Hannibal und seinen Großvater neben dem alten Cato und dem Komiker Terenz, Numantia neben Capua, ja den alttestamentlichen Molochsdienst in Carthago neben den Byzantinischen Hofchargen eines Protovestiarius u. s. w. am Hofe des Königs Prusias. Dieser Prusias ist sogar am byzantinischen Hofe gebildet; obgleich es einen solchen Hof erst 500 Jahre nach Hannibals Tode gegeben hat. Bei Geschichten, die jedem Schulknaben geläufig sind, scheint solche Kühnheit, wenn sie auch nicht an sich verwerflich wäre, doch allzu bedenklich. Sie muß nothwendig alle Illusion aufheben; denn um an geschichtlichen Personen und ihren, wenn auch zum Theil erdichteten, Thaten und Schicksalen wirklichen Antheil zu nehmen, muß man doch einigermaaßen festen Boden unter sich haben und wissen, wo man sich in der Welt befindet. Würde wohl Grabbe gewagt haben, in seinem Napoleon neben Wellington und Blücher zugleich Eugen und Marlborough agiren zu lassen, oder an Ludwigs des achtzehnten Stelle den freilich viel brillanteren Ludwig XIV zu setzen?

Doch dies ist vielleicht nur engherzige Recensentenweisheit, die sich mit Unrecht vermißt, dem Genius die Wege vorzuzeichnen, die er hätte gehen sollen. Jedenfalls ist es ein bedeutender Zweck, um dessen willen der Dichter so viel gewagt hat. Er wollte die Zerstörung Carthago's seinem Hannibal einverleiben und in die Katastrophe des Stücks verweben. Schade nur, daß eben dadurch das Interesse für den Haupthelden desselben geschwächt wird. Denn da Hannibal das Ende seiner Vaterstadt überlebt und es sich an Prusias Hofe in Bithynien durch einen Scla-

ven, der Augenzeuge gewesen ist, erzählen läßt, so versteht sich fortan sein eigner Untergang so sehr von selbst, daß wir uns kaum noch dafür interessiren können, und es bedurfte in der That keiner römischen Schergen und keines Flamininus, um ihn zum freiwilligen Tode zu bestimmen; ja es kann uns nur verletzen, daß er noch lange fragt, ob auch alle Wege zur Flucht verschlossen seyen. So lange es noch ein Carthago giebt, kann Hannibal fliehen und sich selbst vor dem winzigen Tyrannen Bithyniens demüthigen, um Rom neue Feinde zu erwecken; mit dem Untergange des Vaterlandes hat jeder Zweck eines solchen Lebens aufgehört.

Es ist keine Frage, daß Fehler, wie die so eben gerügten, durch gelungene Darstellung großartiger Conflicte und mächtiger Leidenschaften aufgewogen, verschwinden und von dem Publikum unserer Tage, das vor allen Dingen Erschütterungen fühlen und „stark Getränke schlürfen" will, übersehen werden würden. Wir wollen daher die Charaktere und die Situationen des Stücks noch etwas näher betrachten, um zu sehen, nicht etwa, wie den ewigen Forderungen der Kunst im Ganzen, sondern, wie im Einzelnen den Bedürfnissen derer genügt ist, die nicht Schönheit, wohl aber Schönheiten, und außer dem, „was stets als schöne Sprache rühmt das Publikum", höchstens einige psychologische Wahrheit in den Charakteren und ein paar derbe Emotionen begehren. Was nemlich unser eignes Urtheil über das Ganze betrifft, so dürfte es kaum gerathen seyn, damit hervorzutreten, indem diese modern-romantische Behandlung des so gemessenen und überall in festen Formen sich bewegenden Alterthums, die uns und wahrscheinlich Allen, die sich mit einigem Sinn irgend einmal mit jenen Studien beschäftigt haben, ein Greuel ist in ihrer bizarren Willkührlichkeit, einigermaaßen das Beispiel Shakespeare's, der in unsern Tagen so vieles zu verantworten bekommen hat, für sich anführen kann.

Es sey also dem Dichter unsertwegen verstattet, das Costüme seines Stücks, den politischen, religiösen und moralischen Hintergrund, aus dem alten Testamente und den Byzantinern, aus Polybius und Livius, wie aus den neuesten Beschreibungen afrikanischer, spanischer, ja schottischer und irländischer Zustände (welche letzteren namentlich bei der Schilderung der Celtiberier und ihres Fürsten Allochlin, die wahre Bergschotten sind, die Farben hergegeben haben) zusammenzuweben, und in den einzelnen Parthieen gegen die wirklich überlieferte historische Wahrheit so viele Verstöße zu machen, als ihm beliebt. Er hat ja Deutschlands und Frankreichs neueste romantische Literatur, er hat den Geschmack der Zeit für sich, und „der Lebende hat Recht." Angemessener schiene es uns freilich, etwa das Mittelalter oder die neuere Zeit zum Schauplatz solcher phantastischen Malerey dessen, „was sich nie und nirgends hat begeben," zu machen; doch wir leben in einem Zeitalter, das sich nach allen Seiten Luft zu machen und das Unmöglichste zu versuchen das Bedürfniß und vielleicht das Recht hat. Also genug hiervon.

Der erste Act der Tragödie, der den besondren Titel: **Hannibal ante portas!** führt, spielt zuerst in Carthago, dann in Rom und endlich im Lager Hannibals vor Rom. Den Eingang bildet eine Liebesscene zwischen einem edlen Carthager, der seltsamer Weise den spartanischen Namen Brasidas führt, und seiner Geliebten Alitta.

„Brasidas.

Du liebst mich?

Alitta.

Ewiges Gefrag. Muß ich stündlich wiederholen, was man kaum sagt, ohne die Tiefe des Herzens zu entweih'n?

Brasidas.

So werde mir wieder ein heiterer Stern!

Alitta.

Ich? Die Waise?

Brasidas.

Nicht das. — Hat Dir auch die Pest furchtbar rasch die Eltern entrissen, Dir blieb —

Alitta.

Was?

Brasidas.

Der Freund. Und Carthago, die allgemeine Mutter.

Alitta.

Ja, die! von Stein, mit einer Menge theilnahmloser Geschwister! — Ach, nichts Schrecklicheres, als des Hauses einzige Tochter mit ihren Thränen an der Bahre der Eltern, und Millionen Volks draußen im fremden Getrieb: ein Todtenlichtlein in wüster, weiter Nacht!

Brasidas.

Zerstreue —

Alitta.

Des kleinlichen Worts.

Brasidas.

Laß uns die alten Abende erneuen, wo wir hier saßen, von Hannibal sprachen und seinen Siegen.

Alitta.

Die beiden Sessel sind leer, in welchen die Eltern dabei saßen — — Doch! wie? — Du sprichst von dem Schwarzgelben vor Rom? Was aber thust Du?

Brasidas.

Du zürnst? so plötzlich? Ich zittre!

Alitta.

Vor der Stirnfalte eines Mädchens? Nun ist's mir klar.

Brasidas.

Was?

Alitta.

Das Räthsel wär' einem echten Manne nicht schwer. Erbebst Du vor dem Stirnfalten der Geliebten, wie eher vor den Thoren Roms!"

Und so treibt das patriotische Mädchen den etwas hölzernen, aber ehrliebenden Galan in den Krieg. Er schifft sich auf der Stelle nach Italien ein, obgleich der Geliebten schon wieder leid geworden ist, was sie gesagt hat, und sie ihn jetzt umgekehrt zu bleiben bittet. Wer diese Scene, und sie ist die einzige im Hannibal, in welcher die sanftere Leidenschaft vor dem Kriegs- und Schlachtenlerm, vor allen den Vergiftungs- Mord- und Brandgreueln laut werden kann, aufmerksam lies't, für den wird trotz der prachtvollen Reden die oben aufgestellte Behauptung, daß Grabbe in der Schilderung der Liebe ohne Innigkeit und wahre Andacht des Gemüths sey, keiner weitern Begründung bedürfen. Auch in Aschenbrödel beginnt die Liebe zwischen dem König und Olympia mit einer wie aus den Wolken fallenden Umarmung des Paars, das sich nie gesehen hat, und statt aller Darstellung des Werdens der Empfindung und ihrer Uebergänge, deren doch selbst die mit zauberhafter Schnelle auflodernde Leidenschaft eines Feenmährchens nicht ganz entbehren kann, müssen wir uns mit einigen erhabenen Redensarten von „entwurzelten Herzen" und „flammenden Thränen" begnügen und mit der Versicherung Olympia's, deren Hand der König an sein Herz gedrückt hält, daß

Es klopft — ja ja — sehr — stark!

Aehnlich ist es auch hier. Wir bleiben kalt, so glühend sich das Carthagische Liebespaar auch geberden will. Vergebens fragt Alitta:

„Mitternächte sind lieblich, und die lieblichste — hast sie doch nicht vergessen?"

und antwortet Brasidas:

„Ewig durchspiegeln ihre Gestirne mir die Brust! Du sagtest zum erstenmal: „Dein!"

Wir fühlen nur, daß diese Reden zu schön sind für die Situation, und der Uebergang von der patriotischen Rhetorik des Mädchens, die auf eine längst entschiedene Ansicht deutet, zu dem entgegengesetzten Flehen des schwachen Weibes, das sich nur mit einem augenblicklich aufsteigenden Gefühle vertragen würde, zu schroff und unmotivirt, um wahr zu seyn.

(Schluß folgt.)

Der Straßenbau im Fürstenthum Lippe.

Deutschland, dem vermöge seiner Lage seit Jahrhunderten das traurige Loos gefallen ist, der Schauplatz fast aller europäischen Kriege zu seyn, hat eben dadurch einen fest begründeten Anspruch, den Mittelpunkt der europäischen Industrie und des europäischen Handels zu bilden, wenn ein dauernder Frieden den Völkern Muth und Zeit geben wird, ihre materiellen Interessen zu besorgen und die Regierungen, durch Beförderung der Cultur, Verminderung der Lasten und weise Lenkung der öffentlichen Angelegenheiten, die Völker befähigen werden, für ihr Wohl mit Umsicht und Kraft thätig zu werden.

Ein langer, wenn auch nicht ewiger Frieden scheint uns gesichert, sey es durch die heilige Allianz oder durch die rasch fortschreitende Intelligenz, die in mehrern europäischen Staaten einen nur von der Willkühr der Machthaber herbeigeführten Krieg so gut wie unmöglich zu machen scheint. Nehmen wir daher zeitig darauf Bedacht, uns zur Theilnahme an den Wohlthaten geschickt zu machen, welche ein solcher Frieden herbeiführen muß. Hierfür sind gebahnte Straßen das nächste Erforderniß; und das Fürstenthum Lippe darf in dem regen Eifer, der sich allgemein für den Straßenbau zeigt, am wenigsten zurückstehn.

Ein Land, welches auf einem Flächenraume von etwa 20 Quadratmeilen durch die, verhältnißmäßig bedeutenden, drei Flußgebiete der Bega, Werre und Emmer zerschnitten wird, deren Thäler von Gebirgen, welche wiederum in tiefe Schluchten zerfallen, umgeben sind, bedarf vorzugsweise der sorgsamsten Berücksichtigung seiner Communicationsmittel.

Allein erst im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts scheint man die Idee, wie diesem Bedürfniß angemessen abgeholfen werden könne, mit einigem Ernst aufgegriffen zu haben. Seit der Policeiordnung von 1620 erinnert zuerst die Verordnung vom 9. April 1801 daran, daß an eine ordnungsmäßige Instandsetzung der Wege gedacht werden solle: sie erinnert aber nur daran, da sie sich auf eine höchst specielle Vorschrift beschränkt und von jeder allgemeinen Rücksicht entblößt ist. Bald nach dem Regierungsantritte der verewigten Fürstin Pauline machte jedoch die Verordnung vom 10. August 1802 die Vorbahn zu der umfassenden Verordnung vom 12. Jun. 1804, durch welche lediglich die Staatsgewalt in den Stand gesetzt ist, in dem, was nach ihrer Ueberzeugung das Interesse des Ganzen bei der Anlegung von Heerstraßen fordert, befreiet von kleinlichen durch das Privatinteresse herbeigeführten Hemmnissen, fortzuschreiten, und die ihr, unter möglichster Schonung der Privatrechte, die Mittel giebt, ohne welche jede Anlage einer geregelten Straße unmöglich wird. Durch jene Verordnung erst ist der Straßenbau im Fürstenthum Lippe organisirt, und sie bildet die Grundlage dessen was nachher geschehn ist.

Es konnten jedoch für die Ausführung nur sehr kärgliche Fonds angewiesen werden; denn außer einem Capital von 10000 Rthl., welches zu der ersten Chausséeanlage bewilligt wurde, waren die jährlichen Zuflüsse aus der Landcasse nur unbedeutend, und es würde, ohngeachtet die frühern Chausséen, zur Ersparung der Kosten, sehr leicht und fehlerhaft gebauet wurden, nur wenig haben geleistet werden können, wenn nicht die verewigte Fürstin Pauline zur rascheren Fortsetzung der Chausséebauten sonstige Hülfsquellen eröffnet hätte. So wurden auf alleinige Kosten der Landrentei ohngefähr 10000 Ruthen oder 5 Meilen Chausséen gebaut, und diese Casse trug überdem die Hälfte der Kosten der Anlage der Chausséen von Lemgo nach Varenholz und Erder. Auf alleinige Kosten des

aus jährlichen Beiträgen der Landcasse und den Chausséegeldern gebildeten Wegbaufonds sind dagegen in den abgelaufenen 30 Jahren ohngefähr 25000 Ruthen Wege in Chausséen verwandelt, und die auf Kosten der Städte und Communen erbaueten Chausséen betragen eine Weglänge von etwa 6000 Ruthen. Das Fürstenthum Lippe besitzt demnach 41000 Ruthen oder 20½ Meilen Chausséen auf einem Flächenraum von etwa 20 Quadratmeilen, und kann sich in dem, was es für diesen Zweig der Staatswirthschaft, wenn auch in den frühern Anlagen fehlerhaft, geleistet hat, gewiß mit jedem andern Lande messen, da z. B. Preußen, wo namentlich in neuerer Zeit ein höchst reger Eifer für den Straßenbau sich zeigt, auf einem Flächenraume von 5548 Quadratmeilen nur 1094 Meilen Staatschausséen und 412 Meilen auf Actien oder durch Communen erbauete Chausséen, nach amtlichen Nachrichten, besitzt.

Die bereits angelegten Straßen durchschneiden, sich in Lemgo kreuzend, in zwei Hauptrichtungen das Land; die eine führt von Schlangen über Detmold, Lemgo und Langenholzhausen nach Erder und Rinteln zur Weser, die andre von Uflen über Lemgo und Bärntrup nach Hameln gleichfalls zur Weser. Andre Chausséen schließen sich von Detmold und Horn über Blomberg bei Barntrup der einen dieser Straßen an und führen theils über Schieder nach Pyrmont und über Schwalenberg nach Hörter zur Weser, theils über Wöbbel zu der von Preußen über Steinheim, Brakel und Warburg beinahe vollendeten Straße nach Cassel. Von den gegenwärtig in Bau genommenen Straßen hat die eine den Zweck, das bisher fast ungangbare Erter-Thal im Amt Sternberg der Communication zu eröffnen, und dadurch die östlichen und südlichen Theile des Landes mit Rinteln und den Steinkohlengruben der Grafschaft Schaumburg in directe Verbindung zu bringen, auch in der Fortsetzung dieser Chaussée über Blomberg nach Schieder jener Gegend die Straßen nach Hörter, Brakel u. s. w. zugänglich zu machen.

Die zweite Straße, welche gegenwärtig gebauet werden soll, wird Detmold und Lemgo über Lage und Oerlinghausen mit Bielefeld in Verbindung bringen, da man kaum daran zweifeln darf, daß von der Königl. Preußischen Seite der Weg von Bielefeld über Ubbedissen bis an die Lippische Gränze in eine Chaussée wird verwandelt werden. Diese Straße wird die großen Vortheile einer sehr geraden Verbindung zwischen Bielefeld und Steinheim und Hörter, so wie des nächsten Anschlusses der Münsterschen Straße an die große Berliner Route gewähren, Oerlinghausen und Lage über Lemgo mit der Weser in Verbindung bringen und überhaupt den Verkehr der Gegenden, welche sie durchschneidet, sehr beleben.

Wenn diese Straßen vollendet seyn werden und etwa noch eine Chaussée zwischen Uflen und Blotho angelegt seyn wird, so dürften die Ansprüche, welche in Beziehung auf die Hauptstraßen des Landes zu machen sind, für befriedigt zu halten seyn; und es wird alsdann mit um so größerm Eifer die Verbindung im Innern, durch gehörige Instandsetzung der sogenannten Communalwege, befördert werden können. Durch die Verordnung vom 10. Decbr. 1833 ist hierzu die nöthige Einleitung getroffen, und in einigen Gegenden des Landes hat man bereits die gewährte Befreiung von den zu den Reparaturen der Chausséen früher verwendeten Diensten benutzt, um für den nächsten eignen Vortheil durch eine dauerhafte und regelmäßige Einrichtung der Communalwege auf eine verständige Art zu sorgen. Es ist von der Aufklärung der Lipper zu erwarten, daß sie ihr eignes Interesse nicht verkennen, daß sie, durch die vorhandenen Hauptchausséen bereits überzeugt, wie unberechenbar die Vortheile sind, welche gute Straßen dem

Ackerbau, der Viehzucht und jedem ländlichen Gewerbe gewähren, suchen werden sich, diese Vortheile auch in ihren nächsten Umgebungen anzueignen. Es wird fortan keine nutzlose Vergeudung von Kräften und Geld durch unvollständige und fehlerhafte Besserung der Communalwege mehr statt finden, man wird, wenn auch langsam fortschreitend, sich allgemein mit Anstrengung bemühen, auch die Communalwege, unter sachkundiger Leitung, in einen solchen Stand zu setzen, daß Zugvieh und Geschirr auf ihnen nicht mehr dem Ruin Preis gegeben werden, und es wird ein schönes Netz allenthalben fahrbarer Straßen das Land durchziehn. Dann wird jeder Lipper der Wohlthaten theilhaftig werden, welche gute Straßen der Industrie, den Gewerben und der Cultur gewähren, seine Thätigkeit wird in der erleichterten Verbindung mit seinen Mitbürgern und dem Auslande den reichsten Lohn finden, und er wird doppelt sein Vaterland lieben, wenn er die Fluren seiner Heimath verschönert sieht, und dieß als das Werk seiner Kräfte und seiner verständigen Ueberlegung betrachten darf.

Mittel gegen die Schildläuse in Gärten.

Als das beste Mittel zur Zerstörung der garstigen und schädlichen Schildläuse, die dem Gärtner so Vieles zu schaffen machen, wird empfohlen, ein Viertelpfund Chlorkalk in einen Eimer voll Wasser aufzulösen und damit die Pflanzen oder inficirten Stellen zu besprengen.

Chronik des Tages.

Lemgo. — Am 2. Aug. d. J. fand man das zweijährige Kind eines hiesigen Bürgers, das auf kurze Zeit im Hause, in der Nähe des Feuerheerdes sich selbst überlassen gewesen war, von vielen Brandwunden verletzt, welche noch am nämlichen Tage, nach vierstündigem schmerzhaftem Krankseyn, sein Leben endeten.

Ein diesem ähnlicher Unglücksfall hat sich, wie in Nr. 9 des Magazins erzählt worden, vor Kurzem im Diestelbruch zugetragen. Beide erinnern daran, daß hülflose Kinder selbst im Hause nicht ohne Aufsicht gelassen werden sollten. Auch möchte die Errichtung von Aufbewahrungsanstalten für kleine Kinder, besonders auf dem Lande, wo die Eltern durch dringende Arbeiten häufig gezwungen werden, ihre Kinder allein zu lassen, wohl ein Gegenstand seyn, der in Ueberlegung zu nehmen wäre.

Charade.

Dreisylbig.

So rechtlos ist kein Volk geachtet,
Als der zwei ersten flücht'ger Chor.
Der Mordlust wird sein Blut verpachtet;
Das Fell zieht man ihm über's Ohr.

Nicht retten kann die flinke dritte.
Ach! kein friedfert'ger Sinn versöhnt
Den Mörder, der mit rauher Sitte
Das arme Opfer oft noch höhnt.

Das Ganze trägt die ersten beiden;
Auch nennt's, ein spöttisches Symbol,
Den Stutzer, der sich, unbescheiden,
Mit Nicht'gem bläht, im Kopfe hohl.

(Auflösung in № 21.)

Auflösung des Räthsels in № 19:
Römer.

Hierbei № 20. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 21.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 26. August 1835.

Ueber Grabbe's neueste Schriften.

(Schluß.)

Die zweite Scene führt uns auf den Markt von Carthago, wo Sklaven, Fische, Kohl und Wirsing, Sago und Palmwein ausgerufen werden, und die äthiopische Caravane, von einem Scheich der Wüste geführt, Kameele, Pferde, Strauße und Giraffen bringt. Es geht lustig her. Die Carthagischen Zierbengel betasten die hübschen Negersclavinnen, feilschen und schwören beim Moloch, daß es eine Lust ist. Es giebt glückliche Einfälle in Scenen dieser Art bei Grabbe, leider auch unglückliche. — In der dritten Scene lernen wir die Intriguen der Hannibal und dem Hause des Barcas feindseligen Parthey kennen, die zum Unglück des Feldherrn und des Vaterlandes in Carthago am Ruder ist. Die drei Häupter, Hanno, Melkir und Gisgon, schmieden Plane, nicht nur gegen Hannibal, der absichtlich so schlecht als möglich unterstützt wird, sondern auch einer gegen den andern. Daß sie sämmtlich ihre Häuser mit Fallthüren, geheimen Gewölben und eben so schauerlichen als kunstreichen Mitteln sich unsichtbar zu machen und ihre Feinde zu vernichten versehen haben, erinnert an die Schrecken der Klöster und des Vehmgerichts, die uns in unsrer Jugend in den Spießischen und Veit Weberschen Ritterromanen so angenehme Schauder erweckt haben. Was die Charactere betrifft, so sind Hanno und Melkir alte Intriguants und Gisgon ein junger, dessen ursprüngliche heldenhafte Natur indeß später, als es zu spät ist zur Rettung der Stadt, noch zum Durchbruch kommt. Dieser Gisgon könnte interessiren, wenn nicht Alles, besonders in der Scene des vierten Acts, wo es darauf ankommt, ob er oder Hanno und Melkir dem Moloch geopfert werden sollen, mit allzu krassen Pinselstrichen gezeichnet wäre, so daß, was erhaben seyn soll, zur Karrikatur umschlägt. — Die vierte Scene versetzt uns nach Rom in den Senat. Diese Senatoren, Tribunen, Consuln und Censoren sind großartige Leute in einem leider etwas unrömischen Costüme. Der Consul fragt die Tribunen: ob sie heute veto haben? und die Tribunen sehen ein, daß man jetzt nur an die Vertheidigung der Stadt denken dürfe; der alte Censor Cato spricht sein caeterum cen-

seo, während die Carthager vor den Thoren Roms stürmen, und alle Senatoren stimmen: Wie der Censor! Die wegen der Cannensischen Niederlage auf den Straßen heulenden Weiber werden auf des Censor's Befehl gestäupt, aber das Commando gegen die Punier lehnt derselbe seines Censoramtes wegen ab, weshalb der Consul meint: Rübenfelder seyen dem alten Herrn lieber als Schlachtfelder, womit er indeß unseres Erachtens dem Feldherrn, der in Spanien mehr Städte bezwungen, als er Tage dort zugebracht hatte, d. h. mehrere hundert, freventliches Unrecht thut.

In der folgenden Scene endlich sind wir in Hannibals Lager vor Rom, und lernen den einäugigen Eisenfresser kennen, der sich, da ihm eine Botschaft aus Carthago die Tücke seiner Feinde enthüllt, vorläufig mit Gift für die nachherige Katastrophe versieht und einstweilen von dem belagerten Rom nach Capua abzuziehen beschließt. Wenn dieser Hannibal ein tüchtiger Held nach dem Herzen des Verfassers seyn soll, so müssen wir bedauern, auch hier verschieden zu empfinden. Uns will er nicht zusagen mit seiner gespreizten Charakterlosigkeit, vermöge der er bald brutal und grausam, bald hochherzig und gefühlvoll und mitunter albern erscheint. Wir können ihm nicht folgen, weder wenn er die Polhöhe beobachtet, noch wenn er die Carthagischen Gesandten aufknüpfen läßt, noch wenn er den Kopf seines Bruders Hasdrubal umarmen will und bedauert, daß derselbe leider keine Brust mehr habe.

Der zweite Act heißt: „Numantia und Capua;" denn Numantia wird darin von den Römern zerstört und in Capua ist Hannibals Hauptquartier. Bei der Zerstörung Numantias spielt der Komödiendichter Terenz, der sich im Gefolge der Scipionen befindet, eine höchst miserable Rolle, und es ist in der That nicht abzusehen, wie die beiden Scipionen, die, wenn sie gleich im Stücke ohne allen Character und bloße Namen sind, doch gebildete Leute seyn sollen, von denen der eine sogar griechisch versteht, an einem solchen Wichte Geschmack finden können. Beiläufig begreifen wir auch das gemeinsame Commando der beiden Helden nicht, und ob der ältere oder der jüngere eigentlich zu sagen hat.

Doch es würde zu weit führen, wenn wir alle fünf Acte auf diese Weise durchgehen wollten. Wir wollen daher nur kurz erwähnen, daß der dritte: „Abschied von Italien," der vierte: „Gisgon" und der letzte: „König Prusias" betitelt ist. Dieser Prusias hat uns als Charakterzeichnung fast am besten gefallen. Er ist ein Pedant, der vermöge seiner in Byzanz erhaltenen Bildung dem Hannibal gar gelehrt auseinander zu setzen weiß, wie er seine Feldzugs- und Schlachtplane hätte einrichten sollen. Als Flamininus mit römischer Entschiedenheit die Auslieferung des flüchtigen Feldherrn begehrt, fällt dem Schwätzer gar bald der Muth. Er giebt die doppelt geheiligte Person des Helden und Gastfreundes preis und — geht auf die Hirschjagd.

Auch die Scene des zweiten Acts, wo die Capuaner nach Hannibals Abzug die Freiheit proclamiren und so lange jubeln, bis ihr ehemaliger Tyrann ihnen bei Todesstrafe verbietet, jenen so leicht mißverstandenen Namen auszusprechen, und ihnen begreiflich macht, daß sie in ihm den rechtmäßigen Vertreter der Gesammtfreiheit zu sehen haben, ist sinnvoll und ergötzlich, so wie die nachherige Katastrophe der Stadt, wo die Sclaven bei Hannibals Zurückkunft den Tyrannen in eine Kiste packen und ihre Herren fesseln und an die Punier ausliefern.

Ueberhaupt giebt es Schönheiten in diesem Stücke, wie in Allem, was Grabbe geschrieben hat, und wenn uns das Ganze, wie im Bisherigen sattsam angedeutet ist, als eine abermalige Verirrung eines bedeutenden Talents erscheint, so beziehen wir doch diese Verirrung nicht

sowohl auf die Eigenthümlichkeit dieses einzelnen Talents, als vielmehr auf eine allgemeine Krankheit des Zeitalters. Doch auch diese sind wir geneigt, nicht für einen Vorboten des Marasmus und der Auflösung, sondern für eine heilsame Krisis zu halten, und so sind wir denn noch immer voll Hoffnung, nicht blos für das Zeitalter, sondern auch für den Verfasser des Hannibal, denn Niemand besitzt solche Hülfsmittel zu seiner eignen Wiedergeburt in sich, wie sie der Dichter an seinem Genius hat.

Die Düsseldorfer Theaterkritiken sind fast durchgehends gut und mit unverkennbarer Einsicht in das Bühnenwesen geschrieben. Wir sind daher nicht gesonnen, das fast unbedingte Lob, das der Verfasser dem Düsseldorfer Theater und seinem gegenwärtigen Intendanten Immermann ertheilt, irgend zu verdächtigen, wie er es von seinen künftigen Beurtheilern zu befürchten scheint; zumahl wir auch sonst viel Rühmliches von den dortigen Leistungen vernommen haben. Einige Anspielungen auf Persönlichkeiten, z. B. die Andeutung, daß Fr. v. Raumer seinen Antheil an der Preußischen Censur wol nur aus Renommage aufgegeben habe, so wie einige andre auf politische Verhältnisse hätten wir gern hinweggewünscht. Daß der arme Egmont beiläufig ein Verräther gescholten wird, scheint uns etwas gewissenlos in den Tag hinein geredet; so wie auch die Begeisterung für den preußischen Adler, unter dessen Schutze eine so herrliche Constitution für das Düsseldorfer Theater entstanden sey, und den „viele Spatzen beneiden" sollen, noch etwas zu jung seyn dürfte, um uns Vertrauen einzuflößen. Das beigedruckte Vorspiel zur Eröffnung des Düsseldorfer Theaters liegt dem Gegenstande dieser Beurtheilung fern, da es nicht von Grabbe, sondern von Immermann ist.

D. S.

Ueber Brandassecuranzanstalten, in Beziehung auf das Fürstenthum Lippe.

Unter den Anstalten, welche auf den regelmäßigen Fortgang der Betriebsamkeit, mithin auf den allgemeinen Wohlstand vortheilhaft einwirken, gebührt den Assecuranzanstalten gegen verderbliche Naturereignisse ein vorzüglicher Platz. Der Mensch will nicht bloß erwerben, er will das Erworbene auch ruhig besitzen und genießen. Der Staatsverein selbst bezweckt zunächst nur die Rechtssicherheit; auf die Gefahren, welche dem menschlichen Besitzthum durch unglückliche Naturereignisse drohen, erstreckt sich der Regel nach die Gewährleistung des Staates nicht. Als ein erfreuliches Zeichen der fortschreitenden Civilisation darf man es jedoch betrachten, daß in neuerer Zeit das Bestreben allgemein rege geworden, durch Errichtung von Staats- und Privatanstalten auch gegen unglückliche Naturereignisse dem Einzelnen Schutz und Sicherheit zu gewähren. In diesem Bestreben haben die mancherlei Assecuranzanstalten gegen Feuersgefahr, Hagelschlag und Viehsterben, die Schiffsassecuranzen, Lebensversicherungs-Banken u. s. w. ihren Grund.

Von allen Elementen ist das Feuer, wenn sich dasselbe seinen Fesseln entreißt, für die materielle Wohlfahrt am meisten gefahrdrohend. Die wild auflodernde Flamme verschlingt gierig ihre Beute; sie zerstört in der kürzesten Zeit das reichste Besitzthum; sie stürzt ganze Familien, ja ganze Gemeinden, welche sich so eben noch eines blühenden Wohlstandes erfreueten, in die drückendste Armuth. Die menschliche Weisheit und Vorsicht vermag zwar das wilde Element zu zähmen, dasselbe mit Nachdruck zu bekämpfen, wenn es, seine Schranken durchbrechend, mit zerstörender Wuth einherschreitet:

nichts destoweniger läßt sich die Gefahr niemals ganz beseitigen; auch die besten polizeilichen Anordnungen, die vortrefflichsten Löschanstalten gewähren keine unbedingte Garantie gegen mögliche Brandschäden. Daher gehören die Brandversicherungsanstalten zu den wohlthätigsten Erfindungen der neueren Zeit. Das Bewußtseyn der Sicherheit, welches sie verleihen, flößt Vertrauen ein, erhöhet den Credit, ermuntert zu neuen Unternehmungen und belebt dadurch den Handel und Verkehr. Die Assecuranzanstalten beruhen auf einem echt humanen Princip, dem der wechselseitigen Unterstützung und Hülfleistung, und tragen zur Förderung der socialen Zwecke nicht wenig bei. Gemeinsame Gefahren sollen auch gemeinschaftlich getragen werden; denn es ist besser, daß Viele beitragen, als daß Einer verderbe.

Die Brandassecuranzanstalten haben erst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland Eingang gefunden. Sie waren anfänglich nur auf die Gebäude berechnet, indem diese eins der wichtigsten, aber auch der Feuersgefahr am meisten ausgesetzten Vermögensobjecte bilden. Der Lippischen Regierung gebührt das Verdienst, schon im Jahre 1752 eine auf das Princip der Gegenseitigkeit gegründete Landes-Brandassecuranzanstalt für die Gebäude gestiftet zu haben, welche nunmehr seit 83 Jahren sich für die Landeswohlfahrt als sehr heilsam erwiesen hat. Einige statistische Notizen über dieselbe dürften für die Leser des Magazins nicht ohne Interesse seyn.

Im Jahre der Stiftung belief sich der versicherte Werth der Gebäude nur auf die Summe von . . . . . 1190675 Rthl.

Derselbe ist aber fortwährend gestiegen und betrug:

im Jahre	1780	. . .	2670025 —
— —	1800	. . .	4302475 —
— —	1820	. . .	8049600 —

im Jahre 1833 . . . 9770950 Rthl.

Unter dieser letzteren Summe ist Lippstadt mit 711100 Rthl. begriffen.

Es ergiebt sich aus obigen Zahlen, in welcher außerordentlichen Progression der versicherte Gebäudewerth zugenommen hat. Man würde jedoch irren, wenn man hieraus den Schluß ziehen wollte, daß die Anzahl und der wirkliche Werth der Gebäude in demselben Maaße zugenommen habe, da diese auffallende Erscheinung aus dem Zusammenwirken mehrerer Ursachen erklärt werden muß. So war anfänglich die Bestimmung der Assecuranztaxe ganz der Privatwillkühr anheimgestellt. Da die Anstalt neu war, das Wohlthätige derselben noch nicht hinlänglich erkannt wurde und von Vielen nur eine neue Auflage darin erblickt werden mochte: so ist der im Jahre 1752 versicherte Werth ohne Zweifel weit hinter dem wahren Werth der Gebäude zurückgeblieben. Erst durch die Verordnungen vom 29. Octbr. 1782 und 8. November 1803 ist verfügt worden, daß alle Gebäude nach ihrem wahren, durch Taxation zu ermittelnden Werthe versichert werden sollen.

Die Stadt Lippstadt, auch die Aemter Sternberg und Schieder nahmen anfänglich an der Brandassecuranz-Societät keinen Theil. Jene ist 1779, diese sind erst 1780 und resp. 1790 aufgenommen worden.

Endlich ist auch bei einer Vergleichung des Jahrs 1752 mit dem Jahre 1833 der veränderte Geldwerth wesentlich in Betracht zu ziehen. Nichtsdestoweniger bleibt es Thatsache, daß besonders in den letzten Decennien die Gebäude nicht bloß der Zahl nach vermehrt, sondern auch wesentlich besser geworden sind, welches im Allgemeinen, den täglichen Klagen über Geldmangel und zunehmende Verarmung zum Trotz, als ein erfreuliches Zeichen des fortschreitenden Wohlstandes betrachtet werden darf.

Die Beiträge zur Brandcasse richten sich nach

den Bedürfnissen derselben. In der Regel werden 4 Mgr. von 100 Rthl. der Gebäude-Taxen oder $1\frac{1}{3}$ pro mille ausgeschrieben; jedoch nicht alle Jahr, sondern nach dem jedesmaligen Bedarf, je nachdem mehr oder weniger Brandschäden vorgefallen sind. In den letzt verflossenen Jahren hat ein solches Ausschreiben mehrentheils für einen Zeitraum von 15 Monaten hingereicht.

So lange die Lippische Brandcasse besteht, hat die Assecuranz-Prämie durchschnittlich kaum 1 pro mille jedes Jahr betragen. Die Casse vergütet nicht bloß die Brandschäden, sondern sie bestreitet auch sämmtliche Kosten, welche durch die Unterhaltung, Ergänzung und Erneuerung der Spritzen und Spritzenhäuser, so wie durch die jährlichen Proben und Visitationen der Löschgeräthschaften veranlaßt werden. Ferner bezahlt sie bei vorkommenden Brandfällen die durch das Gesetz bewilligten Prämien und Gebühren, und mögen diese Nebenausgaben wohl ein Drittel der Gesammtausgabe betragen. Wenn daher, wie bei den meisten auswärtigen Brandversicherungs-Gesellschaften der Fall ist, bloß die Brandschäden zu vergüten wären: so würde, wenigstens nach den in den letzten Decennien gemachten Erfahrungen, jeder Hausbesitzer im Fürstenthum Lippe nur ohngefähr 24 Mgr. von tausend Thalern der Gebäude-Taxe alljährlich zur Brandcasse beizutragen haben. Dieses Resultat muß, in Vergleich zu andern Deutschen Provinzen, wo die Vergütung der Brandschäden oft zu einer drückenden Last wird, als ein sehr günstiges betrachtet werden. Da sich dasselbe auf eine 83jährige Erfahrung gründet, so wird man nicht behaupten wollen, daß es bloß einem glücklichen Ohngefähr beizumessen sey. Mehrere Ursachen tragen wahrscheinlich dazu bei, daß die Feuersbrünste im hiesigen Lande weniger häufig und weniger verheerend sind, als in den meisten andern Gegenden Deutschlands. Vor allem möchte Einsender den lobenswerthen Eifer und

die rühmliche Ausdauer dahin rechnen, womit die Bewohner des Landes bei einem stattfindenden Brande sich dem Geschäfte des Löschens unterziehen. Ein anderer für die Brandcasse günstiger Umstand ist der, daß mit Ausnahme der Städte und Flecken wenig geschlossene Ortschaften im Lande vorhanden sind. Die Wohnungen der Landbewohner liegen zerstreuet umher und nur selten in unmittelbarer Nähe, so daß auch unter den ungünstigsten Verhältnissen ein auf dem platten Lande ausgebrochenes Feuer doch keine große Verheerungen anrichten kann. Die Gebäude sind, wenngleich nicht massiv, doch von festem Eichenholz aufgeführt; Wasser ist fast überall in Ueberfluß vorhanden. Hierzu kommt die Vorzüglichkeit der Löschanstalten; nicht weniger als 90 tüchtige, gut ausgerüstete und wohlbediente Spritzen sind auf einem Flächenraum von 22 Quadratmeilen vertheilt, so daß auf jedem Punkte des Landes mehrere derselben leicht und in der kürzesten Zeit vereinigt werden können. Unter diesen Umständen liegt die Besorgniß fern, daß verheerende Feuersbrünste den Wohlstand des Landes untergraben könnten.

Die vaterländische Brandassecuranzanstalt beschränkt, wie schon gesagt, ihren Wirkungskreis auf die Gebäude. Seit einigen Jahren ist jedoch bei vielen Bewohnern des Landes der Wunsch rege geworden, auch ihr bewegliches Vermögen gegen Feuersgefahr zu versichern und haben dieselben daher, nach vorher eingeholter höherer Erlaubniß, mit auswärtigen Assecuranz-Compagnieen Versicherungscontracte abgeschlossen. Die Anzahl der Versicherten mag bis jetzt nicht über 150 und der Werth des im hiesigen Lande versicherten Mobiliarvermögens nicht über 500,000 Rthl. betragen. Der Gesammtwerth desselben läßt sich jedoch mindestens eben so hoch wie der Gebäudewerth annehmen. Es ist daher wahrscheinlich, daß die Mobiliarassecuranzen in ähnlicher Proportion wie die Gebäudeversicherungen

zunehmen und schon im Verlauf einiger Jahre eine sehr beträchtliche Höhe erreichen werden.

Von den auswärtigen Assecuranz-Compagnieen macht die Elberfelder hier im Lande die meisten Geschäfte, welches seinen Grund wol mit in der Thätigkeit ihres Agenten hat, da ihr Prämien-Tarif im Allgemeinen etwas höher gestellt ist, als der einer andern mit ihr concurrirenden Assecuranz-Compagnie, nämlich der Aachener. Außer diesen beiden kaufmännischen Gesellschaften, welche auf Actien fundirt sind und zu festen Prämien versichern, erstreckt auch die Gothaische Feuerversicherungs-Bank ihren Wirkungskreis auf das hiesige Land. Diese Anstalt verdient in der That großartig und national genannt zu werden. Sie verfolgt ihr Ziel ohne eigennützige Nebenzwecke und beruhet auf einem durchaus gerechten Princip, nemlich dem der Gegenseitigkeit oder der gleichheitlichen Vertheilung aller vorfallenden Brandschäden auf sämmtliche Theilnehmer der Anstalt. Jeder Versicherte ist zugleich Versicherer und übernimmt daher, für den Fall, daß die eingezahlten Prämiengelder zur Deckung der Brandschäden nicht hinreichen sollten, eine eventuelle Verpflichtung zur Nachzahlung, wohingegen ihm aber auch sein verhältnißmäßiger Antheil an den Ueberschüssen, oder die Dividende gut gerechnet wird. Mancher zieht jedoch die Versicherung zu festen Prämien vor, weil er alsdann keine weitere Verbindlichkeiten zu übernehmen braucht und der Betrag seiner Ausgabe nicht von Zufälligkeiten abhängt.

Der Gothaischen Bank gebührt jedenfalls das Verdienst, durch ihre Concurrenz mit den Actiengesellschaften die letzteren zu einer Herabsetzung der früheren hohen Prämien genöthigt zu haben. Ein Vorwurf jedoch, welcher ihr wohl nicht ohne Grund gemacht worden, ist der einer zu kostspieligen Administration. So betrugen nach dem Rechnungs-Abschluß von 1833:

1. Die Agenturgebühren . . . . 27938 Rthl.
2. Die currenten Verwaltungskosten 21779 —

Summa 49717 Rthl.

nicht zu rechnen die unter den Brandschäden mitbegriffenen Rettungs-, Ermittelungs- und Reisespesen. Bei den Actiengesellschaften werden sich die Verwaltungskosten eben so hoch, und wahrscheinlich noch höher belaufen, wie sich aus dem Umstande schon allein schließen läßt, daß, während die Agenten der Gothaischen Bank nur 5 Procent Provision beziehen, die Aachener und Elberfelder Assecuranz-Compagnieen den ihrigen nicht weniger als 13 Procent aller Brutto-Einnahme bewilligen.

Bei der Gothaischen Bank waren in dem vorgedachten Jahre versichert für 156,139808 Rthl.

Die Assecuranzsumme der Lippischen Brandcasse beträgt gegenwärtig nahe an 10,000000 Rthl.

Die Administrationskosten der letzteren würden sich daher, in Vergleich mit jener Bank, wenn man die Größe der versicherten Summen zum Maaßstabe nehmen will, auf ohngefähr drei tausend Thaler berechnen, während sie in der Wirklichkeit kaum so viele hundert Thaler betragen.

Die den auswärtigen Assecuranz-Compagnieen zu zahlende Prämie bestimmt sich nach dem Grade der Feuergefährlichkeit und läßt sich durchschnittlich zu 2½ pro Mille annehmen. Vergleicht man hiermit das oben angegebene Resultat der einheimischen Brandassecuranzanstalt, so wird auf den ersten Blick klar, wie sehr unser Land bei den auswärtigen Versicherungen im Nachtheil steht. Wir bezahlen für unser Mobiliarvermögen eine weit höhere Prämie, als für unsere Gebäude; wir übernehmen die beträchtlichen Kosten der Unterhaltung und Erneuerung der Löschgeräthschaften auf unsere einheimische Brandcasse, während die Vortheile davon den auswärtigen Gesellschaften nicht minder zu Gute kommen.

Eine einheimische Feuerversicherungsanstalt

für bewegliches Vermögen würde die Prämie nicht nur niediger stellen können, sondern sie würde auch den wesentlichen Vortheil einer angemessenen polizeilichen Controle gewähren. So wohlthätig nämlich die Brandassecuranzanstalten sich auf der einen Seite erweisen, so zeigen sich doch auf der anderen Seite in ihrem Gefolge auch manche Mißbräuche und Uebelstände, welche die Aufmerksamkeit fast aller Deutschen Regierungen bereits auf sich gezogen haben. Eine unbeschränkte Willkühr in der Versicherung des beweglichen und unbeweglichen Vermögens läßt eine Vermehrung der Feuersgefahr selbst mit Grunde besorgen. Diese Gefahr entsteht eines Theils daher, daß schlechtdenkende und eigennützige Menschen, in der Absicht ihre Vermögensumstände zu verbessern, sich zu betrügerischen Versicherungen und absichtlichen Brandstiftungen verleiten lassen. Der Anreiz hierzu ist um so größer, je schwerer die Ermittelung und Ueberführung eines Brandstifters ist, da die That leicht und sicher zu vollführen steht und das Feuer selbst alle Spuren derselben verwischt. Auf der andern Seite kann das Bewußtseyn, sein Vermögen gesichert zu haben, auch den redlichen Hausvater zu einer gewissen Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit in der Bewahrung des Feuers und Lichts verleiten, woraus dem Gemeinwohl Gefahr drohet. Diesen Uebelständen vorzubeugen ist Pflicht der oberaufsehenden Staatsbehörde, wie die Lippische Gesetzgebung auch schon durch die am 11. Januar 1805 erlassene, wenngleich unzulängliche, Verordnung anerkannt hat, welche verfügt, daß bewegliche Vermögensgegenstände nur nach vorheriger Anzeige bei der Ortsobrigkeit und mit Genehmigung der Regierung bei auswärtigen Assecuranz-Compagnieen versichert werden dürfen.

Den möglicher Weise mit dem Assecuranzwesen verknüpften Mißbräuchen läßt sich allein durch Errichtung einer Landes-Brandassecuranzanstalt für bewegliches Vermögen wirksam vorbeugen. Eine solche würde weit weniger als die auswärtigen Assecuranz-Compagnieen der Gefahr ausgesetzt seyn, durch böswillige Brandstiftungen und falsche Declaration der erlittenen Brandschäden hintersetzt zu werden, da sie mit Hülfe der Orts- und Districtsobrigkeiten sowohl vor dem Abschlusse der Versicherungscontracte, als auch im Falle eines Brandunglücks sich über alle Umstände, welche zu wissen nöthig, einen leichten und zuverlässigen Aufschluß verschaffen könnte.

Die vorstehenden Bemerkungen werden die Ueberzeugung begründen, daß die Errichtung einer Mobiliar-Assecuranz für das Fürstenthum Lippe eine sehr wünschenswerthe Sache sey. Am nächsten liegt die Idee, den Wirkungskreis der bestehenden Brandassecuranzanstalt auch auf das bewegliche Vermögen zu erstrecken; indessen bei näherer Erwägung stellen sich diesem Plane erhebliche Bedenken entgegen. Jene Anstalt beruhet auf dem Princip der Gegenseitigkeit und auf Zwang. Alle Hausbesitzer sind gesetzlich verpflichtet, ihre Gebäude nach dem wahren Werth derselben versichern zu lassen. Die Versicherung des beweglichen Vermögens muß jedoch der freien Entschließung des Eigenthümers anheim gestellt bleiben. Es ist aber erster Grundsatz eines jeden gesellschaftlichen Vereins, daß die Rechte und Pflichten aller Theilnehmer sich gleich seyn müssen; man darf also für die Einen keine Willkühr gestatten, wenn für die Anderen Zwang besteht. Es kommt außerdem in Betracht, daß für sämmtliche Gebäude des Landes, ohne Rücksicht auf den größeren oder geringeren Grad der Feuergefährlichkeit, die Assecuranz-Prämie sich gleich ist. Bei den freiwilligen Versicherungen beweglicher Vermögensgegenstände wird aber hierauf Rücksicht genommen werden müssen; es ist nothwendig, daß die größere Gefahr durch die höhere Prämie ausgeglichen werde, wenn das Bestehen der Anstalt gesichert seyn soll.

Eine Verbindung mit der bestehenden Brandassecuranzanstalt, wodurch auch die bisherige Einfachheit der Administration sehr leiden würde, erscheint demnach unthunlich. Wollte man aber auf das Princip der Gegenseitigkeit hier im Lande bloß für bewegliche Vermögensgegenstände eine Assecuranzanstalt errichten: so würde das Risico für den Einzelnen zu groß und die Theilnahme daher wahrscheinlich nur gering seyn. Denn wenn z. B. die 150 Familienväter des hiesigen Landes, welche gegenwärtig für etwa 500000 Rthl. bei auswärtigen Assecuranz-Compagnieen haben versichern lassen, sich zu einer Gesellschaft constituiren und sich wechselseitig für ihre Brandschäden Gewähr leisten wollten: so würde wohl jeder Bedenken tragen, das Wagniß zu unternehmen und sich einer so großen, wenn auch nicht wahrscheinlichen, doch immer möglichen Gefahr auszusetzen. Die Versicherung zu festen Prämien hat überhaupt den Vortheil, daß jeder seine Ausgabe zum voraus berechnen kann und nicht dem ungewissen Zufalle ausgesetzt ist.

Ohngeachtet der entgegenstehenden Bedenken werden sich aber doch Mittel und Wege ausfindig machen lassen, den für das Ganze und für jeden Einzelnen wohlthätigen Zweck zu erreichen. Hier mag es indessen genügen, diesen nicht unwichtigen Gegenstand zur Sprache gebracht und die Aufmerksamkeit auf denselben gelenkt zu haben.

Wie benimmt man Weinfässern den Schimmelgeruch?

Die schimmlig riechenden Fässer oder Bottiche werden erst ausgewaschen; man bringt dann darin auf je 100 Kannen Inhalt 2 Loth Chlorkalk, 2 Loth Schwefelsäure und 1 bis 2 Maaß Wasser, spundet die Fässer zu, und bringt durch Bewegen die Wände überall mit der Flüssigkeit in Berührung. Nach Verlauf von 24 Stunden werden die Fässer wiederholt mit großen Mengen Wasser ausgespült. Der Schimmelgeruch ist völlig verschwunden.

Chronik des Tages.

Niederbarkhausen, den 20. August. — Am Sonntag den 30. Aug. wird auf dem Tönsberge bei Oerlinghausen, wenn die Witterung dazu günstig ist, ein großes Feuerwerk abgebrannt werden. Man bemerkt dieses hier, indem sich vielleicht der Eine oder Andere des von hier entfernteren Publikums dafür interessiren möchte.

Charade.

Fünfsylbig.

Der ersten drei sind viel vom Pabst gemacht,
Der letzten ihnen viel gebaut voll Pracht.
Das Ganze ist ein Dörfchen wohlbekannt,
Wohin wallfahrtet mancher Protestant,
Verehrt er gleich die ersten nicht
Und ist auf letztre nicht erpicht.

(Auflösung in № 22.)

Auflösung des Räthsels in № 20:
Hasenfuß.

Hierbei № 21. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 22.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 2. September 1835.

An Inez.

(Nach Byron.)

Belächle nicht die düstern Brauen;
Ach! wieder lächeln kann ich nicht.
Doch Gott verhüte, Dich zu schauen
Mit trostlos weinendem Gesicht.

Und fragst Du, welch geheimes Leiden
An Jugend mir und Freude nagt?
Und willst Du Dich an Schmerzen weiden,
Die Keiner mir zu lindern wagt?

Es ist nicht Hassen, ist nicht Lieben,
Auch nicht getäuschten Strebens Schmerz,
Das mich läßt fliehen, was geblieben
Von Allem, was geliebt das Herz.

Es ist die Oede, die entspringet
Aus Allem, was sich dar mir beut.
Selbst Schönheit mir nicht Freude bringet,
Dein Auge selbst mich kaum erfreut.

Es ist das ewig düstre Sinnen,
Das den hebräischen Wandrer plagt,
Der nur im Grab kann Ruh gewinnen,
Und doch nie nach dem Jenseits fragt.

Wohin auch der Verbannte wanke,
Sich selber kann er nicht entfliehn;
Der Fluch des Lebens, der Gedanke,
Er folgt mir ewig, wo ich bin.

Laß Andern in der Jugend Schäumen
Der Lust Genuß, die mir entwich.
O! möchten sie doch ewig träumen,
Und nie erwachen, so wie ich!

Durch manche Zonen muß ich wallen,
Mit manches Rückblicks bitterm Hohn.
Mein einz'ger Trost nur ist von allen:
Das Schlimmste ja ertrug ich schon.

Was ist das Schlimmste? willst Du fragen.
Steh' ab davon und lächle fort.
Nicht wolle zu enthüllen wagen
Mein Herz, und schau'n die Hölle dort.

K. . .

Noch etwas über den Halley'schen Kometen.

Zur Berichtigung des Aufsatzes in Nr. 19 d. Bl.

In dem erwähnten Aufsatze haben sich einige Irrthümer und Mißverständnisse eingeschlichen, die einer Berichtigung bedürfen. Nicht erst des Morgens, sondern schon um Mitternacht wird der zu erwartende Komet Anfangs Septembers d. J. mit bloßen Augen zuerst sichtbar werden, wenn er anders dann schon hell genug ist; denn um Mitternacht ist das Sternbild des Stiers, worin er sich zuerst zeigt, bereits aufgegangen. Man wird ihn also alsdann am östlichen Himmel aufsuchen müssen, und seinen täglichen Lauf den übrigen Theil der Nacht hindurch verfolgen können.

Ob seine Größe und sein Glanz wirklich so ausgezeichnet und sein Schweif so prachtvoll erscheinen wird, als man erwartet, ist zum wenigsten noch sehr ungewiß. Wir kennen diese wunderbaren Himmelskörper noch viel zu wenig, um mit Sicherheit darüber urtheilen zu können, welchen bedeutenden Veränderungen sie auf ihrer langen Reise um die Sonne ausgesetzt sein konnten; so wie denn auch ihre jedesmalige Stellung zur Sonne und Erde einen großen Unterschied in der Erscheinung hervorbringt. So viel ist wenigstens gewiß, daß der Halleysche Komet, dessen erste mit Sicherheit ausgemittelte Erscheinung im Jahr 1456 Statt fand, damals als ein Komet von furchtbarer Größe (wie ein Chronist sich ausdrückt) sich zeigte und einen Schweif von 60 Graden Länge hatte. In einer nicht viel geringern Pracht erblickte man ihn bei seinen zwei nächstfolgenden Besuchen in den Jahren 1531 und 1607. Aber bei einer dritten Wiederkunft, im Jahr 1682, erschien er schon kleiner und schwächer und seine letzte Erscheinung v. J. 1759 war noch weniger ausgezeichnet. Uebrigens hat die dritte Erscheinung des Kometen i. J. 1607 nach Lage und Stellung viel Aehnliches mit der jetzt bevorstehenden, ja er wird diesmal der Erde noch 1½ Millionen Meilen näher kommen, als damals. Damals erreichte er sein Perihelium, d. h. den Punkt seiner Bahn, der der Sonne am nächsten liegt, den 26. October; dieses Jahr wird es am 7. November geschehen. Nach Kepplers Bericht hatte der Komet gegen Ende des Septembers 1607 noch einen sehr schwachen und kaum bemerkbaren Schweif, indem der Kopf desselben einem nicht ganz runden Bolten von der Größe Jupiters glich, dessen Licht aber schwach und blaß war. Einige Tage später wurde sein Schweif bemerkbarer, doch war er abwechselnd kurz und plötzlich wieder sehr lang, ähnlich den Streifen in der Luft, die man oft bei der Sonne bemerkt, wenn sie, wie man zu sagen pflegt, Wasser zieht. Gegen das Ende der Erscheinung wurde der Kopf immer kleiner und der Schweif verschwand wieder einige Zeit vor dem Kopfe. — Alle diese früher an dem Halleyschen Kometen gemachten Erfahrungen berechtigen uns also keineswegs dazu, seine nächste Wiedererscheinung mit Gewißheit als groß und glänzend zu erwarten. Er könnte schwach und unbedeutend sich zeigen, ja er könnte ganz und gar ausbleiben, weil er erloschen wäre; dennoch würden die astronomischen Rechnungen, die sich auf ihn beziehen, dadurch nichts an Richtigkeit und Sicherheit verlieren. Freilich giebt seine fünfmalige Erscheinung nach einer bestimmten Periode, uns große Hoffnung, ihn zum sechstenmal wieder zu erblicken, und wir werden ihn dann freudig als einen Gast aus fernen Himmelshöhen begrüßen, denn die Furcht, die ehemals Unwissenheit und Aberglaube an solche Erscheinungen knüpfte, ist durch das Licht der Wissenschaft zerstreut. Aber die Wissenschaft muß sich auch hüten, nichts mit Gewißheit zu verkündigen,

was nicht auf sichern Gründen beruht, weil sie sonst Gefahr läuft, bei Unkundigen in Mißcredit zu gerathen. Man hat lange Zeit die Kometen für Lufterscheinungen (atmosphärische Meteore) gehalten, jetzt wissen wir mit Gewißheit, daß sie das nicht sind. Wie aber, wenn es Erscheinungen im Sonnensystem (kosmische und gleichsam ätherische Meteore) wären, an deren Umfang und Dauer wir aber dann auch einen ganz andern Maaßstab, als den irdischen legen müßten? Messen wir jene nach Fußen und Meilen, nach Secunden und Minuten, so würden wir hier noch Sonnenfernen und Jahrtausenden messen müssen. Diese Ansicht würde uns vielleicht manches Räthselhafte in den Kometen-Erscheinungen auflösen können.

Wenn in dem erwähnten Aufsatz unten auf der 505. Spalte gesagt wird: „hierauf entfernt er sich mit rasch zunehmender Geschwindigkeit von der Erde und Sonne" — so muß es vielmehr „mit allmälig abnehmender Geschwindigkeit" heißen; weil bekanntlich jeder um einen Central-Körper in einer Ellipse sich bewegende Weltkörper in seiner Bewegung immer langsamer wird, je weiter er sich von jenem entfernt.

Auch ist es irrig, wenn es ferner Sp. 504 heißt: die Bahn des Halleyschen Kometen liege noch innerhalb der Bahn des Uranus. Denn die große Achse seiner Bahn beträgt nahe 744 Millionen Meilen. Da er aber in seiner größten Annäherung zur Sonne nur 12 Millionen Meilen von ihr entfernt bleibt, so folgt daraus, daß er auf der entgegengesetzten Seite sich 732 Millionen Meilen von ihr entfernen muß. Nun aber beträgt die mittlere Entfernung des Uranus von der Sonne 419 Millionen Meilen. Folglich steht der Komet in seiner größten Entfernung von der Sonne beinahe noch einmal so weit von ihr, als Uranus.

Was endlich die Berechnung des berühmten

Astronomen Olbers betrifft, wovon am Ende des Aufsatzes die Rede ist, so ist diese ganz falsch aufgefaßt, wenn sie als eine bestimmte Vorhersagung dargestellt wird, in wie viel tausend oder Millionen Jahren ein Komet der Erde so und so nahe kommen, oder gar ihren Untergang herbeiführen werde. Er selbst würde darüber lächeln, wenn er läse, welche verkehrte Anwendung man von seinen scharfsinnigen Rechnungen gemacht hat; denn er wollte damit nichts anders aufstellen, als eine Wahrscheinlichkeits-Rechnung, welche zeigen sollte, in wie hohem Grade unwahrscheinlich ein nahes Zusammentreffen der Erde mit einem Kometen und wie thöricht es daher sei, sich der Furcht davor hinzugeben. Er ging bei dieser Rechnung von der Anzahl der uns sichtbar gewordenen Kometen aus, schloß davon auf die Anzahl der uns verborgen gebliebenen, die viel hundert tausende betragen mag, verglich damit die ungeheuren Räume, die sie durchlaufen und die manichfaltigen Richtungen ihrer Bahnen in Bezug auf die Bahn der Erde und den Punkt dieser Bahn, worin sie in jedem Augenblick sich befindet, und gelangte so zu den Zahlen von 8000, von 4 Millionen und von 120 Millionen Jahren, die die immer steigende Unwahrscheinlichkeit eines Zusammentreffens ausdrücken, je enger wir den Raum begrenzen, in welchem es erfolgen soll. Es fiel dem großen Astronomen also auch nicht von ferne ein, mit diesen Zahlen die fast kindische Neugier befriedigen zu wollen, wie lange die Erde noch dauern werde, bis ein Komet ihr den Garaus mache. Giebt man einmal die Möglichkeit eines solchen Ereignisses zu, und diese läßt sich nicht unbedingt läugnen, so kann es eben sowohl im gegenwärtigen Jahre, als nach Millionen Jahren eintreten, aber die Wahrscheinlichkeit, daß wir es nicht erleben werden, ist nach jener Rechnung so groß, daß man dafür 40 Millionen Thaler gegen Einen wetten könnte. Es verhält sich damit, wie wenn je-

mand in einem Lottospiele von 90 Nummern Eine besetzt. Hier verhält sich offenbar die Wahrscheinlichkeit, daß unter den 5 Nummern, die gezogen werden, die seinige mit begriffen sei, zu dem Gegentheil $= 1 : \frac{85}{5} = 1 : 18$. Man könnte also 17 gegen 1 wetten, daß seine Nummer nicht herauskomme. Daraus folgt aber keineswegs, daß, wenn er 18 mal hinter einander eine Nummer besetzt, diese auch das 18te mal herauskommen werde. Es kann dies zum 1sten, 2ten, 3ten mal u. s. w. so gut als zum 18ten mal, es kann aber auch gar nicht geschehen. Nur wird, je länger er einzusetzen fortfährt, die Wahrscheinlichkeit immer größer, daß auch seine Nummer an die Reihe kommen werde. Die Faro- und Roulet-Spieler wissen das recht gut und bilden darnach ihre Combinationen, erfahren aber auch zugleich, wie wenig mit Sicherheit auf den einzelnen Fall zu bauen ist. Auf dieselbe Wahrscheinlichkeitsrechnung gründen sich die Witwencassen, die Lebens-Versicherungs-Anstalten und ähnliche Institute. Für jedes Lebensalter giebt es eine gewisse Anzahl von Jahren, welche, wenn man hunderttausende von Erfahrungen zusammenrechnet, der Einzelne, der in diesem Alter sich befindet, noch zu leben hat. Gesetzt diese Anzahl wäre 50 Jahre für den 20jährigen, so wird doch kein 20jähriger daraus den Schluß ziehen, daß er nicht früher und nicht später als mit 50 Jahren sterben werde. Und doch ist der Schluß unsers besprochenen Aufsatzes so ausgedrückt, als ob das, was die Wahrscheinlichkeitsrechnung über das Zusammentreffen der Erde mit einem Kometen ergiebt, mit Sicherheit in dem angegebenen Zeitraume zu erwarten stehe. Wissen wir ja doch nicht einmal, von welchem Zeitpunkt an wir die Jahre zählen müßten.

So wollen wir es denn mit Ruhe und ohne übertriebene Hoffnungen erwarten, wann und wie der vielbesprochene Komet in der nächsten

Folgezeit sich uns zeigen werde. Auf jeden Fall wird sein Kommen, ja würde selbst sein Ausbleiben lehrreich sein und die Wissenschaft erweitern. Ist Boguslawski's Rechnung richtig, so erreicht er am 6. October d. J. seine größte Annäherung zur Erde. Nur Schade, daß diese gerade mit unserm Vollmonde zusammentrifft, wo der Nachbar wohl den Fremdling überstrahlen wird.

L. d. 21. Aug. 1835. M — m.

Die Sparkasse und Leihbank in Detmold betreffend.

Der verstorbene Archivrath Clostermeier hat sich auch dadurch ein Verdienst um das Land erworben, daß er im Jahre 1804 die Sparkasse, mit welcher eine Leihbank verbunden ist, gegründet hat. Die Statuten beider Cassen finden sich in der Beilage zu Nr. 11 des Intelligenzblattes von gedachtem Jahre. Nach dem Tode des Stifters haben dieselben durch die Fürsorge Fürstl. Regierung eine verbesserte Einrichtung erhalten, worüber die Bekanntmachung vom 15. Dec. 1829 nähere Auskunft giebt. Das Institut hat dadurch eine ausgedehnte Wirksamkeit erhalten, und es sind die Bedingungen seiner Benutzung wesentlich erleichtert. Die Zinsen der bei der Sparkasse belegten Capitalien sind von $2\frac{7}{8}$ oder von 1 Mgr. vom Thaler auf $3\frac{1}{2}$, also auf $1\frac{1}{4}$gr. vom Thl., erhöhet; die Zinsen von den auf Pfänder verliehenen Geldern sind dagegen, wenn der Capitalbetrag 10 Rthl. nicht übersteigt und die Anleihe vor dem Ablaufe von 6 Monaten zurückbezahlt wird, von zwölf auf sechs Prozent herabgesetzt.

Die Sparkasse, welche unter der Garantie Fürstl. Regierung steht, nimmt kleine Ersparnisse von 1 — 24 Rthl. einschließlich an und verzinset dieselben mit $3\frac{1}{2}$ oder mit 1 Mgr. $1\frac{1}{3}$ pf.

den Thaler. Ueber jedes bei derselben belegte Capital wird eine von dem Director und Rechnungsführer unterschriebene und mit einem öffentlichen Siegel versehene Obligation ausgestellt, welche auf den Inhaber lautet. Dieser kann gegen Zurückgabe der Obligation das Capital zur Verfallzeit in Empfang nehmen, auch werden ihm gegen Vorzeigung dieser die fälligen Zinsen bezahlt, mag auch die Schuldverschreibung auf den Namen eines Anderen, als des zeitigen Besitzers, ausgefertigt seyn. Dadurch wird der Verkehr mit Sparkassenobligationen wesentlich erleichtert, weil der Inhaber sein Recht an der Obligation nicht nachzuweisen braucht, indem deren Besitz allein schon das Recht zur Erhebung des Capitals und der Zinsen begründet, da der Inhaber als rechtmäßiger Eigenthümer angenommen wird.

An jedem Werktage der Woche können bei der Sparkasse Capitalien belegt werden, und geschieht die Verzinsung von dem Tage des Empfangs derselben. Die Zurückzahlung der verzinslich belegten Gelder kann nur am Verfalltage der Zinsen verlangt werden; eine vorherige Aufkündigung ist nicht erforderlich. Die Direction bewilligt aber in vorkommenden Fällen aus besondern Gründen auch frühere Zurückzahlung. Jedem Darleiher steht es frei, die Zinsen stehen zu lassen und, sobald sie den Betrag von 1 Rthl. erreicht haben, sie zum Capitale zu schlagen. Auch kann derselbe das Capital bis dahin, daß dasselbe zur Summe von 24 Rthl. gestiegen ist, um einen oder mehrere Thaler erhöhen. In beiden Fällen wird über das vergrößerte Capital gegen Zurückgabe der alten eine neue Obligation ausgestellt, und beginnt von dem Tage derselben die Verzinsung. Die geschehene Zahlung der Zinsen wird von dem Rechnungsführer kurz auf den Rücken der Obligation bemerkt, welche also bei der Erhebung jener übergeben werden muß.

Derjenige, welcher eine Sparkassenobligation über 24 Rthl. besitzt, kann, wenn er einen Thaler zulegt, unter Vermittelung der Leihbankdirection 25 Rthl. bei der Leihecasse belegen, welche das Capital sofort annimmt und mit 3½ % verzinset. Dem Eigenthümer desselben erwächst daraus der Vortheil, daß er seine sonstigen kleinen Ersparnisse bis zur Summe von 24 Rthl. bei der Sparkasse wiederum unterbringen kann.

Für die Ausfertigung der Sparkassenobligationen und die Empfangnahme der Gelder werden von der Verwaltung keine Kosten berechnet, und die früher üblichen Schreibgebühren sind nicht mehr anforderbar.

Aus der Sparkasse werden nicht nur Capitalien zu üblichen Zinsen gegen ingrossirte Sicherheit, sondern auch gegen annehmliche Pfänder, Schuldscheine und Bürgschaft verliehen. Auf Pfänder, Bürgschaften oder Schuldscheine wird in der Regel kein Darlehn unter 12 gr. und über 100 Rthl. gegeben, auch kein Pfand auf eine kürzere Zeit, als 4 Wochen, und auf keine längere, als 6 Monate, angenommen. Nach richtiger Bezahlung der Zinsen kann aber, nach Beschaffenheit der Umstände, der Termin auf eine anderweite Versatzzeit verlängert werden. Für jedes Pfand wird nach dessen Eintragung in das Pfandregister dem Verpfänder ein von dem Rechnungsführer unterschriebener und besiegelter Schein ertheilt, worin die dem Pfande angeheftete Nummer des Pfandregisters, das Datum, die Benennung und Beschreibung der verpfändeten Sache, so wie die Summe und die Münzsorte des Vorschusses enthalten ist. Dem Inhaber dieses Scheines wird gegen dessen Zurückgabe nach vorheriger Bezahlung der angeliehenen Summe nebst Zinsen das Pfand verabfolgt.

Vorschüsse auf Pfänder, Schuldscheine und Bürgschaft, welche die Summe von 10 Rthl. nicht übersteigen und vor Ablauf von sechs Mo-

naten zurückbezahlt werden, sind wöchentlich mit einem Heller vom Thaler oder mit zwölf Prozent, alle Darlehen über 10 Rthl. wöchentlich mit ½ Heller vom Thaler oder mit 6 % zu verzinsen.

Pfänder, welche nach dem Ablaufe der Versatzzeit nicht eingelöset werden, oder für welche diese nach Bezahlung der Zinsen nicht verlängert ist, werden von der Direction meistbietend verkauft, damit nicht zu langes Stehnbleiben der Pfänder oder der Zinsen der Kasse Nachtheil bringe. Das, was über den Betrag des dargeliehenen Kapitales, der Zinsen und der verhältnißmäßig zu tragenden Auctionskosten beim Verkaufen herauskommt, erhält der Verpfänder, wenn er diesen Ueberschuß binnen sechs Monaten nach der Auction einziehet. Nach dieser Zeit ist derselbe der Anstalt verfallen.

Auf Gold, Silber, Kupfer, Messing und Zinn werden ⅔ des Werthes, auf andere Sachen wird die Hälfte desselben vorgeschossen. Der verpflichtete Leihbankarator vollziehet die erforderlichen Schätzungen. Sachen, welche dem Verderben unterworfen oder leicht zerbrechlich sind, werden, wie auch hölzernes Geräth, als Pfänder nicht angenommen. Für gute Aufbewahrung der angenommenen Pfänder in einem passenden Lokale ist gesorgt; auch haftet die Anstalt für diese gute Aufbewahrung, nicht aber für Unglücksfälle oder für Beschädigungen, welche durch Sorglosigkeit des Verpfänders oder durch den Zahn der Zeit herbeigeführt sind. Nicht alle Personen können Vorschüsse aus der Leihbank erhalten; ausgeschlossen sind alle diejenigen Personen, welche nach Bestimmung der Gesetze Anleihen nicht gültig machen können. Auch Dienstboten erhalten solche nicht ohne Genehmigung ihrer Dienstherrschaft und diejenigen, welche aus den Armenmitteln unterstützt werden, nicht ohne Vorwissen des Armenvorstandes. Diese beiden letzen Bestimmungen sind nothwendig, damit nicht Dienstboten Sachen ihrer Herrschaft und Arme die aus den Armenmitteln angeschafften Gegenstände bei der Anstalt verpfänden.

Jeder Andre kann sein Pfand selbst zur Anstalt bringen oder sich dazu eines Dritten bedienen, welcher als Verpfänder dann gilt und dafür haftet, daß das Pfand von keinem Unqualifizirten oder von Jemanden nicht herrühre, welcher Anleihen aus der Leihbank nicht erhalten kann.

Ueber alle Versatzsachen wird Stillschweigen beobachtet. Nur die Nummer des Pfandes, nicht der Name des Verpfänders wird in die Rechnungen eingetragen.

Für die Ausstellung der Pfandscheine und die Aufbewahrung der Pfänder werden keine Kosten berechnet; die früher von vorgeschossenen Summen zu bezahlenden Schreibgebühren zu 5 pf. von 12 gr. — 5 Rthl. einschließlich u. s. w. sind aufgehoben.

Es ist oben bemerkt, daß an die Inhaber der Leihbankobligationen die verbrieften Kapitalien und Zinsen bezahlt und den Inhabern der Pfandscheine die Pfänder zurückgegeben werden. Diejenigen, welche eine Obligation oder einen Pfandschein verlieren, müssen daher zu ihrer Sicherung davon der Anstalt zur etwa nöthigen öffentlichen Bekanntmachung sofort Anzeige machen.

(Schluß folgt.)

Fromme Wünsche in Ansehung der obrigkeitlichen Unterbedienten.

Die Unterbedienten sind für die bürgerliche Wohlfahrt und die Sittlichkeit sehr wichtige Personen. Denn sie sollen über Beobachtung der Gesetze und Erhaltung der guten Ordnung halten, und die Aussprüche, Anordnungen und

Verfügungen der höhern und höchsten Behörden zur Ausführung bringen. Sie sind deshalb mit angemessener Macht bekleidet, und können außer dem Gebrauche, welchen sie davon durch Anwendung des gesetzmäßigen Zwanges in den geeigneten Fällen machen, bei guter eigner Aufführung sehr viel Gutes durch das Ansehn, welches sie durch jene erlangen, ausrichten, indem der Einfluß ihres Beispiels, gelegentlicher Ermahnung, Warnung, Mißbilligung und Belobung von Bedeutung ist.

Statt des vielen Guten aber, das sie thun könnten, richten sie durch Begehungs- und Unterlassungssünden unsäglichen Schaden an, wenn sie, wie es leider jetzt so gewöhnlich ist, dem Trunke ergeben und deshalb, oder auch unabhängig davon, fahrlässig, bestechlich, untreu, partheiisch und verachtet sind.

Es wäre daher sehr zu wünschen: 1. daß man bei Anstellung geringerer obrigkeitlicher Personen nicht blos auf Geschicklichkeit, sondern eben so sehr auf ihre Sittlichkeit sähe; 2. hauptsächlich aber, daß man sie auf Kündigung anstellte, welches bei den vorzüglich hier berücksichtigten Bauerrichtern um so eher anginge, als diese Leute von ihrem Amte nicht zu leben brauchen, sondern ohne dasselbe einen gesicherten Nahrungsstand haben oder doch haben können, wenn sie es darnach machen; 3. daß man von diesem Rechte der Kündigung in den geeigneten Fällen Gebrauch zu machen kein Bedenken trüge; und daß endlich 4. die Vorgesetzten den Unterbedienten nicht gar zu viel überließen, sondern lieber recht sorgfältig auf das Leben und die Amtsführung derselben Acht hätten, um gewahr zu werden, wenn es an der Zeit wäre, den auf Kündigung angenommenen Unterbedienten zu entlassen.

V — — n.

Tinten zum Zeichnen der Wäsche.

Es ist eine sehr nützliche Sache, zum Zeichnen der Wäsche einer Tinte sich bedienen zu können, welche dauerhaft ist, und durch das Büken, Waschen und Bleichen nicht vertilgt, überhaupt nicht angegriffen wird. Man hat sich bisher als solcher Tinte einer Auflösung von salpetersaurem Silber bedient. Die in nachfolgendem angegebenen haben aber noch Vorzüge dagegen durch eine größere Dauerhaftigkeit.

1. Braune Tinte.

Man bereitet die Wäsche auf der Stelle, wo die Zeichnung hingeschrieben werden soll, auf folgende Weise vor. 1 Quentchen eisenblausaures Kali und ½ Quentchen arabisches Gummi werden in 3 Quentchen Wasser gelöst. Mit dieser Auflösung wird die zu bezeichnende Stelle der Wäsche getränkt, hierauf gut getrocknet, und mit einem Ochsenzahn geglättet. Nun ist die Wäsche vorbereitet.

Man löst jetzt 1 Loth essigsaures Manganoxyd in 3 Loth Wasser auf und taucht in diese Auflösung die Feder, womit man die Schrift oder Zeichnung auf die nach oben vorbereitete Auflösung aufbringt. Die Schrift läßt man hierauf völlig trocken werden, und darnach überstreicht man sie mittelst eines Pinsels mit einer Auflösung, die aus 1 Quentchen ätzendem Kali und 10 Quentchen Wasser besteht.

Diese Tinte kömmt sehr wohlfeil und sie hat nicht die Nachtheile der durch Eisensalze bereiteten, die durch Laugen, Säuren, Sauerkleesalz, Javellsche Bleichflüssigkeit oder Chlorwasser zerstört werden, auch schadet sie dem Gewebe durchaus nicht.

2. Purpurrothe Tinte.

Man macht eine Auflösung von 3 Quentchen kohlensaurem Natron und 3 Quentchen arabischem

Gummi in 8 Loth Wasser. Mit dieser tränkt man den zu bezeichnenden Theil der Wäsche, trocknet und glättet ihn. Man löst nun 1 Quentchen salzsaures Platinoryd in 4 Loth destillirtem Wasser auf, und schreibt die Schriftzüge oder die Zeichnung mit einer in diese Auflösung getauchten Feder auf die vorbereitete Stelle der Wäsche, läßt die Schriftzüge völlig trocknen und zieht mit einer biegsamen Feder jeden mit der Platinauflösung gemachten Schriftzug mit einer Auflösung nach, die aus 1 Quentchen salzsaurem Zinnorydul und 4 Loth destillirtem Wasser besteht. Die Buchstaben nehmen sogleich eine schöne purpurrothe Farbe an, die unauslöschlich ist und der Seife vollkommen widersteht.

Diese Tinte ist kostbarer und ihre Anwendung schwieriger als die vorige, sie hat aber auch eine schönere Farbe und eignet sich besonders für feine Wäsche. Mit 1 Quentchen salzsaurem Platinoryd, welches ohngefähr 9 Ngr. kostet, kann man über 150 Stück Wäsche zeichnen.

Räthsel.

Ein verhaßtes Ungeheuer, ein gefürchtetes Gespenst
Nenne mir, das nie mit Augen du gesehn und dennoch kennst.
Schleppend tönt und unerquicklich schon der Name, wer ihn spricht,
Wie des Lesers Geist mit Reimen quält ein abgeschmackt Gedicht.

Wo es naht, entweicht die Freude, Scherz und Laune werden lahm,
Und verdrossen sehn die Augen, wie wenn Schlaf sie überkam;

Weit eröffnen sich die Lippen mit verhalt'nem Seufzer laut,
Schlaff hin hängen Arm und Beine, daß man vor dem Anblick graut.

Nirgend wissen die Gequälten vor dem Scheusal sich zu sichern,
In der Einsamkeit, auf Reisen, unter Menschen und bei Büchern,
In brillanten Assembleen, Thee's, Conzerten und auf Bällen,
Im Theater, gar bei Hofe wagt es plötzlich sich zu stellen.

Stunden werden ihm zu Tagen und der blaue Himmel grau,
Nichts behagt ihm, wen es plaget, Alt und Jung, Mann oder Frau.
Drum bemühn sich alle täglich mit erneuten Angriffswaffen
Den verruchten Plagedämon siegend aus der Welt zu schaffen.

Aber nichts vertreibt ihn gründlich, als ein frischer Lebensmuth,
Reich an Thaten und Gedanken und ein Sinn, der nimmer ruht;
Freundes Gegenwart und Liebe scheuchen fort den argen Gast,
Der besonders Bauernhütten und die muntre Arbeit haßt.

(Auflösung in № 23.)

Auflösung des Räthsels in № 21:
Heiligenkirchen.

Hierbei № 22. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 23.

Lippisches Magazin
für
vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 9. September 1835.

Erntelied.

(Mel. Bekränzt mit Laub ꝛc.)

Wir bringen fröhlich heim die letzten Garben,
Vorauf den Erntehahn,
Mit Grün und Gold und Blumen aller Farben
Und Bändern angethan.
Seht, auf dem Wagen drängt, wie eine Traube,
Sich munt'rer Kinder Schaar,
Und lacht hervor aus gold'nem Korn und Laube
Gesund und frisch und klar!

Mit Sträußen sind geschmückt der Schnitter Hüte,
Dazu der Pferde Haupt,
Daß man verbunden mit der Frühlingsblüthe
Den Herbst zu sehen glaubt.

Nun danket Gott für all' den frohen Seegen
Mit Jauchzen und Gesang!
Komm, Winter, nur mit Sturm und Frost und Regen!
Du machst uns nimmer bang!

Denn Vorrath haben wir im sichern Hause
An Korn und Stroh und Heu
Für Weib und Kind, auch für das Vieh zum Schmause,
Und Frieden, Lieb' und Treu'.

So schwingt den Vogel, laßt ihn tapfer krähen,
Ihr Kehlen groß und klein!
Und nun geschwind — zum Binden nicht und Mähen —
Zum Ernteschmaus herein!

St.

Gedanken über Naturschilderung.

„Ein Geschlecht vergehet, und ein Geschlecht kommt; die Erde aber bleibt ewig stehen.“

Die Unwandelbarkeit und das gleichmäßig dauernde Leben und Wirken der Natur, gegenüber der veränderlichen, vergänglichen Menschenwelt und ihrem flüchtigen Treiben, ist in gewisser Beziehung weniger beklagenswerth, als tröstlich und erfreulich. Es liegt etwas ungemein Ansprechendes in dem Gedanken, daß wir mit allen Lebenden gemeinsam der nemlichen Sonne, derselben grünenden Erde uns freuen können mit gleicher Liebe und Lust, wie die entferntesten Voreltern und die spätesten Nachkommen. „Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle; Noch ist die Laube kühl und grün; Noch scheint der liebe Mond so helle, Wie er durch Adams Bäume schien.“ „Unter demselben Blau, über dem nemlichen Grün Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter, Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.“

Flüchten wir mit unserm Schmerz an den Busen der Natur; sie theilt ihn nicht, denn unfühlend ist sie, aber sie lindert ihn unvermerkt, indem sie gelassen die Klage vernimmt und gewähren läßt, in ungestörter Ordnung und Thätigkeit ihr Werk unabläßig fördernd. Sie spannt allmählig wieder die erschlaffte Geisteskraft, fordert zu zerstreuender heilender Thätigkeit auf, bricht sogar und besänftigt durch die Mahnung der täglichen Bedürfnisse die Heftigkeit des Wehgefühls, und nöthigt besonders durch den Gegensatz ihrer göttlichen Ruhe und Heiterkeit das zerrissene Menschenherz sich zu fassen und zu beruhigen. Eben so vermag sie die Wogen des ungestümen Entzückens auszuhalten und zu reinem heitern Genuß zu mäßigen. Der augenblicklich verdüsterte Sinn des Menschen, der ihrer Einwirkung sich überläßt, fühlt nicht selten

unverhofft von dem trübenden Nebel sich befreit; die Regungen unseliger Leidenschaften, welche den Geist verwirren, fliehen oft schnell oder weichen für den Augenblick wenigstens in den Hintergrund zurück vor ihrer heiligen Gewalt. Welch ein Elend, wenn die menschlichen Launen auch die Natur verwandeln könnten! Aber sie leistet festen Widerstand und behauptet durch ihre Festigkeit den Sieg.

Ganz besonders erlösend und aufrichtend wird auch ihre Kraft von dem empfunden, der aus dem Gewirre des menschlichen Treibens, aus der Verkehrtheit, Lüge, Geist- und Gottlosigkeit zu ihr sich rettet. Denn sie ist wahr, aufrichtig, heilig, göttlich und kein menschliches System kann sie verderben. Mit Einem Hauch vernichtet sie jede falsche Kritik, jede Künstelei, und giebt dem gesunden Gefühl immer wieder den richtigen Maaßstab für das wahre Schöne. Wer der Natur entfremdet ist, kann weder Künstler seyn, noch ächte Kunst würdigen und genießen. Er läuft Gefahr, selbst die widerlichsten Zerrbilder für etwas Schönes zu halten.

Von der Natur muß der Künstler und Dichter das lebendige Wirken lernen; die Kraft derselben in jedem Werke zum bestimmten Zweck zu konzentriren ist seine Aufgabe. Ein ächtes Kunstwerk, sey es Gemälde oder Gedicht, ist daran erkenntlich, daß es eben so nothwendig, geheimnißvoll, offenbar, wirklich und doch unbegreiflich wie eine Naturerscheinung sich darstellt und einen ähnlichen Eindruck hervorbringt. Man muß die Kunst dabei vergessen und nur durch Reflexion erst gewahr werden. Dies geschieht vorzüglich durch die Wahrnehmung, daß die Mannichfaltigkeit der Naturgegenstände, die durch Auge, Ohr, Gefühl auf uns einwirken, anfangs mehr zerstreuet, und nur allmählig erst als Ganzes, als Einheit von dem Anschauenden aufgefaßt wird; der Dichter oder Künstler aber überhebt uns durch seine Darstellung dieser

Operation, indem er wie durch einen Zauberschlag die Aufmerksamkeit unmittelbar fesselt und die Sammlung des Gemüthes schnell zu Stande bringt. Das Kunstprodukt drängt sich so mächtig auf, daß wir im Augenblick des Genusses von nichts anderm in der Welt wissen, und dennoch die Welt in ihm gleichsam zusammengefaßt wiederfinden. Es ist ein wahrer Mikrokosmus. Wir werden überrascht durch das wirkliche Leben, welches aus demselben uns anspricht, und müssen doch gestehen, in der Wirklichkeit ist es anders. Das macht: durch die Kunst ist alles Entfernte nahe gerückt, das Hemmende, Störende beseitigt, das Verwirrende der Erscheinung in Klarheit aufgelöst und die Einheit des Ganzen zur gewissesten Anschauung gebracht.

Insofern Naturgegenstände und Naturerscheinungen in das Gebiet der Kunst oder Poesie gezogen werden, erleiden sie allerdings eine gewisse Verwandlung durch die Schöpferkraft des Menschengeistes, (denn das bloße Kopiren und Nachahmen ist nur eine Lehrlingsvorübung, um nachher mit Freiheit naturgemäß bilden zu können); allein die Freiheit, mit welcher er sie behandelt, darf nicht zur Willkühr werden, welche nur verderbend wirkt. Heilige Scheu und Ehrfurcht vor der Gesetzmäßigkeit der Natur muß ihn durchdringen, daß er nicht anders als naturgemäß bildet. Wo ihm dies gelingt, da wird die treffende Wahrheit seiner Schöpfung erkannt und empfunden werden.

Eine unerläßliche Forderung bei solchen Darstellungen ist zugleich, das richtige Verhältniß des Menschen zur Natur zu treffen. Das künstlerische Produkt muß die nemliche Empfindung in uns erwecken, wie die Natur selbst, freilich mit Beimischung von mancherlei andern Gefühlen, hervorbringt. Somit durchdringt eine menschliche Idee das Ganze oder begleitet vielmehr die Darstellung, sollte sie auch nicht gradezu ausgesprochen seyn. Hierdurch erst empfängt die Schilderung Leben und Wahrheit und allgemein menschliches Interesse. So wird die prächtigste Beschreibung eines Regenbogens an und für sich kalt lassen, wenn sie nicht in genauem Bezug zum menschlichen Gefühl steht. „Es stehet ein Regenbogen Wohl über jenem Haus. Sie aber ist weggezogen". — Von der Denk- und Vorstellungsweise der Menschen in jedem Zeitalter ist allerdings die Modifikation der Darstellung gegeben; anders muß Homer, anders Virgil, anders Ossian, anders Dichter der christlichen ältern und neuern Zeit die Natur schildern; indeß bleibt die objektive Wahrheit, die Naturgemäßheit und die Uebereinstimmung mit dem reinen Menschengefühl bei allen, auch in der verschiedensten Hülle, der untrügliche Prüfstein ihres Werthes.

Es möchte nicht uninteressant seyn, an einigen Beispielen der alten, der neuern und der neuesten Zeit das Verfahren der Dichter in dieser Beziehung anzudeuten. Wir wählen dazu die Darstellung eines Gewitters von vier verschiedenen Dichtern, nemlich dem königlichen Sänger David, Klopstock, Hebel und Stöber.

Der 18te Psalm ist einer der herrlichsten Gesänge Davids, sowohl in Ansehung der Wahrheit und Kraft der Darstellung, als des ganzen Gedankenganges. In Todesgefahr will er Gott anrufen und Gott höret ihn schon; er rettet ihn durch ein Donnerwetter, vermuthlich in der Schlacht, von seinen Feinden und dem Tode. So lautet die Schilderung nach Herder's Uebersetzung:

Da regte sich die Erde, sie zitterte;
Die Gründe der Erde bewegten sich,
Sie regten sich weil er so zornig war.

Auf stieg Dampf aus seiner Nase;
Das Feuer aus seinem Munde fraß umher,
Kohlen erglühten vor ihm hin.

Er neigte die Himmel und fuhr hinab,
Dunkel war unter seinen Füßen;
Er saß auf dem Cherub und flog daher,
Er flog daher auf den Flügeln des Sturms.

Jetzt hüllet er Nacht um sich,
Wolkendunkel auf Wolkendunkel schlossen ihn ein;
Vom Glanz vor ihm entwich die Wolke,
Glühende Kohlen und Hagel fiel.

Im Himmel donnerte der Herr,
Der Mächtige ließ hören seine Stimme,
Glühende Kohlen und Hagel fiel.

Da schoß er Pfeil' umher,
Verdoppelte die Blitz' und beflügelte sie;
Des Wassers Schlund war aufgethan,
Der Erde Gründe standen enthüllt,
Von der scheltenden Stimme des Herrn,
Vom Hauch des Sturms, aus seiner Nase Dampf.

Er reicht' hinab aus seiner Höh'
Und faßte mich.
Aus tiefen Wässern zog er mich hervor
Von meinen starken Feinden rettete er mich,
Von Hassern, die mir viel zu mächtig waren ꝛc.

In großen, kraftvollen Zügen wird hier das Ungewitter, von einem Erdbeben begleitet, dargestellt. „Alles aber (so bemerkt Herder) ist in eine fortgehende morgenländische Mythologie gekleidet, da der Zornige bald aus seiner Nase Dampf, bald aus seinem Munde Feuer wirft, daß die himmlischen Gewölbe zu Kohlen erglühen, bald die Wölbung des Himmels neigt und gleichsam zur Erde will, bald die Nacht um sich hüllt und Pfeile schießt, Blitze schwingt und sie beflügelt." — Die eigentliche poetische Wirkung liegt aber nicht einzig in der naturgemäßen Schilderung des Gewitters, sondern in der harmonischen Verbindung des Menschlichen mit dem Göttlichen. Was David hier empfindet, kann von jedem mitempfunden werden. Wie noch immer die dem Gewitter vorhergehende Schwüle „der Menschen schwellend Herz darnieder drückt", so fühlen wir auch mit dem Dichter die Angst und Gefahr, aus welcher er nach Rettung ruft. Wir beugen uns mit ihm vor der furchtbaren Erscheinung des Allmächtigen im Wetter, das alles zu vernichten scheint und doch die Befreiung des Geängsteten bewirkt. Wir theilen das Gefühl des Demüthigen, der sich in Gottes Hand gesichert weiß, das erhebende Bewußtseyn seiner frommen redlichen Gesinnung, und freuen uns, wie er als siegender Held und König in Jehova's Namen seiner Thaten froh gedenkt und triumphirend den Höchsten preiset.

„Gott, der mir Sieg verlieh, und die Völker mir unterwarf, der mich entriß meinen Feinden und über meine Widersacher mich erhob, vom Gewaltthätigen mich rettete! Ich will dich rühmen unter den Völkern und deinem Namen lobsingen."

(Schluß folgt.)

Das Marienstift zu Lemgo.

(Aus dem Nachlasse des Archivraths Clostermeier.)

Das Stift zu Lemgo verdankt seinen Ursprung der längst ausgestorbenen edlen Familie der Vögte vor dem Berge, welche die hohe Vogteigerechtigkeit über das Hochstift Minden ausübten und in ihrem Stammsitz unter dem Berge zu Hausbergen an der Weser wohnten. Widekind Vogt vor dem Berge stiftete im Jahr 1265 zu Lahde, einem noch bekannten Kirchdorfe in dem Mindenschen Amte Petershagen, nicht weit von Petershagen selbst, ein Nonnenkloster Prediger-Ordens unter der Regel des heiligen Augustins, und beschenkte dasselbe reichlich mit Gütern, die er nicht ererbet, sondern selbst erworben hatte. Weil aber besagtes Kloster in den damaligen Zeiten des Faustrechts in einem offenen Dorfe der Habsucht jedes Räubers ausgesetzt war; so sahen sich die Nonnen bald nach einem sichereren Aufenthalt um, und fanden die-

sen nach 41 Jahren zu Lemgo. Ihre Versetzung dahin war das Werk des damaligen Priors im Prediger-Kloster zu Minden, Johann von dem Busche, welcher dieselbe bei dem Bischof Otto von Paderborn und Simon I. Edlen Herrn zur Lippe im Jahr 1506 bewirkte.

Es vertauschten nämlich die Nonnen mit letzterm ihre Kirche zu Lahde mit dem Patronatrecht darüber gegen die Hauptkirche zu Lemgo, die St. Johannis-Kirche vor dem Thore mit den beiden Filialen derselben, der Nicolai-Kirche in der Altstadt und der Marien-Kirche in der Neustadt Lemgo, und dem Patronatrecht darüber; erkauften ferner von dem Landesherrn für 580 Mark Osnabrückischer Pfennige den nöthigen Platz zur Errichtung ihrer Klostergebäude, welchen derselbe von der ordentlichen Gerichtsbarkeit und allen Stadtlasten befreite, erhielten die Erlaubniß, eine Getraide- und eine Walkmühle zu bauen, die Holznutzung in der Lemgoischen Mark zu einem bestimmten Antheil und den Mitgenuß der Hude und Weide gleichfalls käuflich, und erkauften noch über dieses alles den Zehnten zu Biest und Brake für 850 Mark Osn. Pf. mit Genehmigung des Bischofs Otto von Paderborn, von welchem denselben das hohe Haus Lippe bis dahin zu Lehen trug. Nachdem dieses alles vorausgegangen war, hielten die Nonnen am Tage der Mariä Geburt, den 8ten September 1506, ihren feierlichen Einzug in die Stadt Lemgo, woselbst sie von dem Landesherrn, seiner Gemahlinn und seinen Kindern mit der ganzen Lippischen Ritterschaft und allen Lemgoischen Einwohnern in Prozession empfangen und zuerst nach der Nicolai-Kirche in der Altstadt zu geführt wurden. Hier eröffnete der schon gedachte Prior Johann von dem Busche die gottesdienstliche Handlung mit einer Einführungsrede und die Nonnen beschlossen dieselbe mit einem Lob- und Dankgesang an Gott und den heiligen Nicolaus für ihre glückliche

Ankunft zu Lemgo. Sodann ging der Zug weiter nach der Neustadt und durch die Marien-Kirche in das daran neuerbaute Kloster. Die damalige Priorinn hieß Ermgard von Heidelbeck und die Zahl der Nonnen belief sich mit Einschluß derselben auf 40, ohne die Laienschwestern.

In der Folge hat das nun auf diese Art nach Lemgo versetzte Augustiner Nonnenkloster Prediger-Ordens mehrere Güter in der Grafschaft Lippe erworben, mehr aber, wie es scheint, durch eigene Ersparnisse und den Verkauf seiner Güter im Stifte Minden, als durch Schenkungen.

Wichtige Veränderungen, Unglücksfälle, oder besonders glückliche Ereignisse scheint das Kloster nicht erfahren zu haben.

Die Augsburgische Confession wurde in dem Kloster, wie in der Stadt Lemgo, durch die Reformations-Ordnung vom 11ten August 1537 eingeführt.

Nach dem am 27sten Januar 1715 erfolgten Tode der Priorinn Anna Ursula Schuppen wählte der Convent des Regierenden Landesherrn Grafen Friedrich Adolphs älteste Gräfinn Tochter, Amalia Louise Wilhelmine, die schon Abtissinn zu Cappel war, zu seinem neuen Oberhaupt. Graf Friedrich Adolph nahm diese Wahl so gnädig auf, daß er nicht nur diese seine Gräfinn Tochter zur Abtissinn des Stifts am 5ten Febr. 1715 ernannte, sondern auch an eben diesem Tage durch den desfalls nach Lemgo abgeordneten Canzler von Piderit die Wahl einer Dechantinn statt der vorherigen Subpriorinn befördern ließ, dadurch also das ehemalige Kloster zu einem Stift erhob. Zur ersten Dechantinn wurde die Conventualinn Eva Maria Meyerhoff erwählt. Die Introduction der neuen Frau Abtissinn geschah am 5ten Mai 1715 mit vieler Pracht. Aus Dankbarkeit für die Landesherrliche Gnade faßten die Capitularinnen den

einmüthigen Schluß, daß die Würde einer Abtissinn forthin jederzeit bei dem Regierenden Hochgräflich Lippischen Hause verbleiben sollte und machten diesen Schluß in einem den 13ten Mai überreichten Schreiben dem Landesherrn bekannt, welcher denselben gnädigst annahm und auch in dem mit dem Stifte über verschiedene Gegenstände am 1sten September 1715 errichteten Vergleich einrücken ließ.

Die Sparkasse und Leihbank in Detmold betreffend.

(Schluß.)

Die Nützlichkeit der Sparkassen und Leihanstalten ist durch vieljährige Erfahrung erprobt und bedarf deshalb keiner Nachweisung. Jene sind ein vortreffliches Mittel, Sparsamkeit, Fleiß und Mäßigkeit, vorzüglich in der arbeitenden Classe, zu befördern, das Vertrauen auf eigne Kraft zu erhöhen, den Einfluß von Unglücksfällen weniger fühlbar, den Beistand der Armenanstalten entbehrlicher zu machen und durch die gesammelten Kapitalien zu eignen Unternehmungen zu veranlassen.

Die Leihanstalten gewähren in augenblicklicher Verlegenheit Hülfe unter billigern Bedingungen, als man gewöhnlich von Darleihern erhalten kann, und sichern vor den Nachtheilen und den verderblichen Prozessen, in welche häufig der Pfandschuldner durch Unredlichkeit und niedrige Gewinnsucht seines Gläubigers gestürzt wird.

Es ist also sehr erfreulich, daß schon vor 50 Jahren eine Spar- und Leihbank in Detmold eingerichtet worden, und es wäre zu wünschen, daß eine solche gemeinnützige Anstalt auch in anderen Städten des Landes eingeführt würde. Die vorstehend angegebene Einrichtung jener Bank entspricht allen billigen Forderungen, welche man an Anstalten der Art zu machen berechtigt ist. Denn:

1) Die Kasse steht an jedem Werktage der Woche denen offen, welche Ersparnisse einlegen oder Anleihen machen wollen.

2) Es werden Summen von 1—24 Rthl. angenommen. Jeder hat also Gelegenheit, auch sehr kleine Ersparnisse zu belegen.

3) Die Passiv-Kapitalien werden gleich vom Tage der Einlegung an mit $3\frac{1}{2}$ verzinset.

4) Ihre Zurückzahlung geschieht ohne vorherige Kündigung an jedem Verfalltage der Zinsen, oder, wenn besondere Gründe dafür sprechen, unter Genehmigung der Direction, sobald der Gläubiger derselben bedarf.

5) Von den Verleihern und Anleihern werden keine Kosten genommen.

6) Jene und diese haben für ihre Kapitalien und die versetzten Pfänder volle Sicherheit, indem Fürstl. Regierung die Garantie übernommen hat. Ein gut eingerichtetes Lokal im früheren Werkhause ist ein sicherer und sehr passender Aufbewahrungsort für die der Leihbank überlieferten Gegenstände.

7) Die Ausstellung der Sparkassenobligationen auf den Inhaber ist eine große Erleichterung für den Verkehr mit denselben. Wird eine Obligation von dem Besitzer an einen Andern abgetreten, so bedarf es bloß der Uebergabe derselben.

8) Die gestattete Kapitalisirung der Zinsen ist angenehm und gewinnbringend.

9) Die auf Pfänder, Schuldscheine oder Bürgschaften gegebenen Vorschüsse werden mit wenigen Ausnahmen nur mit 6% verzinset.

10) Ueber die Namen der Verpfänder wird Stillschweigen beobachtet.

11) Endlich hat Fürstl. Regierung, um den von Detmold entfernt wohnenden Unterthanen die Benutzung der Sparkasse möglichst zu erleichtern, die Hebungsbeamten aufgefordert,

sich der gelegentlichen Uebersendung der anzulegenden Gelder, der Besorgung der Obligationen und der Erhebung der Kapitalien und Zinsen zu unterziehen. Mit rühmlichem Eifer sind mehrere Rendanten dieser Aufforderung nachgekommen; von andern sind bisher nur wenige Kapitalien zur Kasse eingesandt, welches nicht in dem Mangel an gutem Willen, für das gemeine Wohl thätig zu seyn, sondern in andern Verhältnissen seinen Grund haben wird.

Der unten folgende Extract aus dem Manuale der Sparkasse und Leihbank enthält eine kurze Nachricht über die in den Jahren 18$\frac{3}{0}$ belegten und auf Pfänder ꝛc. verliehenen Gelder und giebt das erfreuliche Resultat, daß der Wirkungskreis der Anstalt sich bedeutend vergrößert und die Neigung, kleine Ersparnisse nützlich anzulegen, sich sehr vermehrt hat. Gleiches bestätigt der Umschlag der Kasse. Er betrug:

1830. .	7965	Rthl. 24 gr.	4 Pf.
1831. .	6966	— 7 —	$3\frac{1}{2}$ —
1832. .	10,594	— 20 —	— —
1833. .	15,712	— 9 —	3 —
1834. .	21,564	— 15 —	$3\frac{1}{2}$ —

Bis zum Jahre 1834 einschließlich sind auf Leihbankobligationen angeliehen 43,953 Rthl. — gr. $2\frac{1}{2}$ pf.
und davon wieder abgetragen . . . 27,106 Rthl. 21 gr. $3\frac{1}{2}$ pf.
Es stehen also noch 16,846 Rthl. 14 gr. 5 pf.

Auf Pfänder und Schuldscheine sind bis zur angegebenen Zeit vorgeschossen: = 40,984 Rthl. 9 gr. 2 pf.
und zurückbezahlt . 38,787 — 10 — 5 —
also sind noch nicht wieder abgetragen . 2196 Rthl. 34 gr. 3 pf.

Die ganze Einnahme der Anstalt von 1804 bis 1834 beträgt . 97,979 Rthl. 35 gr. $1\frac{1}{2}$ pf.
und die Ausgabe . 97,459 — 9 — 1 —

Extract aus dem Leihbank- und Sparkassen-Manuale von den Jahren 1830, 1831, 1832, 1833, und 1834.

Nr.	Jahre.	Zahl der Personen, welche in jedem einzelnen Jahre Sachen bei der Leihbank verpfändeten.	Summe des Geldes, welches in jedem einzelnen Jahre auf Pfänder verliehen ist.	Summe des Geldes, welches in jedem einzelnen Jahre auf Pfänder zurückgezahlt ist.	Zahl der Personen, welche in jedem einzelnen Jahre Geld bei der Sparkasse belegten.	Summe des Geldes, welches in jedem einzelnen Jahre bei der Sparkasse belegt ist.	Summe des Geldes, welches von der Sparkasse in jedem einzelnen Jahre zurückgezahlt ist.
1	1830	184	865 Rthl.	1278 Rthl.	145	2309 Rthl.	1520 Rthl.
2	1831	243	788 —	589 —	116	1601 —	1776 —
3	1832	118	461 —	988 —	270	3547 —	1421 —
4	1833	112	1137 —	739 —	590	5400 —	2366 —
5	1834	113	1568 —	1537 —	538	7902 —	3009 —

Nr.		Oerter	Anzahl der Obligationen	Anzahl der Geldsummen	
1	Stadt	Detmold	116	1787$\frac{1}{2}$ Rthl.	Diese Posten sind sämmtlich im Jahr 1834 belegt worden.
2	—	Lemgo	51	453 —	
3	—	Uflen	26	176 —	
4	—	Horn	4	157 —	
5	—	Blomberg	11	104 —	
6	—	Barntrup	5	57 —	
7	—	Bückeburg	1	12 —	
8	Amt	Detmold	94	1543$\frac{1}{2}$ —	
9	—	Brake	64	955 —	
10	—	Schieder	19	267$\frac{1}{2}$ —	
11	—	Schwalenberg	17	280 —	
12	—	Sternberg	23	308 —	
13	—	Varenholz	25	454 —	
14	—	Schötmar	26	374 —	
15	—	Lage	11	104 —	
16	—	Oerlinghausen	6	51 —	
17	—	Horn	26	342$\frac{1}{2}$ —	
18	—	Blomberg	33	496$\frac{1}{2}$ —	
		Summe	538	7902 Rthl.	

Es kommen also auf den Kopf rund 14 Rthl. 25 gr.

Oel als Dünger für Flachs und Tabak.

Schon seit längerer Zeit hat man sich in Flandern der Oelkuchen als eines der besten Düngmittel für Flachs und Tabak bedient. Das Hinderniß allgemeiner Einführung lag bisher darin, daß dieser Dünger sehr theuer zu stehen kommt. Herr Delcourt hat durch Versuche ermittelt, daß in 1000 Rübsamenkuchen ohngefähr 15 bis 16 Maaß Oel noch enthalten sind. 5000 Stück Oelkuchen kosten ohngefähr 300 Franken, eine der darin enthaltenen Masse Oel gleiche Quantität Rüböles nur 48 Franken. Dieses zeigte also, daß es weit vortheilhafter seyn mußte, das Oel, als die Oelkuchen anzuwenden. Es kam nur darauf an, ein zweckmäßiges Mischungsmittel aufzufinden, um das Oel auf dem Acker zu verbreiten. Herr Delcourt verfährt hierzu folgendermaaßen. Er nimmt auf 20 Schiebkarren Pferde-, Kuh- oder Schafdünger, die dort 10 Franken kosten, gegen 70 Maaß Oel, die 48 Franken kosten, vermengt alles, und läßt die Masse vor dem Gebrauch einige Zeit in einer Stube ruhen. Oder er nimmt, wenn er einen pulverförmigen Dünger zum Ausstreuen braucht, statt des Mistes Steinkohlenasche, welche er mit dem Oele vermengt. Bei mehren Versuchen erreichte Herr Delcourt mit diesen beiden Düngermassen, wovon die erste 58 und die letztere auf 68 Franken zu stehen kam, dieselben Wirkungen, wie mit 5000 Oelkuchen, die er bisher zu 300 Franken bezahlte. Er bedient sich für den Flachs und Tabaksbau seither durchaus des Oels als Dünger, und seine Flachs- und Tabaksäcker erregen die Bewunderung aller Landwirthe.

Chronik des Tages.

Externstein. — Die Externsteine haben sich auch in diesem Sommer eines zahlreichen Besuches von Fremden zu erfreuen gehabt. Reisende von allen Nationen, Russen, Polen, Engländer, Holländer, Franzosen, haben sich in das Fremdenbuch eingetragen. Kein Tag ist ohne den einen oder andern Besuch hingegangen. An einigen Tagen war die Zahl der mit Fremden eintreffenden Wagen dreißig und darüber.

Zu dieser außerordentlichen Frequenz tragen die benachbarten Bäder, Meinberg, Pyrmont und Driburg, welchen sich neuerdings noch Lippspringe mit seinen warmen Quellen zugesellt hat, nicht wenig bei. Von Pyrmont war noch vor einigen Tagen die Gräfin Orloff aus Petersburg hier.

Um den Besuchenden den Aufenthalt am Externsteine angenehmer zu machen, soll das unterhalb liegende Thal unter Wasser gesetzt und in einen Teich verwandelt werden; und schon jetzt ist man damit beschäftigt, die Treppen auf den Steinen zu erweitern, die hölzernen Geländer mit eisernen zu vertauschen, und die ebenfalls hölzerne Brücke, welche von dem einen Stein zu dem andern führt, durch einen eisernen Bogen zu ersetzen.

Buchstaben-Räthsel.

1. 2. 3. 4. 5. 6.
Mit Wasser, Luft und Sonnenschein
Und Frauenhänden im Verein
Gar Vieles mach' ich weiß und rein.

2. 3. 4. 5. 6.
Enthauptet, bleibt ganz die Gestalt,
Doch seelenlos, starr, bleich und kalt.

3. 4. 5. 6.
Nehmt ihr mir abermals das Haupt,
Wachs' ich empor stark, hoch, belaubt.

3. 4. 5. 6. 2.
Macht ihr mir dieses Haupt zum Fuß,
Bin Mutter, Tochter ich von mir,
Auch leck're Speise für ein Thier,
Das jeder Bauer haben muß.

(Auflösung in № 21.)

Auflösung des Räthsels in № 22:

Die Langeweile.

Hierbei № 23. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 24.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 16. September 1835.

Worte der Trauer

am Grabe einer vorlängst verwitweten Freundinn, gesprochen von R. B.

Es sitzt der Mensch am Strom des Lebens meist
Gedankenlos, schlürft die gewohnte Welle
Gleichgültig ein, nicht forschend, wie die Quelle
Und wie das Ziel der räthselhaften heißt.
Doch sehn wir sie verrinnen in den Sand,
Sehn wir versinken der Geliebten Einen
In jene Nacht, wo keine Sterne scheinen,
Dann an des Lebens schauerlichem Rand
Erschrocken fragen wir: „Was ist das Leben?“ —
Ach, und die Thränen, die im Aug' uns beben,
Die bittern Klagen, die der Brust entschweben,
Die Seufzer, schwer entpreßt dem wunden Herzen,
Bezeugen laut: „Es ist ein Seyn voll Schmerzen!“

Doch rinnet milder erst der Thränen Fluth,
Schließt ihre heißen Lippen erst die Wunde, —
Von wie so mancher wonnereichen Stunde,
Wo wir entzückt an Freundes Brust geruht
Und alles Leid vergaßen in dem Bunde
Der Seelen, giebt dann die Erinnrung Kunde,
Und wir erseufzen: „In des Lebens Pein
Flicht nur die Liebe duft'ge Blüthen ein!“

Ja, nur der Liebe reiner Himmelsstrahl
Erhellet freundlich unsers Lebens Nächte,
Zum Segen macht dem menschlichen Geschlechte
Das Daseyn sie, das sonst nur wäre Pein!
Belehrt uns deß nicht jeder Tag im Jahre,
Nicht jeder Pulsschlag; den wir zählen hier,
Nicht jeder Blick — auf diese finstre Bahre?
Denn die Entschlafne, welcher trauernd wir
Den letzten Dienst zu leisten hier erschienen,
Sie, Liebe athmend so in Blick als Mienen,
Sie, Liebe übend so in Wort als Thaten,
Sie war das Licht des Lebens ihrem Gatten,
Das Licht des Lebens Kindern und Verwandten,
Das Licht des Lebens Allen, die sie kannten!

Warum so bald erloschen, holder Schein?
O holder Stern, warum so bald gesunken?
Willst du nicht mehr mit deiner Liebe Funken
Den Pfad uns lichten und das Herz erfreun?
Ach, rief dich Sehnsucht in dein Vaterland
Zurück, wo ewig Licht und Liebe thronen,
Mit heil'ger Liebe Engel Engeln lohnen,
Und längst auch dein ein Engel harrt, das Band
Der Liebe zu erneun in schön'ren Zonen?
Eilst Du zurück zu ihm, der dich gesandt,
Ein Strahl von ihm zurück zum Quell der Liebe? —
Nun, lebe wohl! Ist unser Blick auch trübe,
Doch freuen wir uns deiner Siegeskronen!

Gedanken über Naturschilderung.

„Ein Geschlecht vergehet, und ein Geschlecht kommt; die Erde aber bleibt ewig stehen."

(Schluß.)

Am nächsten verwandt mit dieser Art der Darstellung ist Klopstocks Frühlingsfeier, wie denn überhaupt dieser Dichter durch die vertrauteste Bekanntschaft mit dem biblischen Ausdruck, namentlich der Psalmen und prophetischen Schilderungen, ein ganz Eigenthümliches gewonnen hat. Doch wie sehr auch Sprache und Bilder der alttestamentlichen Denkweise sich anzuschließen scheinen, so wehet doch der Geist des neuen Bundes, der Geist christlicher Ergebung und Versöhnung durch seine Dichtung, worin ein bedeutender Unterschied von dem hebräischen Dichter sich offenbart.

Er hat sich in die Betrachtung des unendlichen Weltalls verloren, daß ihn fast schwindelt und der Gedanke an den Allmächtigen, der auch „den Tropfen am Eimer", die Erde, bildete und den Menschen mit dem unsterblichen Geiste, ihn überwältigt. Nur das Gefühl der Allgegenwart Gottes und das sicherste Selbstbewußtseyn, welches durch die Vergleichung mit dem „grün goldenen Frühlingswürmchen" (die sonst, an sich betrachtet, fast zu sentimental erscheint) noch klarer und höher wird, richtet ihn empor und ist die Seele seines Gesanges. Ehrfurchtsvoll sich beugend harrt er der gleichsam noch sichtbarern Erscheinung des Höchsten.

Aber jetzt werden sie still (die Lüfte), kaum athmen sie.
Die Morgensonne wird schwül!
Wolken strömen herauf!
Sichtbar ist, der kommt, der Ewige!

Die nun folgende Schilderung des Gewitters, in welcher zugleich die wechselnden Gefühle der tiefsten Unterwerfung und demüthigen Anbetung wie der sich freudig erhebenden Zuversicht zu der erbarmenden Gnade menschlich wahr ausgedrückt sind, ist zu allgemein bekannt und für sich selbst redend, als daß sie eines Commentars bedürfte. Ueberaus schön ist der Schluß:

Und der geschmetterte Wald dampft!
Aber nicht unsre Hütte!
Unser Vater gebot
Seinem Verderber,
Vor unsrer Hütte vorüberzugehn!
Ach, schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen!
Nun ist, wie dürstete sie! die Erd' erquickt
Und der Himmel der Seegensfüll' entlastet!
Siehe nun kommt Jehova nicht mehr im Wetter;
In stillem, sanftem Säuseln
Kommt Jehova,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens!

Denn das ist vollkommen der Eindruck, welchen die vorübergegangne übergewaltige Erscheinung in den von der Angst erlösten Menschenherzen zurückläßt.

Anders Hebel, obgleich die nothwendigen Elemente der Naturwahrheit, des Göttlichen und Menschlichen, eigentlich völlig dieselben sind, wie in den beiden genannten Dichtungen.

Er versetzt sich in das Haus und die Denkweise des einfachen gottesfürchtigen Landmanns, der das nahende Wetter beobachtet:

Der Vogel schwankt so tief, so still,
er weiß nit, wo er ane will.
Es chunnt so schwarz, und chunnt so schwer,
und in de Lüfte hangt e Meer
voll Dunst und Wetter. Los, wie's schallt
am Blauen, und wie's wiederhallt.
In große Wirble fliegt der Staub
Zum Himmel uf mit Halm und Laub,
und lueg mer dört sel Wülkli a!
I ha ke große G'falle dra;
lueg, wie mer's usemander rupft,
wie user eis, wenn's Wolle zupft.
So helfis Gott, und b'hütis Gott!
Wie zuckt's dur's G'wülch so füürig roth,
und's chracht und toost, es isch e Graus,
aß d'Fenster zittere und's Hus.
Lueg's Büebli in der Wagle a!
Es schloft und nimmt sie nüt drum a.

Das schlafende Kind in der Wiege, das weder um das Getöse und die Zerstörung des Wetters, noch um die Angst und Sorge der Menschen sich kümmert, ist mit rührender Naivetät und Wahrheit in die Schilderung verflochten und vollendet auf eine überraschende Weise die Versöhnung mit der furchtbar schreckenden Erscheinung. Wie bei Klopstock der Bogen des Friedens, ist hier das Kind der besänftigende Engel. Der herrlich treffende Kontrast dieser sorglosen Ruhe mit der übermächtigen Aufregung macht die so einfach schlichte Darstellung zu einem wahren Meisterwerk, das einen tiefen Eindruck nicht verfehlt. Es erscheint so äußerst kunstlos und zeugt dennoch von der höchsten Kunst. Hier noch die Schlußverse:

O gebiß Gott e Chindersinn?
's isch großer Trost und Sege drin.
Sie schlofe wohl und traue Gott,
Wenn's Spieß und Nägle regen wolt,
und er macht au si Sprüchli wohr
mit sine Englen in der G'fahr. —

Wo isch das Wetter ane cho?
D'Sunn stoht am heiter Himmel do.
's isch gar z'spot, doch grüeß di Gott!
„He, seit sie, „ nei, 's isch nit z'spot,
„es steht ne menge Halm im Bah'
„und menge Baum, und Oepfel dra.“ —

Potz tausig, 's Chind isch au verwacht,
lueg, was es für e Schnüfli macht!
Es lächelt, es weiß nüt dervo.
Sieh'sch, Friederli, wie's ussieht do. —
Der Schelm hat no si G'falle dra.
Ganz, richt em eis si Püppli a! —

Einen völlig verschiedenen Charakter von diesen drei Schilderungen hat ein Gedicht aus der neuesten Zeit über denselben Gegenstand von A. Stöber, das im Maiheft des Morgenblattes von 1834 abgedruckt ist. Es möge, da es nicht lang ist, zur Vergleichung hier stehen, auch deßwegen, um an dem Einen Beispiele zu zeigen, wie häufig in der modernen Poesie die Natur behandelt wird.

Frühlingsgewitter.

Ermattet liegt das schwarze Roß der Nacht,
Versprüht ist all der goldne Feuerregen,
Der unter seinen Hufen sich entfacht.
Schon regen sich die Lerchen allerwegen
Und machen Runde durch die stille Welt,
Und schmettern ihr ein hell Reveil entgegen.
Schlaftrunkne Wolken ziehn vom blauen Zelt
In grauen Waffenröcken tief herunter,
Der Sturmwind rasch als Flügelmann sich stellt
Und streichelt seinen Schnurrbart kampfesmunter,
Und eilt mit freudigem Gebraus voran.
Die Wetterscheine zucken rasch bergunter
Und kreuzen sich und fechten wild sich an,
Wie Vorderposten plänkeln aus der Weite.
Die Wolken schwanken dichtgeschaart heran;
Und horch! der Tambour wirbelt dumpf zur Seite,
Der Donner trommelt Sturm, die Schlacht entflammt,
Die heißen Wolken tummeln sich im Streite,
Und halten sich mit stummer Wuth umklammt.
Und Blitze stürzen sich in's Handgemenge —
Husch wie die Lanzenträger allesammt
Die blanken Spieße schleudern in's Gedränge!
Gebrochen ist die festgeschaarte Zahl —
Flüchtlinge reißen durch die Bergesenge
Fern mit entladenem Gewehr — im Abendstrahl
Ziehn alle Wolken heim, und Nachtigallen
Erheben ihre Flöten allzumahl
Und lassen weit den Zapfenstreich erschallen.

Originell und neu erscheint diese Darstellung gewiß im Ganzen sowohl als im Einzelnen. Das Gewitter wird zu einer militärischen Operation, wozu die Lerchen das Reveil und die Nachtigallen den Zapfenstreich schlagen. Allein, wenn es für etwas mehr gelten soll als für eine witzig tändelnde Spielerei, so verdient das Gedicht den schärfsten Tadel. Denn es fehlt ihm an den unentbehrlichsten Grundlagen, an der Wahrheit, an interessantem Bezug des Menschen zu der Natur, an der poetischen Idee. Das unverschrobene Gefühl wird eine Naturschilderung als falsch abweisen, die das übermenschlich Gewaltige, Ehrfurchtgebietende willkührlich in den Kreis gemeinen menschlichen Treibens herniederzieht. Am rechten Orte kann vielleicht der Kampf streiten-

der Heere mit der Entladung eines Gewitters passend verglichen werden; das Menschliche wird dadurch gehoben und veredelt; allein umgekehrt muß die Wirkung des Erhabenen geschwächt werden, wenn man das Gewitter in einen menschlichen Kampf verwandelt. Das Absurde, Kindische, wenn es ernst gemeint ist, das Unwürdige, wenn es nur Scherz seyn soll, fällt von selbst in die Augen. Es ist eine offenbare Lüge. Es muß um so unwahrer und nichtiger erscheinen, als in der Sinnes- und Vorstellungsweise des Menschengeschlechts unsrer Zeit solche Darstellung gar keinen Grund und Halt findet. Anders, wenn die Dichter der alten Welt in den aufgeregten Elementen den Kampf feindlicher Götter uns aufführen, denn dies entsprach dem Glauben der Zeitgenossen.

Wir wollen nicht das Kleinliche und Ungereimte der einzelnen Bilder und ihres Zusammenhangs — das ganze Gedicht besteht aus lauter Bildern — z. B. das schwarze Roß der Nacht, von dessen Hufen goldener Feuerregen sprüht; die schlaftrunknen Wolken vom blauen Zelt in grauen Waffenröcken; der Sturmwind als Flügelsmann, der sich den Schnurrbart streichelt, der Donner als Tambour; die Nachtigallen, welche die Flöten erheben ꝛc. ꝛc. hervorheben; aber wo ist irgend wahre schöne Beziehung zum Menschenherzen? Kein Gefühl wird angesprochen, weil der Dichter nicht naturgemäß und menschlich darstellen, sondern nur mit unerwarteten Vergleichungen glänzen und Staunen erregen wollte. Keine interessante Idee tritt uns aus dem Ganzen entgegen, nicht der entfernteste religiöse Anklang; nur ein armseliger zweckloser Kampf geht an dem Auge vorüber und verpufft wie eine Seifenblase. Merkwürdig ist, wie man Zeile für Zeile an die Kunst erinnert wird, die man in den andern Darstellungen vergißt; aber die zur Schau sich aufdrängende Kunst ist keine wahre, sondern Künstelei. So ist auch hier nur verkünstelte, d. i. verkehrte Natur.

Und diese willkührliche, sinnlose, sentimentale oder spottende Mißhandlung der Natur hört man nicht selten in unsrer Zeit als eine neue Weltanschauung rühmen, aus welcher die Poesie des jungen Deutschlands, alle frühere nun veraltete übertreffend, erwachse. Da ist es denn freilich ein triftiger Trost, daß ein Geschlecht vergeht, und ein Geschlecht kommt, die Erde aber ewiglich bleibt. Der Hochverrath an der Natur wird durch sie selbst immer wieder zu Schanden gemacht. Nur durch sie und mit ihr vermag der Dichter und Künstler etwas, das, ihr ähnlich, unsterblich lebt und wirkt; wider sie besteht keiner.

Ist der Anschluß an den Preußischen Zollverband für das Lippische Land vortheilhaft oder nothwendig?

(Eingesandt.)

Die obigen Fragen sind schon lange Zeit von den Einwohnern des Landes besprochen, und je nach den Privatansichten einiger Oerter theils bejahet, theils verneint; es sey mir daher vergönnt, dieselben öffentlich anzuregen, um auf diese Weise eine möglichst richtige und vielleicht dem ganzen Lande nützliche Ansicht zu gewinnen. Es möge hier indeß einstweilen erlaubt seyn, die etwaigen höhern politischen Rücksichten unberührt zu lassen und nur die materiellen Zwecke hauptsächlich zu berücksichtigen.

Die erste Frage: Ist der Anschluß für das Lippische Land vortheilhaft? möchte wohl mit allem Recht zu verneinen seyn, wenn man folgendes berücksichtigt:

Außer dem Ackerbau ist die Linnenfabrikation die einzige wesentliche Erwerbsquelle des Landes, und da ersterer nicht so bedeutend ist, daß er besonders zum Anschluß motiviren könnte, auch

die Weser, bei günstigen Preisen, die Ausfuhr erlaubt, so muß die Linnenfabrikation besonders in Betracht gezogen werden, da diese gerade den meisten Geldumlauf im Lande bewirkt, die ärmere Klasse besonders beschäftigt und selbst für den Boden des Landes wichtig ist.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß seit einigen Jahren die Preise der Leinewand nicht allein einen bedeutenden Aufschwung erfahren, sondern auch trotz der Preiserhöhung die Nachfrage immer zugenommen hat, so daß Alles, was producirt wird, auch rasch Käufer findet und sogar Mangel an Garn öfters fühlbar wird. — Zwei Gattungen Linnen sind es hauptsächlich, welche, sehr verschieden in Qualität und Absatz, im Lande gefertigt werden, nämlich das Weser- oder Leggelinnen und das feinere ⅞ breite. Ersteres wird am meisten in den Wesergegenden gemacht und findet seinen Markt in Bremen und Hamburg, hat also, ohne für Preußen berechnet zu sein, stets Käufer, darf auch der weißlichen Farbe halber schon lange in den Preußischen Staat nicht anders, als gegen hohe Zollabgabe eingeführt werden; demnach ist das ⅞ Linnen, welches auch den größten Geldwerth hat, eigentlich bei der vorliegenden Frage das wichtigste. — Bisher war Bielefeld der Hauptmarkt für dieses Linnen, und da der Weber dort immer Käufer findet und unter diesen sich stets Diejenigen wählen kann, die entweder den höchsten Preis zahlen oder an die er sein Linnen seit langen Jahren verkaufte, so hat sich hierdurch gewissermaßen das Vertrauen bei dem Weber befestigt, daß er in Bielefeld immer am höchsten und besten verkaufe, und wenn keine Schlagbäume und Zölle ihm den Verkauf seines Linnens dorthin wehren, so wird er es immer vorzugsweise nach Bielefeld abzusetzen suchen. Der Bielefelder Leinwandhändler dagegen hat sich seit undenklichen Jahren für sein Linnen Absatzwege verschafft, und obgleich er nur seine

Kapitalien und die Bleichen dazu liefert, alles von ihm versandte Linnen unter dem Namen Bielefelder Leinwand in allen Theilen der bewohnten Erde bekannt gemacht; nie indeß ist es gelungen, das Lippische Linnen, welches besonders zu dem Preise von 9 bis 16 Thalern auf der Pivitsheide gearbeitet wird, unmittelbar im Preußischen von derselben Güte und in gehöriger Menge hervorzubringen; und doch ist dasselbe zu einem Sortiment, wie die überseeischen Länder vorzüglich es gewohnt sind und Europa es am meisten gebraucht, ganz unumgänglich nothwendig, so daß unser ⅞ Linnen als ganz unentbehrlich für den Bielefelder Linnenhandel zu betrachten ist.

Es möchte also wohl schwerlich von der Preußischen Regierung, die so umsichtig als klug alle Eigenthümlichkeiten des Handels mit aufmerksamen Blicken unverwandt in die Augen faßt, zu erwarten seyn, daß sie dem Lippischen Linnen den Eingang versperrte, um uns so zum Anschluß zu zwingen. Aber wäre es auch wirklich der Fall, würde unserm grauen Linnen auch durch hohen Zoll der Eingang in die Preußischen Staaten erschwert oder gar versperrt, würde dann unser Linnenhandel und mit diesem unser Wohlstand wirklich untergraben seyn? Nein, wahrlich nicht! Der Bielefelder Kaufmann, der jetzt schon die Sorten Linnen, deren er besonders bedarf, auf der Pivitsheide durch Commissionaire aufkaufen läßt, wird dann entweder sich nach wie vor dort zu versorgen suchen, oder er entschließt sich selbst dazu, hier im Lande Comptoire und Bleichen zu errichten, um in Bremen oder Hamburg seine Versendungen zu completiren, und da die Eisenbahn von Hannover nach Hamburg gewiß in einigen Jahren vollendet seyn wird, so ist alsdann der Transport sogar schneller und sicherer und erleichtert die Versendungen von hier aus ungemein. — Es darf auch nicht außer Acht gelassen werden,

daß die Oerlinghauser Leinewandhändler gewiß nicht unthätig seyn und die bereits bestehenden Bekanntschaften sowohl, wie die gemachten Erfahrungen von diesen sicher benutzt werden würden, um unserm Linnen fortwährend Absatz zu verschaffen. Neue Handlungen im Lande in dieser Branche werden gewiß entstehen, wenn nur erst das Bedürfniß fühlbar wird. —

Man wird hier vielleicht einwenden, daß ja der ganze Preußische Staat und die dem Zollverbande beigetretenen Länder für uns verschlossen seyen. Wenn man aber annimmt, daß nach dem Süden von Deutschland, z. B. Baiern, Würtemberg, nur feines, hier wenig fabricirtes, nach Berlin und der Ostsee im Verhältniß aber sehr wenig Linnen geht, dagegen unsere Leinwand ihren Absatz hauptsächlich nach Belgien, Holland, Bremen und Hamburg, und von dort über die See nach Westindien oder Dänemark und Schweden hat, so verschwindet auch diese Furcht, und ein weites Feld bleibt uns immer noch offen. —

Man legt ferner sehr vieles Gewicht auf die Bleichen, welche gleich entstehen würden, wenn wir uns dem Zollverbande anschlößen. Betrachtet man aber die Sache näher, so reducirt sich auch hier der Gewinn, den die Bleichen dem Lande, im Verhältniß zu dem Opfer, einbringen, auf fast nichts; unser meistes Linnen würde immer vorzugsweise auf den Bielefelder Bleichen gebleicht, und die wenigen anzulegenden Bleichen brächten doch immer nur Einzelnen Nutzen.

(Schluß folgt.)

Sprachlehrliche Berichtigungen.

1.

In gedruckten und ungedruckten Ausfertigungen obrigkeitlicher Behörden sowohl als in Privat-Aufsätzen findet man manchmal das Wort Justiz am Ende mit einem tz (Justitz) geschrieben. Es sey daher vergönnt, hier an die bekannte Regel zu erinnern, daß das tz so wie das ck nie nach Consonanten, Doppellautern und langen Vocalen gesetzt wird. Man muß daher z. B. hacken und Haken, obgleich man die Haken zum Hacken gar wohl gebrauchen kann, dennoch wohl unterscheiden, und der Justiz, die ja ihrer Seits einem Jeden das Seinige gibt, auch das Ihrige geben und ihr Nichts anhängen oder aufdrängen, was ihr nicht zukommt.

Vgl. unter vielen andern Heyse's kleine deutsche Grammatik (2te Aufl. S. 79 und 91) und Heinsius Wörterbuch unter dem Worte Justiz.

2.

Wie sehr der Gebrauch des Wortes Reflexion im letzten halben Jahrhundert auch zugenommen haben mag, da man sonst für die damit bezeichnete Verrichtung des menschlichen Geistes öfter das Wort Nachdenken gebrauchte und der Sache nicht so oft erwähnt wurde als jetzt; so wissen doch viele, die sich seiner bedienen, es nicht richtig zu schreiben; denn selbst in philosophischen Schriften findet man häufig die falsche Schreibart Reflection, vermuthlich weil man irrig dieses Hauptwort von dem Infinitiv reflectiren ableitet. Der geneigte Leser, welcher dessen bedarf, wolle daher künftig beim Schreiben des Wortes Reflexion die Reflexion machen, daß dergleichen Verbalsubstantive nicht von den Infinitiven, sondern von den Supinis ihrer Stämme gebildet werden und daß also Reflection weder gesprochen noch geschrieben werden darf, sondern Reflexion, indem reflexio von dem supino reflexum herkommt.

3.

„Gefolgt von" ist ferner eine undeutsche Redeweise, die man nicht nur täglich in den Zeitungen findet, z. B. „der König, gefolgt von der Generalität, ritt u. s. w.;" sondern auch in andern Schriften, z. B. in den Novellen des

Freih. v. Sternberg 4r Th. S. 6., und welche durch wörtliche Ueberſetzung franzöſiſcher Zeitungs-Artikel mag in Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch gekommen ſeyn, indem es in jenen ſtets heißt: le Roi suivi des généraux u. ſ. w. Allein daß es deshalb auch im Deutſchen gefolgt von ꝛc. heißen dürfe, folgt nicht, da suivre im Franzöſiſchen den vierten Fall oder Accuſativ regiert (suivre quelqu'un, nicht à quelqu'un, wie rencontrer und manche andere); folgen aber im Deutſchen den dritten oder den Dativ, der bei Verſetzung des Zeitworts in den Leidensſtand nicht, wie der Accuſativ, zum Subject gemacht und in den Nominativ geſetzt werden kann, ſo daß man ſagen dürfte: ich werde gefolgt u. ſ. w. Man überſetze und ſetze daher lieber ſtatt gefolgt von — begleitet von ꝛc.

4.

Es folgt auch nicht, wenn jemand geliebt, geachtet, geehrt u. ſ. w. worden (ſo heißt nämlich das Particip von werden, wenn dieſes Hülfszeitwort iſt, ſonſt geworden) iſt, daß er noch geliebt ꝛc. iſt. Man thut daher um der Deutlichkeit willen wohl, wenn man ſo bald man das Präteritum ausdrücken will, jenes „worden" nicht ausläßt, und wenn man dagegen das Präſens meint, lieber ſagt: dieſer Knabe wird von ſeinen Eltern und Lehrern geliebt, als: er iſt ꝛc.

(Schluß folgt.)

Anſtrich für Eiſen, um es gegen Roſt zu ſchützen.

Als ſolcher wird empfohlen, 8 Theile Steinkohlen-Theer vorſichtig zu erhitzen und dann 1 Theil Mennig damit zu vermiſchen. Das Anſtreichen muß bei trockenem Wetter geſchehen. Es iſt gut, wenn man auf die angeſtrichenen Stellen weißen Sand ſtreut.

Einfluß der Chlorbleiche auf die Feſtigkeit des Flachſes.

Der Linnenbleiche mittelſt Chlor hat man lange den Vorwurf gemacht, daß ſie die Haltbarkeit des Garns in viel höherem Grade zerſtöre, als die gewöhnliche oder Raſenbleiche, und dieſes iſt ohne Zweifel gegründet, wenn das Chlor unvorſichtig angewendet wird. Richtet man aber das Bleichverfahren auf die gehörige Weiſe ein, ſo ſteht die Chlorbleiche in keiner Hinſicht der gewöhnlichen Bleiche nach; ſie hat vielmehr den großen Vorzug der ſchnelleren Beendigung. Herr Direktor Karmarſch in Hannover theilt in der 2. Lieferung der Mittheilungen des Gewerbe-Vereins für das Königreich Hannover hierüber folgendes mit: „Ich ließ von einem Stück Flachsgarn einen Theil durch Chlorwaſſer, einen andern in einer Bleiche auf die gewöhnliche Weiſe bleichen, der Reſt blieb ungebleicht. Als die gebleichten Garne eingegangen waren, wurden ſie, in Vergleich mit dem rohen Garn auf ihre Feſtigkeit geprüft. Bei jedem Verſuch wurden ſechs Fäden auf einmal abgeriſſen und die dazu erforderliche Kraft bemerkt. Mit jeder Garnprobe wurden ſechs Verſuche angeſtellt. Die Reſultate waren folgende:

Es riſſen ſechs Fäden.

Verſuch	ungebleichtes Garn von	gebleichtes Garn nach gewöhnl. Art von	mittelſt Chlor von
I	10 Pfd.	7½ Pfd.	8 Pfd.
II	10 —	7¼ —	6½ —
III	10½ —	7½ —	6 —
IV	9½ —	6 —	7 —
V	9 —	6½ —	6¾ —
VI	11½ —	6½ —	7¼ —
Mittel	10¼	6⅞	6 11/12

Beide Arten der Bleiche hatten die Haltbarkeit des Garns alſo in ganz gleichem Grade um faſt 50 Procent verringert. — Die Unſchädlichkeit der Chlorbleiche iſt übrigens von einem gültigen

Gewährsmanne, Herrn v. Kurrer, bestätigt, der in der Schrift: „die Kunst zu bleichen", die bei dieser Bleiche nöthigen Operationen ausführlich beschreibt.

Chronik des Tages.

Lippspringe. — Durch die vor einigen Jahren hier aufgefundenen warmen Quellen hat unsere Stadt in diesem Sommer ganz das Ansehn eines Brunnenortes erhalten. In den beiden vorhergehenden Jahren wurden zwar auch schon Bäder ausgegeben, aber nur an einzelne Ankömmlinge aus Paderborn und der übrigen nächsten Umgegend, die nach genommenem Bade regelmäßig wieder zurück reiseten. In diesem Sommer dagegen hat sich hier eine ansehnliche Brunnengesellschaft zu bleibendem Aufenthalte versammelt. Die beiden Gasthäuser der Stadt reichten zur Aufnahme der Fremden längst nicht hin; bei Weitem die meisten mußten sich in Privathäuser einmiethen. Bis zum 28. August waren 131 Personen in die Brunnenliste eingetragen, und 12—1300 Bäder ausgegeben. Die Wirthstafel im Schmidtschen Gasthause, dem Hauptversammlungsorte der Curgäste, hatte ohngefähr drei Wochen hindurch täglich 20—30 Personen, Sonntags wohl gegen 70, weil dann von Paderborn aus regelmäßig Lustpartieen hieher gemacht wurden. An angenehmen Aufenthaltsplätzen im Freien fehlt es leider bis jetzt. Indeß steht von der Zukunft alles zu hoffen, da wenigstens die Senne hinlänglichen Raum zu Anlagen darbietet. Im nächsten Sommer soll vorläufig der Brunnenplatz mit einer Allee versehn, und der Garten hinter dem Schmidtschen Gasthause, welcher gegenwärtig außer einem alterthümlichen Maikasten keine Zierde von Erheblichkeit besitzt, mit Englischen Anlagen ausgeschmückt werden. Eine angemessene Promenade wäre freilich auch noch zu wünschen, da der Weg nach Schlangen, welcher bisher zum Spaziergange benutzt wurde, dem Zwecke doch nicht völlig entspricht.

Die Einrichtung des unmittelbar neben der Quelle angelegten Badehauses läßt für den gegenwärtigen Bedarf Nichts zu wünschen übrig. Dasselbe soll aber bei zunehmender Frequenz künftig noch erweitert werden. Für jedes Bad werden von den Abonnenten 5 Sgr. und von Nicht-Abonnenten 6 Sgr. an den Unternehmer entrichtet.

Die Wirksamkeit unserer Bäder hat sich bisher vorzugsweise bewährt bei Gicht, Rheumatismen, Unterleibsbeschwerden, Leberkrankheiten und Augenübeln. Besonders in den zuletzt genannten beiden Krankheiten sind im Laufe dieses Sommers äußerst glückliche Curen vorgekommen. —

Seit einiger Zeit ist hier das Gerücht wieder im Umlaufe, daß das Fürstenthum Lippe sich dem Zollvereine anschließen werde. Leute, die sich für die Sache interessiren, bezeichnen schon die Richtung, welche die im Falle der Anschließung von Paderborn über Lippspringe bis zur Gränze neu anzulegende Chaussee nehmen werde. Den beiderseitigen Gränzbewohnern geschähe durch die Vereinigung gewiß eine große Wohlthat. Auf Preußischer Seite würde man des heillosen Schleichhandels enthoben. Auf Lippischer Seite zahlen z. B. die Eingesessenen der Dorfschaft Schlangen gegenwärtig für das Saatkorn, welches sie auf die von ihnen in Zeit- oder Erbpacht genommenen Dedinghauser und Lippspringer Ländereien bringen, dem Vernehmen nach jährlich gegen 500 Rthl. zur Steuerkasse. Außerdem müssen sie das Korn, welches sie im Preußischen mahlen lassen, an der Gränze declariren und versteuern; und der Betrag der Abgabe davon mag auch nicht gering seyn, da ihnen im Sommer bei trocknem Wetter keine andere Mühle zu Gebote steht, als die Lippspringer. Diese und ähnliche Belästigungen würden in Gefolge der Vereinigung wegfallen.

Charade.

Dreisylbig.

Dreimal drei giebt eins von mir
Zwei erregen Grausen dir,
Willst mein Ganzes du errathen,
So denk' an die rohen Thaten
Rücksichtloser Grausamkeit,
Die mich, zwar nur kleinen Wicht,
Wenn ich halte mein Gericht,
Fürchten lassen weit und breit.

(Auflösung in № 25.)

Auflösung des Räthsels in № 23:
Bleiche. Leiche. Eiche. Eichel.

Hierbei № 24. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 25.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 23. September 1835.

Erinnerungen von einer Rheinreise im Sommer 1835.

Von der Mitte von Westfalen ging die Fahrt aus. Die Reisegefährtin, ein Schwabenmädchen, hatte kurz zuvor in Musäus Mährchen von einem Pilger gelesen, der durch das öde Westfalen gewandert sey und hatte oft genug ziemlich übermüthig uns dieses vorgehalten. So freuten wir uns denn, daß der Weg, den wir einschlugen, weil er der kürzeste war, zugleich auch Gelegenheit gab, während wir die gesegneten und reizenden Thäler der Ruhr, der Lenne, der Volme passirten, den Uebermuth mit der Frage zurückzuweisen: ob denn hier oder hier oder dort das öde Westfalen sey. Und auch die Westfälischen Gasthäuser konnte unsre Schwäbin bei dem besten Willen nicht „öde" finden. Zwar in dem letzten, das wir betraten, gab ihr das Schwarzbrod, nachdem sie mit vielem Behagen davon gespeist, Gelegenheit, die alte Tradition neckend vorzubringen, wie der Name Pumpernickel aus der richtigen Bemerkung eines Franzosen entstanden sey, welcher erklärt habe, solches Brod sey nur **bon pour Nicolas**, für die Pferde. Da erhob sich aber das gelehrte Glied der Reisegesellschaft zu einem fast übergründlichen Excurs. Abgesehen von der Unmöglichkeit, daß aus einer einmal oder ein paarmal vorgefallenen Aeußerung eines Franzosen der so weit verbreitete Name habe hervorgehen können, müsse er bemerken, daß kein Franzose jemals sein Pferd **Nicolas** oder dem ähnlich genannt habe; sodann, daß der Name weit älter sey als die Zeit, seit welcher Franzosen in Deutschland und zumal in Westfalen aus und eingegangen; denn unter andern schon in dem zur Zeit des 30jährigen Krieges geschriebenen Roman „der abentheuerliche Simplicissimus," der vielfältig in Westfalen spiele, werde dieser Name als alt herkömmlich gebraucht. Endlich sey der Name in Westfalen ganz und gar nicht volksmäßig und allgemein üblich, also auch wohl nicht daselbst entstanden, vielmehr von Leuten aus andern deutschen Landschaften, wahrscheinlich von fahrenden Lanzknechten oder Schülern, erfunden, und spreche sich darin allerdings eine neidische Verachtung aus. Es sey nämlich die letzte Hälfte des Wortes nichts andres als das bekannte al-

lein und in manchen Zusammensetzungen übliche zarte Schimpfwort; die erste Hälfte aber dürfe er aus einem bekannten Provinzialismus näher zu erläutern sich nicht erlauben.

Den Rhein erreichten wir in Cöln, an dem Punkte also, wo wohl zuerst, wenn man von Norden herkömmt, die Vorstellung sich aufzudrängen beginnt, die sich bis Basel hinauf immer mehr befestigt auch in dem, der die deutsche Geschichte nicht kennt, die Vorstellung, das Jahrhunderte hindurch die Rheinufer der Mittelpunkt des deutschen Lebens in den meisten, wenn nicht in allen, Richtungen desselben gewesen seyn müssen. Und sind sie es nicht Jahrhunderte gewesen, auch seitdem die slavischen Länder jenseits der Elbe durch deutsche Colonieen wieder für Deutschland gewonnen waren? sind sie es in so mancher Beziehung nicht noch immer? Zwar diesen Gedanken mußten wir wesentlich beschränken, als wir später die Vogesen erblickten und das Elsaß sich ausbreiten sahen, und Tricolorflaggen wehn auf den oberrheinischen Schiffen. Sollte das bittre Gefühl, das sich unsrer bemächtigte bei der Betrachtung, daß das gesegnete Land zwischen dem Rhein und den Vogesen zwar von Leuten bewohnt wird, die in jeder wesentlichen Beziehung bis auf diesen Tag Deutsche sind, aber nicht ein Theil des deutschen Staatenverbandes ist; der Unmuth der uns ergriff, wenn wir gedachten, daß die inneren Verhältnisse der angrenzenden deutschen Staaten den Elsässern 1815 so abschreckend erschienen, daß sie mit Adressen und Fäusten nachdrücklichst gegen jede Wiedervereinigung mit Deutschland protestiren zu müssen glaubten, sollten diese Empfindungen nichts seyn, als ein fanatischer Nachklang von 1814? Der verstorbene Professor Kaiser in Heidelberg pflegte alljährlich Gelegenheit zu nehmen, seinen Schülern von der ehemaligen Heidelberger Bibliothek zu erzählen, und es ihnen als Pflicht einzuschärfen, für deren Wiedergewinnung zu streben, wenn irgend einem von ihnen seine Stellung es möglich machen würde. In einem ähnlichen Sinn mag auch in diesen flüchtigen Reiseerinnerungen die abgedroschene Bemerkung ihren Platz finden, daß das Elsaß deutsches Land und die Elsässer deutsche Leute sind.

In Cöln hatte in diesen Tagen der Zufall Ludwig Uhland und seinen Landesherrn in denselben Gasthof zum übernachten geführt. Dabei hatte sich das Mißverständniß ergeben, daß, als vor den Fenstern des Gasthofs eine feierliche Nachtmusik dargebracht worden, ein Kammerherr im Begriff gewesen, huldvollen Dank zu überbringen, als ein lautes „Es lebe Uhland!“ noch zur rechten Zeit die nöthige Aufklärung gegeben hatte. Bei dieser Gelegenheit erinnerten Freunde des Dichters, wie demselben vor ein paar Jahren von seiner Regierung der Urlaub von seiner Professur der deutschen Literatur in Tübingen verweigert sey, als er seinen Platz in der Ständeversammlung einnehmen wollen; wie er darauf seinen Abschied von seiner Professur gefordert, und erwiedert sey, daß derselbe ihm „recht gern“ bewilligt werde. Es fand sich jedoch auch jemand, welcher es rügte, daß Uhland sein Abschiedsgesuch gegen alle Norm nicht mit „unterthäniges Gesuch“ rubricirt habe, sondern lediglich mit den Worten: „Uhland wünscht seinen Abschied,“ und daß derselbe später, mit den übrigen Landständen zu einem ministeriellen Diner geladen, sein vidit zu der Einladung mit den Worten vermerkt habe: „Uhland kommt nicht.“

Später hatten wir wiederholt Gelegenheit mit dem Dichter in befreundeten Kreisen zusammenzutreffen, und auch ein Mißverständniß zu erleben, dessen Gleichen oft genug vorkommen mag. Bei einer Abendmahlzeit in einem Familienkreise war die Aufmerksamkeit wie billig fast ausschließlich auf den werthen Dichter ge-

richtet. Die Jugend aber, in der Regel einem gewissen Naturalismus in ihren Gedanken über Dichtung und Dichter ergeben, schien zu glauben, der Dichter sey eben nur ein Faß alten Weins, das, sobald man es anbohre, die innerste Fülle aussprudle; oder auch wie ein allzeit fertiges Feuerwerk, das nur auf die Lunte warte, um zu sprühen und zu lodern, und fand sich sehr getäuscht, als die Unterhaltung mit dem in der Regel ohnehin schweigsamen Mann, zwar keineswegs unbedeutend, aber, wie natürlich, in sehr mäßiger Haltung verlief.

Das Dampfschiff brachte uns rasch und behaglich weiter. Man gedachte der Zeit vor erst einem oder anderthalb Decennien, als man noch in Deutschland fast sprüchwörtlich von abentheuerlichen fabelhaften Dingen sagen hörte, sie würden per Dampf bewerkstelligt, und wie dagegen jetzt fast keine künstliche Erweiterung der Industrie und Communicationsmittel mehr als abentheuerlich gelte, und fast das Segeln durch die Luft, von Höpfner im Institutionencommentar bei der Lehre von Verträgen über unmögliche Dinge noch als schlagendstes Beispiel aufgeführt, jetzt im Grunde allgemein als eine Aufgabe betrachtet werde, deren Lösung in den nächsten Jahrzehnden unfehlbar erfolgen müsse. Ein Mitglied der Badischen zweiten Kammer bemerkte, daß die Raschheit der leiblichen Communication bereits solche Erweiterung des Gedankentausches mit sich führe, und immer mehr mit sich führen werde, daß Eisenbahnen und Dampfmaschinen als Ersatz für die Preßfreiheit gelten könnten. Es wurde ihm, wenn auch nur sehr bedingt, Recht gegeben, aber auch nicht vergessen, daß aller Ersatz eben auf eine Abwesenheit des Ersetzten hinweise.

(Schluß folgt.)

Ist der Anschluß an den Preußischen Zollverband für das Lippische Land vortheilhaft oder nothwendig?

(Eingesandt.)

(Schluß.)

Man hat von vielen Seiten die Hoffnung ausgesprochen, daß durch den Anschluß Fabriken im Lande entstehen würden. Schwerlich möchten sich indeß diese Erwartungen in dem Maße verwirklichen, in welchem sie gehegt werden. Die Bevölkerung des Lippischen Landes ist so sehr groß nicht, daß dem Ackerbau und der Linnenfabrication viele Hände entzogen werden könnten, und was an junger Mannschaft entbehrt werden kann, geht nach Ostfriesland, wo ein höherer Tagelohn sicher und schneller verdient wird, wie eine Fabrik ihn, wenigstens anfangs, zu gewähren vermag. Ohnehin ist hier der Tagelohn für Fabriken mit Menschenhänden zu hoch, während aber auch anderntheils bedeutende Concurrenz, durch langjährige Erfahrungen, günstige geographische Lage, weit verzweigte Verbindungen und eins ins andere greifendes Erleichtern in der Fabrikation begünstigt, der Anlegung neuer Fabriken hindernd im Wege steht. — Und welche Fabriken wären es denn endlich noch, welche angelegt werden könnten, rechnet man die etwaigen Oel-, Stärke- und Seifenfabriken ab, welche als Fabriken kaum in Betracht zu ziehen sind? Es könnten höchstens nur einige Coitings und Grobe-Tuch-Fabriken seyn, die den Absatz der hier gewonnenen Wolle förderten, während feinere Tücher immer dem Bergischen Lande eigenthümlich bleiben werden. Ist aber unsere Production an Wolle im ganzen Lande so bedeutend, daß hierauf Rücksichten, wie die in Frage stehenden, genommen werden könnten? Und geht unsere Wolle nicht frei ins Preußische ein, so daß der Absatz durchaus un-

gehindert ist? Und warum endlich werden nicht schon jetzt dergleichen Fabriken angelegt, die doch für das Inland, wenn sie gute Waare bei billigen Preisen lieferten, sowohl, wie für die nicht besteuerten Länder arbeiten könnten? Zu fast allen andern Fabriken ist Holz oder Steinkohlen erforderlich; ersteres ist nicht sehr überflüssig vorhanden und dann theuer; letztere fehlen ganz, und zur Herbeischaffung sind die Transportmittel viel zu hoch. —

Wichtiger für unser Land ist noch immer die bis jetzt außer Acht gelassene Drell- und Damastweberei, die hier nie, trotz unserm dazu so tauglichen Garn, recht hat in Gang kommen wollen. Wenn für Hebung der Drell- und Damastweberei durch Anschaffung verbesserter Stühle, Zeichnungen und dergl. etwas geschähe, so würden wir in kurzer Zeit gewiß hierin sehr viel leisten können, da nur Sachsen und Bielefeld fast ausschließlich in Concurrenz treten. Es möchte hier wohl der Ort seyn, darauf aufmerksam zu machen, daß es überhaupt zeitgemäß seyn würde, wenn die Einrichtung von Sonntagsschulen befördert werden könnte, damit es dem Handwerker nicht an Gelegenheit fehlte, sich mit den Fortschritten der Gewerbe bekannt zu machen und sich die Kenntnisse für sein Fach anzueignen, die zu seiner höhern Ausbildung nöthig sind. So hat Bielefeld durch seine Sonntagsschulen seinen Handwerkern, Drellwebern und selbst angehenden Künstlern schon viel genützt, und wirkt damit höchst vortheilhaft auf die Gewerbe ein.

Es ist freilich von manchen Seiten, und namentlich von Blomberg in diesen Blättern, der Wunsch für den Anschluß ausgesprochen; es läßt sich auch nicht ableugnen, daß für einzelne Oerter, Individuen und Gewerbe daraus einiger Nutzen erwachsen würde. Ob aber für alle Klassen des Landes, muß der Einsender dieses bezweifeln.

Sehr richtig und treffend hat der Herr Verfasser des Aufsatzes in Nr. 16 dieser Blätter entgegnet: daß wahrlich nicht alles Heil und Glück für Blomberg durch den Anschluß zu erwarten seyn möchte; gewiß würden nicht allein die dortigen, sondern auch die im Lande wohnenden Handwerker zu spät erfahren, daß, während die Nachbarn fortgeschritten, sie stehen geblieben sind. — Aber auch Blomberg möchte wohl durch den seit Anfang Juli so ungemein erhöhten Tarif vieler Waaren im Hannöverischen leicht gewinnen, indem sich dort, wie an den Preußischen Gränzen, gewiß ein bedeutender Speditionshandel mit der Zeit für das besteuerte Nachbarland eröffnen wird.

Ein wichtiger Betrieb, der bedeutend in Ackerbau und Viehzucht mit eingreift, sind noch für das Lippische Land die Branntweinbrennereien. Diese würden durch den Anschluß ganz anders gestaltet werden müssen, und auch selbst dann würden sie schwerlich bestehen können, wenigstens nicht den Nutzen abwerfen, den sie bis jetzt gewährt haben. Das benachbarte Waldeckische liefert hierfür den schlagendsten Beweis, da dort seit dem Anschluß alle früher blühenden Branntweinbrennereien gelähmt sind; indem die Nordhäuser-großartigen Brennereien, welche nur auf Gewinnung von Spiritus berechnet sind, durch billige Preise und aus sonstigen hier nicht zu entwickelnden Ursachen gefährliche Concurrenten sind.

Eben so muß hier noch angedeutet werden, daß bei einem Anschluß unsere Weber, wenn sie, was doch, wie schon oben bemerkt, gewiß geschehen wird, ihre Leinwand nach wie vor nach Bielefeld verkaufen, auch ihre kleinen Haushaltungsbedürfnisse sich gewiß von dort mitbringen werden, da dann kein Preisunterschied mehr, wie jetzt, statt findet, und so würde mancher Thaler, der doch nun den Commercianten des Landes zugewandt wird, in Bielefeld bleiben,

und auch für diese Leute der kleine Absatz gestört werden. —

Erwägt man endlich nun noch: daß der Schritt, welcher durch den Anschluß geschieht, tief in unsere Gesetzgebung eingreifend und wahrscheinlich noch bedeutende Abänderungen unserer Verfassung herbei führend, wie Schlacht- und Mahlsteuer für die Städte, Patentwesen (allein schon wichtig genug!), Salzsteuer ꝛc., sich schwerlich wird zurückthun lassen, daß ferner außer Sachsen, welches durch seine Fabriken im Vortheil seyn mag, keiner der beigetretenen Staaten sich glücklicher und behaglicher fühlt, so ist dieses wahrlich schon abschreckend genug. Rechnet man noch als sehr wichtig hinzu, daß unser Verkehr nach außen sich zwar beleben, der innere Betrieb aber mit drückenden Fesseln und gehäßigen Einrichtungen mancherlei Art belastet werden würde, daß den ärmeren Unterthanen mehr Ausgaben für ihre Bedürfnisse erwachsen, während der Tagelohn und die Einnahmen sich schwerlich vergrößern werden, selbst wenn auch die Abgaben in dem Maße der Mehreinnahme der Staatscasse verringert würden, so ist gewiß der Anschluß nicht als vortheilhaft für das Lippische Land zu betrachten.

Nach den bereits angedeuteten Verhältnissen möchte die zweite Frage leicht beantwortet seyn. So lange uns die freie Weser als Hafen bleibt, so lange der Wohlstand so allgemein besteht, wie er, mit wenigen Ausnahmen, welche indeß schwerlich durch den Anschluß zu heben seyn möchten, gottlob! im Lande verbreitet ist; so lange Hannover, Bremen und Hamburg dem Zollverbande nicht beigetreten sind, so lange möchte der Anschluß wohl für Lippe nicht nothwendig seyn. —

Die treffliche Inschrift am Thore einer freien Stadt möge hier zum Schlusse noch eine Stelle finden, da sie auch wohl für unser Land und zu den obigen Fragen paßt!

„Freiheit, — von den Ahnen errungen den Enkeln überliefert, suche man dauernd zu erhalten der Nachwelt.“

Sprachlehrliche Berichtigungen.

(Schluß.)

5.

Wie weit endlich manche sprachliche Irrthümer verbreitet sind, davon ist das Wort Beleg ein Beleg. Denn statt dessen schreibt und spricht man hiesigen Landes, wenn von Rechnungen die Rede ist, immer der Belag und in der mehrfachen Zahl die Beläge, da das Wort sonder allen Zweifel, wie es in Heinsius und andern Wörterbüchern steht, Beleg heißt, indem es nicht etwa von beliegen (Imperfectum belag), sondern von belegen (Imperf. belegte) herkommt.

6.

Ungeachtet des zu Anfang der vorigen Nummer gesetzten „endlich“ fügt der Einsender doch noch eine sechste sprachlehrliche Berichtigung hinzu, wozu er, schon im Begriff zu schließen, durch das Lesen einer Stelle in Nr. 218 der Bremer Zeitung sich veranlaßt sieht. Dort heißt es nämlich in einem Tagsbefehle, welchen nach einer Nachricht aus Paris der dortige Kriegsminister erlassen hat: „Eine solche Handlungsweise (daß nämlich Officiere über Dienstsachen in öffentlichen Blättern sich auslassen) wirft alle Hierarchie, alle Subordination, alle Disciplin um.“

Nun ist freilich wohl manchem Leser dieser Gebrauch des Wortes Hierarchie aus dem ehemaligen Napoleonischen Style erinnerlich, in welchem es weiter Nichts als Subordination überhaupt heißen soll; allein bedauern muß man es, wenn deutsche Schriftsteller, wie es oft geschieht, dieser neufranzösischen Ausdrucksweise folgen. Denn wenn es gleich eine unschuldige

schon oft vorgekommene Sache scheint, ein Wort, das einen speciellen Sinn hat, auch in einem generellen zu gebrauchen, und daher mit dem Namen Hierarchie, der nach seiner Abstammung aus dem Griechischen außer Priesterherrschaft und innerer Kirchenregierung nur die Rangordnung der Geistlichen richtig bezeichnet, Rangordnung überhaupt und demnächst die militärische auszudrücken, welche mit der geistlichen, wie verschieden auch sonst Kriegsleute und Geistliche sich gegeneinander verhalten mögen, doch das gemein hat, daß sie eben so wie die Hierarchie der katholischen und der griechischen Kirche ein sehr zusammengesetztes System oder ein vielfach gegliederter Bau ist; so ist doch eine solche willkührliche Ausdehnung der Bedeutung eines Wortes ein tadelnswerther Mißbrauch, wenn man, wie im vorliegenden Falle, schon längst, für den Begriff eigenthümliche Ausdrücke hat, durch deren Anwendung Dunkelheit und Mißverständniß entfernt und schnelle Faßlichkeit des Styls befördert wird, welche bei übrigens gleichen Vollkommenheiten für denselben in der Regel ein Vorzug mehr ist.

Gleich wie diejenige Orthographie die beste seyn würde, welche für jeden Laut ein besonderes Zeichen hätte und in der umgekehrt jedes Zeichen (Buchstabe) nur Einen Laut darstellte, welches unter den bei uns bekannteren europäischen keine einzige und am wenigsten die englische leistet; eben so würde die Sprache zwar nicht die schönste, aber die bestimmteste und deutlichste seyn, in der sich für jede Vorstellung ein eignes Wort fände, das nur diese und keine andre Bedeutung hätte. Ist nun auch die Erreichung dieses Ideals weder möglich noch in anderer Hinsicht wünschenswerth, so hüte man sich doch, ohne Noth sich von demselben zu entfernen.

V — — n.

Ueber die frommen Wünsche in Ansehung der obrigkeitlichen Unterbedienten.

Dafür, daß in Nr. 22 des Magazins eine wichtige Angelegenheit, die Geschicklichkeit und Moralität der Unterbedienten, öffentlich zur Sprache gebracht worden ist, verdient der geehrte Herr Verfasser, auch wenn man seine Ansichten nicht theilen kann, Dank.

Die Ungleichheit der Menschen im Staatsdienst macht es nöthig, daß der Eine in Rücksicht auf das Geschäft dem Befehle eines Andern zu gehorchen hat; aber diese im Geschäft aufgehobene Gleichheit trifft nicht die Person, nicht die Ehre, nicht den lebendigsten Grundgedanken des Rechts. Man wird nie den ganzen Stand der Unterbedienten, sondern nur den Einzelnen sittlich loben und tadeln können.

Die Unterbedienten haben Contribution, Gefälle, Schulgelder und Sporteln zu erheben, Listen der Professionisten, Leineweber, Einlieger, gefallenen Füllen u. s. w. aufzunehmen, Executionen zu vollstrecken, Dienstbestellungen und Citationen zu besorgen, in Vormundschafts-, Militair-, Juden-Sachen und Communal-Angelegenheiten Verpflichtungen zu erfüllen, Aufsicht auf Brennereien, auf Beachtung der Legge- und anderer Verordnungen zu führen, Sicherheits-, Gesundheits-, Sittlichkeits-, Feuer- und Landwirthschafts-Polizey zu handhaben, Aufträge mancherlei Art auszurichten. Sie werden in keiner Unterrichts-Anstalt zu diesem wichtigen Amte vorbereitet, oftmals erst durch langjährige Erfahrung erwerben sie sich eine vollkommnere Geschäfts-Kenntniß. Es werden dazu bald Soldaten, bald Bedienten, bald Schreiber und bald Bauern genommen. Ihr Diensteinkommen beträgt mitunter keine 25 Rthl. und selten über 60 Rthl. Sie sind großer Verführung und

Verantwortlichkeit, Gefahren für Leben und Gesundheit, (noch vor einigen Jahren wurde ein Unterbedienter im Amte Horn meuchlings erschossen) Vermögens-Verlusten, Grobheiten leidenschaftlicher und ungebildeter Menschen ausgesetzt; sie müssen der rohen Gewaltthätigkeit entgegen treten, den Verbrecher zur Haft bringen und erkannte Strafen gegen ihn vollziehen.

Will man ein gerechtes und billiges Urtheil über einen Unterbedienten fällen, so sind diese Verhältnisse mit in die Wagschale zu legen. Viele ausgezeichnete Männer danken für einen solchen schlimmen Posten. Die Obrigkeiten wissen am besten, wie schwer es hält, brauchbare Unterbedienten zu ersetzen, und wie sie sich oftmals bei der Wahl neuer in großer Verlegenheit befinden.

Gewöhnlich ist es, gottlob! noch nicht, daß unsere Unterbedienten trunkfällig, fahrlässig, bestechlich, untreu, partheiisch und verachtet wären. Das wäre freilich äußerst schlimm! Man findet unter ihnen manchen sehr achtungswerthen Character, welchen schöne Tugenden zieren: Muth, strenge Rechtlichkeit, Friedfertigkeit und Bescheidenheit, Billigkeit im Urtheile über Andere; Männer, die im Gefühle der eigenen Kraft und Tüchtigkeit sich doch der eigenen Kraft niemals überheben mögen. Die Unterbedienten leisten den Umständen nach im hiesigen Lande viel, sehr viel Gutes und kosten nur sehr wenig. Unter 25 Unterbedienten, welche der Unterzeichnete näher kennt, hatte zwar bei einigen wenigen die Neigung zum Trunke überhand genommen, aber auch bei diesen erfolgte auf Warnung und Bestrafung Besserung. Das Saufen ist für die Unterbedienten aus verschiedenen nahe liegenden Ursachen eine der gefährlichsten Klippen. Aber Bestechlichkeit, Untreue und Partheilichkeit kann man jenen Männern doch nicht vorwerfen. Alle Obrigkeiten des Landes ahnden solche Verbrechen, wo sie erwiesen sind, unausbleiblich mit Cassation.

Bei Anstellung der Unterbedienten ist und wird nicht allein auf Geschicklichkeit, sondern auch auf Sittlichkeit gesehen, jene wird aber häufiger vermißt als diese.

Unterbedienten, wie Dienstboten, auf Kündigung zu miethen und so zu entlassen, könnte leicht ihren Glauben an Gesetzlichkeit, der ihnen so unentbehrlich ist, schwächen. Vorzugsweise sollte der Untergebene, gerade darum weil er Untergebener ist und streng gehorchen muß, sich des Schutzes der Gesetze erfreuen und niemals ohne Urtheil und Recht aus s. g. polizeylichen Gründen seinen öffentlichen Beruf verlieren können. In Ansehung der höheren Bediensteten ist die Kündigungs-Clausel durch ein humanes und weises Landesgesetz aufgehoben; warum sollte nicht der Unterbediente als ein gleicher Mitbürger mit dem Befehlenden vor dem Gesetze gleich seyn? Könnte auch der eine oder andere Bauerrichter leicht einen viel einträglicheren Broderwerb finden, welches man gern zugiebt, so kommt doch auch bei einer Dienstentsetzung noch ein höheres Gut, seine Ehre, in Betracht.

Richtig ist es allerdings, daß die Obrigkeiten den Unterbedienten nicht zuviel überlassen sollen, denn das Zuviel taugt niemals; aber dergleichen pia desideria beweisen und wünschen auch zuviel, denn sie sind zu allgemein. Aehnlicher Wünsche ließen sich noch recht viele aussprechen. Möchte z. B. eine Unterrichts-Anstalt gegründet werden, worin sich Männer zu dem wichtigen Berufe eines Unterbedienten vorbereiten könnten! Möchte, wie in einigen Gegenden Sachsens, der Erste und Wohlhabendste im Dorfe sich es zur Ehre anrechnen, wenn er Dorfschulze werden kann. Möchte bei einer anderweiten Regulirung der Communal-Verfassung ein Theil der polizeylichen Aufsicht den Unterbedienten abgenommen und den Vorstehern übertragen werden! Möchten Geistliche durch Lehre und Beispiel besonders auf die Unterbedienten einwirken, sel-

bige moralisch gut erhalten und sie durch liebevolle Warnung und Ermahnung bessern, wenn es noch Zeit ist! Möchte Jedermann geneigt seyn, den Unterbedienten in seinem schwierigen, gering besoldeten und verantwortlichen Berufe nach Kräften zu unterstützen und dadurch zur Erhaltung der Ordnung und des Rechtszustandes wesentlich beitragen!

Detmold den 8ten Septbr. 1835.

W. Piderit.

Ueber den Verbrauch an Steinkohlengas oder Leuchtgas in London.

Das Leuchtgas, welches jährlich in London zur Beleuchtung verbraucht wird, wird aus 38000 Chaldrons Steinkohlen (der Chaldron zu 2000 Pfund) erzeugt. Mit diesem Gase werden 7500 Straßenlampen und 62000 Lampen in Kaufläden, Wohnhäusern u. s. w. gespeist. Im Jahr 1830 betrug die Länge aller in und um London befindlichen Gasröhren eine Strecke von nicht weniger als 1000 Meilen. Ein Gaslicht von ½ Zoll Durchmesser giebt so viel Licht als 20 Kerzen; ein Gaslicht von 1 Zoll Durchmesser ist gleich 100, eins von 2 Zoll gleich 420, und eins von 3 Zoll Durchmesser gleich 1000 Kerzen.

Chronik des Tages.

Salzuflen. — In der Nacht vom 22sten August ereigneten sich in der Nähe von Salzuflen zwei Selbstmorde. Der eine Selbstmörder, ein Mann von etwa dreißig Jahren, der dem Handelsstande angehörte und seit einiger Zeit hier in Condition stand, tödtete sich durch einen Pistolenschuß, wodurch der Kopf auf eine schaudererregende Art zertrümmert war. Für den möglichen Fall des Mißlingens dieses Mordversuchs scheint er unmittelbar am Rande eines Wassergrabens sich aufgestellt zu haben, damit er, wenn der Schuß mißglückte, den Tod im Wasser fände. Der andere, ein alter Landmann aus dem Preußischen Gränzdorfe Erten, soll einige Tage zuvor dem Gefängnisse auf dem Sparenberge, wo er Schulden halber eingesperrt war, entstiegen seyn, und war am Abende des 20. August bei einem Verwandten in Unterwüsten eingekehrt. Dieser fand ihn am folgenden Morgen erhängt. Die angestellte Untersuchung lehrte, daß er sich den Tod selbst gegeben, indem er sein um den Hals geknüpftes seidenes Halstuch an einem Balken befestigte und sich dann auf die Knie zu setzen versuchte. Da beide Füße den Fußboden berührten und die Stelle, wo das Halstuch befestigt war, mit den Händen leicht erreicht werden konnte, so würde er sich im Augenblicke der Strangulation noch haben retten können, wenn er gewollt hätte.

Die nähern Umstände berücksichtigend, muß man in beiden Fällen Lebensüberdruß für den Beweggrund zur Entleibung halten, und es scheint, daß die That selbst auf festem Vorsatze beruhete, und, namentlich im ersten Falle, das Werk eines wohl durchdachten Planes war.

Buchstaben-Räthsel.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7.
Mit Füßen tritt man's alle Tage,
Doch heilsam ist's für manche Plage.

3. 4. 5. 6. 7.
Wer mir sich hingiebt, wählt Verderben,
Schmach, Krankheit, Armuth, frühen Tod.

4. 5. 6. 7.
In Gärten bunt, blau, weiß und roth
Erblüh' ich, will der Sommer sterben.

(Auflösung in № 26.)

Auflösung des Räthsels in № 24:
Neuntödter.

Hierbei № 25. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

Lippische Landesbibliothek Detmold

№ 26.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 30. September 1835.

Dem Andenken

des Predigers F. Meister, gestorben zu Heiden, 13ten Nov. 1828.

Seltner klagt ein Herz an eurer Gruft,
Die ihr Werke nur des Ruhms erschuft;
Aber oft bethau'n des Guten Grab
Thränen, der ganz wie er war sich gab.

Mit den unentweihten Liebesflammen,
Die er nährend, läuternd hielt beisammen,
Folgt ihm nach zu höheren Bezirken
Segensreifer sein lebend'ges Wirken.

Werke schufst du niemals dir zum Ruhm,
Wirkens-Freude war dein Eigenthum;
Nah' und innig, nicht zum weiten Ziel
Schaffte dein begeistertes Gefühl.

Wie der feurigen Propheten Einen
Sah das Volk verwundert dich, den Reinen,
Denn Gebärde, Gang und Blick und Rede
Kündeten unheil'gem Sinn die Fehde.

Wie des Gotterfüllten Geistes Drang
Rohe Seelen auch zur Ehrfurcht zwang,
War's der frische, lebenvolle Mann,
Der die Herzen absichtslos gewann.

Eigen fühlten sich die Geistverwandten,
Welche ahnungsfreudig dich erkannten,
Wie beflügelt aus den Niederungen
Zu den Lebenshöh'n emporgeschwungen,

Wenn dein Auge flammte von der Glut
Der Begeisterung, die nimmer ruht,
Nahrung nur aus Himmelskelchen schlürft
Und Gemeinheit siegend unterwirft.

Drinnen zwar am Mark des Lebens zehrte
Was dein Angesicht so schön verklärte;
Göttlich Feuer, das in dir gelodert,
Hat zum Opfer früh den Leib gefodert.

Aufgerieben von verborgnem Leid,
Still verblutend von des Geistes Streit
Mit der irdisch hemmenden Gewalt,
Sank die edle sterbliche Gestalt.

Wie Gefühl des unaussprechlich Schönen,
Wie der Klang von überird'schen Tönen
Und nach voller Harmonie ein Schmachten
Auf der Erde dich zum Fremdling machten, —

Ein Geheimniß war es vor der Welt;
Doch der Mitbewußten Thräne fällt

Auf das Grab, das dein verehrtes Bild
Längst wie einen heil'gen Schatz verhüllt.

Heimgegangen bist du, zu gesunden
Von des Erdenlebens Schmerz und Wunden.
Alles nahmst du mit, nur zum Vermächtniß
Freunden blieb dein wirkendes Gedächtniß.

St.

Erinnerungen von einer Rheinreise im Sommer 1835.

(Schluß.)

Unter unsern Reisenden war denn auch einer, der sich erinnerte, wie er vor 13 und vor 15 Jahren auf der damaligen schwerfälligen, aller Behaglichkeit und Eleganz jetziger Dampfschiffe völlig entbehrenden Jacht oder Wasserdiligence langsam den Rhein hinauf bugsirt sey. Habe man so viele Annehmlichkeiten damals entbehrt, so habe man auch dafür den Rhein und seine Ufer ruhiger und gründlicher genossen, und oft habe sich in der engen dunkeln Cajüte bei dürftiger Bewirthung ein geselliges Zusammensein der heitersten menschlichsten Art, frei von conventionellem Zwang, unter den wildfremden Passagieren hervorgethan, zumal wenn erst an längeren Herbstabenden die Oellampe auf dem kleinen Tische gedampft habe. Damals sey wohl manchesmal Uhlands freundliches Bild in dem Gedicht „das Schifflein" wirklich und lebendig geworden, vielleicht sey es gar auf einer solchen Rheinfahrt alter Zeit entstanden. Unter dem Gewühl und bei der Comfortabilität jetziger Dampfschiffe sey dergleichen gar nicht möglich; selbst wenn auch die babylonische Sprachverwirrung mit all den Engländern, Franzosen ꝛc. nicht wäre. — Diese Gedanken fanden jedoch wenig Anklang unter den Mitreisenden, und ein stärkeres Rauschen und Klappern der Maschine unterbrach ihre weitere Entwicklung. Als wir am Ziel der Reise angelangt waren, wußte die Großmutter es zwar dem Dampfschiffe herzlichen Dank, daß es ihr die Kinder und das Enkelchen rasch und bequem 100 Stunden weit her in die Arme geliefert habe; aber zugleich meinte sie, es sey ihr gar zu bang und unheimlich über all den Velociferen und Eisenbahnen, und noch mehr über all den Planen dazu und den Actiengesellschaften und Comités. Das, wofür es, soviel sie in 60 Jahren gelernt, allein der Mühe werth sey zu leben, möge leicht durch alle diese Dinge gefährlich beengt, ja erstickt werden. Da nahm jedoch der Sohn das Wort im Namen des Enkels und seiner Zeit, und versicherte ihr, so lange die Bäume im Frühling blüheten und Mütter mit freudiger Angst ihre Kinder aufbrächten, und die Vöglein im Mai sängen, und die Menschenbrust es nicht lassen könne für Licht zu schlagen und für Freiheit (denn auch dieses Wort war der Großmutter verständlich); so lange habe es mit ihren Besorgnissen keine Noth. Uebrigens hätten zu allen Zeiten so gut wie jetzt denen, die sich nicht hätten retten können oder wollen vor dem Verlieren und Untergehen in das Handgreifliche, Materielle, tausend Wege zu diesem Abgrund offen gestanden. Dabei lachte der Enkel, der Repräsentant der kommenden Generation, der Großmutter keck und freundlich ins Gesicht, und dieses Argument schien noch mehr Eindruck auf sie zu machen, als die Worte des Sohnes.

An der äußern Erscheinung der Studenten

in Bonn und später auch derer in Heidelberg ließ sich wenig oder nichts bemerken, was sie von andern bemittelten und in zwanglosen Verhältnissen lebenden jungen Leuten wesentlich als einen eigenthümlichen Stand unterschieden hätte, und das gelehrte Reisemitglied, welches sich noch seines eigenen Studentencostüms vom Jahr 1820 erinnern konnte, fand den Unterschied zwischen jetzt und damals besonders groß und die Ausgleichung zwischen Studenten und Philistern sehr weit gediehen. Es scheint sich auch hieraus zu bestätigen, daß das Nivellirungssystem unsrer Zeit, welches mit so vielem Erfolg die Corporationen, die einst den Einzelnen Kraft und Haltung geben sollten, beseitigt, eben so sehr von unten nach oben, als von oben nach unten gewirkt, und daß namentlich den Bemühungen, die gelehrten Innungen als solche abzuschaffen, von dem lernenden Theil dieser Innungen bereitwillig entgegen gekommen ist. Oder sollte hier allein dem Aeußeren kein Inneres entsprechen?

Auf dem Dampfschiffe war auch ein wißbegieriger englischer Jüngling, der bei jeder Ruine sich an seinen Begleiter, einen in London ansässigen Deutschen, wandte, und nicht müde wurde zu fragen, obgleich er ziemlich regelmäßig die Antwort erhielt: „es ist auch so ein altes Raubnest.“ Diese radicale Ansicht war nicht eben die unsrer Gesellschaft; man ließ sich das ästhetische Interesse an dieser Staffage der Landschaft in der Regel durch keine andre Rücksichten verkümmern. Mit besonderer Freude aber verweilte man bei Rheineck, und rühmte die sinnige Art, wie Lassaulx in Coblenz die alte Burg zu einem Sommerhause zu erneuen begonnen. Ohne den sagenhaften Reiz zu verscheuchen, der über solchen grauen Trümmern schwebt, und ohne grellen Contrast, dabei solid und tüchtig, wie es einem Bau auf hohem Bergesgipfel ziemt, und zugleich seine Bestimmung, moderner Behaglichkeit zu dienen, nirgends verläugnend, erhob sich das ansehnliche Gebäude, dem man manche Nachfolger wünschen möchte. Das carnevalartige Spiel alterthümelnder Mummerei, wie sie sich in ein paar andern Ruinen-Erneuerungen am Rhein ausspricht, war hier, wo die Versuchung dazu auch nicht fehlte, glücklich vermieden.

Im Großherzogthum Baden wurde während unserer Anwesenheit der Beitritt zum deutschen Zollverein durch die Stimmenmehrheit der zweiten Kammer entschieden. Bekanntlich hatte die Sache aus mancherlei Gründen eine starke Opposition gefunden. Es wurde aber glaubwürdig versichert, daß gerade durch die Hinweisung auf die wahrscheinliche Opposition und auf die Nothwendigkeit, die Sache vor den versammelten Ständen zu vertreten, die Badische Regierung sich und ihrem Lande bei den Verhandlungen mit den übrigen Staaten wesentliche Vortheile gesichert habe. Und man begriff leicht, daß nichts eine Regierung in irgend welchen Beziehungen zu einem mächtigeren Staat sicherer vor unerfreulichen Nachgiebigkeiten schützen kann, als die Nothwendigkeit, zu ihren Schritten die Einwilligung der Stände einholen zu müssen.

In den Sitzungen der zweiten Kammer erfreute man sich besonders an der Einsicht und tüchtigen Haltung der Männer auf der Ministerialbank. Wenn es unter uns nicht an einer skeptischen Seele fehlte, welche meinte, das Interesse eines Landes werde weit sicherer von einer unumschränkten Regierung gewahrt und gefördert, die Intelligenz des Landes zu vielseitigster Prüfung um sich zu sammeln sey leicht genug, und zudem die parlamentarische Weisheit meist etwas confuser Natur; so kamen darin doch alle überein, daß nichts sicherer aus dem Rath des Fürsten leidenschaftlich bornirte Fanatiker, unwürdige Günstlinge, Männer von notorisch schlechtem Charakter fern halte, als die

Nothwendigkeit mit Geist und Charakter öffentlich die genommenen Maaßregeln vertreten zu müssen. Und weil unseren Reisenden überhaupt das Leben mit seiner unruhigen Bewegung mehr zusagt, als der Tod in seiner ruhigen Starrheit, so mußten sie des lebendigen Antheils an der höchsten Erdenangelegenheit, dem Staat, sich freuen, der von der Landständischen Versammlung ausgehend sichtlich in immer weiteren Kreisen sich regte. So viel Unverstand diesen Antheil hie und da begleiten mochte, so schien er uns auch dann noch menschenwürdiger und edler, als die bestiale Stumpfheit, in welche die Abwesenheit dieses Antheils meist zu enden pflegt.

Nachdenklich aber war es, auf die glaubwürdigste Weise versichern zu hören, daß dieser Antheil in Süddeutschland verhältnißmäßig äußerst selten bei den ehemaligen Mitgliedern der einst als die rechte Schule revolutionairer Umtriebe verrufenen Burschenschaft sich zeige, und daß namentlich sehr selten eines derselben in der Reihe der sogenannten liberalen Opposition sich finde, die meisten vielmehr zahm und zaghaft der entgegengesetzten Richtung sich hingegeben hätten. Man glaubte dieses Räthsel aus der bekannten Erfahrung erklären zu können, daß Rausch in Katzenjammer, phantastische maaßlose Aufregung in nüchterne Abspannung umzuschlagen pflege. Das gelehrte Reisemitglied erinnerte daran, daß A. W. Schlegel einmal irgendwo vorgeschlagen habe, da Sentimentalität zu den nothwendigen Entwicklungskrankheiten unserer Zeit zu gehören scheine, den raschen und unschädlichen Verlauf derselben durch eine planmäßige Impfung, etwa vermittelst Ossian-Macpherson, zu fördern. Wenn es eine Regierung geben könnte, meinte es, welche wünschte, den Antheil am Staat, der den Menschen zum Bürger erhebt, durch Abnutzung zu tödten, so könne sie es wohl nicht sicherer erreichen, als

durch Einimpfung unreifer politischer Tendenzen in jugendliche Gemüther, und wenn die Burschenschaft wirklich das gewesen sey, wofür sie so oft ausgegeben worden, so müsse sie ein unvergleichliches Mittel gewesen seyn, den gebildeten Theil der Nation zu servilisiren. —

Der schwäbischen Reisegefährtin ward von einem alten Bekannten, einem ehrlichen Uhrmacher, herzlich Glück gewünscht, daß sie aus dem unruhigen Niederland (er meinte Westfalen) in das friedliche Baden zurückgekehrt sey. Entgegengesetzter Meinung war, wie billig, ein norddeutscher Beamter, der sich zufällig zu uns fand. Das politische Ideal des wackeren Mannes schien das zu seinem Ressort gehörende Landarmenhaus zu — zu seyn; wenigstens ward er nicht müde, dessen Ordnung, Sauberkeit, wohlfeilen Haushalt und Frieden zu preisen und darauf anzuspielen, daß ein guter Stock alle diese Wunder wirke. Demgemäß hatte er auch aus seinen Zeitungen ein Bild von Baden mitgebracht als von einem Einsturz drohenden Bau, den nur eine starke Freundeshand über dem Abgrund schwebend halte, und er betrat das Land in der Haltung eines Vorposten in Feindesland. Eine völlige Ideenverwirrung aber entstand in ihm, als er die Thatsache erfuhr, daß in diesem Unglückslande schlechterdings Niemand wegen politischer Vergehen verhaftet sey, was er denn freilich von seiner ruhigen und zufriedenen Heimath nicht sagen konnte. —

Rasch und bequem, wie wir gekommen waren, brachte uns das Dampfschiff wieder zurück. Noch einmal bewegten wir uns in einem Gewühl von Touristen aus aller Welt, besonders aus England, und hatten zu guter Letzt noch Gelegenheit, eine wesentliche Differenz deutscher und englischer Sitte in einem naiven Zuge sich aussprechen zu sehen. Einem halbwüchsigen englischen Knaben hatte sein Hofmeister erlaubt, eine ganz schlichte Tabakspfeife nebst Beutel

einzukaufen, um sie mit heimzubringen, und nun kreiste das Wunderding bei seiner ganzen Familie, und zarte englische Mädchenhände und Lippen prüften und versuchten es unablässig, und staunten es an wie irgend ein anderes Meerwunder. Es war das erstemal, daß wir Engländer über ein deutsches Kunstproduct verwundert sahen. —

Als das Schiff anlegte, erschien auf der Brücke eine ganze Schaar jugendlicher Mädchen in einer Art von einfacher und geschmackvoller Uniform, eine ältliche Dame in ihrer Mitte. Es waren die Zöglinge einer weitberühmten Pensionsanstalt, welche Eine aus ihrer Mitte zum Abschied aufs Dampfschiff geleiteten. Manche Stimme freudigen Antheils erhob sich unter den Reisenden, einige wußten auch aus eigner Bekanntschaft die innere Vortrefflichkeit dieser Anstalt zu rühmen, und es war wohl keiner, dem die jugendlichen heitern blühenden Gesichter nicht eine freundliche Erscheinung waren. Von unserer Reisegesellschaft war aber Niemand „am Spalier gezogen"; es mochte uns also wohl der Sinn für die Vortrefflichkeit solcher Institute abgehen, und wenn einer oder der andre aus unsrer Mitte aus eigner Anschauung einige der gepriesensten derselben kannte, so brachten dessen Mittheilungen doch Niemand von uns zu einer andern Ansicht. So erinnerte sich einer, in einer Anstalt, die gerade vorzugsweise sich frei gehalten haben sollte von Ostentation und einer blos äußerlichen Dressur, gehört zu haben, wie die Vorsteherin die Zöglinge aufgefordert: „Seyd doch herzlich, liebe Kinder!" Kurz, wir blieben einverstanden, daß das beste dieser Institute nur als Surrogat gelten dürfe für häusliche Erziehung, daß jede Mutter, die ihr Kind ihnen anvertraue, stillschweigend bekenne, daß sie außer Stande sey, selbst ganz Mutter zu seyn. Der edelste und kräftigste Hebel aller Erziehung, die Liebe, könne dort im besten Falle nur durch ein Pflichtgefühl

ersetzt werden, das sich unter eine alljährlich wechselnde Menge vertheile, und die äußerliche Gewöhnung, welche von Rechtswegen der Bildung von innen heraus nur helfend entgegen kommen dürfe, müsse in solchen Anstalten nothwendig ein schlimmes Uebergewicht haben. Und wenn das Bedürfniß solcher Surrogate sich so allgemein zeige wie gegenwärtig, so deute das nur auf einen bedenklichen Zustand des häuslichen Lebens hin. — Bei solchen Betrachtungen blieben wir stehen, denn aus unsrer Mitte konnte sich kein Widerspruch erheben, der uns etwa gezeigt hätte, daß unser Urtheil nur ein Vorurtheil sey. —

Bei Bonn mußten wir dieses mal vorüber fahren ohne E. M. Arndt begrüßen zu könnnen, in dem einer von uns

Den Lehrer seiner Jugend,
Den Bilder beßrer Zeit

verehrte. Dieser zumal bedauerte es, eilen zu müssen, da er sich noch lebhaft der freundlichen Einladung erinnerte, an seinem Zaun nicht vorüberzugehen ohne hinein zu steigen. Zwar die jüngeren Reisegenossen, die in Arndt nur den Mann von 1813 kannten, ohne selbst das Jahr 1813 mit bewußter Theilnahme erlebt zu haben, diesen war er selbst und die Verehrung der älteren unter uns nicht recht verständlich. Aber sie ließen sich erinnern an die frühere Thätigkeit des Mannes, an den lebendigen Reichthum der „Reisen" durch Deutschland, Italien, Frankreich, Schweden, an die Fülle von Geist und Liebe in den „Fragmenten über Menschenbildung", in den „Briefen an Freunde", in der Tragödie vom „Storch und seiner Familie", und wie er dann den ganzen Erwerb seines früheren Lebens eingesetzt, um ein Prophet und Herold des Rettungsjahres 1813 zu seyn, und wie er in diesem Beruf die Erfüllung seines Lebens gefunden. Und nun ward der Dank und die Liebe der älteren nicht mehr verkümmert durch die Zweifel

der jüngeren, und alle stimmten in den Wunsch ein, daß es Deutschland in Stunden der Gefahr nie an einem treuen Eckart, wie er gewesen, fehlen möge. Und alle ließen sich gern sein Wort gesagt seyn: „Ergreifet die neue Zeit; aber die neue deutsche Zeit, nicht die neue französische Zeit.“

X.

Blicke in's Frühjahr 1836 in Hinsicht auf die Ernte dieses Jahrs.

Die Witterung im Herbst des vorigen Jahrs war für die Zustellung der Winterkornfelder sehr günstig; es wurden daher nicht nur diese, sondern von vielen Landwirthen mehre Felder, welche in anderen Saaten lagen, mit Roggen bestellt, in der Hoffnung, daß davon ein höherer Ertrag, als vom Sommerkorn, womit solche in Folge der Rotation hätten besäet werden müssen, zu erwarten sey. Sie sind rücksichtlich des Stroh-Ertrags in dieser Erwartung nicht getäuscht worden, denn viele Haufen sind von einer Scheffelsaat geerntet. Da sich aber in und gleich nach der Blüthe das Stroh lagerte, so ist der Ausfall an reinen Körnern, je nachdem die Lagerung früher oder später eintrat, mehr oder weniger ergiebig. Von solchen Stellen, auf welchen die Lagerung schon in der Blüthe geschah, dürfte der Ertrag aus einem Haufen nur auf ½ Scheffel, dagegen von denen, wo sich das Stroh gleich nach der Blüthe nur dachte oder sich aufrecht erhielt, auf 1 oder etwas mehr als 1 Scheffel im Durchschnitt anzunehmen seyn.

Die mehrere Wochen anhaltende nasse Witterung am Ende dieses Frühjahrs war an dieser Lagerung Schuld, und trug dazu bei, daß die Bestellung der Sommerkornfelder, besonders der

Hafer- und Gerstsaat nicht gut und nur unvollkommen geschehen konnte, und die darauf folgende Dürre war dem Aufgehen der Saat, dem Fortkommen der jungen Pflanzen gleich nachtheilig. Der Boden der Felder von Letten und Lehm trocknete so zusammen, daß der Keim nicht hervorbrechen konnte, und wo sich solcher durch die harte Kruste quälte, hatten die Pflanzen nur ein dürftiges Fortkommen, und ihr Stand blieb bis zur Ernte, vorzugsweise auf Anhöhen und Bergen dünn, und in der Ergiebigkeit des Strohes sehr spärlich. — Eine Ausnahme macht unter den Sommerfrüchten das grobe Rauhfutter, welches gut gerathen ist, wogegen Erbsen und Linsen gegen jenes sehr zurückgeblieben sind.

Die fortwährende Trockenheit wirkte auf den zweiten Schnitt der Futterkräuter ebenmäßig nachtheilig ein, und der Graswuchs auf Wiesen und Weiden cessirte fast ganz, wozu die kalten Nächte beitrugen, welche im Spätsommer eintraten. Das Vieh auf den Weiden konnte sich daher nur dürftig und kümmerlich ernähren, und von dem Nachgrase der Wiesen läßt sich nur ein geringer Ertrag erwarten.

Die Gartenfrüchte sind auf trocknem Boden sehr zurückgeblieben. Rüben und Kohlarten geben wenig Ertrag. Außer der Dürre fügte denselben das Ungeziefer, z. B. Erdflöhe und Raupen, vielen Schaden zu. Auf die Ergiebigkeit der Kartoffeln in Feldern und Gärten läßt sich eben so wenig rechnen, indem der Regen für dieselben zu lange ausblieb, und sie sich in den um sie angehäuften, aber zusammengetrockneten Wällen nicht reichlich entwickeln und ausbilden konnten, auch die Regenzeit bei deren Pflanzung, vorzüglich auf nassem Boden, ihr Gedeihen verhinderte, ja mitunter die gepflanzten Kartoffeln eingehen und in der Erde verfaulen ließ, so daß häufige Nachpflanzungen an vielen Orten geschehen mußten.

Auf die Eichelmast, wodurch im vorigen

Jahre eine große Menge Schweine lange Zeit ernährt, und dadurch viele Körner gespart wurden, ist für dieses Jahr in der Art wohl keine Rechnung zu machen.

Aus diesen Aufstellungen ist nun muthmaßlich zu schließen, daß die zwar reichliche Ernte an Roggen und Rauhfutter, vorzugsweise im Stroh, den Ausfall der übrigen Früchte nicht decken kann, wenn nicht frühzeitig auf Ersparung Bedacht genommen wird. Diese ist im großen wie im kleinen Haushalt um so mehr nöthig und anzurathen, wenn man erwägt, daß das Vieh früher an's Stallfutter gelangt, indem der Herbst da ist, wo dasselbe sich um so weniger noch ferner draußen ernähren kann, da es dieses schon im Sommer nicht konnte, weil die Dürre den Boden fast ganz ausgetrocknet hat, und die jetzt etwa nach einem erfolgenden Regen noch spärlich wachsenden Pflanzen kein genügendes Futter zu geben vermögen.

Zu den Brennereien werden schwerlich die Kartoffeln, wie im vorigen Jahre, zureichen, und müssen dazu Körner verwandt werden, so wie in kleineren Haushaltungen, in denen die Schweine im vorigen Jahre mehrentheils mit Kartoffeln fett gemacht wurden, dazu Korn mit zu Hülfe genommen werden muß.

Ob die Zustellung der Winterfrüchte in diesem Herbst bei anhaltender Dürre gut oder mangelhaft geschehen können wird, steht dahin. Einen nachtheiligen Einfluß würde solche aber für die Folge äußern, wenn sie entweder nicht zu rechter Zeit oder etwa bei nachher eintretender nasser Witterung geschehen müßte; so wie ein kalter Winter und anhaltende Kälte im nächsten Frühjahr die Consumtion vermehren und Mangel, vorzüglich an Fourage, herbeiführen könnten.

Mögen diese muthmaßlichen Folgerungen, welche als Winke niedergeschrieben sind, nicht eintreffen. Dieses wünscht der Verfasser dieses Aufsatzes zum Wohl seiner Mitmenschen, und

insbesondere der ärmeren, herzlich; und möge der Komet, welcher für unsere Erde bald günstig, bald nicht günstig einwirken, und Trockne und Nässe, Gutes und Böses nach Gefallen bringen soll, von seinem Erscheinen in diesem Jahre an bis zu seinem Wiederkommen das Schlimme abwenden, Frieden erhalten und gesegnete Ernten schaffen!

— k. —

Chronik des Tages.

Paderborn. Am 8. September wurde das Stiftungsfest des Apotheker-Vereins im nördlichen Deutschland in Paderborn gefeyert. Zu dieser Feyer hatten sich die Direktoren des Vereins und mehre Herren Apotheker aus der Umgegend eingefunden. Zum Versammlungslocal war der schöne Saal des Rathhauses eingeräumt worden. Der Herr Oberlandesgerichtspräsident v. Schlechtendal, ein ausgezeichneter Botaniker, die Herren Räthe des Oberlandesgerichts, die Herren Beamten der Stadt und übrigen Dikasterien, die Herren Aerzte der Stadt und der Umgegend, die Mitglieder des dortigen physikalischen Vereins und viele Honoratioren der Stadt erfreuten die zahlreiche Versammlung mit ihrer Gegenwart.

Der Oberdirektor des Vereins, Dr. Brandes, eröffnete die Sitzung mit einem Vortrage über die Fortschritte des Vereins seit seiner funfzehnjährigen Wirksamkeit und über den gegenwärtigen Zustand der Pharmacie, so wie über die Verdienste Wurzer's, dem, nach Sitte des Vereins, alljährlich an diesem Tage einem um die Naturwissenschaften im Allgemeinen und um die Pharmacie insbesondere hochverdientem Manne einen öffentlichen Ehrenerweis zu widmen, auch dieses Fest mitgalt.

Herr Direktor Overbeck aus Lemgo trug hierauf eine Biographie des gefeierten Mannes vor.

Es wurde alsdann die Generalrechnung des Vereins mit ihren Belegen vom Jahre 1833 vorgelegt und abgeschlossen, und die Generalrechnung von 1834, so weit solche hatte aufgestellt werden können.

Herr Direktor, Hofrath Dr. du Ménil aus Wunstorf hielt darauf einen Vortrag über die Verhältnisse des gebildeten Apothekers zum Publikum.

Herr Direktor Dr. Witting aus Hörter sprach über eine neue mineralische Quelle bei Hörter und über die Mineralquellen zu Godelheim

und Lippspringe, und stellte eine Reihe von Versuchen über das Verbrennen von Kaliummetall an.

Der Herr Oberdirektor des Vereins las hiernach eine Abhandlung über die beiden Mineralquellen bei Vinsbeck und über die Einrichtungen, welche neuerdings in Meinberg ausgeführt worden sind, um die dortige Kohlensäure zur Verbesserung der Mineralwässer Meinbergs, so wie zu Bädern und Athmungen zu benutzen, worüber auch Herr Dr. Kemper aus Horn Erläuterungen gab.

Herr Hofrath Dr. du Ménil theilte einige Notizen mit über Mineralwässer und Herr Dr. Piper in Paderborn über den in der Kette des Teutoburger Waldes bei Sandebeck entdeckten Basalt, worüber auch Herr Apotheker Arkularius aus Horn einige nähere Nachrichten gab. Die Auffindung dieses Gesteins von vulkanischem Ursprung ist für die Theorie des gedachten Gebirgszuges von bedeutender Wichtigkeit und dürfte auch als eine neue Bestätigung der Theorie über die Bildung unserer Mineralquellen angesehen werden, die Brandes in seiner Schrift über Meinberg angegeben hat.

Herr Salineninspektor Brandes aus Salzuflen legte eine Analyse des in der Gegend von Salzuflen im Keuper vorkommenden Dolomits vor.

Herr Apotheker Müller aus Driburg, Kreisdirektor des Vereinskreises Paderborn, trug eine Abhandlung vor über die leicht auszuführende Schnellfabrikation von Essig, und legte Proben des nach seinem Verfahren bereiteten Produktes vor.

Herr Hofrath Dr. Brandes legte eine ausgezeichnete Sammlung der verschiedenen Sorten von Rhabarber des Handels vor, und sprach über den von ihm entdeckten eigenthümlichen Stoff dieses wichtigen Arzneymittels, die Rhabarbersäure, oder Rhabarbergelb, (weil dieser Stoff zugleich der färbende Bestandtheil desselben ist). Von der Rhabarbersäure wurden Proben vorgezeigt. Es wurden hierauf noch mehre interessante Droguen und chemische Präparate vorgelegt, als Smilacin, Asparagin aus der Althäwurzel, schwefelsaure Chromsäure in ausgezeichneten Krystallen, worauf von dem Herrn Apotheker Jehn aus Geseke, Herrn Apotheker Quicken aus Büren, Herrn Apotheker Becker aus Salzkotten, Herrn Provisor Stratmann von Brakel und den Herren Apothekern Giese und Höning in Paderborn mehre pharmaceutische Bemerkungen mitgetheilt wurden.

Es wurde darauf der Act der Preiszuerkennung der Hagen-Bucholzschen Stiftung vorgenommen über die von dieser Stiftung für junge Pharmaceuten für das Jahr 1835 aufgegebene Preisfrage: über die Verbindungen des Queckſilberoxydes mit organischen Säuren. Von dem Vorsteheramte der Stiftung war zweien eingegangenen Abhandlungen der erste Preis, die goldene Medaille, zuerkannt und beschlossen, diesen Preis so zu vertheilen, daß einem jeden der Verfasser die silberne Medaille und 25 Rthl. zuerkannt würden. Bei Eröffnung der zu den beiden gekrönten Abhandlungen gehörenden versiegelten Devisenzettel ergaben sich als Verfasser: Herr Burckhardt, Cand. der Pharmacie, aus Meissen, gegenwärtig bei Herrn Apotheker Aschoff in Bielefeld und Herr Harff, Cand. der Pharmacie, aus Bergheim, Reg.-Bez. Cöln.

Es wurde hierauf vom Oberdirektor die Sitzung geschlossen, mit dem herzlichsten Danke für die freundliche und zuvorkommende Aufnahme, welche der Verein in Paderborn gefunden hatte, und die jedem der anwesenden Mitglieder gewiß für immer im freundlichen Andenken bleiben wird.

Der größeste Theil der Gesellschaft verfügte sich darauf in den festlich decorirten Saal des Löffelmannschen Gasthofes, wo das Festmahl zubereitet war, an welchem über 70 Personen Theil nahmen.

Charade.

Zweisylbig.

Oel und Weisheit giebt das Erste, Schläge
theilt das Andre aus,
Und das Ganze steht im Ersten tausendfältig
schwarz und kraus.

(Auflösung in № 27.)

Auflösung des Räthsels in № 25:
Pflaster, Laster, Aster.

Hierbei № 26. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 27.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 7. October 1835.

Sollen unsre Mädchen die französische Sprache lernen?

Es kann dem denkenden Freunde der Jugendbildung zuweilen scheinen, als mache sich in dem Unterricht, wie er gemeiniglich den Mädchen ertheilt wird, eine gewisse Unsicherheit bemerklich, als beruhe derselbe nicht auf einem so bestimmten und klar angeschauten Princip, daß die Lehrgegenstände und deren Behandlung nothwendig aus diesem Principe hervorgingen. Dies mag eines Theils davon herrühren, daß die Behörden von je vorzugsweise den Knabenunterricht in's Auge gefaßt und geordnet haben, daß man bei Anwendung der hierbei üblichen Methodik für Mädchen auf manche Schwierigkeiten und dadurch in ein sehr erklärliches Schwanken gerieth, andern Theils davon, daß man in der Meinung steht, den Mädchen seyen viele Kenntnisse entbehrlich, ja wohl gar schädlich oder doch gefährlich, und daß man demnach es mit ihrem Unterrichte nicht so genau nehmen zu dürfen glaubt.

Für das zartere Alter, so lange eigentliche Elementar-Kenntnisse beigebracht werden sollen, namentlich Lesen, Schreiben und Rechnen, ist gewiß kein wesentlicher Unterschied zwischen Knaben und Mädchen in der Art und Weise des Lehrvortrages zu machen, abgesehen davon, daß je nach der Persönlichkeit der eine Lehrer ein besseres Verhältniß zu Knaben, der andre zu Mädchen gewinnt. Die Erfahrung hat gelehrt, daß Männer, welche sich eine tüchtige Seminarbildung erworben haben, für diesen Theil des Unterrichts die geeignetsten sind und durch wissenschaftlich Gebildete nicht leicht können ersetzt werden. Sind aber diese Kenntnisse von Kindern in einem vorerst hinlänglichen Grade erlernt, so tritt eine Verschiedenheit in der geistigen Richtung beider Geschlechter ein, welche auch eine verschiedne Lehrweise bedingen sollte, aber nicht immer bedingt. Es kann nicht meine Absicht seyn, hier meine Ansichten über die gesammte Mädchenbildung entwickeln zu wollen, es mag daher genügen, einige Umrisse kurz zu entwerfen, um dann einen einzelnen Gegenstand näher in's Auge zu fassen.

Die in der Jugend zu erlangenden Kenntnisse theilen sich in zwei Klassen: sie sind entweder Mittel oder Zweck, d. h. sie sollen entweder eine Anwendung finden im späteren Leben, oder sie sollen dazu dienen, den Geist im

Allgemeinen zu entwickeln. Daß Kenntnisse ersterer Art auch im Sinne der letzteren hülfreich mitwirken können, ist zu klar, um weiter besprochen zu werden. Faßt man nun das Leben in's Auge und die Wichtigkeit, in demselben eine sicher stellende und nützliche Wirksamkeit zu erlangen, so scheinen die Kenntnisse, welche diese vermitteln, viel höher zu stehn als die andern, die bloß zur allgemeinen Entwicklung dienen, ausgenommen wenn letztere selbst zum sogenannten Brod-Studium gemacht worden sind, wie es ja Leute giebt, die sich bloß auf die Naturwissenschaften, die Geschichte u. s. w. gelegt haben und damit ihren Unterhalt gewinnen. Betrachtet man aber die Sache von einem andern Standpunkt aus, denkt man daran, daß das Ziel für alles höhere Streben, nämlich zu immer größerer geistigen Vollkommenheit zu gelangen, weit über das Leben hinaus liegt, so wird sich das Verhältniß grade umkehren, und die Kenntnisse, welche zur eigentlichen Entwicklung des Geistes beitragen und lediglich dafür bestimmt sind, nehmen eine höhere und wichtigere Stelle ein als die andern, die zur Anwendung im Leben gelangen. Wir werden nun diejenige allgemeine geistige Entwicklung, welche mit den Resultaten unserer Zeit harmonirt, d. h. mit dem geistigen Standpunkt, den im Ganzen unsre Gegenwart einnimmt, Bildung nennen können, während wir die Summe von Kenntnissen, welche zu einem höheren Wirkungskreise — die niedern bleiben hier erklärlich unberücksichtigt — gehören, unter Gelehrsamkeit zusammen fassen mögen. Beide Begriffe können jetzt — so weit ist unsre Zeit doch wohl gelangt! — recht gut getrennt gedacht werden, so daß nicht mehr die Bildung als mit der Gelehrsamkeit nothwendig zusammenhangend und von ihr abhängig angesehen werden muß.

Der Uebergang wird nun leicht zu machen seyn. Der ganze Mädchenunterricht, in so weit

er geistiger Natur ist, kann nur mit der Bildung zusammen fallen, während Knaben, die für eine höhere Stellung im Leben bestimmt sind, zugleich in die Gelehrsamkeit eingeführt werden müssen. In wie weit beide Zwecke bei Unterrichtsanstalten für Knaben vereinigt werden, kann jeder selbst beurtheilen, so wie er auch die großen Schwierigkeiten, die sich hierbei in einer ziemlich vorgerückten allgemeinen Cultur nothwendig ergeben, gehörig in Anschlag bringen wird. Der Mädchenunterricht stellt sich aber von diesem Princip aus viel einfacher dar, und müßte, wenn er mit Umsicht geleitet wird, höchst erfreuliche Resultate liefern. Dazu kommt noch der wesentliche Unterschied, daß bei der vorherrschenden Anschauungs- oder Verstandeskraft in Knaben ein geordnetes und systematisches Wissen nothwendig wird, daß aber bei dem Ueberwiegen des Gefühls in Mädchen dieses nicht nöthig ist; während jenen viel Fremdes beigebracht werden muß, braucht bei diesen nur das eigenthümlich Schöne, was in ihnen liegt, heraus entwickelt zu werden. Es ist also wohl nicht zu bestreiten, daß die Anzahl der Lehrgegenstände bei Mädchen ungemein beschränkt werden kann, ja ich möchte behaupten, daß ein gebildeter und gewandter Lehrer einem Mädchen, welches die Elemente sich angeeignet hat, alles demselben Wissenswerthe beibringen kann, indem er bloß eine zweckmäßige Lectüre mit ihm vornimmt und es zu schriftlichen Ausarbeitungen anleitet; an diese beiden Gegenstände läßt sich auf dem Wege der freien Besprechung, der Abschweifung und Wiederholung alles andere Nöthige knüpfen. Ohne jedoch dieses gerade als Methode für eine Mädchenschule empfehlen zu wollen, will ich vorerst einen einzelnen Lehrgegenstand aufgreifen, um dessen Entbehrlichkeit zu zeigen; dieser ist die französische Sprache.

Die Kenntniß einer fremden Sprache kann eigentlich nur darum nützlich seyn, weil sie ent-

weder den mündlichen und schriftlichen Ausdruck in derselben, so wie die Lectüre ihrer Schriften möglich macht, oder weil ihre Erlernung zur formellen Ausbildung des Geistes beiträgt. Betrachten wir zuerst letzteren Umstand.

Wenn die fremde Sprache nur darum erlernt werden sollte, weil sie die Geisteskräfte schärft und regelt, so wäre dieß ein mit der Vernunft im Widerspruch stehendes Unternehmen. Einmal ist die Muttersprache für diesen Zweck das nächste und förderlichste Mittel. Wie tief die Gemüthswelt eines Volkes mit seiner Sprache verwebt, ja wie diese nur ihre Aeußerung und ihr getreuer Abdruck ist, wird jedem klar seyn; ich möchte also glauben, daß man nicht ungestraft das kindliche Gemüth von dieser Quelle einer natürlichen und gesunden Nahrung zu einer fremden und künstlichen hinführen wird. Dann aber ist das grammatische Gebäude einer Sprache zwar allerdings scharfsinnig genug aufgeführt, aber zugleich so trocken und unergiebig für das Gemüth, daß ich den Nutzen des Bekanntwerdens mit demselben für Mädchen auch dann noch nicht einsehn würde, wenn nicht schon der früher angedeutete Umstand zu berücksichtigen wäre, daß überhaupt ein systematisches Gebäude für Mädchen nicht geeignet ist. In dieser Hinsicht fällt also der Nutzen der französischen Sprache für den Mädchenunterricht so gut wie völlig weg.

Doch man wird behaupten, der Hauptzweck sey der, den Mädchen die Möglichkeit zu verschaffen, die französische Sprache sowohl mündlich als schriftlich zu gebrauchen und die darin verfaßten Schriften zu lesen. Man meint, ein Mädchen komme leicht in den Fall, französisch zu reden; ich sollte aber denken, daß ein Frauenzimmer höchst schwer in diesen Fall komme. Freilich ist es mit solchen anders, welche in die höchsten Kreise des Lebens treten sollen, namentlich in großen Residenzen, wo schon das

diplomatische Corps für die damit in Berührung Stehenden die französische Sprache erforderlich macht. Außerdem wüßte ich nur noch die gebildeten Frauenzimmer in großen Seestädten oder an den Gränzen Frankreichs, denen die Kenntniß der französischen Sprache von wirklichem Vortheil wäre. Die übrigen Frauenzimmer Deutschlands, also auch alle Mädchen unsrer mittleren und höheren Stände, kommen aber der Wahrscheinlichkeit nach nicht in den Fall, von ihrer mühsam erlangten Fertigkeit wirklich Gebrauch zu machen. Sollte einmal ein reisender Franzose mit ihnen in Berührung kommen, der unserer Sprache nicht mächtig ist, so wäre dieß auf der einen Seite ein gewagtes und kaum zu verzeihendes Unternehmen von dem fremden Herrn, auf der andern Seite aber — was verlöre wohl ein Mädchen dabei, wenn es nicht mit dem Franzosen sprechen könnte? Gewiß nicht so viel, daß der Verlust sonderlich schmerzhaft wäre! Die Höflichkeit gegen Ausländer so weit zu treiben, daß man für einen solchen doch immerhin höchst seltenen Fall ihre Sprache erlernte, wäre fürwahr etwas stark. Ein solcher Fremdling mag sich an die Männer halten, die seine Sprache verstehen. Nun aber gar deßhalb Französisch lernen zu wollen, weil möglicher Weise wieder einmal französische Heere zu uns kommen könnten, muß vollends übel erscheinen und setzt einen hohen Grad von — Selbstverläugnung voraus. Dann möchte man auch eben so gut oder eher die Mädchen Russisch lernen lassen! Die Aussicht endlich, daß ein Mädchen vielleicht künftig seinen Unterhalt durch seine Kenntnisse im Französischen gewinnen könnte, ist gleichfalls ganz unsicher und unwahrscheinlich. Zu solchen Gesellschaftsdamen, welche zugleich die Kinder des Hauses im Französischen anleiten sollen, nimmt man ohnehin Französinnen oder Schweizerinnen, und nur in diesem einzigen Falle wäre die Existenz eines Frauenzim-

mers von der Kenntniß dieser Sprache abhängig. Eine recht Gebildete dagegen, die zugleich der häuslichen Beschäftigungen so wie der weiblichen Handarbeiten mächtig ist, wird nicht leicht wegen ihres Unterhaltes in Sorge gerathen. Nimmt man aber noch dazu, wie wenig die Mädchen bei dem gewöhnlichen Unterricht von der französischen Sprache lernen, so stellt sich die ganze Blöße dieser Sache dar. — Von dem schriftlichen Ausdruck gilt das Nämliche wie vom mündlichen, nur daß hierzu die Gelegenheit noch seltner ist.

Was ferner die Lectüre französischer Schriften angeht, so ist doch wohl die deutsche Literatur reich genug, um jedem Bedürfniß vollständigst zu genügen. Unsre vaterländischen Schriftsteller müssen dem Gemüth unsrer Frauenzimmer viel verwandter seyn als die ausländischen; ich wüßte überhaupt nicht, was das für ein französischer Autor seyn sollte, der nicht gänzlich für die deutsche Frauenwelt entbehrt werden könnte, ich kenne aber manchen, der nur mit größtem Nachtheil bei ihr eingeführt würde. Ueberdieß sind die bedeutendsten Werke durch Uebersetzungen zugänglich.

Dann meint man auch, daß durch die Kenntniß der französischen Sprache das Verständniß so wie die richtige Aussprache und Schreibung der zahlreichen aus jener Sprache in's Deutsche aufgenommenen Wörter erleichtert werde. Solcher Wörter giebt es freilich manche, doch ist die Zahl der nothwendigen oder nur füglich anwendbaren immer ziemlich beschränkt, und Mädchen können eben so durch Uebung und Anleitung damit bekannt werden, wie mit den griechischen und andern. Die Grundregeln der Aussprache können sogar vollständig in kurzer Zeit aufgefaßt werden, und außerdem haben die Kinder den Begriff solcher Wörter ja nur eben so aufzufassen und das Wort selbst zu behalten, wie sie es beim Lernen des Französischen auch thun müßten.

Endlich sind noch manche Halbgebildete übrig, welche meinen: „es gehöre nun einmal so dazu!" Gegen solche Leute ist jedes Wort verloren, in ihrer Unklarheit sind sie hartnäckig, und sie müssen erst ganz von jenem Beweisgrunde abkommen, ehe sich mit ihnen vernünftig reden läßt.

Bielefeld. L. V. Jüngst.

Ueber die in einem Theile unsers Landes beginnenden Auswanderungen nach Jamaika.

Nachdem schon im Sommer des vorigen Jahres und im verwichenen Frühlinge einige Familien, welche vermögend genug waren, die Ueberfahrtskosten zu bestreiten, von Blomberg nach den vereinigten Staaten Nordamerika's ausgewandert sind, schicken sich nunmehr, leider! noch bei weitem mehre an (man behauptet gegen vierzig Personen und darüber), ihre Vaterstadt zu verlassen, und auf Jamaika, wohin die Speculation der dortigen Regierung sie unentgeltlich transportiren lassen will', als Plantagenarbeiter sich niederzulassen. Ich sagte: leider! — man würde sich indessen irren, wenn man mich für einen Gegner der Auswanderungen überhaupt hielte. Nein, die Geschichte sowohl der älteren als der neueren Staaten hat mich belehrt, daß sie in den meisten Fällen vielmehr eine wahre Wohlthat für starkbevölkerte Länder sind, und selbst wenn dies nicht wäre, selbst wenn die Zurückbleibenden darunter litten, wer wollte so unvernünftig seyn, die Auswanderungen deshalb zu verdammen, da sie weder etwas Unmoralisches noch Widerrechtliches in sich schließen, und es Jedem erlaubt seyn muß,

nach der Erhöhung seines Wohlstandes auf jedem moralischen und rechtlichen Wege zu streben.

Wenn ich deshalb die in Rede stehende Auswanderung unserer Landsleute nach Jamaika, wodurch Blomberg im Ganzen eher gewinnen als verlieren möchte, mit Leidwesen betrachte, so thue ich dies nicht, weil ich unserer, der Zurückbleibenden, wegen besorgt bin, sondern aus Besorgniß für sie, die Auswandernden. Ich schweige von dem einer deutschen Natur durchaus nicht zuträglichen feucht-heißen und sehr veränderlichen Klima jener Insel, das die meisten Europäer höchstens das funfzigste Jahr erreichen läßt, von den Stürmen, welche zu Zeiten Wälder und Wohnungen niederstürzen, selbst die dicksten Gemäuer spalten und sogar die Oberfläche des Erdbodens völlig umkehren und umgestalten, von den Erdbeben endlich, unter denen das vom Jahr 1692 noch immer in grauenvollem Andenken ist, da es Berg und Thal, Wasser und Erde durcheinander mischte, ein Kriegsschiff über die Gipfel der Häuser hinweg geschleudert und im Ganzen 13,000 Menschen getödtet haben soll; ich schweige, sage ich, von diesen und andern natürlichen Uebeln, denen Jamaika ausgesetzt ist, denn sie werden zum Theil durch eben so große Vortheile wieder gut gemacht, namentlich durch die unbeschreibliche Schönheit (im Innern himmelhohe, von den Erdbeben seltsam zerrissene Felsengebirge, aus deren Spalten und von deren Gipfeln riesige, immergrüne Mahagonybäume empor ragen; dazwischen die lachendsten Thäler, von mehr als 200 Bächen in mancherlei Wasserfällen durchströmt, und sich allmälig zu den üppigsten Feldfluren erweiternd bis an den Saum des krystallhellen Meeres, das die Wunder seiner Tiefe dem menschlichen Auge nicht vorenthält) und unvergleichliche Fruchtbarkeit (mehr als die Hälfte alles dessen, was Großbritannien an Zucker, Kaffee, Kakao, Indigo und Baumwolle bedarf, wird hier erzeugt) des Landes. — Wer unter günstigen Bedingungen nach Jamaika ziehen kann, der möge es deshalb, wenn er Beruf dazu empfindet, immerhin thun; unter Verhältnissen jedoch, wie die unserer Blombergischen Auswanderer sind, zu dieser Reise sich entschließen, heißt das Mitleid jedes Menschenfreundes erregen, wie aus folgenden Mittheilungen erhellen wird.

Der Israelit J. Gudemann zu Bosseborn bei Höxter wirbt nämlich seit einiger Zeit, nachdem ihm im Preußischen selbst das Handwerk von dortiger Regierung gelegt worden, nun in den Grenzländern, namentlich auch im Lippischen, Colonisten für Jamaika an, und händigt den Angeworbenen gedruckte, sowohl in englischer als auch in deutscher Sprache abgefaßte Contracte ein, welche im Eingange also lauten:

„Nachdem die Regierung der Britischen Colonie Jamaika, durch eine Acte vom 22. Dec. 1834, den Europäischen Einwanderern, welche sich in dieser Insel als Plantagen-Arbeiter und Handwerker niederlassen wollen, größere Vortheile zugesichert hat, so hat sie den Herrn Hauptmann Lemonius, Guts- und Plantagenbesitzer in Jamaika, bevollmächtigt, in Deutschland Contracte mit einer Anzahl tüchtiger Colonisten abzuschließen.“

Hierauf folgen die Bedingungen, die in der Kürze diese sind: Die Angeworbenen machen sich verbindlich, sich an einem noch näher zu bestimmenden Tage (man hört, es solle im October geschehen) auf ihre Kosten mit Kleidung, Hausgeräth, Betten und Handwerkszeug in Bremen einzufinden, um sich dort am Bord des Schiffes Olbers, Kapitain H. W. Exter, nach Jamaika einzuschiffen. — Nach Ankunft daselbst verpflichten sie sich, auf fünf Jahre zum Dienst des Herrn Lemonius oder dessen, welchem dieser den Contract überlassen möchte, und

zwar fünf Tage wöchentlich entweder in der Plantage zu arbeiten, oder jede andere ihren Kräften angemessene Arbeit zu verrichten, nöthigenfalls auch den sechsten Tag in der Woche die Arbeit für ihren Brodherrn fortzusetzen, für welchen Tag jedoch eine verhältnißmäßige Vergütung in Geld bezahlt werden oder eine gleiche Anzahl von Tagen später wieder erlassen werden soll.

Dagegen verspricht Herr W. Lemonius den angeworbenen Familien:

a) die Nutzung eines kleinen Hauses zur Wohnung mit einem Stücke Feld- und Gartenland von mindestens ½ Acre (¾ Morgen) für jeden Kopf groß oder klein;

b) während des ersten Jahres folgende Lebensmittel:
wöchentlich für jeden Mann über 16 Jahr 2 Pfund frisches Fleisch, 2 Pfund Speck oder gesalzenes Schweinefleisch, 4 Pfund Brod, 1 Pfund Zucker, 1 Pfund Salz, 21 Pfund Yamswurzeln oder andere dort einheimische Gemüse und 1 Flasche Rum;
für jede Frauensperson und jeden Knaben über 12 und unter 16 Jahr 1½ Pfund frisches Fleisch, 1½ Pfund Speck, und das übrige in ähnlichen Verhältnissen mit Ausnahme des Rums, den bloß die Erwachsenen bekommen;
für jedes Kind unter 12 Jahr 1 Pfund frisches Fleisch u. s. w.

c) und folgenden wöchentlichen Lohn:
für jeden Mann über 16 Jahr 2 Schilling (16 ggr.);
für jede Frauensperson und jeden Knaben unter 16 Jahr 1½ Sch.;
für jedes Kind zwischen 8—12 Jahr 1 Sch.;
für jedes arbeitende Kind unter 8 Jahr verhältnißmäßig.

d) Während der folgenden vier Jahre bekommen die Ausgewanderten zwar keine Lebensmittel, jedoch folgenden erhöheten Lohn:
Vierteljährig
erste Classe: 39 Schilling (13 Rthl.);
zweite Classe: 30 Sch. (10 Rthl.);
dritte Classe: 18 Sch. (6 Rthl.);
vierte Classe in Verhältniß ihrer Fähigkeit.

e) In Krankheitsfällen wird den Kolonisten ärztliche Hülfe, Arzeneimittel und Krankenkost unentgeltlich zugesichert, jedoch während dieser Zeit kein Lohn.

f) Herr W. Lemonius bezahlt das Passagegeld von Bremen nach Jamaika und die Beköstigung während der Ueberfahrt, behält sich jedoch vor, falls die Regierung in Jamaika ihm seinen Vorschuß nicht ersetzen sollte, daß ihm dieser successive, während der fünf Dienstjahre aus dem Lohn der Colonisten durch Abzug ersetzt werde, welcher jedoch nicht über die Hälfte des Wochenlohns betragen darf.

g) Nach Ablauf der fünf Jahre hört die Verpflichtung der Colonisten, unter den vorstehenden Bedingungen zu arbeiten, auf; sie können, wenn sie sich gut halten, bei der alten Herrschaft bleiben, oder sich anderwärts versuchen.

Unterschrieben ist der Contract auf der rechten Seite von mehrbenanntem W. Lemonius, auf der linken aber von dem Anwerber J. Gudemann als Zeugen, und datirt von Bosseborn, dem Wohnorte des letzteren, aus.

(Schluß folgt.)

Aufforderung.

Mehrere Gegenden unseres Fürstenthums waren schon in den ältesten Zeiten Zeugen der größten und merkwürdigsten Begebenheiten. Hier am Teutoburger Walde war es, wo Hermann der Cherusker Fürst die römischen Legio-

nen vernichtete, und das Vaterland vom schmählichen Römer-Joche befreite. Auch die Heere des muthigen Wittekinds und Karls des Gr. kämpften hier für Freiheit und Glauben.

Es läßt sich wohl mit der größten Wahrscheinlichkeit annehmen, daß in diesen Gegenden sich manche auch für den Geschichtsforscher wichtige Ueberreste befinden werden, die aber bis jetzt noch im Schooße der Erde verborgen liegen, oder sich einzeln in den Händen solcher Menschen befinden, die nicht darauf achten, weil sie ihren Werth nicht kennen. Vieles ist auf diese Art ohne Zweifel verloren gegangen.

Für die deutsche Alterthumskunde möchte es daher nicht unwichtig seyn, das Einzelne zu sammeln, und weitere Nachforschungen anzustellen. Unsere Senne, die gewiß in vielen Gegenden sich noch in demselben Zustande befindet, in welchem sie vor 2000 Jahren war, verspricht wenigstens eine reiche Ausbeute germanischer Alterthümer. Es befinden sich nämlich in derselben eine große Menge sehr gut erhaltener Todtenhügel. Einige davon sind freilich schon angegraben; da dies aber nicht auf die rechte Art geschehen ist, so können auch diese noch immerhin treffliche Schätze enthalten. Weil aber solche Nachgrabungen für den Einzelnen zu kostspielig sind, so werden alle Kenner und Freunde der deutschen Alterthumskunde in unserm Lande hierdurch aufgefordert, sich zu diesem Zwecke, nach dem Beispiele anderer Länder, zu vereinigen. Am besten ließe sich wohl dieses Unternehmen mit dem naturwissenschaftlichen Institute in Detmold vereinigen. Die verehrten Stifter und Vorsteher dieser so nützlichen Anstalt mögen darüber entscheiden. Sollte dieser Vorschlag Beifall finden, so ließe auch bei einem guten und ernsten Willen das Werk sich ausführen. Das Erste würde alsdann seyn, eine zweckmäßige Einrichtung näher zu berathen und festzusetzen. Einsender dieses, der selbst eine nicht unbedeutende Sammlung sehr seltener römischer und germanischer Alterthümer besaß, die er durch häufige Nachgrabungen sich verschafft hatte, bietet jedem freundlich die Hand zur Ausführung des hier gemachten Vorschlags, und ist erbötig, da keine bestimmte Geschäfte ihn abhalten, die Nachgrabungen mit zu leiten, in so ferne seine Gesundheits-Umstände es ihm erlauben. Er erwartet hierüber einige Mittheilungen in diesem Magazin *).

— g.

Chronik des Tages.

Detmold. — Am 21. September ist der naturwissenschaftliche Verein für das Fürstenthum Lippe durch Abhaltung der ersten Generalversammlung, Annahme der entworfenen Statuten und Wahl eines Vorstandes für das erste Vereinsjahr aus dem bisherigen Provisorium herausgetreten und hat seine verfassungsmäßig geordnete Thätigkeit begonnen. Die Hoffnungen, welche in früheren Berichten über dieses neu ins Leben getretene Institut ausgesprochen wurden, scheinen sich immer entschiedener realisiren zu wollen. Zuvörderst ist dem Verein von Fürstl. Consistorium der Saal des Gymnasiums nebst einem anstoßenden Zimmer als Local für die aufzustellenden Sammlungen bereitwillig eingeräumt worden; sodann hat sich die Zahl der Mitglieder, welche anfangs etwa 40 betrug, beinahe schon verdreifacht, denn der Verein zählt deren bereits über 100; endlich ist aus einigen werthvollen Geschenken an Skeletten, Pflanzen, Insecten und aus einer beträchtlichen Anzahl

*) Gern wird die Redaction näheren Vorschlägen in Betreff des hier angeregten Gegenstandes die Spalten des Lipp. Magazins öffnen. Sie glaubt jedoch im voraus bemerken zu müssen, daß die dahin einschlagenden Unternehmungen mit dem naturwissenschaftlichen Verein für das Fürstenthum Lippe in Verbindung zu setzen unthunlich seyn dürfte, indem dies nicht ohne Aenderung der Statuten desselben geschehen könnte, welche ihre Schwierigkeiten haben würde, da sich von den zahlreichen Freunden, welche die Naturwissenschaften in allen Ständen haben, keineswegs ein gleiches Interesse für Gegenstände antiquarischer Forschung auch nur als Regel annehmen läßt. Es dürfte also nichts übrig bleiben, als für diese letzten einen besondern Verein zu stiften, was, da hier mit mäßigem Kostenaufwande Erfreuliches geleistet werden kann, nicht schwer ins Werk zu setzen seyn wird.

A. d. Red.

von den Eigenthümern im Local des Vereins vorläufig aufgestellter ausgestopfter Vögel einstweilen schon eine kleine Naturaliensammlung zusammengestellt, die sich durch mehrere bereits versprochene Gegenstände in Kurzem nicht unbeträchtlich erweitern wird. — In dem Entwurfe der Statuten, aus welchem in Nr. 14 des Lipp. Magazins einige Bestimmungen angeführt wurden, sind nur wenige Abänderungen gemacht worden, unter welchen die wesentlichste ist, daß an die Stelle eines aus drei Mitgliedern bestehenden Vorstandes eine leitende Behörde von 5 Mitgliedern getreten ist, von welchen jedoch der bequemeren Besorgung der laufenden Geschäfte wegen drei in Detmold wohnhaft seyn müssen. Auch ist beschlossen worden, daß das Amt eines Conservators der Sammlungen nicht ständig seyn, sondern der jedesmalige Vorstand eines seiner Mitglieder zu diesem Geschäfte vorschlagen und diese Wahl von der Gesellschaft ausdrücklich genehmigt werden soll. Der gegenwärtige Vorstand besteht aus den Herren Hofrath Dr. Piderit, Rath Falkmann (Director des Gymnasiums), Collaborator Weerth, sämmtlich in Detmold, Salinen-Inspector Brandes in Salzuflen und Forstcontroleur Rötteken in Pivitsheide. Conservator ist Herr Collaborator Weerth, die Rechnungsführung hat Hr. Advocat Barkhausen unentgeltlich übernommen. Dem Vorstande wurde aufgetragen, baldmöglichst ein Reglement über die Bedingungen, unter welchen, und die Stunden, in welchen den Vereinsmitgliedern und dem übrigen Publikum der Zutritt zu den Sammlungen gestattet werden kann, zu entwerfen. Da das Vereinsjahr nach den Statuten mit dem Monat Mai beginnt, und jedesmal in der ersten Hälfte desselben Monats eine Generalversammlung zum Behuf der Berichterstattung, Rechnungsabnahme und Vorsteherwahl gehalten werden soll, so hoffen wir schon nach Verlauf eines halben Jahrs den Lesern des Magazins abermals einige erfreuliche Details über die ersten Erwerbungen und ferneren Aussichten des Vereins mittheilen zu können.

Oerlinghausen. — Auf dem Altroggeschen Colonate Nr. 5. der Bauerschaft Bechterdissen sind am 16. Sept. drei Gebäude: eine Leibzucht, ein Schuppen und ein Kötterhaus mit ansehnlichen Getraidevorräthen abgebrannt. Drei Einlieger-Familien haben fast ihre sämmtliche Habe verloren, die eine selbst ihre Kuh, welche bei der schnellen Verbreitung des Feuers, ohngeachtet dasselbe gleich nach Mittag zum Ausbruch gekommen, und sofort Menschen zur Hülfe herbeigeeilt sind, nicht hat gerettet werden können.

Schötmar, 17. Sept. 1835. — In der letztvergangenen Nacht zwischen 12 und 1 Uhr ist auf dem Knollmannschen Colonate Nr. 12 der Bauerschaft Werl und Aspe, und zwar im Meierhause, Feuer ausgebrochen und hat sich schnell dem mit Stroh gedeckten Leibzuchtshause mitgetheilt, und in beiden — worin sich die dießjährigen eingescheuerten Feldfrüchte befanden, so schnell um sich gegriffen, daß demselben, was diese beiden Häuser anlangt, nicht Einhalt geschehen konnte.

Dagegen sind die auf dem Knollmannschen Colonate befindlichen Pferde-, Back- und Schweinehäuser — ungeachtet der daselbst heute Nacht herrschenden Gluthhitze und der herab regnenden Feuerfunken — durch fleißiges Begießen und Bespritzen mit Wasser vor dem Brande bewahrt.

Die in dem Meierhause vorhanden gewesenen Mobilien und Moventien sind fast sämmtlich durch das Feuer verzehrt, — unter andern 26 Kühe und 3 Pferde —, dagegen soll von den im Leibzuchtshause vorhanden gewesenen Mehreres gerettet seyn.

Ein Knecht und ein Mädchen wurden, als sie das Haus verließen, von dem herab fallenden brennenden Strohe bedeckt, und liegen schwer verwundet nieder.

Charade.

Drei Sylben.

Von Albions grünem Gestade
War jüngsthin die Erste entflohn;
Da folgte ein Prinz ihrem Pfade,
Der bot ihr die Letzten zum Lohn.

Kaum hatte sie hierin gewilligt,
Als schnell eine Wandlung entstand;
Was sie als die Letzten gebilligt,
Ward nur noch als Ganzes erkannt.

(Auflösung in № 28.)

Auflösung des Räthsels in № 26:

Buchstab.

Hierbei № 27. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 28.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 14. October 1835.

Die Inseln Norderney, Wangeroog und Helgoland.

Den Einen oder Andern der geehrten Leser des Magazins dürfte es vielleicht interessiren, etwas über die Seebäder der Nordsee zu lesen, daher erlaubt sich Einsender dieses, der kürzlich die Inseln Norderney, Wangeroog und Helgoland besucht hat, einige Bemerkungen darüber mitzutheilen. Bekanntlich liegen an der Nordküste von Ostfriesland und Jever, zwischen den Mündungen der Ems und Weser, eine Reihe von Inseln, welche die von Nordholland hieher reichenden fortsetzen und, wie wohl nicht zu bezweifeln ist, in frühern Zeiten mit dem Festlande verbunden waren. Von jenen ist eine der westlichen Norderney und gehört zu Ostfriesland, also Hannover, die östliche aber, Wangeroog, ist oldenburgisch. Jene liegt etwa der Stadt Norden, diese Jever gegenüber.

Kommt man, um Norderney zu besuchen, von der Stadt Norden her, so hat man noch ½ Stunde bis an den großen Norddeich, auf dessen Höhe man zuerst das Meer erblickt und die Insel selbst, welche sich nicht übel darstellt, weil im Osten auf derselben mehrere mächtige Sanddünen liegen, die über die niedrigern mit Grasbüschen bewachsenen, selbst von aller Vegetation entblößt, in der Sonne wie Schneeberge glänzend hervorstrahlen. An jenem Deiche hält das täglich von der Insel kommende Schiff, um die Fremden überzufahren. Man kann aber auch zu Wagen hinkommen, da während der Ebbe das sogenannte Watt (die Gegend zwischen der Insel und dem Festlande) trocken wird. Nähert sich das Schiff dem Ankerplatze, so sieht man mehrere mit Pferden bespannte Wagen in die See fahren, um die Passagiere abzuholen, die alsdann am Eingange des Dorfs mit Musik empfangen werden. Das auf der Westseite der Insel gelegene Dorf besteht aus 185 Häusern, die zwar meist nur Ein Stockwerk enthalten, aber alle von Ziegelsteinen gebaut, reinlich und zur Aufnahme von Gästen bequem eingerichtet sind. Sie liegen ziemlich regelmäßig neben einander, so daß sie einigermaßen Straßen bilden, die wegen des vielen Sandes für die Fußgänger einen Ziegelsteinweg haben. In der Nähe des Landungsplatzes steht ein großes herrschaftliches Gebäude, Konversationshaus genannt, worin sich unter an-

dern zwei große Säle, ein Billard-, ein Spiel- und ein Lesezimmer mit einer kleinen Bibliothek befinden; vor demselben ist ein geräumiger Rasenplatz und umher ein Bosquet von Erlen und Weiden mit Spaziergängen. Uebrigens ist die Vegetation sehr dürftig, alle Sträucher vertrocknen in einer gewissen Höhe, selbst jene Erlen und Weiden. Bei den meisten Häusern sieht man kleine Gärten, so daß das Dorf im Ganzen recht freundlich erscheint.

Um nun vom Baden selbst zu reden, so geschieht dies am Weststrande, wo für Herren und Damen zwei abgesonderte Plätze ausgewählt sind. Hier stehen die Badekutschen, d. h. hölzerne, innen mit Bänken und Spiegel versehene, außen vermittelst Räder bewegliche Zimmer. Hat man sich darinnen entkleidet, so steigt man auf einer daran befindlichen Treppe in die See, bleibt einige Minuten, drei, fünf, höchstens zehn, im Wasser und eilt wieder in die Kutsche zum Anziehn. Darnach zieht man eine Schelle, springt dem herbeigeeilten Badeknechte auf den Nacken und wird aus der See wieder auf den trocknen Strand getragen. So ist das Bad, das Hauptgeschäft, in kurzer Zeit beendigt. Man badet nur mit der Flut, und zwar in den drei letzten Stunden derselben, wo zum Zeichen eine rothe Flagge aufgezogen wird, wie die Flut jedesmal einfällt, Morgens schon um 5 Uhr, am folgenden Tage eine Stunde später und so fort, da sie täglich um 50 Minuten später eintritt. Scheint dem in See-Tretenden auch anfangs das Wasser kalt zu seyn, so wird er doch nach Einem Wellenschlage, oder sobald der ganze Körper vom Wasser bespühlt worden, mit einer angenehmen Wärme erfüllt, die lange anhält, wenn das Bad überhaupt bekommt. Bleibt man aber zu lange darin, so empfindet man Frost und andre Unannehmlichkeiten. Unfreundliches Wetter inkommodirt übrigens wenig, im Gegentheil ist das Baden am geeignetsten bei

West- und Nordwestwind, weil alsdann der erwärmende Wellenschlag am stärksten ist. Auch spürt man überhaupt das Unangenehme der Witterung bei der Seeluft nicht so sehr. Besonders wohlthätig ist es am Strande zu lustwandeln; dies geschieht gewöhnlich zur Zeit der Ebbe, wo das Wasser weithin abgeflossen ist, und der Sand am Weststrande gleich nach Abfluß desselben so hart wird, daß man darauf wie auf Marmorplatten einhergeht. Zugleich kann man die zurückgebliebenen Quellen, Seesterne und Muscheln betrachten. Die Insel selbst ist etwa 1½ Stunden lang, und will man ganz herum gehn, so braucht man gegen 4 Stunden. In den Dünen hausen Kaninchen und Seevögel. Die Insulaner beschäftigen sich mit Schiffahrt und Fischfang, aber die Kinder lassen tagtäglich ihre Drachen fliegen, machen sich kleine Schiffe von Holz oder Papier und bauen Städte im Sande am Meere.

Ohngefähr 12 Stunden ostwärts von Norderney liegt Wangeroog entfernt, wohin man von jener Insel in 3 Stunden zu Schiffe gelangen kann, doch muß man sich bei widrigem Winde darauf gefaßt machen, auch wohl 15 Stunden zu schiffen, wie es dem Verfasser dieses wiederfuhr. Von der gegenüber liegenden jeverschen Küste ist sie 3 Stunden entfernt, die man bei gutem Winde in 2 Stunden zurücklegt. Zu Wagen kann man nicht hinfahren, da das Wasser im Watt hier nicht ganz abläuft. Diese Insel hat einen 200 Fuß hohen Kirchthurm, (ganz eigentlich zu nehmen, da die Kirche sich in dem Thurme selbst befindet) um welchen sich die 50 Häuser des Dorfs ganz freundlich hingestellt haben, auch einen 100 Fuß hohen Leuchtthurm mit zwölf durch ein Uhrwerk sich langsam im Kreise umdrehenden Lampen, und eine Saline. Wangeroog ist nur 1 Stunde lang von West nach Osten und noch keine Viertelstunde breit von Nord nach Süd, also kleiner als Norder-

ney, aber dennoch hat sie ein großes Konversationshaus und zwei geräumige, schön eingerichtete Logierhäuser mit eleganten Zimmern und Geräthschaften und vorzüglichen Betten, und bei jenem einen zwar kleinen, aber mit Geschmack angelegten parkartigen Garten. Das Leben der Badegäste und das Baden selbst ist hier im Allgemeinen wie zu Norderney. Zwar wird wohl behauptet, der Strand eigne sich in Wangeroog nicht zum Spatzierengehen; dies ist jedoch nicht so, sondern er wird auch hier bei der Ebbezeit eben so hart und glatt wie zu Norderney, zwar nicht um die ganze Insel herum, allein das ist auch dort nicht der Fall. Nur ist zu bemerken, daß er in Wangeroog flacher zur See geht, als in Norderney, daher muß der Badende dort zwar bei ruhigem Wasser weiter hineingehn, als auf letztgenannter Insel, aber dafür ist auch auf Wangeroog gar keine Gefahr zu besorgen, wie sie auf Norderney für den Nichtschwimmer immer vorhanden ist. Was man aber ebenfalls auf der hannöverschen Insel vorgiebt, daß auf dem oldenburgischen Eilande der Wellenschlag schwächer sey als dort, so hat Verf. dieses dasselbe nicht bestätigt gefunden, sondern kann versichern, daß die Wellen bei West- und Nordwestwinde eben so hoch gingen, wie zu Norderney, daß aber bei Ostwinde oder Windstille die Wellen auf beiden Inseln unbedeutend waren. Was ferner das Leben der Badegäste anlangt, so herrschte auf Wangeroog mehr Geselligkeit, indem das Konversationshaus zahlreicher besucht wurde, die hinsichtlich der Speisen vorzügliche Mittagstafel mit einer in Verhältniß größern Menge von Gästen besetzt war, und sich zu den abendlichen Theegesellschaften mehr Theilnehmer einfanden. Große Verdienste erwirbt sich in dieser Hinsicht die Frau Geheime Hofräthin Westing, welche den Wirthschaftsangelegenheiten vorsteht und diese mit der größten Umsicht und Thätigkeit besorgt und ordnet, wie

sie auch den eintreffenden Fremden freundlichst entgegen kommt, ihnen für ihr Unterkommen Rath und Anweisung ertheilt und auch den bei den dortigen Insulanern wohnenden Gästen gern behülflich zu seyn sich bemüht, wie ihr jeder Besuchende nachrühmen wird.

Im Ganzen genommen ist der Aufenthalt auf beiden Inseln nicht gar theuer zu nennen, zumal wenn man bedenkt, daß die Lebensmittel fast alle vom Festlande, zum Theil von Bremen geholt werden, wenigstens kommt er kaum so hoch wie zu Pyrmont, und auf Wangeroog weniger hoch als auf Norderney. Für den Mittagstisch zahlt man an der Tafel zu Norderney 16 ggr., zu Wangeroog 12 ggr., für das einzelne Bad dort 6 ggr., hier 4 ggr., ein einzelnes Zimmer kann man wöchentlich zu 2 bis 4 Rthl. haben. Alles hat seine von der Behörde festgesetzten Preise.

Ganz anders als jene beiden Eilande ist die brittische 6 Meilen weiter nordwärts von Wangeroog gelegene Insel Helgoland beschaffen; denn sie besteht nicht aus Sanddünen, sondern ragt als ein von allen Seiten schroff abgeschnittener Felsen gegen 200 Fuß aus den Meereswellen hervor, und hat kaum ½ Stunde in die Länge und Breite. Dennoch liegt eine große Stadt darauf mit mehr als 400 Häusern, worunter manche aus mehreren Stockwerken bestehen und ein hübsches Aeußere zeigen. Man bemerkt bald, daß hier Wohlhabenheit herrscht. Ohngefähr 100 Schritte von der Stadt steht der Leuchtthurm, von dessen Spitze des Nachts 24 Lampen ein hellfunkelndes Sternenlicht verbreiten. Die Oberfläche des Felsen, den man auf einer bequemen hölzernen Treppe von 195 Stufen ersteigt, ist nicht unfruchtbar, sondern als Garten- und Ackerland bebaut, aber ganz von Bäumen entblößt, so daß man im Sommer nicht wenig von der Sonne leidet. Zum Baden hat Helgoland selbst keine Stelle, aber da-

für liegt etwa ½ Stunde davon entfernt eine kleine Sandinsel, auf welcher die Badekutschen stehn, und wohin man also jedesmal zum Baden überschiffen muß. Es ist nicht zu läugnen, daß das Leben auf Helgoland sehr einförmig ist man sitzt auf dem Felsen wie in einer Festung eingeschlossen, und schaut ringsum nur auf das weite unfruchtbare Meer. Dazu kam noch, daß sich die Badegäste, deren Anzahl nicht groß war, sehr isolirten. Am Ende Juli waren hier noch keine 100, während aus Norderney 500, und aus Wangeroog 500 eingeschrieben waren.

— s.

Ueber die in einem Theile unsers Landes beginnenden Auswanderungen nach Jamaika.

(Schluß.)

Betrachten wir diesen Contract nunmehr hinsichtlich seiner rechtlichen Form, so will uns fast bedünken, daß er aller Sicherheit für die Colonisten ermangelt, da er zwar mit dem Namen Lemonius unterschrieben ist, es aber durchaus zweifelhaft bleibt, ob wirklich ein Hauptmann Lemonius auf Jamaika existirt, oder, wenn dies vorausgesetzt werden darf, ob nicht sein Name von einem Dritten gemißbraucht ist. Jedenfalls wäre sehr zu wünschen, daß die Regierung von Jamaika die Aechtheit der Unterschrift bescheinigt und sich für die Erfüllung der Bedingungen verbürgt hätte; denn wenn auch aus Zeitungsnachrichten bekannt ist, daß sie wirklich, nachdem die Einfuhr neuer Negersklaven verboten und die alten in Freiheit gesetzt sind, die nöthigen Arbeiter aus Europa zu beziehen wünscht und bereits aus Irland Colonisten erhalten hat; so bieten doch die bloßen Unterschriften „Lemonius" und „Gudemann" den Eingewanderten zu wenige Sicherheit dar, und es steht, so unwahrscheinlich es seyn mag, noch immerhin zu befürchten, daß sie sich bei ihrer Ankunft den schmählichsten Bedingungen der Pflanzer unterwerfen müssen, um nur ihr Leben zu fristen. Oder glauben sie von Jamaika aus dem Israeliten Gudemann mit Erfolg den Proceß machen zu können; sie, hunderte von Meilen von dem Aufenthalte desselben entfernt und ohne alle Hülfsmittel zur Bestreitung der bedeutenden Kosten, die eine so schwierige Untersuchung erfordert?

Eben so wenig will uns die Art und Weise der Contractertheilung durch Herrn Gudemann gefallen. Ein schlimmes Vorurtheil (sey es immerhin Vorurtheil!) erregt schon der Israelit, dem man ein geringeres Interesse für das Wohl der Menschheit, als für seinen eigenen Geldbeutel beizumessen geneigt ist; und dieses Mißtrauen vermehrt sich, wenn man vernimmt, daß er sich bei Verabreichung des Contracts von jedem auswandernden Kopfe 5 Rthl., von einer Familie also, die aus Mann und Frau und drei Kindern besteht, 15 Rthl. entrichten läßt. Freilich soll er dafür von Hameln aus die Sachen der Colonisten zu Wasser nach Bremen schaffen wollen; aber selbst wenn er dies Versprechen erfüllt, sind die Spesen für das Wenige, was arme Leute mitnehmen können, ein wenig gar zu stark. Bedenkt man endlich noch, daß dieses von den Auswanderern zu entrichtende Contractgeld nur ein kleiner Nebengewinn für ihn ist, indem er von den Jamaikanern und deren Bevollmächtigten für jede Seele, die er einliefert, einen bedeutenden Preis erhält; so erklärt sich hieraus der Eifer, mit welchem er an unseren Gränzen anwirbt, und dem es bereits gelungen ist, allein in Blomberg sieben Familien (vielleicht ist in diesem Augenblicke die Zahl derselben schon größer) den famösen Contract in die Hände zu spielen. Einer gleichen Anzahl

scheint er ihn nur bis zum Empfange der 3 Rthl. pr. Kopf vorzuenthalten, und welche Acquisitionen er außerdem im Amte Schwalenberg gemacht hat, kann ich nicht mit Zuverlässigkeit bestimmen. Vermuthlich sind sie nicht unbedeutend, denn an allerlei Vorspiegelungen wird es schwerlich gefehlt haben, da die Gewinnsucht die Mutter vieler Künste ist. — Kann man unter solchen Umständen aber die Auswanderung noch eine freiwillige und wohlüberlegte nennen, und sollten — wenn es unmöglich ist, zum Besten hiesiger Auswanderer mit der Regierung von Jamaika in unmittelbare Unterhandlungen zu treten — die Contracte nicht wenigstens nur unter den Augen der Obrigkeit, die dann zum mindesten Gelegenheit hätte, weise abzurathen, geschlossen werden dürfen?

Aber auch gesetzt, Herr Gudemann sowohl, als Herr Lemonius, handelten auf die uneigennützigste Weise von der Welt, und die Bedingungen des vor uns liegenden Contractes würden auf das gewissenhafteste erfüllt: so sind doch diese Bedingungen selbst der Art, daß wir jedem, der sie zu unterschreiben im Begriff ist, zurufen möchten: Verstehest du auch, was du liesest? Weißt du auch, was du thust? — Der Colonisationsplan im Ganzen scheint freilich ziemlich liberal. Das erste Jahr über werden den Ausgewanderten Lebensmittel gereicht, in den folgenden Jahren bedürfen sie derselben aber nicht mehr, denn da sie den sechsten Wochentag zur Bebauung ihres eigenen Ackers frei hatten und fernerhin frei haben, können sie sich schon hinlänglich eingerichtet haben, fortan ihr eigenes Gemüse bauen, von dem erübrigten Lohne sich allmälig das fehlende Vieh und dergl. anschaffen, ja, am Ende der fünf Jahre sich vielleicht ein kleines Grundeigenthum erwerben. Nun aber kommen auf der einen Seite solche beschränkende Clauseln dazwischen, und auf der anderen Seite fehlt es so völlig an sichernden

Nebenbestimmungen, daß von allen Vortheilen, die der Contract zu bieten scheint, fast gar nichts übrig bleibt.

Ueber die versprochene Quantität der Lebensmittel, so unzureichend für einen westphälischen Magen sie scheinen könnte, will ich nicht klagen, denn Mäßigkeit im Essen und Trinken thut zwischen den Wendekreisen Noth, und das Brodkorn, welches meist aus Nordamerika, und das Fleisch, welches eingesalzen größtentheils aus Europa herübergeschifft wird, steht ziemlich hoch im Preise, und wird dies wol so lange währen, bis die angepflanzten Brodbäume mehr herangewachsen sind.

Eben so wenig scheint mir die Größe des angewiesenen Ackers, welcher fast durchgängig höchst fruchtbar zu seyn pflegt, ungenügend; nur fragt es sich, ob das Grundstück nahe an die Hütte gränzen wird, widrigenfalls es, wo nicht allen, doch einen großen Theil seines Werthes verliert. Ueber einen für Colonisten, die nur über wenige Stunden disponiren können, so wichtigen Punct, hätte sich der Contract billiger Maaßen erklären sollen. — Was den bewilligten Geldlohn anlangt, so steht er offenbar in keinem Verhältniß zu der Wohlhabenheit der Insel und ihrem Mangel an Arbeitern, denn er übertrifft eben nicht den hier zu Lande gewöhnlichen Tagelohn; doch erwägend, daß es dort für die Gesunden keine verdienstlose Tage giebt, und daß selbst die Kinder schon das Ihrige erwerben können, lassen wir diese Bestimmung passiren.

Ungleich bedenklicher ist dagegen die Bedingung, daß die Colonisten nöthigenfalls auch den sechsten Werktag für den Brodherrn arbeiten sollen. Wenn dieses nöthigenfalls sich bloß auf die Zeit der Zuckererndte bezieht, wo das geschnittene Rohr schnell ausgepreßt werden muß, wenn es nicht sofort in eine nur der Rumdestillation günstige Gährung übergehen soll, und

wo also viele thätige Hände erfordert werden; so kann der billig Denkende nichts dagegen einwenden. Da dieses aber nicht besonders bemerkt worden ist, so bleibt es der Willkühr des Brodherrn verstattet, unter nöthigen Geschäften alle diejenigen zu verstehen, welche er gerade abzuthun wünscht. Bekanntlich sind dies nun aber hauptsächlich Ackergeschäfte, die ihre bestimmte Zeit, wo sie verrichtet werden müssen, haben, und deshalb nützt es dem Tagelöhner nichts, daß ihm andere Tage, vielleicht in der Regenzeit, dafür erlassen werden, da er sie zur Bearbeitung seines eigenen Ackers nun nicht mehr verwenden kann. Oder glaubt er vielleicht, die Feierabende dazu benutzen zu können, wie er im deutschen Vaterlande wohl zu thun pflegte? Da würde er sich gewaltig irren. Nur zwölf Stunden währt in den Tropenländern der Tag, und wo hat er in seinem Contracte eine Bürgschaft dafür, daß er nicht diese zwölf Stunden fortwährend für seinen Brodherrn arbeiten muß, ganz wie vormals die Sklaven, welche bei Anbruch des Tages auf den gebietenden Ruf der geblasenen Muschel an ihre Arbeit marschirten, um zwölf Uhr, wo es gewöhnlich regnet, zum Heimmarsch beordert wurden und sich von zwei Uhr bis Sonnenuntergang wieder auf dem Felde beschäftigen mußten? Und selbst gesetzt, was aber eben so zweifelhaft als menschlich ist, gesetzt, man verlangte nur achtstündige Arbeit von den neuen europäischen Landbauern, so würde doch eine fortgesetzte Thätigkeit zur Bearbeitung des eigenen Ackers unter jenem drückend heißen Himmelsstriche die traurigsten Folgen, Lähmung aller Kräfte und baldigen Tod, unfehlbar nach sich ziehen.

Endlich übernimmt Herr Lemonius die Transportkosten von Bremen bis Jamaika, aber der Colonist soll sie ihm zurückzahlen, wenn die Regierung ihm seinen Vorschuß nicht ersetzen möchte. Ein bedenkliches Wenn! Oder sollte

Herr Lemonius über den desfallsigen Beschluß seiner Regierung noch im Ungewissen seyn? Warum hat er sie denn nicht darum befragt? Fürchtete er etwa eine verneinende Antwort? Hat man also Ursache, die Absicht der britischen Regierung von Jamaika, dem Herrn Lemonius seinen Vorschuß zu ersetzen, in Zweifel zu ziehn, und müssen die europäischen Colonisten die Kosten ihres Transportes, die nicht einmal im Contracte fest bestimmt sind und also immer nach Belieben angesetzt werden können, selbst abverdienen; so kann ihnen auch nur so viel übrig bleiben, ihre nächsten Bedürfnisse zu bestreiten, und sie sehen das Ziel, sich allmälig ein freies Grundeigenthum zu erwerben, um einige Jahre ferner gerückt. Was sage ich? Um einige Jahre? Nein, wer steht ihnen dafür, daß sie jemals dieses Ziel erreichen? Das Ackerland ist in den Händen weniger reicher Pflanzer, und diesen wird nicht daran gelegen seyn, daß neben ihnen andere freie Eigenthümer aufkommen. Sie wünschen nur Arbeiter, die ihnen die freigelassenen und seitdem etwas widerspenstigen Negersklaven ersetzen und von ihnen so abhängig als möglich sind, werden also den Eingewanderten die Erwerbung eines freien Grundeigenthumes nach Kräften erschweren. Ist dieses aber der Fall, — und wäre es nicht, warum verspricht man den Colonisten nicht, ihnen für einen gewissen Preis die Hütte sammt dem Acker zu überlassen? — so fällt auch der einzige vernünftige Grund weg, der einen Europäer bewegen könnte, sein Vaterland mit Jamaika zu vertauschen, und wenn sich ihm nicht bessere Aussichten darbieten, thut er am besten, im Lande zu bleiben und sich ferner, was nicht unmöglich seyn wird, redlich zu nähren.

Darum, geliebter Landsmann, der du vielleicht im Begriff bist, den hier beleuchteten Contract zu unterschreiben, besinne dich ja, was du thust! Warum wanderst du aus? Gewiß nicht

um zu faullenzen; denn arbeiten mußt du auch dort, und glaube mir, unter saurerem Schweiß, als hier. Aber deine Umstände möchtest du verbessern, ein freies Eigenthum dir erwerben. Sollte dir das nicht auch hier bei anhaltendem Fleiße gelingen? Und wenn du daran zweifelst, o so warte doch erst ab, ob du nicht zuverlässigere, vortheilhaftere Bedingungen erhältst; denn unter den gegenwärtigen wirst du vermuthlich in größere Abhängigkeit gerathen, als die ist, in der du dich jetzt befindest. Und wer soll dich trösten, wenn du dich dort unter den glühenden Strahlen der Sonne bei ungewohnter Arbeit und Nahrung unglücklich fühlst? Etwa der hartherzige Pflanzer, der schon lange an menschlichen Jammer gewöhnt ist? Oder der schwarze Sohn Afrika's, der mit Verachtung auf dich blickt, weil du in eine Knechtschaft eilst, die ihm unerträglich war? Zwar nimmst du Frau und Kinder mit, aber werden dir diese nicht statt des Trostes vielleicht gar Vorwürfe geben? Zwar überall ist Gottes Himmel, aber nicht überall Diener und Ausleger seines beseligenden Wortes. Darum noch einmal, übereile nichts, und ziehe, wie Abraham, nur dann in ein fremdes Land, wenn Gott es dir zeigt, d. h. wenn du nach brünstigem Gebet und reiflichem Nachdenken die feste Ueberzeugung gewonnen hast: Dort werde ich und die Meinigen glücklich seyn!

B.....

Den Anschluß des Fürstenthums Lippe an den deutschen Zollverein betreffend.

Der Aufsatz in Nr. 24 und 25 des Magazins über den Anschluß an den deutschen Zollverband veranlaßt mich, einige in demselben aufgestellte Behauptungen zu beleuchten; denn

die Sache selbst in allen ihren Beziehungen zu prüfen, dazu möchte in diesen Blättern wohl nicht Raum genug seyn, und glaube ich überdem jeden, der über diesen wichtigen Gegenstand gründliche Belehrung zu haben wünscht, auf die bekannten Schriften, insbesondere die des Staatsraths Nebenius, verweisen zu dürfen.

Hier soll demnach nur von einigen materiellen Interessen unsres speciellen Vaterlandes die Rede seyn. Der Herr Verfasser jenes Aufsatzes hat mit Recht die Linnen-Fabrication als unsre bedeutendste Erwerbsquelle dargestellt. Er beschäftigt sich aber vorzüglich mit der feinern unter dem Namen Bielefelder Leinwand bekannten Sorte, und fertigt die gröbern, s. g. Leggelinnen, mit der Bemerkung ab, daß diese ihren Markt in Bremen und Hamburg finden, für Preußen nicht berechnet seyen, und wegen des mindern Geldwerths weniger in Betracht kommen könnten. Was nun insbesondere diesen letzten Punct betrifft, so mag freilich für jetzt der Werth der auf der Lemgoer Legge verkauften Linnen sich auf nicht mehr als 150,000 Rthl. belaufen; allein es ist eine bekannte Thatsache, daß in frühern Zeiten, wo noch keine Zollinien dem Handel und den Gewerben Fesseln anlegten, die Fabrication jener Linnen vielleicht dreimal so stark war als jetzt, indem ein einzelnes| Handelshaus mehr kaufte, als jetzt überhaupt fabricirt wird. Freilich ist an dem verminderten Absatz nicht das Preußische Zollsystem allein Schuld, allein es ist doch eine ganz natürliche Frage, ob die jetzigen Absatzörter für die groben Linnen genügen, und ob wir nicht unser Augenmerk auf andre richten müssen. Bisher war Bremen fast der einzige Handelsplatz für dieselben und wird es auch bleiben, da die Versendungen nach Hamburg und Flensburg bis jetzt nur in einzelnen Aufträgen bestanden haben. Der Handel nach Bremen ist fast blos für die Bedürfnisse der Colonieen berechnet und muß

deshalb durch die Hände von Commissionairen gehen, da an einen directen Verkehr hiesiger Kaufleute mit jenen nicht wohl zu denken ist. Wenn nun diese nicht im Stande sind, in Bremen ihr eigenes mit großen Kosten verbundenes Lager zu halten und günstige Preise abzuwarten, so sind sie gezwungen ihr Linnen in Commission zu geben und zu erwarten, welche Preise den Bremern dafür zu bezahlen belieben wird. Der größte Theil des Gewinns geht nun aber durch die vielfachen Gebühren verloren, da diese sich in der Regel auf 5 pc. vom Werthe belaufen, und ist es daher begreiflich, wenn die hiesigen Kaufleute oft über den geringen Vortheil sich beklagen, welcher mit dieser Art des Handels verknüpft ist. Es muß folglich der Wunsch aller Linnenhändler seyn, sich von diesen Fesseln zu befreien und Wege zu finden, auf denen sie mit den Consumenten in directe Verbindung kommen.

Wenn nun der Verfasser des erwähnten Aufsatzes behauptet, unser Leggelinnen sey für Preußen nicht berechnet, so ist dies in mehrfacher Beziehung ungegründet. Denn wenn auch die gröbern Sorten vorzugsweise für die Colonieen bestimmt sind, so hat sich doch seit Errichtung der Lemgoer Legge die Fabrication des Linnens so bedeutend verbessert, daß der hiesige Weber die Concurrenz mit dem Osnabrücker nicht mehr zu scheuen braucht. Grade für unsre bessern Sorten bieten nun aber die Rheinprovinzen einen sehr günstigen Markt dar, indem die von Sachverständigen eingezogenen Erkundigungen ergeben haben, daß dort zur eigenen Consumtion und zum Absatz nach Belgien zu guten Preisen mehr Linnen verkauft werden

kann, als unser Land jetzt hervorbringt. Nur der Anschluß an den deutschen Zollverband kann diesen Verkehr eröffnen und es verhüten, daß dieser für einen großen Theil des Landes so wichtige Industriezweig nicht noch mehr herabsinke. Bei dem niedrigen Stande der Kornpreise muß man aber wünschen, daß der Flachsbau einen neuen Aufschwung erhalte.

Auch der Absatz der groben grauen Linnen, welche in den benachbarten Preußischen Provinzen sehr begehrt werden, kann nur, wie bekannt ist, dadurch möglich gemacht werden, daß man dieselben als zur Bleiche bestimmt, declarirt. Es ist aber nicht zu verbürgen, daß nicht dieser Weg durch Einführung einer scharfen Controle uns versperrt werde.

(Schluß folgt.)

Palindrom.

Kurz ist das Wort und Erquickung den Augen ist was es bedeutet;
Rückwärts lies es und Tod steht und Verwesung vor dir.
Doch ob wie Leben und Tod das Vorwärts und Rückwärts sich scheiden,
Eine geweihete Statt hat sie in Eintracht gesellt,
Jener gesegnete Acker, wo unter dem grünenden Vorwärts
Gottgesäete Saat bergend das Rückwärts verwes't.

(Auflösung in № 29.)

Auflösung des Räthsels in № 27:
Mißheirath.

Hierbei № 28. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

1835. Anzeiger № 29.
zum
Lippischen Magazin.

Anzeige.

Dem geehrten Publicum widmen wir hiedurch die ergebenste Anzeige, daß in diesen Tagen die Eröffnung unseres neuen Etablissements zu Detmold erfolgt ist.

Wir haben dasselbe mit einem vollständigen Sortiment der besten neuen und guter alter Bücher, so wie mit einer wohleingerichteten, mit den modernsten und geschmackvollsten Typen und einer neuen eisernen englischen Stanhope-Presse versehenen typographischen Officin ausgestattet, demnach gewiß Alles gethan, um billigen Ansprüchen zu genügen.

Bestellungen auf Bücher und Zeitschriften, welche, was namentlich Subscriptionen und Abonnements auf Journale betrifft, wir uns möglichst rasch und nicht zu spät im Jahre erbitten, so wie Aufträge hinsichtlich größerer oder kleinerer Drucksachen können fortan eben sowohl auf unserem Comptoir zu Lemgo wie auf dem zu Detmold abgegeben werden; hier wie dort sollen dieselben gleich gut und prompt besorgt werden. Auch stellen wir es durchaus in das Belieben des Publicums, etwaige Zahlungen künftig entweder an das Lemgoer oder Detmolder Geschäft zu leisten, da unser Detmolder Geschäftsführer vollgültige Quitung zu leisten von uns beauftragt ist.

Mit dem Ersuchen an die geehrten Bewohner Detmolds und der Umgegend, dem neuen Institute ihre wohlwollende und für den Anfang auch ihre nachsichtsvolle Theilnahme zuwenden zu wollen, verbinden wir das Versprechen, daß von uns Alles, was in unseren Kräften steht, geschehen werde, altes Wohlwollen uns zu erhalten, neu uns zugewandtes aber zu verdienen.

Lemgo und Detmold im October 1835.

Meyersche Hof-Buchhandlung.

Detmold. Einem geehrten Publikum mache ich hierdurch die ergebene Anzeige, daß ich mich in hiesiger Stadt als Knopfmacher etablirt habe; zugleich bemerke ich, daß ich außer Knöpfen, auch alle mögliche Arten von Quasten, Schnüren und Frangen verfertige, wie auch von Haaren Uhr-Schnüre, Ringflechten, Ohr-Klöckchen, Kreuzer, Arm- und Uhrbänder und dergleichen Arbeiten mehr.

Jedem, der mich mit Aufträgen dieser Art beehrt, verspreche ich eine möglichst billige und prompte Bedienung.

Meine Wohnung ist bei Herrn Schneidermeister Hanke auf der langen Straße.

Detmold den 15ten Octbr. 1835.

Johann Friedrich Rauter.

Empfehlungswerthe Schriften für Hausfrauen!

Bei Heinrich Franke in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen (Lemgo und Detmold in der Meyerschen Hofbuchhandlung) zu haben:

Die wohlerfahrene Kunstbäckerin

oder Anweisung, allerhand Torten, Gebackenes, Pasteten und Conditereiwaaren zu verfertigen. Nebst einem deutlichen Unterrichte, wie man die vorzüglichsten Früchte einmachen und trocknen soll, v. H. L. S. Dritte Auflage. Preis geheftet 6 ggr.

Allen Hausfrauen können wir vorstehendes Werkchen wegen seiner Gründlichkeit und Mannichfaltigkeit, mit welcher die feinere Kochkunst hier behandelt wird, ganz besonders empfehlen. Eine jede Hausfrau, die noch nicht die dazu nöthigen Erfahrungen besitzt, findet darin eine treffliche höchst nützlich bewährte Anweisung, wofür auch schon die rasch auf einander erschienenen Auflagen Bürge sind.

Taschenwörterbuch für angehende junge Hausfrauen, zur Selbsterlernung und Ausübung der einfachen bürgerlichen Kochkunst

oder Vorschriften zu sehr vielen einfachen und wohlschmeckenden Speisen, von Caroline Otto. Mit einem Titelkupfer. Preis in eleganten Umschlag geheftet 12 ggr.

Viel giebt's der Kochbücher, doch eins nur, das seines Inhalts-Umfang ganz erfüllen kann. So wird jede sachverständige Hausfrau urtheilen, wenn sie den reichhaltigen Inhalt dieses praktisch brauchbaren und höchst empfehlenswerthen Werkes unbefangen prüft. Das Publikum hat bereits durch die günstige Aufnahme desselben und die häufigen Nachfragen nach demselben, dasselbe vortheilhaft vor allen andern ähnlichen Werken ausgezeichnet.

Angehenden Hausfrauen kann kein treuerer Führer für die Küche empfohlen werden, denn er lehrt bei Sparsamkeit in der Haushaltung, die feinsten und wohlschmeckendensten Speisen zu bereiten. Auch Landwirthinnen kann dieses Kochbuch seiner deutlichen und faßlichen Sprache wegen vorzüglich empfohlen werden.

Bei uns ist zu haben:

Volks-Kalender, deutscher, für das Schalt-Jahr 1836, herausgegeben von Gubitz. Mit 120 Holzschnitten. geh. 10 ggr.

Von Taschenbüchern auf das Jahr 1836 sind ferner bei uns angekommen:

Vielliebchen. Historisch-romantisches Taschenbuch für 1836 von A. v. Tromlitz. 9r Jahrgang mit 8 Stahlstichen. 2 Rthl. 8 ggr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele, herausgegeben von F. W. Gubitz. Funfzehnter Jahrgang, für 1836. 1 Rthl. 16 ggr.

Frauenlob. Taschenbuch für das Jahr 1836. Mit 6 Kupferstichen. 2r Jahrgang. Wien. 1 Rthl. 16 ggr.

Vesta. Taschenbuch für das Jahr 1836. Mit 7 Kupfern und Stahlstichen. 6r Jahrgang. Wien. 2 Rthl. 20 ggr.

Jahrbuch, genealogisch-geschichtlich-statistisches, für 1836, herausgegeben von F. A. Rüder. Neue Folge. 1r Jahrgang 16 ggr.

Nachricht!

Von Okens Naturgeschichte ist von uns das 22te Heft und

von Heeren und Ukert Geschichte der europäischen Staaten die 10e und 11e Lieferung an die resp. Subscribenten versandt.

Meyersche Hofbuchhandlung.

№ 30.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 28. October 1835.

Vom Hexen-Processe vor den Gerichten im Umfange der ehemaligen Grafschaft, des jetzigen Fürstenthums, Lippe.

Nr. 1.

Die Wasserprobe oder das Hexenbad.

(Schluß.)

Das Hexenbad, von dessen Einführung beim Magistrat zu Lemgo wir so eben das Zeugniß des Professors Scribonius vernommen haben, erhielt sich bei dieser Criminalgerichtsbehörde, so weit der Einsender darüber Nachricht ermittelt hat, im ganzen Verlaufe der dasigen Hexen-Processe.

Die zahlreich im Lemgoischen Stadt-Archiv befindlichen Acten und Kostenberechnungen über Hexen-Processe (ein wahres historisches Kleinod) liefern die einzelnen Züge zu dem nachstehenden Bilde dieses Ordals, Urtheils im höheren Sinne oder Gottesurtheils, so wie sich dasselbe in Lemgo gestaltet hatte.

War eine Person von mehreren in Untersuchung gerathenen Zauberern oder Hexen als Genosse bezeichnet und durch das Gerücht oder sonst verdächtig geworden, so erfolgte nach summarischer Vernehmung von Erkundigungszeugen, oft auch ohne diese, plötzlich die Verhaftung, nachdem vom Fiscal der Stadt Lemgo die Anklage-Acte in Artikelform eingereicht war. Ueber diese am Rathhause vor beiden Räthen vernommen, beriefen sich die Angeklagten fast ohne Ausnahme sofort auf die Wasserprobe, die von Gerichtswegen, so wie etwa die Tortur, niemals erkannt wurde, sondern ein Beweismittel darstellte, wovon der Beschuldigte zu seiner Vertheidigung beliebig Gebrauch machen konnte, die aber auch dem, der sie verlangte, niemals geweigert wurde. Das Hexenbaden geschah in Lemgo in dem Sammelteich (Mühlenkolk) oberhalb der herrschaftlichen Mühle vor dem St. Johannisthore im Begafluß.

Von den Gerichtsdienern auf einem Karren,

auch wohl zu Fuß, zur Stelle geführt, entkleidete sich der Badegast im Pförtnerhause, und stieg dann, mit dem Badehemde bekleidet, nebst Meister Clausen und seinen beiden Knechten in den bereit stehenden mit einem Ruder versehenen Kahn.

Ueber den Mühlenkolk wurde ein Seil ausgespannt, um den Kahn festzuhalten, und an demselben war ein schräg liegendes Brett angebracht.

An Händen und Füßen gebunden, so wie es uns Scribonius beschrieben hat, ließ Meister Clausen das zu prüfende Subject an einem demselben um den Leib gebundenen Stricke in's Wasser gleiten, oder warf dasselbe auch wohl ohne Complimente auf's Wasser. Dieser Versuch wurde drei Mal wiederholt und geschah, wie sich bei zwei Fällen verzeichnet findet, in Gegenwart des ganzen Magistrats, der s. g. Herren von beiden Räthen; in andern Fällen vielleicht nur in Gegenwart der zur Direction der Folter deputirten Siegler und Camerarien nebst dem Stadtsecretär. Diese pflegten sich wenigstens in der Regel sofort nach dem Bade zu dem Inhaftaten zu begeben und, wenn derselbe gar nicht oder nach ihrer Meinung nicht genug bekennen wollte, die Tortur vorzunehmen.

In allen vom Einsender gelesenen 49 Actenverfolgen über Lemgoische Heren-Processe findet sich kein einziger Fall, daß durch die Wasserprobe die Schuldlosigkeit eines Angeklagten für erwiesen angenommen wäre.

Dennoch provocirten die Angeklagten, zumal in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, fast ohne Ausnahme auf jenes Beweismittel ihrer Unschuld. Johanne Hoving erklärte am 5. Oct. 1652: „sie wäre unschuldig, hoffe zu „Grund zu gehn und nicht zu schwimmen, wie „andere Zauberinnen gethan hätten, und damit „ihre Unschuld zu beweisen."

Das Untersinken war natürlich, ihrer Unschuld waren sie sich bewußt, ihr Verderben sonst gewiß, darum griffen sie, im Wahn, daß die vor ihnen Geprüften der Zauberei schuldig gewesen wären, zur Wasserprobe als dem letzten Rettungsmittel.

Verschiedene, z. B. Wilhelm Bödeker (1. Oct. 1632) und Wittwe Thormüllen (8. Oct. 1632) behaupteten, sie hätten nicht geschwommen, sondern wären tief im Wasser gewesen.

Die Ehefrau Culemann macht (1633) dem Meister David (Clausen) den Vorwurf: „er „solle sie haben schwimmen lassen, „dann hätte sie zu Grunde gehn kön„nen." (Alle drei wurden, ohne Erwiederung auf ihre Einreden, gefoltert und hingerichtet).

Die Sache erklärt sich hiernach ganz natürlich, und wir brauchen so wenig zur Hypothese des Professors Schreiber, welcher die vom Teufel besessenen Hexen gleichsam wie Montgolfieren mit Feuerluft angefüllt betrachtet, noch zur Meinung der Lemgoischen Tortur-Commission, welche dem Inhaftaten Wöstendiek (30. Aug. 1633) vorhält: „er habe geschwommen, das „Wasser habe ihn nicht leiden wollen, weil er „das Bad der Taufe übertreten," unsere Zuflucht zu nehmen.

Meister Diederich und später sein Nachfolger Meister David Clausen spielten (freilich nach kleinerem Maaßstabe) die Rolle der Römischen Augurn und der katholischen Priester. Der Strick, an dem sie die in's Wasser Geworfenen hielten, und die rasche Procedur konnten das angewandte Kunststückchen den Augen der zuschauenden Volksmenge, welche ohnehin keinen Betrug ahnte, leicht entziehn, und die der Probe Unterworfenen geriethen natürlich, durch das Binden und durch das Werfen in's Wasser, oft im Spätherbst und Winter, so wie durch den Anblick der gegenwärtigen Gefahr zu ertrinken, in solche Angst und Verwirrung, daß sie zum Theil nicht wußten, ob sie geschwommen hatten

oder untergegangen waren, wie dieß von etlichen ausdrücklich geäußert wurde.

Der Lemgoischen Inquisition erleichterte dieß Gaukelspiel allerdings die Arbeit.

Die Tortur-Commission erklärte der Inhaftatin Wittwe Culemann (1653): „sie habe geschwommen, und sich dadurch selbst das Urtel gesprochen."

Etliche bekannten sofort im ersten Schrekken der für sie unglücklich ausgefallenen Wasserprobe, alle waren dadurch in der Meinung des Volks der angeschuldigten Zauberei überwiesen und den Hexenrichtern zur willkührlichen Behandlung Preis gegeben.

Gegen Ende des Hexenprocesses erklärte der Magistrat jedoch selbst in verschiedenen Fällen: „das Wasserbad sey trüglich," und in einem Processe vom Jahr 1665, über den wegen seines besonderen Interesses im Nachfolgenden ausführlich berichtet werden soll, äußert er: „Der Angeklagte möge schwimmen oder untersinken, so solle dennoch, dem Rechtsgutachten gemäß, mit der scharfen Frage (Tortur) verfahren werden."

Noch im Jahr 1669 (im Jahr 1670 blieb der Hexenproceß in Lemgo liegen, und Einsender hat bis jetzt nicht erfahren, daß derselbe später wieder angefangen wäre), also bis an's Ende des Hexenprocesses, war die Probe des kalten Wassers, dieß Ordal, welches alle andern, z. B. das des Zweikampfs, des glühenden Handschuhs oder Eisens, des geweihten Bissens u. s. w. überlebt hatte, zu Lemgo im Gebrauch.

Ja Friedrich Maier citirt in seiner oben allegirten Geschichte der Ordalien einen **tractatus de provocatione ad judicium Dei** vom Professor Ebeling zu Rinteln, nach welchem die Wasserprobe im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hie und da noch üblich war.

Der eben genannte Gelehrte beantwortet in seinem Tractat die Frage über die Anwendbarkeit der Wasserprobe aus dem freilich sehr einleuchtenden Grunde verneinend: „weil der Satan eine mit Recht angeklagte Person in's Wasser hinabziehn, dagegen aber eine unschuldige leicht machen könne."

A.

Skizzen aus den Feldzügen des Bataillons Lippe.

Spanischer Feldzug vom Jahre 1810.

Fortsetzung der in Nr. 17. dieses Blattes mitgetheilten Erzählung des Rückzuges eines Detaschements Lipper von Vagur nach Gerona.

In Nr. 17. dieses unseres vaterländischen Blattes haben wir gelesen, daß unser Detaschement durch Hülfe der französischen Gensd'armes glücklich bei den Vorposten von Gerona angekommen war.

Ich nehme daher jetzt den Faden der abgebrochenen Erzählung wieder auf, und theile den vielleicht noch lebenden Aeltern, Geschwistern, Freunden und Bekannten, so wie der ganzen jüngern Generation unseres Landes (die von den Feldzügen der Lipper eigentlich wenig oder nichts weiß) die ferneren Schicksale des in Spanien nicht gefangenen Ueberrestes vom Bataillon Lippe mit. Auch unseren wenigen noch lebenden alten Spanischen Kriegern wird es nicht unangenehm seyn, wenn ich nach einem Zeitraume von 25 Jahren die von ihnen in diesem Feldzuge erlebten Schicksale und Abenteuer noch einmal in ihr Gedächtniß zurückrufe und die Bilder der Vergangenheit, ihre überstandenen Leiden und Gefahren, an ihnen vorübergehen lasse.

Leider muß ich bei dieser Gelegenheit bemerken, daß ich mein damals geführtes Tagebuch auf dem Rückmarsche aus Danzig im Jahre 1814

ohnweit Schwedt an der Oder verloren habe. Das thut aber nichts. Dergleichen militärische Tagebücher, so wie sie gewöhnlich, d. h. von Unterofficieren und Soldaten (vom Officier erwartet man mehr) geführt werden, enthalten doch weiter keine Wichtigkeiten, als die Namen der durchwanderten Städte und Dörfer, mit sorglicher Beachtung des Tags und Datums, trockne Aufzeichnung der einzelnen Begebenheiten ohne Gehalt und Ausführlichkeit. Im jugendlichen Alter achtet man aber auf jede Vorkommenheit, welche in unsere Lebensverhältnisse eingreift; alles ist dann neu und überraschend, und da kann es denn nicht fehlen, daß auch Dinge von minderer Wichtigkeit unauslöschlich dem Gedächtnisse sich einprägen. Aus diesem allein muß ich also meine Erzählungen herleiten. Eben so wenig steht es auch in meinen Kräften, eine klare, übersichtliche, mit beurtheilenden Anmerkungen versehene Geschichte des Feldzuges der Lipper in Spanien, Rußland u. s. w. zu liefern, weil solches meine Kenntnisse und damalige Stellung nicht zulassen würden. Ich beschränke mich daher nur auf treue Erzählung der Erfahrungen meines Wirkungskreises, mit den Gefühlen und Einsichten, die ich damals besaß, und in sofern die vorgefallenen Thatsachen allein den Lipper angehen.

Diese kleine Bemerkung bitte ich zu entschuldigen; ich habe solche zur Verständigung für alle in diesen Blättern noch folgende Mittheilungen vorausschicken zu müssen geglaubt. Jetzt fahre ich aber in der oben angedeuteten Erzählung fort.

Am 15. Sept. 1810, Morgens gegen 6 Uhr, rückte unser Detaschement in Gerona ein, und unser Commandant, seel. Hauptmann Barkhausen, meldete sich sofort beim Gouverneur, franz. Divisions-General Baraguay d'Hilliers. Da derselbe uns im Verdacht hatte, daß wir feiger Weise unsere Fahnen verlassen und eine schimpfliche Flucht genommen hätten, so sollte unser Commandant vor ein Kriegsgericht gestellt, die Mannschaft aber zur Strafe, ungeachtet ihrer gränzenlosen Erschöpfung, sogleich als Bedekkung mit einem bereit stehenden Convoi nach Perpignan abgehen. Allein das Donnerwetter, welches sich so drohend über unsern Häuptern zusammengezogen zu haben schien, ging diesmal glücklich vorüber. Der seel. Hauptmann Barkhausen hatte nämlich dem Gouverneur die Umstände so genau und überzeugend dargestellt, auch waren mittlerweile französischer Seits solche Nachrichten eingelaufen, daß unser Abstecher durch das kleine Olivenwäldchen verziehen, und wir sogar mit Freuden zur Vermehrung der ohnehin sehr schwachen Besatzung von Gerona auf- und angenommen wurden.

Am folgenden Tage (16. Sept. 1810) sandte der Gouverneur den, nachmals im Jahre 1813 bei Danzig von den Kosaken mit vielen Lanzenstichen ermordeten, Fürstl. Waldeckschen Obristen v. Heering mit 2000 Mann Deutschen und Franzosen nach Abisbal, um den Feind zu recognosciren und ihm wo möglich seine Gefangenen wieder abzunehmen. Es war aber zu spät. Derselbe hatte sich schon sammt unserer Kriegscasse bei Palamos eingeschifft, und ich erinnere mich, daß von uns Lippern nur der Herr Hauptmann Denike und der bald nachher in Gerona gestorbene Bataillons-Arzt Staats krank in Abisbal von den Spaniern zurückgelassen waren und jetzt wieder nach Gerona gebracht wurden.

Gleich nahm nun der beschwerliche Dienst für unsere Leute seinen Anfang. Die Wachen und die verschiedenen Arten von Commandos wollten gar kein Ende nehmen. Die Soldaten mußten oft 8 Tage und noch länger, ohne abgelöst zu werden, auf den Wachen liegen; 5 oder 4 Tage war etwas ganz Gewöhnliches. Dieser angestrengte Dienst mochte wol darin seinen Grund haben, weil die Besatzung so schwach

war, daß die Guerillas sich bis nahe vor die Thore von Gerona wagten und zuweilen auf dem Exercierplatze ihre Kugeln in unsere Reihen sandten, wobei ich jedoch kein Beispiel weiß, daß irgend einer verwundet oder gar getödtet worden wäre. Allein, ohne Begleitung, aus den Thoren der Stadt zu gehen, war für die Soldaten nicht weniger gefährlich, da die Spanischen Bauern jedem Einzelnen auspaßten und ihn entweder tödteten oder in Gefangenschaft schleppten und dann im Nu wieder davon eilten. Der Bediente des jetzigen Hrn. Obristlieutenants Reineke, Namens Niere, ritt nur eine kleine Strecke aus dem Thore, als er von den Bauern ergriffen wurde und seitdem verschwunden war. Was aus ihm geworden seyn mag, und welches Schicksal er vielleicht hat erdulden müssen, darüber ist uns nachher nie etwas bekannt geworden.

Der geehrte Leser wolle sich nun im Geiste mit mir nach Gerona versetzen und sich erzählen lassen, wie es unsern guten Landsleuten während ihres noch 4 Monate dauernden Aufenthalts dort ergangen ist.

Im Vergleich zu allen denjenigen Orten in Spanien, wo Lipper jemals gestanden haben, war Gerona wie ein Hundeloch zu betrachten. Keine Spur von irgend einer Vegetation, nichts als öde Felder, kahle, nackte Kreideberge, und wenn ich Veldrom und Velmerstot im hiesigen Lande betrachte, so schwebt mir das Bild der näheren Umgebungen von Gerona vor den Augen. Die Stadt selbst hat viele enge, steile und krumme Straßen. Vielleicht mag dieselbe jetzt verschönert und die öden Felder wieder bebauet seyn; damals sah man aber weiter nichts, als zerschossene Häuser, Kirchen und Klöster. In einem der letztern war, so wie früher vor dem Ausmarsche des Bataillon's nach Abisbal, auch jetzt wieder der Aufenthalt unserer Unterofficiere und Soldaten. Die Officiere waren

bei den Bürgern einquartiert. Das Kloster, worin unsere Leute lagen, war mindestens von einigen hundert früher von den Franzosen hineingeschickten Bombenschüssen heimgesucht, die oben durch das Dach, durch Zimmer und Gänge, bis unten in die Keller geschlagen waren. Um die Communication in den Zimmern und Gängen zu unterhalten, hatten unsere Soldaten die Löcher mit schmalen alten Brettern und dünnen Balken zugedeckt. Viele Löcher waren jedoch so lang und breit, daß die auf diese Art gelegten Brücken durchaus keine Sicherheit gewährten. Bei Nachtzeit geschah es daher oft, daß Leute neben den Brettern hertraten und dann durch die Löcher in die Keller fielen. Manche hatten zwar das Glück, mit abgebrochenen Ribben oder einer starken Contusion davon zu kommen, unser Tambour-Major Kellner büßte aber unter Andern sein Leben dabei ein.

Eine solche Mördergrube war also das Logis unserer Landsleute. An Betten, Matratzen, Strohsäcke oder sonst irgend ein erträgliches Lager von etwas losem Heu oder Stroh war gar kein Gedanke. Auf den harten, platten Steinen, den Tornister unter dem Kopfe, geplagt von Millionen Flöhen, ausgesetzt dem Winde und Wetter und dann zitternd vor Frost in den kalten Nächten, so waren die Ruhestätten und die Wohnzimmer unserer Soldaten beschaffen. Nur der verstorbene Lieutenant Klostermeier (damals Feldwebel), dem die Soldaten mit ungemeiner Liebe ergeben waren, hatte einen Vorzug, der darin bestand, daß man für ihn als Ruhebett eine alte Thür ausfündig gemacht, dieselbe an den vier Ecken durchbohrt und mit einigen durch die Löcher gezogenen Feldflaschenriemen an einen in die Wand geschlagenen eisernen Haken, wie eine Hängematte, befestigt und auf einige Klötze gestützt hatte.

Bei so elendem Leben konnten Krankheiten

gar nicht ausbleiben. Sie erfolgten denn auch. Die Soldaten bekamen die fürchterlichsten Diarrhöen, aufgeschwollene Gesichter und Beine, und in 3 Tagen hatte Hans Mors seine Candidaten abgeholt. Unbedingte Gleichgültigkeit gegen das Leben trat ein, welche sich oft auf tragi-komische Weise äußerte. Die Gesunden neckten nämlich die Kranken und zeigten ihnen oben aus dem Fenster die weißen Hügel vor dem Thore, wo die Todten nackt wie das Vieh in Gruben aufgeschichtet und mit Kalk überschüttet wurden, und sagten dann: „süh Aule, na den witten Plecken kümmst du un ek auk baule hen."

Unser Unterofficier Klocke, das kleine, mobile Männchen, das wir aus der vorigen Erzählung schon kennen, mußte ebenfalls in jene Gruben wandern und sich gefallen lassen, durch Spanischen Kalk aufgelöst zu werden.

Nachdem nun der Tod täglich seine Opfer gefordert und sonach unsere Reihen ziemlich gelichtet hatte, wurde endlich auf eine Verbesserung der Lagerstätten Bedacht genommen und auf Rechnung unserer Militair-Casse eine hinlängliche Anzahl neuer Strohsäcke angeschafft, da die früher vom Herrn Obristen Böger für unsere Privat-Kranken-Anstalt angekauften durch die Verunreinigungen der Kranken sämmtlich verdorben waren. Nunmehr ging ein neues Leben an, die Soldaten erholten sich nach und nach und der seel. Hauptmann Barkhausen that auch das Seinige, indem er für kräftige und gesunde Speisen sorgte, um so das kleine seinem Commando anvertraute Häuflein dem Vaterlande zu erhalten.

Unser fernerer Aufenthalt in Gerona bietet eigentlich nichts Merkwürdiges dar; ich übergehe daher billig die kleinen Einzelnheiten, um in der Erzählung nicht schleppend und langweilig zu werden. Wir lebten den einen Tag wie den andern und zogen wie die übrigen Truppen der Besatzung täglich auf Wache und Piquet.

Die Besatzung bestand aus Deutschen, Franzosen und Neapolitanern. Letztere waren die schlechtesten Soldaten, die wir jemals gesehen haben, und wurden von allen deutschen Truppen die „Katzen" genannt, welche Benennung von einem Schimpfworte herrührte, das jene beständig im Munde führten und wie Katz! Katz! lautete *).

Vor diesem, wohlweislich und polizeiordnungsmäßig, vom König Mürat aus seinem Lande gejagten Lumpengesindel, bestehend aus Banditen, Lazzaronis und Bettlern, war kein Tabacksbeutel und keine Pfeife, kein Schnupftuch, ja sogar kein blanker Knopf am Rock sicher. Ihre eigenen Officiere warnten uns, keine Gemeinschaft mit ihren Soldaten zu machen. Einer von diesen Kerlen hatte sich den Spaß gemacht, mir auf dem Marktplatze im Gedränge den Rockschoß abzuschneiden und auf diese Art mein Ersparniß, etwa 25—30 Franken, zu entwenden.

Um einige Abwechselung in unser einförmiges Leben zu bringen, machte der seel. Hauptmann Barkhausen, jedoch nicht ohne Gefahr, zuweilen kleine Vergnügungsreisen mit einer jedesmaligen Bedeckung von 10—12 Mann in die Umgegend von Gerona, und besuchte die Ortschaften, wo er früher mit den beiden Compagnieen, welche im Herbst 1808 von hier ausmarschiert waren, gestanden hatte. So erinnere ich mich, daß wir einmal eine Tour nach einem Dorfe machten, welches in der Nähe eines auf einem hohen Berge stehenden Klosters lag, das unsere Soldaten früher besetzt und wegen der vielen Flöhe, die es dort gegeben, die „Flohburg" genannt hatten.

In diesem freundlichen und heitern, von den Gräueln des Krieges glücklich verschont gebliebenen, Dörfchen besuchte der seel. Hauptmann Barkhausen sein altes Quartier beim Al-

*) cazzo, Dummkopf!

calden, dessen wunderschöne Tochter uns mit Weißbrod, Wein, gekochtem Reis und Hammelfleisch köstlich bewirthete und keine Spur von Franzosenhaß blicken ließ. Diese gute Aufnahme war uns zuerst unerklärbar; allein nachher fanden wir die Lösung des Räthsels darin, daß der seel. Hauptmann Barkhausen durch seine Kenntniß der spanischen Sprache und sein einnehmendes Betragen sich früher die besondere Freundschaft dieser Spanischen Familie zu erwerben gewußt hatte.

(Schluß folgt.)

Bemerkungen über die Maulbeerbaumzucht in Bezug auf Seidenraupenzucht.

Herr Bonafons hat sich sehr angelegentlich mit der Cultur der Maulbeerbäume im mittleren Frankreich beschäftigt. Seine letzten Versuche betrafen die Ausmittlung der Frage, ob sich bei der Benutzung der gepfropften oder der wilden Maulbeerbäume Vortheile für die Seidenraupenzucht ergäben. 4 Unzen Seidenraupeneier von der chinesischen Race theilte er in zwei Theile, und ließ beide Theile unter gleichen Umständen und in gleicher Zeit ausfallen. Die erhaltenen Raupen erzog er in einem und demselben Locale bei ganz gleicher Temperatur, nur fütterte er den ersten Theil mit Blättern von gepfropften, den zweiten aber mit Blättern von wilden Maulbeerbäumen, wobei er jedesmal die Menge der Blätter wog.

Bei diesen Versuchen ergab sich nun, daß die mit gepfropften Maulbeerblättern gefütterten Raupen während ihres ganzen Wachsthums, vom 1. Mai bis 12. Juni, 5198 Pfund Blätter fraßen, während die mit wilden Maulbeerblättern gefütterten, die doch ersteren an Zahl gleich

waren, nur 2744½ Pfund fraßen, so daß von den wilden Blättern 455½ Pfund weniger gefressen wurden, als von den gepfropften.

Da wegen des schlechten Wetters die Gelbsucht unter den Raupen einriß, so gingen bei dem Versuche viele Raupen zu Grunde und zwar von jenen, die mit gepfropften Blättern gefüttert wurden, mehr, als von jenen, die nur wilde Blätter fraßen.

Herr B. nahm von beiden Theilen eine gleiche Anzahl Cocons, wobei sich ein beinahe gleiches Gewicht zeigte. 10 Pfund Cocons der mit wilden Blättern genährten Raupen gaben aber 11½ Unzen Seide, während ein gleiches Gewicht Cocons der andern Raupen nur 10⅞ Unzen gab.

Bei der Fütterung mit den wilden Maulbeerblättern fand man in Vergleich mit gepfropften eine Ersparniß von beinahe 15 Pfunden am Centner Futter, und das wilde Futter oft gesunder als das gepfropfte, weil es weniger wäßrig ist als letztes. Die mit wilden Blättern gefütterten Raupen gaben auf jede Unze Eier 2½ Pfund Cocons mehr, als die anderen Raupen; auch war deren Seide feiner und schöner, als jener Art Raupen, die mit gepfropften Blättern gefüttert worden waren.

Die gepfropften Maulbeerbäume haben aber auch einige Vorzüge vor den wilden; ihre Blätter widerstehen dem Einfluß des Thaus und des Regens besser und bleiben auch länger frisch, die Bäume schlagen später aus und eignen sich daher auch für kältere und rauhere Klimate besser. (Auszug aus XLV. Bande von Dingler's polytechn. Journ.).

Chronik des Tages.

Blomberg. — Fast nur Unglücksfälle, Tod, Feuersbrunst und Hagelschlag, hat uns bislang diese Chronik des Tages berichtet. Leider! melden wir diesmal einen traurigen Unglücksfall von anderer Beschaffenheit: die Versetzung des

Amts-Assessors Krieger von Blomberg nach Bückeburg. Wer den umfassenden Wirkungskreis eines Beamten zu Blomberg kennt, wer es weiß, daß ein solcher erst dann seine schweren Pflichten erfüllen kann, wenn er mit der eigenthümlichen bäuerlichen Verfassung, mit den persönlichen und Local-Verhältnissen recht vertraut geworden ist; der wird es mit uns beklagen, daß wir einen Beamten verlieren, den wir seit Jahren wegen seiner strengen Rechtlichkeit und unverdrossenen Thätigkeit ehren und achten, den alle gut gesinnten Bewohner des Amts als ihren Freund und Rathgeber lieben und nun künftig vermissen! Bei uns, wo die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des Richterstandes so hoch gehalten wird, glauben wir, daß die Versetzung des Amts-Assessors Krieger auf seinen Antrag erfolgt sey. Unser Dank und unsere besten Wünsche begleiten ihn; doch das Bewußtseyn eines treu erfüllten Berufs trägt den schönsten Lohn in sich selbst. —

K . . . g.

Varenholz. — Am 3. Oct. hat sich im hiesigen Amte ein ähnlicher Unglücksfall zugetragen, wie nach Nr. 9 und 20 des Magazins vor einiger Zeit zu Diestelbruch und zu Lemgo.

Die dreijährige Tochter eines Eingesessenen zu Pillenbruch war ihrer älteren Schwester, einem Kinde von 8 Jahren, die auf dem Felde das Vieh hütete, gefolgt. Dort hatte sie sich einem zum Schutz gegen die Kälte angelegten Feuer genähert. Die hinzukommende Mutter fand ihr Kind von Brandwunden schwer verletzt, und nach kurzer Zeit endete es sein Leben, ungeachtet ärztliche Hülfe nicht fehlte.

Detmold. — Nach einer hier eingegangenen Benachrichtigung der Comittee des Hannöverischen Kunstvereins ist die Zeichnung auf dem Steine für die diesjährige Lithographie jetzt vollendet. Es wird nun sofort der Druck beginnen und nach Beendigung desselben die Versendung der Vereinsblätter, so wie des Rechenschaftsberichts erfolgen. Da aber 1550 Exemplare für 1550 Actionaire abgezogen werden müssen und dazu von einem so großen Steine höchstens 30 Abzüge täglich gemacht werden können, so wird darüber noch Zeit vergehen. Wir dürfen übrigens mit Recht hoffen, daß die Güte der Lithographie diesesmal den längern Verzug reichlich ausgleichen werde. Einsender dieses hat Gelegenheit gehabt, das Original in Hannover zu sehen. Es ist ein großes Oelgemälde von dem berühmten Pferdemaler Albrecht Adam in München, welchem bei der diesjährigen Kunstausstellung der Preis zuerkannt ist. Im Katalog findet es sich unter Nr. 2 aufgeführt: „Ein „verlassenes Schlachtfeld; französische Kürassiere „suchen sich mit blessirten Pferden zu retten.“ Wir dürfen in dieser Lithographie eine schöne Zimmerverzierung erwarten, und wird dieselbe gewiß dazu beitragen, die Anzahl unsrer Vereinsmitglieder, die übrigens jetzt schon auf 52 gestiegen ist, noch zu vermehren.

H — s.

Bremen. — In Beziehung auf den Aufsatz in Nr. 27 und 28. des Magazins dürfte vielleicht die Nachricht interessiren, daß der Bremer Zeitung vom 13 d. M. zufolge der Kapitain Lemonius nebst Familie von Jamaika daselbst angekommen ist, wo denn also nunmehr Gewißheit über die von demselben gegebenen Contracte zu erlangen seyn wird.

Räthsel.

Ich bin mit Kopf und Schwanz geboren,
Mit Borsten, wie ein wildes Schwein;
Noch hab' ich Augen, Nas' und Ohren,
Doch weder Blut, noch Fleisch und Bein.
So lang ich lebte, trabt' ich munter
Nach Wurzeln, Eicheln, Obst herum;
Nach meinem Tod ward ich, o Wunder!
Ein animal carnivorum. —
Ich schlucke Schnepfen, Beckassinen,
Feldhühner, Hasen gierig ein,
Doch, treulich meinem Herrn zu dienen,
Muß ich sie wieder von mir spei'n.
Kannst du das Räthsel nicht errathen
Verdienst du keinen jener Braten.

(Auflösung in № 31.)

Auflösung des Räthsels in № 29:

Der Stein.

Hierbei № 30. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 31.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 4. November 1835.

Ueber die Auswanderungen nach Nordamerika.

Einen merkwürdigen Gegensatz zu unserem Welttheil, dem sich in erhöheter Weise in neuerer Zeit auch die Blicke der Bewohner Norddeutschlands zuwenden, bildet das neue Europa, welches durch die Völkerwanderungen der letzten Jahrhunderte an den Küsten und im Innern Nordamerika's entstanden ist.

Dort, jenseits des Meeres, in den vereinigten Staaten, siehst du nicht jene stolzen Dome, jene himmelanstrebenden Thürme die Städte krönen, nicht mächtige Burgen und malerische Ruinen sich in den Fluthen der Ströme spiegeln; — das Geschlecht, welches dort lebt, hat keine Vergangenheit; — Städte und Dörfer sind neu, die Menschen ohne Ahnen und ohne Erinnerungen, und ihre Gräber sind von gestern her.

Nichts ist, nach den Worten Chateaubriand's, alt in Amerika, als die Kinder der Erde, die Wälder, und die Freiheit, die Mutter der gesammten menschlichen Gesellschaft; — und die wiegen wohl Denkmale und Ahnen auf.

Diese Wälder zu lichten und diese Freiheit zu gewinnen hat nun vorzüglich in der neuesten Zeit viele gelüstet, die daheim mit Mühsal und Sorgen kämpften, denen es im Vaterlande zu enge wurde, die für ihre Kinder keine Hoffnung blühen sahen. Manchen, welche gingen, lächelte das Glück; manche, und das waren nicht wenige, gingen unter in Elend.

Es ist ein großer, es ist ein furchtbarer Entschluß, dem Boden auf immer den Rücken zu kehren, der die heilige Asche der Väter, die Spielplätze der Kindheit umschließt, an den sich unsere frühesten Schmerzen und unsere schönsten Erwartungen knüpfen. Es verdient kein gutes Loos, wer leichtsinnig einen solchen Entschluß zu fassen vermag.

Vor diesem Leichtsinn zu warnen ist der Hauptzweck dieser Zeilen.

So viele, welche den Wanderstab ergreifen, sind sich gar nicht klar darüber: warum sie eigentlich das Vaterland verlassen, — was sie in Amerika zu finden und zu erreichen hoffen dürfen. Sie glauben: es sey schon Alles gethan, wenn sie die Seefahrt überwunden und den Fuß

an's Land der neuen Welt gesetzt haben. Dort aber fangen die eigentlichen Schwierigkeiten, Hindernisse und Widerwärtigkeiten erst an. Der Auswanderer findet sich dort auf einmal unter Menschen versetzt, deren Sprache er nicht kennt, mit deren Sitten und Bräuchen er nicht vertraut ist, die nicht selten mit Vorurtheilen und Mißtrauen gegen Fremdlinge behaftet sind. Er bedenkt nicht, daß Veränderung des Clima's und die anfangs so harte Arbeit den Ankömmling sehr oft auf das Krankenlager werfen, daß seiner in der Wirklichkeit, selbst bei bedeutenden Geldmitteln, häufig eine große Menge von Entbehrungen warten. Mit dem Geldbeutel aber ist es meistentheils gerade am schlechtesten beschaffen. Denn es ist nicht hinreichend, wie viele meinen, den Ort der Einschiffung oder die amerikanische Küste zu gewinnen. Es ist von dieser aus oft eine Reise von 2—300 Meilen in's Innere des Landes zu machen; nach Ueberwindung des langen Weges muß noch Geld da seyn, um ein Stück Landes und dazu das nöthige Vieh und Geräth zu kaufen, so wie sich den Lebensunterhalt für ein Jahr sichern zu können. Das gekaufte Land aber ist nicht urbar, ist meistens mit dichtem Walde bedeckt. Wie viele Mühe kostet es, in Zug zu kommen, wie viele Arbeit, um das Nothwendige zu erlangen.

Darum prüfe jeder seine Kräfte, seine Sinnesart und seine Gewohnheiten; denn die ersteren muß er besitzen, um allen Entbehrungen und Anstrengungen Trotz bieten zu können, und die letzteren muß er den Gewohnheiten und Sitten des neuen Vaterlandes anzupassen wissen. Einsamkeit und Entbehrung, Mangel an Gesellschaft und an Unterstützung, man muß auf Alles gefaßt seyn, man muß das Alles zu erdulden wissen, wenn man auswandert. Dem, der nur nach der reiflichsten Ueberlegung den Entschluß ausführte, wird allerdings

auch wohl jenseits des Meeres endlich eine bessere Sonne leuchten; wie die Kinder Israels aber muß er eine unermeßliche Wüste durchpilgern, ehe er anlangt im gelobten Lande!

Wer aber mag, ohne den Vorwurf des Leichtsinn's fürchten zu dürfen, den Entschluß der Auswanderung fassen? für wen ist in der neuen Welt etwas zu hoffen?

Zuerst der kräftige Tagelöhner mit Arbeitslust, mit starken Armen und tüchtigen Gliedern, der daheim kein Haus, kein Obdach besitzt und nur für das tägliche Brod sich abmühet, — er verbessert in Amerika unstreitig seine Lage. Bei uns sind die Lebensmittel verhältnißmäßig theuer, der Tagelohn aber ist gering; dort sind Brod, Fleisch und Getränke wohlfeil, und der Tagelohn beträgt in der Regel einen Piaster, ja noch mehr zur Zeit der Aerndte und im Spätherbst, wenn die Arbeiten sich häufen. Hat sich ein solcher Mensch durch Fleiß und Sparsamkeit etwas erworben, so übernimmt er eine kleine Pachtung, kauft sich darauf wohl selbst an und vermehrt so allmälig sein Besitzthum. Zunahme seiner Fmilie braucht er eben so wenig, wie das nahende Alter zu fürchten, welche leider bei uns dem Armen so schreckliche Aussichten eröffnen; denn je mehr Kinder, desto mehr Arme erwachsen ihm für seine Arbeiten, an denen es niemals fehlt, — und nahet das Alter, so ist er meistentheils längst wohlhabend geworden. — Außer dem Tagelöhner der erwähnten Art mag auch der Landmann wandern, welcher bei einer zahlreichen Familie, die er weder zu ernähren noch unterzubringen Aussicht hat, nur ein kleines, schlechtes, verschuldetes Erbe besitzt. Wenn er zu rechter Zeit verkauft, was er hat, und einigen Ueberschuß zur Einrichtung an Ort und Stelle übrig behält, so mag er muthig und gottergeben mit den Seinen den Wanderstab ergreifen. Bei uns ist ein unbemittelter Bauersmann, den Gott mit Kindern

segnete, übel daran. In Nordamerika ist es anders. Bei Nährigkeit und Sparsamkeit wird der Landbauer dort bald seine Schulden los; seine Söhne arbeiten gemeinsam mit ihm, kaufen sich dann in der Nähe des Vaters an, gründen sich selbst ein Hauswesen, während die Töchter früh und meistentheils gut verheirathet werden; — und so erblüht nach kaum einem Menschenalter eine schöne und kräftige Colonie, zufrieden, wohlhabend und glücklich. — Auch Personen aus den höheren Ständen, die nicht ohne Vermögen sind, doch aber nicht so viel besitzen, um gemächlich leben zu können bei allen den vielen Ausgaben, zu denen in der alten Welt die Vorurtheile des Standes zwingen, auch diese können ihr Loos jenseits des Meeres verbessern, wenn sie mit dem, was sie haben, dort eine Pachtung übernehmen oder ein Gütchen sich kaufen, und dabei Einfachheit der Sitten mit Genügsamkeit verbinden. — Am besten kommen im Allgemeinen aber wohl in Amerika arme Handwerker fort, die das Ihrige gelernt haben, und denen es nichts desto weniger daheim an genügender Beschäftigung fehlt, vorzüglich Zimmerleute, Tischler, Maurer, Weber, Hufschmiede, Lohgerber u. s. w. Fast überall, an den Küsten wie im Binnenlande, bedarf man ihrer; deshalb werden sie auch fast überall gut aufgenommen. Unter den 6000 Hessen, die im vorigen Jahrhundert der Landgraf an England verkaufte, befanden sich sehr viele Handwerker; diese blieben nach dem Frieden beinahe alle in der neuen Welt, entweder um ihr Gewerbe zu betreiben, oder schlimmsten Falls für Tagelohn zu arbeiten; es schien ihnen besser, täglich mit Gemächlichkeit einen Piaster zu verdienen, als nach der Rückkehr sich von dem Seelenverkäufer vielleicht noch einmal verschachern zu lassen.

Allen Deutschen der erwähnten Art, die auszuwandern sich entschließen, ist indessen noch

ein guter Rath zu geben; das ist der, wo möglich nicht vereinzelt, sondern in Gesellschaft sich in die neue Welt zu begeben. Am zweckmäßigsten erscheint es, daß schon im Vaterlande einige hundert Familien aus allen Ständen und Gewerben, und dazu nicht ohne Vermögen, zusammentreten, nach einem gemeinsamen Plane handeln, sich gemeinschaftlich einen einsichtsvollen Führer erwählen, dessen Anordnungen sie den strengsten Gehorsam leisten, wegen der Ansiedelung unterhandeln, sodann die Seefahrt und die weitere Reise zusammen unternehmen, und zugleich sich in ein und derselben Landschaft ansiedeln. Die Mitglieder einer solchen Gesellschaft werden durch Vereinigung ihrer Kräfte sich gegenseitig Winden und Hebel. Denn was einem unmöglich ist, das fällt einer Vereinigung von zehn meistentheils nicht schwer, — und was für 10 als Gefahr erscheint, ist es für 100 nicht mehr. Außer dem schnellen Emporblühen, dessen sich eine dergestalt vollständig organisirte Colonie zu erfreuen haben wird, stellt sich noch die Annehmlichkeit heraus, daß dieselbe vielleicht schon vor dem Ablauf von zehn Jahren einen Mittelpunct für solche Familien, die vereinzelt Europa verließen, und also den wohlthätigsten Anhalt für die später anlangenden armen Brüder, bilden kann.

Für die, welche alle angegebenen Einleitungen und Vorbereitungen getroffen haben, mögen hier zum Schluße aus einem neuen, sehr empfehlungswerthen Buche (Bromme Reisen durch die vereinigten Staaten und Oberkanada. Baltimore und Dresden. 1835. IIIter Theil p. 460 fgg.) einige Rathschläge folgen, die gewiß allen Auswanderern von dem größten Nutzen seyn werden. Diese Rathschläge betreffen die Bedingungen zur Ueberfahrt.

Unter allen deutschen Häfen, heißt es a. a. O., bietet Bremen den nach Amerika auswandernden Deutschen die größten Vortheile, und

diese werden auch für die Zukunft alle Auswanderer veranlassen, Bremen jedem anderen Einschiffungsplatze vorzuziehn. Sie finden hier im Laufe des Jahrs eine Menge der schönsten Seeschiffe, die von erfahrenen Capitainen geführt werden und besonders zur Passagierfahrt eingerichtet sind. Die Preise der Ueberfahrt sind hier, mit Einschluß der Beköstigung, auch billiger, als an jedem anderen Orte, und die Auswanderer genießen hier den besonderen Schutz der Regierung, wie solches deren, für das Wohl der Auswanderer erlassene, verschiedene Verordnungen beurkunden.

Durch diese obrigkeitlichen Verordnungen empfiehlt die Bremer Regierung den Auswanderern wiederholt: sich zu ihrer vorhabenden Reise der Vermittlung der dortigen vereideten Schiffsmakler zu bedienen, um nicht durch unbefugte Zwischenhändler, denen jede Annahme von Passagieren bei ernster Strafe untersagt ist, beeinträchtigt zu werden.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus den Feldzügen des Bataillons Lippe.

Spanischer Feldzug vom Jahre 1810.

Fortsetzung der in Nr. 17. dieses Blattes mitgetheilten Erzählung des Rückzuges eines Detaschements Lipper von Bagur nach Gerona.

(Schluß.)

Ohngeachtet dieser kleinen Erheiterungen wollte uns denn doch der fernere Aufenthalt in Gerona nicht behagen. Mit Schmerzen und Ungeduld erwarteten wir täglich Ordre zum Rückmarsch nach Deutschland, welche Sehnsucht noch dadurch vermehrt wurde, daß der jetzige Hr. Obristlieutenant Reineke und der Hauptmann Denike, als Kranke, die Erlaubniß erhalten hatten, nach der Heimath zurückzukehren, und unterdeß auch wirklich abgereiset waren.

Der französische Adjutant-Commandant Beuermann, von Geburt ein Deutscher, mußte einen besondern Groll auf uns, seine Landsleute, haben, weil er es beim Gouverneur dahin zu bringen suchte, daß wir bleiben und in Spanien neu organisirt werden sollten. Allein seine Bemühungen scheiterten an der beharrlichen Sorgfalt unserer höchstseeligen Fürstin Paulina, welche es, wie wir damals hörten, beim französischen Kriegsminister in Paris auszuwirken gewußt hatte, daß wir Behufs der Completirung nach dem Lande zurückberufen wurden.

So erschien sie denn endlich, die lang ersehnte Marschordre, und mit Freuden zogen wir, ich weiß nicht, ob Ende Decembers 1810 oder im Anfange des Monats Januar 1811, mit den Contingenten der Herzöge von Anhalt und der Fürsten von Schwarzburg, Waldeck, Schaumburg-Lippe und Reuß aus den Thoren von Gerona.

Unser Marsch ging den ersten Tag durch die Städtchen Bascara und Saria bis nach Figueras, wo wir die Nacht auf dem Fort San Fernando in Gesellschaft von Ratten und Mäusen in den Kasematten zwischen Zwiebacks-Fässern und auf Mehlsäcken zubrachten, weil die starke Besatzung keine andere Herberge für uns zuließ. Den zweiten Tag wurde nach Jonquera marschiert. Unterwegs machte man uns auf die Stelle aufmerksam, wo einige Monate vorher mehrere von unsern Landsleuten, welche als Kranke von Abisbal nach Perpignan gebracht werden sollten, von den Spanischen Bauern auf eine jämmerliche Art ermordet und sammt den Wagen, worauf sie gesessen hatten, verbrannt worden waren. Unter diesen Unglücklichen hatte ich meinen damaligen besten Freund, den Fourier Rhiel aus Detmold, zu betrauren; die Namen der übrigen

Schlachtopfer sind meinem Gedächtnisse entfallen. Auffallende Spuren dieser gräßlichen Ermordung waren nicht mehr zu entdecken; hin und wieder sah man jedoch noch Fetzen von Montirungsstücken, die der Wind von der Landstraße ab in die weiter stehenden Gebüsche geführt hatte, auch im Sande zusammengelaufene Blutflecken, wo vielleicht einer oder der andere unserer beklagenswerthen Landsleute in der Todesangst noch mit irgend einem Spanischen Mordbrenner um die Erhaltung seines Lebens gekämpft haben mochte.

Doch hinweg von diesem Bilde des Schreckens! denke ich noch jetzt daran, so erstarrt das Blut in meinen Adern. Wenden wir lieber unsern Blick auf erheiternde Gegenstände und erzählen den ferneren Marsch aus Spanien.

Am dritten Tage unsers Ausmarsches aus Gerona kamen wir an den Fuß der Pyrenäen, und so weit das Auge reichte, sahen wir auf den höchsten Puncten dieser Bergkette die einzelnen französischen Schildwachen wie eine Telegraphenlinie aufgestellt. Von unten aus betrachtet erschienen sie wie kleine Püppchen, und ihre Gewehre zuckten im Glanze der Sonne wie Blitze, was einen überaus herrlichen Anblick gewährte. Gleich am Fuße der Bergkette, da wo die Kunststraße durchführt, stand bei einem zerschossenen weitläuftigen Klostergebäude ein Hauptpiquet von etwa 100 Mann Franzosen, und da wir überhaupt auf allen unsern Zügen uns immer sehr gut mit den französischen Soldaten vertragen konnten, so wurde angehalten, um sich cameradschaftlich zu begrüßen und zugleich von ihnen Abschied aus Spanien zu nehmen.

Ihre Köche waren eben damit beschäftigt, nach dem Beispiele der geringeren Spanischen Volksclasse eine Portion Ratten zu braten, wozu sie sich der Ladestöcke anstatt der Spieße bedienten. Das kleine Wildpret sah wirklich ganz einladend aus, duftete so lieblich und hatte

durch das Olivenöl, womit es fleißig begossen wurde, eine so schöne braune Rinde bekommen, daß einige von uns fast die Lust angewandelt hätte, von diesen ihnen mit den Worten: **voulez vous un morceau camarades?** freundschaftlich angebotenen Leckerbissen zu kosten. Aber die abgehauenen fatalen häßlichen Schwänze, die im Grase umher lagen, benahmen die Täuschung und verdarben den Appetit. Nur einer von unsern Leuten in Lippischer Soldaten-Uniform (dessen wahrer Name mir entfallen ist), ein Original von Dummheit und Trägheit, gierig und gefräßig wie ein Wolf, und den die andern Soldaten, um diese Eigenschaften recht scharf zu bezeichnen, nach einem ächt Lippischen Volks-Ausdrucke den „Hainebeuken Jäust" nannten, aß von diesen Rattenbraten, indem einige lustige Vögel unter uns ihm aufbanden, es sey eine besondere Art kleiner Schweine, die nicht gemästet zu werden brauchten, sondern ihr Futter selbst suchten und deren Zucht im Lippischen Lande jetzt auch eingeführt worden sey, wovon er sich selbst werde überzeugen können, sobald wir wieder hinkämen. Ob er bei diesem Glauben gelassen wurde, oder ob ihm die Soldaten nachher das Geheimniß entdeckt haben, weiß ich nicht; aber in dem Augenblick sah man, daß ihm der vermeintliche Schweinebraten recht gut schmeckte. Dieser Hainebeuken Jäust starb bald nachher im Hospitale zu Perpignan.

Wir setzten nun, nachdem wir von dem französischen Piquet freundlichen Abschied genommen und dieses noch in der Entfernung uns ein: **„au revoir, camarades!"** nachrief, unsern Marsch fort, bis wir in der Mitte der Pyrenäen eine Brücke erreicht hatten, welche die Gränze von Frankreich und Spanien bezeichnet. Oben auf dem Berge lag die französische Festung Bellegarde, aus deren Batterien die Tod und Verderben sprühenden Geschütze uns ihre offenen Rachen entgegen sperrten. Diesseits der Brücke,

auf freundschaftlicher Erde, wurde im Grase gelagert, jeder that seinen Schnapsack auf und aß und trank, was ihm spärlich die französischen Magazine beschert hatten.

Dieser Augenblick bleibt mir unvergeßlich. Noch einmal blickten unsere Soldaten in das Land der Romanzen, für uns aber das Land der Drangsale, zurück, und dankten Gott gewiß mit eben so aufrichtigen Herzen und inniger Rührung für ihre Erlösung, als die Kinder Israels gethan haben mögen, als Moses sie aus Egypten geführt hatte. Während des Imbisses wurden denn auch allerlei Betrachtungen angestellt; man erinnerte sich gegenseitig an die vielen beschwerlichen Märsche, an den Aufenthalt in der Mördergrube zu Gerona, an die beständigen Lebensgefahren, an die schauderhafte Ermordung unserer Kranken, an den Tod, der in den fürchterlichsten Gestalten unsere Cameraden hinweggerafft, uns wenige aber verschont hatte; man bedauerte unsere gefangenen und mißhandelten Officiere und Soldaten, welche letztere, wie wir gehört hatten, von den Spaniern gleich Hunden an Stricke festgekoppelt und in diesem empörenden Aufzuge bis in die Schiffe zu Palamos escortirt worden waren; kurz, wir ließen alle erlittenen Drangsale wie magische Bilder vorüberziehen, und — da es dem menschlichen Herzen so natürlich als wohlthuend ist, zu glauben, daß Leiden, wenn auch glücklich überstanden, immer einen Anspruch auf Theilnahme geben —; so wurden denn auch allerlei Luftschlösser gebauet, sogar in aller Einfalt von künftiger Auszeichnung und Belohnung geträumt. Der verstorbene Lieut. Klostermeier, der grade unserer Gruppe gegenüber auf einem Felsenblocke saß und ebenfalls sein Frühstück verzehrte, hatte dieses unschuldige Geschwätz gehört. Er konnte es aber nicht über das Herz bringen, er mußte mit derben prosaischen Ausdrücken die schönen Luftschlösser vernichten, und

— obgleich es nicht angenehm war, in diesen süßen Träumereien gestört zu werden —; so gab dies Intermezzo doch zuerst Gelegenheit, daß man auf sein Propheten-Talent aufmerksam wurde und solches nachher in vielen Fällen erprobt fand.

Nachdem nun die Mannschaft durch das genossene Frühstück und Mittagsmahl neue Kräfte gesammelt hatte, wurden die Torniſter wieder aufgehockt und ohne weitere Abenteuer auf der Kunststraße, die neben und über Abgründe und viele durchgehauene Felsen führt, unter Scherz und Gesang durch die Pyrenäen marschirt, und in dem diesseits derselben liegenden kleinen Städtchen Boulou Nachtquartier gemacht, woselbst die meisten Soldaten in — jedoch sehr reinlichen — Eselsställen beherbergt wurden, und das Vergnügen haben konnten, mit der Nachkommenschaft des Reisegefährten Bileams sich zu unterhalten und dann auszuschlafen.

Den folgenden Tag ging unsere Reise bis Perpignan, und nachdem wir daselbst einen Ruhetag erhalten hatten, wurde uns vom französischen Gouvernement das Städtchen Collioure am mittelländischen Meere vorerst als Stand- und Erholungsquartier angewiesen.

Ueber unser Leben und Treiben während der 3 Monate daselbst, so wie über den endlichen Rückmarsch durch Frankreich nach dem geliebten Vaterlande, nächstens in diesen Blättern.

. . . . . m.

Chronik des Tages.

Detmold. — Am 14. Oct. hielt die hiesige Sterbecassengesellschaft nach 13 monatlichem Bestehen ihre erste Jahresversammlung. Herr Regierungsrath v. Meien, als zeitiger Vorsteher der Gesellschaft, erstattete über das bisherige Wirken des Vereins und über die beabsichtigte Erweiterung seiner Wirksamkeit für

die Zukunft einen Bericht, aus welchem wir in Nachstehendem das Wesentliche mittheilen.

„Die Sterbecassen-Gesellschaft, welche mit dem 1. September v. J. in hiesiger Stadt in Wirksamkeit trat, hat nun 13 Monate bestanden und ihren Zweck erfüllt. Mancher schon hat im Laufe dieser Monate das wohlthätige Wirken dieses Instituts empfunden, und, wie sehr die hiesigen Einwohner den Nutzen desselben einsehen, beweiset die mit jedem Quartal zunehmende Anzahl der Mitglieder.

Vom 1. September bis **ultimo** December 1854 waren 475 Theilnehmer mit 1046 Antheilen.

Vom 1. Jan. bis **ult.** März 1855 495 Theilnehmer mit 1092 Antheilen.

Vom 1. April bis **ult.** Juni 501 Theilnehmer mit 1103 Antheilen.

Vom 1. Juli bis **ult.** Sept. 509 Theilnehmer mit 1123 Antheilen vorhanden, und kommen für das laufende Quartal noch mehrere neue hinzu.

Zur 2. Classe haben sich verhältnißmäßig wenig Theilnehmer gemeldet, indem sich am Schlusse des abgelaufenen Quartals 419 Personen in der 1. und 90 Personen in der 2. Classe befanden.

An Beiträgen sind ausgeschrieben:

1) für das erste Rechnungs-Quartal, welches vom 1. Sept. bis **ult.** Decbr. 1854 4 Monate umfaßt	158	Rthl.	6 gr.
2) für das 2. Quartal oder als 2. Hebung	110	—	2 —
3) für das 3. Quartal oder als 3. Hebung	55	—	22 —
4) für das 4. Quartal oder als 4. Hebung	56	—	25 —
Außerdem sind **extraordinarie** an Eintritts-Geldern und nachzuzahlenden Beiträgen eingegangen . . .	17	—	15 —
so daß die ganze Einnahme für 13 Monate	598	Rthl.	8 gr.

betrug.

Die Unterstützungen haben in den verflossenen 13 Monaten . .	278	rtl.	18 gr.
Die Verwaltungskosten . .	11	— 15 —	2 pf.
Die außerordentlichen Ausgaben an Druckkosten, Buchbinderlohn, Abschreibe-Gebühren ꝛc. incl. einer nachher noch zu berührenden Unterstützung . .	36	— 15 —	″
zusammen	526	— 32 —	2 pf.

betragen; mithin bleiben 71 Rthl. 11 gr. 2 pf. im Bestande.

Von diesem Bestande müssen aber noch an nicht abgeforderten Unterstützungen abgesetzt werden . . . . . 49 Rthl. ″ gr. ″ pf.

bleiben 22 Rthl. 11 gr. 2 pf.

welche durch zwei im Anfang d. M. vorgekommene Todesfälle bereits absorbirt sind. In den verflossenen 13 Monaten sind zwar von den zur Sterbecasse gehörigen Personen 38 gestorben, da aber noch 4 Unterstützungen zurückstehen und eine unter den außerordentlichen Ausgaben vorkommt; so vertheilen sich die oben benannten 278 Rthl. 18 gr. auf 33 Personen, für welche in den abgelaufenen 13 Monaten die statutenmäßigen Unterstützungs-Quanta assignirt werden mußten.

Der Beitrag für jeden Antheil hat während der verflossenen 13 Monate in der 1. Classe 14 mgr.
in der 2. Classe . . . . 7 — betragen.

Die Verwaltungskosten bestanden in 8 Rthl. für den Sterbecassendiener und in der höchst billigen Provision des Rechnungsführers, Herrn Husemann, zu 3 Rthl. 35 gr. 2 pf.

Unter den außerordentlichen Ausgaben an Druckkosten, Schreibgebühren u. s. w., welche zum Theil so bald nicht wiederkehren, ist noch einer Ausgabe zu 15 Rthl. zu erwähnen, welche bei der Sparcasse belegt sind. Diese 15 Rthl. würden nämlich den Erben des verstorbenen Hofmarschalls von Blomberg auszuzahlen gewesen seyn, welche aber darauf verzichteten unter der Bedingung, sie zu einem mit der Sterbecasse in Verbindung stehenden wohlthätigen Zweck zu verwenden, worauf später noch zurückgekommen werden wird.

Zur Deckung der fernern Ausgaben im ersten Quartal des zweiten Cassen-Jahrs, dieses von Michaelis zu Michaelis gerechnet, hat ein neuer Beitrag von resp. 4 mgr. und 2 mgr. für jeden Antheil ausgeschrieben werden müssen.

(Schluß folgt.)

Meinberg. — Am 18. October ist in Meinberg eine schauderhafte Mordgeschichte vorgefallen. Das Haus des Colon Vögeler war in der Woche vorher abgebrannt, und der Vater des Abgebrannten, der Leibzüchter Vögeler, und dessen erwachsene Tochter hatten den Verdacht absichtlicher Brandstiftung auf sich geladen. Beide hatten sich der Untersuchung durch die Flucht entzogen.

An obigem Tage, früh Morgens, geschah am Amte die Anzeige, daß beide auf dem Boden des Röveschen Leibzuchtshauses im Blute schwimmend, und vermuthlich todt, gefunden worden.

Der Beamte begab sich mit dem Physicus **Dr.** Kemper sofort dahin, und fand allda die Vöglersche Tochter, auf Heu liegend, mit völlig bis auf die Halswirbel abgeschnittenem Halse,

gebrochenen Augen, völlig kalten und größtentheils steifen Gliedmaßen; vor ihr, im Heu steckend, ein scharf geschliffenes Tischmesser und ein Taschenmesser mit Blut überzogen; etwa 6 Fuß von ihr den Leibzüchter Vögeler in halbsitzender Lage schnarchend mit gänzlich durchschnittenem Kehlkopfe, halb durchschnittener Speiseröhre und eingeschnittenen Handgelenken, übrigens (ein gräßlicher Anblick!) bei vollem Bewußtseyn, aber gänzlich sprachlos.

Er wurde vorsichtig vom Boden herabgebracht und ein Versuch gemacht, die Wunde zu vereinigen, welches aber nicht möglich war.

Die an ihn gerichtete Frage: ob er den Mord begangen? verneinte er kopfschüttelnd, und zeigte nach dem abgebrannten Hause.

In diesem schauderhaften Zustande lebte er bis zum folgenden Tage fort. Ueber die näheren Umstände des Mordes ist jetzt die Untersuchung anhängig.

Dem Vernehmen nach hat Vögeler vor seinem Tode seinen Sohn schriftlich als seinen Mörder angegeben. Die allgemeine Meinung im Dorfe ist jedoch, daß er sowohl sich selbst als seine Tochter ermordet habe, und seinem Sohne, dem er bereits aus Haß das Haus angezündet, nun noch mit unerhörter Bosheit das Verbrechen des Vatermordes habe aufbürden wollen. —

Räthsel.

Es ist wohl unter allen Völkern
In neuer und in alter Welt
Von Kaffern, Hindu's, Rennthiermelkern,
Am Ebro weder noch am Belt
Kaum eins dem kühnen zu vergleichen,
Dem dieses Lied wird dargebracht,
Und das in allen Erdenreichen
Viel Unruh und Beschwerde macht.

Schwarz von Gestalt und unansehnlich
Doch unverdrossen, furchtlos, keck,
Für Bitten taub und unversöhnlich;
Auch Drohn und Schelten treibt's nicht weg.

Gleich den gefürchteten Harpyen
Nimmt's ungeladen Theil am Mahl,
Kein schnelles Roß kann ihm entfliehen,
Es hauset dreist im Königssaal.

Den Säugling quält es in der Wiege,
Gönnt nicht dem Greis des Schlummers Ruh.
Des Dichters Phantasieenflüge
Zerstört sein Andrang oft im Nu.
Ob tausend fallen, unverderblich
Bleibt doch den Lebenden der Muth,
Und ihr Geschlecht erblüht unsterblich
Erliegt es auch des Frostes Wuth.

Es haben als die ächten Weisen,
Weil ihnen keiner doch entflieht,
Die größten Sänger sie zu preisen,
Homer und Göthe, sich bemüht.
Wie sollt' ich sie zu schelten wagen?
Sie würden für die Frevelthat
Mit Recensentenstich mich plagen,
Und gleich verdunkeln dieses Blatt.

(Auflösung in № 32.)

Auflösung des Räthsels in № 30:

Der Jagdranzen vom Dachs *).

*) Der Redaction ist von guter Hand bemerkt worden, daß das Räthsel, dessen Auflösung hier gegeben wird, und welches ihr (obwohl von keinem der regelmäßigen Mitarbeiter des Magazins) ohne weitere Bemerkung mit andern Arbeiten zugeschickt war, schon vor langer Zeit in Wildungen's Jagdcalender gestanden habe. Sie sieht sich daher zu der Bitte veranlaßt, daß, wenn Jemand aus irgend einem besondern Interesse es angemessen halten sollte, schon gedruckte Sachen abzuschreiben und einzusenden, derselbe gefälligst eine Anzeige seiner Quelle beifügen wolle. Daß die Redaction dergleichen pflichtschuldige Nachweisung bei aus fremden Schriften entlehnten Sachen niemals absichtlich unterlassen hat oder unterlassen wird, versteht sich von selbst.

A. d. Red.

Hierbei № 31. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 32.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 11. November 1835.

Ueber die Auswanderungen nach Nordamerika.

(Schluß.)

Folgende Bedingungen und Erläuterungen werden den Auswanderern in Betreff ihrer Ueberfahrt nach Amerika genügende Auskunft geben:

1) Die Tüchtigkeit der Passagierschiffe wird vor dem Antritt jeder Reise von Sachverständigen untersucht, und einer Commission des dortigen Senats, als der wegen der anlangenden Auswanderer mit der obrigkeitlichen Leitung und Aufsicht beauftragten Behörde, nachgewiesen.

2) Reinliche, gesunde und kräftige Lebensmittel werden den Passagieren für die Dauer der Reise, vom Tage ihrer Ankunft am Seeschiffe bis zu ihrem Abgange vom Borde desselben, geliefert, nämlich täglich bei hinreichendem Schiffsbrode und reinem Trinkwasser: Morgens Caffee nebst Brod und Butter, von letzterer wöchentlich ½—1 Pf., — später am Vormittage erhält jeder erwachsene Mann ein Glas Branntewein; — Mittags ½ Pf. gesalzenes Rindfleisch, oder ½ Pf. gesalzenes Schweinefleisch, oder ⅓—¼ Pf. geräucherten Speck; — und dabei in reichlichen Portionen wechselnd graue, grüne und gelbe Erbsen, Bohnen, Graupen, Mehlspeisen, Reis, Kartoffeln, Sauerkohl u. s. w.; Abends Thee oder Caffee, oder auch vom Mittage Uebriggebliebenes.

NB. Der genannten Behörde wird nachgewiesen, daß die Lebensmittel nach der Anzahl der Passagiere eines jeden Schiffes, für 90 Tage berechnet, angeschafft sind.

Kranke erhalten die ihnen dienlichen Speisen und die erforderliche Medicin.

3) Schlafstellen finden die Passagiere im Seeschiffe zu ihrer Aufnahme eingerichtet; doch haben dieselben für Betten oder Matratzen, oder Strohsäcke mit Kopfkissen und Decken, wie auch für die kleineren Eß-, Trink- und Wasch-Geräthe, selbst zu sorgen.

NB. Die Beförderung der Passagiere und ihrer Effecten von Bremen bis zum Seeschiffe geschieht frachtfrei in verdeckten Flußfahrzeugen.

4) Das Passagegeld wird immer vor

der Einschiffung berichtigt, und von Auswärtigen bei der Anmeldung zur Mitreise der 5te oder 4te Theil als Draufgeld eingesandt. Das Passagegeld beträgt für Ueberfahrt und Beköstigung am Bord der Seeschiffe, und zwar im Zwischendecke:

a) nach Baltimore, Philadelphia oder Neuyork für jede Person über 12 Jahre 8 Friedrichsd'or oder 40 Rthl. Gold; — für jedes Kind von 8—12 Jahren 30 Rthl. G.; — von 4—8 Jahren 20 Rthl. G.; von 1—4 Jahren 10 Rthl. G.; — bis zu einem Jahre 5 Rthl. G.

b) nach Neu-Orleans für jede Person über 12 Jahre 50 Rthl. G., — für ein Kind von 8—12 Jahren 37½ Rthl. G.; von 4—8 Jahren 25 Rthl. G., — von 1—4 Jahren 12½ Rthl. G., — bis zu einem Jahre 6¼ Rthl. G.

Weil sich jedoch die Schiffseigenthümer immer einen gewissen Durchschnittspreis vorbehalten, der sich nach dem Verhältnisse der Anzahl gleichzeitig anwesender Passagierschiffe zu der Menge überschiffender Auswanderer regulirt, und sich für Baltimore und Neuyork zwischen 30—35 Rthl. Gold, für Neuorleans aber zwischen 37½—40 Rthl. G. zu stellen pflegt, so haben Familien und Gesellschaften, wenn ihre gesammten Ueberfahrtsgelder, nach obigem Tarife berechnet, den zur Zeit ihrer Beförderung geltenden Durchschnittspreis nicht erreichen, diesen Durchschnittspreis zu zahlen.

NB. Ohne Zahlung des vollen Passagegeldes kann Niemanden die Ueberfahrt verschafft werden. Das Alter der Kinder wird durch Geburtsscheine erwiesen. —

In der Kajüte, in welcher die Passagiere mit dem Capitain gleiche Beköstigung erhalten, wird gewöhnlich das Doppelte des Zwischendecks-Passagegeldes bezahlt. — In einzelnen Fällen, namentlich wenn sich mehrere Personen zur Benutzung der Kajüte vereinigen, findet dabei indessen auch wohl eine Ermäßigung statt. Die Kajüten-Passagiere sorgen selbst für Betten, für gewohnte Lurus-Artikel, für Wein u. s. w.

Die genannten Ueberfahrtspreise sind durch die sämmtlichen Bremer Schiffs-Eigenthümer festgesetzt, und bei einer Abweichung derselben werden sie von sämmtlichen Rhedern und Maklern angenommen.

Jeder Passagier muß mit einem Passe für's Ausland versehen seyn.

Da sich nach Philadelphia seltener Schiffsgelegenheit findet, so thun Auswanderer, die dahin bestimmt sind, besser, über Baltimore oder Neuyork zu gehen, als in Bremen auf Schiffsgelegenheit zu warten, da sie von jenen Orten aus in einem Tage für einige Dollars nach Philadelphia gelangen können.

Nach Neu-Orleans pflegen nur im Frühjahr und im Herbst Schiffe expedirt zu werden.

5) Das amerikanische Kopfgeld (commutation money), welches die Commune am amerikanischen Landungsplatze erhebt, wird in Bremen zugleich mit dem Ueberfahrtsgelde bezahlt, und beträgt z. B. für Neuyork ohne Altersunterschied 2 Dollars (2⅔ Rthl.); für Baltimore, mit Ausnahme der Kinder unter 5 Jahren, 1½ Dollars (2 Rthl. Gold).

6) Hand- oder Draufgelder-Zahlungen gewähren den Auswanderern den großen Vortheil, daß sie sich dadurch Plätze auf einem solchen Schiffe zeitig sichern, welches gerade zu der Zeit, die sie zu ihrer Abreise wählten, expedirt wird, und daß sie an dem Tage, der ihnen zur Ankunft in Bremen aufgegeben wurde, sogleich an Bord des Seeschiffs befördert oder in Kost genommen werden. Jeder einzelne Zwischendeckspassagier zahlt als Handgeld 2 Louisd'or; — Kajütenpassagiere das Doppelte; Familien dagegen den fünften Theil ihrer vollen Passagegelder.

Lipp. Landesbibliothek Detmold

Den Auswanderern ist anzurathen, die Handgelder so zeitig als möglich zu zahlen, weil die Schiffsplätze, wegen fortwährender Anmeldungen, fast immer schon vor der Expedition eines jeden Schiffes belegt werden, und ihnen daher, ohne solche Vorauszahlungen, zu der ihnen gelegensten Zeit der Abfahrt auf einem erwählten Schiffe selten Plätze zur Ueberfahrt verschafft werden können.

Bei Einsendung der Draufgelder an die resp. Makler haben die Auswanderer zugleich mit aufzugeben: 1) wann sie sich in Bremen zur Einschiffung einfinden können; 2) nach welchem amerikan. Hafen sie zu reisen beabsichtigen; 3) aus wie vielen Personen über 12 Jahren und aus wie vielen Kindern bis zu 12 Jahren ihre Familie oder Gesellschaft besteht; endlich 4) welches Alter ein jedes der Kinder bis zu 12 Jahren hat.

7) Versicherung gegen Seegefahr wird für Passagegelder und Lebensmittel bei den Bremer Assecuranz-Compagnieen zum Besten der Auswanderer auf Kosten der Schiffseigner besorgt.

8) Der Tag der Abfahrt oder die Zeit der Einschiffung in Bremen wird den Auswanderern, nach erfolgter Zahlung der Handgelder, immer möglichst prompt und bestimmt aufgegeben, damit sie sich in Bremen alsdann ohnfehlbar einfinden.

9) Diejenigen Passagiere aber, welche sich an dem zu ihrer Ankunft in Bremen festgesetzten Tage dort nicht einfinden, so wie auch die, welche nicht am bestimmten Tage die erforderliche volle Zahlung leisten, sind ihrer gezahlten Handgelder verlustig, weil zu ihren Gunsten die Expedition der Schiffe nicht verzögert werden kann.

NB. Noch ist anzurathen, daß die Auswanderer nicht in Deutschland ihr Geld umsetzen; denn spanisches und nordamerikanisches Geld ist in Bremen theuer.

Man zahlt hier z. B. für einen spanischen Thaler (Piaster oder Dollar): 1 Rthl. 30 Grote, wonach der Louisd'or nur zu 3 Dollars 53 Cents zu stehen kommt, da doch derselbe in Amerika zu 4 Dollars 58 Cents angenommen wird. Am besten thut man, seine Baarschaft in Gold mit hinüberzunehmen. Damit man aber sehe, welche europäische Goldmünzen jenseits des Meeres am meisten gelten, folge hier ein Auszug aus der neuen nordamerikanischen Valvationstabelle vom Sommer 1834, welche die Goldmünzen auf span. Thaler (Dollars), Cents ($\frac{1}{100}$ eines Dollars) und Mill. ($\frac{1}{1000}$ eines Dollars, und $\frac{1}{10}$ eines Cents) zurückführt. Danach ist in den vereinigten Staaten der jetzige Werth eines:

Bayer. Carolins . . .	4 Doll.	95 C.	6 M.
— Mard'or . . .	3 —	31 —	8 —
Braunschw. Pistole . .	4 —	55 —	6 —
Dän. Pistole	4 —	2 —	1 —
Engl. Guinee . . .	5 —	11 —	6 —
Souverain'd'or . . .	4 —	87 —	5 —
Frz. Doppellouis vor 86	9 —	69 —	4 —
Einfache desgl. . . .	4 —	84 —	4 —
Doppellouis seit 1786	9 —	16 —	3 —
Einfache desgl. . . .	4 —	58 —	1 —
Doppel-Napoleons .	7 —	71 —	3 —
Hannöv. Georgsd'or .	3 —	93 —	9 —
— Goldgulden .	1 —	68 —	1 —
Holländ. Doppelryder .	12 —	20 —	6 —
— Ryder	6 —	4 —	3 —
— 10 Guldenstücke	4 —	1 —	7 —
— Gold. Löwen (14 fl.)	5 —	4 —	7 —
— 10 Gulden v. 1820	4 —	1 —	7 —
Dop. pr. Friedr. d'or v. 1769	7 —	97 —	4 —
— von 1800 desgl.	7 —	95 —	2 —
Einf. preuß. Frd. v. 1778	3 —	99 —	9 —
— dgl. von 1800 .	3 —	97 —	3 —
Sächs. Augustd'or v. 1754	3 —	92 —	1 —
— desgl. von 1784	3 —	97 —	1 —

Würtemb. Carolin. . .	4 Doll.	89 C.	8 M.
Nordamerik. Eagles vor 51. Jul. 1834. . .	10 —	66 —	8 —
dito später geprägte .	10 —	= — =	—
Bayersche Ducaten .	2 —	27 —	6 —
Braunschw. — .	2 —	25 —	1 —
Cölnische — .	2 —	26 —	7 —
Dän. Courant- — .	1 —	81 —	8 —
— Species- — .	2 —	26 —	7 —
Frankf. a. M. — .	2 —	27 —	9 —
Hamburger — .	2 —	27 —	9 —
Hannöversche — .	2 —	29 —	7 —
Holländ. — .	2 —	27 —	6 —
Oestr. Doppelducaten .	4 —	58 —	6 —
Ungar. einfache Ducaten	2 —	29 —	7 —
Polnische — .	2 —	27 —	9 —
Preuß. von 1748 — .	2 —	27 —	9 —
desgl. von 1787 — .	2 —	26 —	7 —
Russ. von 1796 — .	2 —	29 —	3 —
desgl. von 1763 — .	2 —	26 —	7 —
Sächs. von 1784 — .	2 —	26 —	7 —
dito von 1797 — .	2 —	27 —	9 —
Schwedische — .	2 —	25 —	7 —
Würtembergische — .	2 —	25 —	7 —
Schweizerische — .	2 —	26 —	7 —

Das sind die Bedingungen, das ist zu beobachten. Ueberfahrt verschaffen die meisten Rheder, vorzüglich aber in den letzten Jahren die Herren Schiffsmakler Lüdering und Carl Traub, Langenstraße Nr. 52. zu Bremen; beide sind wegen ihrer Uneigennützigkeit und wegen vieler durch sie geleisteten Dienste von Auswanderern vielfach belobt worden. —

Was weiter in Amerika zu thun sey und wo die Niederlassung geschehen soll, das muß jeder selbst am besten wissen. Das ganze Gebiet der vereinigten Staaten wird durch das von Norden nach Süden hinablaufende Alleghennygebirge in zwei große Theile geschieden, — in den östlichen, der das Küstenland begreift, und den westlichen, der das Land jenseits der Gebirge, das Binnenland mit den großen Strömen (Mississippi, Missouri, Ohio u. s. w.) umfaßt. Das Küstenland ist stark bevölkert und wohl bebaut; es sind dort fast alle Verhältnisse des gebildeten Europa's. Das Binnenland aber ist es, welches sich vorzugsweise für neue Niederlassungen der Europäer eignet. Der Stand der einzelnen Auswanderer giebt jedoch zuletzt immer den Ausschlag. Der Geistliche oder Schulmann wird fast in allen nördlichen Staaten Aufnahme finden; — dem Kaufmann ist die Niederlassung an der Küste und an den großen, neuerdings sich bildenden Stapelplätzen des innern Verkehrs zu empfehlen; — der Handwerker wird überhaupt die Städte, belebte Flecken und volkreiche Dörfer aufzusuchen haben; der Landwirth, dessen Stande die meisten Auswanderer unstreitig angehören, und der Tagelöhner haben nur darnach zu sehen, daß der Landstrich im Innern, in welchem sie sich ansiedeln, außer der Fruchtbarkeit des Bodens nicht der Heerstraßen, Flüsse und Canäle ermangele, damit der Absatz ihrer Aerndte ihnen nicht zu sehr erschwert werde.

Wo aber auch in der Nähe des Mississippi oder Missouri der einwandernde Landwirth sich Grundbesitz erwirbt, er darf seinen Kauf immer nur als Speculation auf künftige Tage betrachten; für den Augenblick sind seine Aecker fast nur wie ein todtes Capital anzusehen, welches keine Zinsen trägt, aber unmerklich von Jahr zu Jahr sich vermehrt, und einst mit Wucher das aufgewandte Capital sammt den Zinsen ersetzt. Denn je mehr die Bevölkerung steigt, um so gesuchter werden auch im Innern die Ländereien werden, um so höher werden sie im Preise steigen.

Es kommt also am Ende immer darauf an, daß der Auswanderer allen Hoffnungen auf ein behagliches Leben für sich selbst entsage, daß er im Schweiße seines Angesichts zu arbeiten

verstehe, daß er auch bei allen Entbehrungen nicht von der strengsten Sparsamkeit und Ordnung ablasse. Er muß, mit einem Worte, sich selbst opfern für das Glück seiner Kinder. Und das ist allerdings ein schöner Gedanke. Sey noch so schwer der Druck der Gegenwart, es hebt die stolze Ahnung das Gemüth empor: einst von dankbaren und segnenden Enkeln gepriesen zu werden als der kraftvolle und entsagende Begründer eines neuen Geschlechts!

E. H.

Ist der Anschluß an den deutschen Zollverein für das Lippische Land vortheilhaft?

(Von einem Landmanne).

Indem in den Nris 24 und 25 dieser Zeitschrift obige Frage verneinend beantwortet ist, wurde zugleich der Wunsch ausgedrückt, daß dieselbe weiter besprochen werde, um eine richtigere Ansicht zu gewinnen. Es sey daher hier kurz auf einige die Frage bejahende Puncte hingewiesen.

Was den rein finanziellen Zweck des Zolls anbelangt, so wird dadurch dem Staate ein Einkommen gesichert, welches Handel und Luxus zu gewähren im Stande sind. Obschon nun unser Land dieses Einkommen wohl entbehren könnte, so ist doch so viel gewiß, daß dasselbe zum höchsten Nutzen des Ganzen verwandt werden kann und wird, wenn es einmal da ist.

In allgemein staatswirthschaftlicher Hinsicht ist durch die gehörige Regulirung der Eingangs-, Ausgangs- und Durchfuhr-Zölle dafür gesorgt, daß die inländische Gewerbsamkeit geschützt ist und befördert wird.

Was nun den Anschluß unsers Landes an den Zollverein insbesondere betrifft, so ist klar, daß das dem Staate dadurch zufließende, zum allgemeinen Besten zu verwendende, Einkommen durch eine Abgabe erzielt wird, deren Größe in Jedermanns Gewalt stehet, denn je mehr sich Jemand mit inländischen Produkten begnügt, desto weniger zahlt derselbe an Zoll. Die Abgabe trifft daher nur den an ausländische Genüsse gewöhnten Reichen, welcher, will er dieselben nicht entbehren, am ersten die Abgaben zahlen kann. Es wird auch eine bisher bestehende Ungleichheit dadurch aufgehoben, indem bisjetzt nur wir Bauern, die wir größtentheils auf inländische Produkte angewiesen sind, allein dem Staate ein Einkommen brachten und die Reichen, die vieles Geld ins Ausland für ihre Bedürfnisse senden, nichts zur Staatscasse beitrugen.

Die hohe Tendenz, die die Preußische Regierung sich gesetzt, läßt sich allerdings von kleinlichen Rücksichten gar nicht bestimmen; indessen können es doch, zur Stunde noch unvorherzusehende, Conjuncturen mit sich bringen, daß, im Fall Lippe dem allgemeinen Zollverband sich nicht anschließt, ein bedeutender Zoll auf unser Linnen gelegt wird. Preußen kann in staatswirthschaftlicher Hinsicht auch nur dadurch gewinnen; denn die Sorten Linnen, die es jetzt von uns beziehet, würden dann bald in Preußen gewebt werden; und man wird, treten diese Conjuncturen ein, keine Rücksicht mehr auf einige Kaufleute nehmen, die mit Lippischem Linnen handeln. Ob aber unser Linnen dann noch den bisherigen leichten Absatz haben wird, würde sich zeigen.

Allerdings werden sich Plätze und Capitalien, im Fall des Anschlusses, bei uns zur Anlegung und Betreibung von Bleichen finden; ob aber zu einem bedeutenden Großhandel, ist noch nicht so schnell entschieden.

An Menschen fehlt es uns nicht, und wäre

es wünschenswerth, wenn sie im Lande könnten Arbeit und somit Nahrung haben, statt den immer schwächer werdenden Verdienst durch Ziegelarbeit u. d. gl. im Auslande zu suchen. Jedenfalls ist der Absatz, den unser Linnen noch in den von fast 24 Millionen Menschen bewohnten Vereinslanden hat, nicht außer Acht zu lassen.

Sollten auch nicht gleich Fabriken anderer Art bei uns aufkommen, die wir jetzt auch entbehren, so macht doch der Anschluß an den Zollverein deren Anlage möglich. Viele Gewerbe, Gerbereien, Wollspinnereien u. s. w. werden gleich gewinnen, und sollten andere Gewerbetreibende, z. B. Branntweinbrenner, anfangs nicht mit den jetzigen Ausländern concurriren können, so würde das größtentheils von Mangel an Intelligenz herrühren, welche aber bald durch regern, größern Verkehr erworben werden wird. Zudem ist es ja kein Unglück, wenn auch einige Verbrauchsartikel billiger wie bisher würden.

Was die innere Einrichtung des Landes betrifft, so kann sie bleiben, da andere Vereinslande auch die ihrige beibehalten haben. Wünschenswerth aber ist es immerhin, wenn, was erst mit der Zeit realisirt werden kann, alle Vereinslande auch darin ein allen passendes gleichmäßiges Arrangement treffen könnten, namentlich in Münze, Maaße, Gewicht.

Bald wird sich zeigen, wie groß der Nutzen für's Ganze sey, wenn nur erst der freie Verkehr mit unsern Nachbarn eröffnet ist; denn die großen Vortheile, welche die Hinwegräumung der Hindernisse, die den weiten Vertrieb der Erzeugnisse hindern, und der freie Verkehr mit sich bringen, sind so sehr in allen Vereinslanden anerkannt, daß die Stimmen, die sich dagegen erheben, nur auf einseitigen kleinlichen Privat-Interessen und Ansichten beruhen. Da jede nützliche neue Einrichtung für einige Einzelne anfangs einige Unbequemlichkeiten mit sich bringt, welche erst im Laufe der Zeit sich ausgleichen, so kann dies jedenfalls nicht berücksichtigt werden bei einer Maaßregel, wo, wenn sie unterbleibt, das Interesse der bei weitem meisten und somit des Ganzen leidet.

In rein politischer Hinsicht vermag ich zwar den in Frage stehenden Gegenstand am wenigsten zu beurtheilen, allein so viel scheint doch gewiß, daß wir durch den Anschluß nicht ganz von Preußen abhängig werden, sondern mit letzterem und den übrigen Vereinslanden uns nur den allgemein für gut befundenen Maaßregeln zu fügen haben. Sollte einmal eine politische Catastrophe eintreten, so würden wir Preußens Schicksal theilen, wir seyen im Zollverbande oder nicht; — allein je weniger isolirt, je inniger verbunden alle deutsche Staaten sind, desto weniger wird wohl ein solches Ereigniß möglich seyn, und desto sicherer können wir die in Nro. 25 angeführte Inschrift wahr erhalten.

— e.

Mittel gegen Verwüstungen, welche Moose, Flechten und Insekten an Obstbäumen anrichten.

Es ist ein bekanntes Mittel, daß man den Stamm der Obstbäume, um sie gegen die Nachtheile, welchen sie durch Moose und Flechten ausgesetzt sind, zu schützen, mit Kalk anstreicht. Ein Engländer, Thomas, von Devandon Gran bei Chepstow, wendet dieses nämliche Verfahren mit folgender Abänderung an. Er läßt zweimal im Jahr, im März und Oktober, an einem nebeligen Tage, die Bäume, wenn sie feucht sind, aber nicht naß, mit einem Kalkpulver bestäuben, das er auf folgende Weise bereitet: Guten frisch gebrannten Kalk löscht er mit Wasser, worin er etwas Kochsalz aufgelöst hat, bis der Kalk zu

einem feinen Pulver zerfallen ist. Dieses Kalkpulver läßt er mit dem fünften Theil Ruß vermengen, so daß das Gemenge möglichst gleichförmig wird. Bei Anwendung dieses Mittels verschwanden nicht nur die Moose, Flechten und Insekten sehr schnell, sondern die Bäume trieben auch gesunde starke Triebe. Auch auf dem Rasen um die Bäume, der voll Moos war, verschwand das Moos an allen Stellen, auf welche beim Bestäuben der Bäume etwas von dem Pulver gefallen war.

Chronik des Tages.

Detmold (Schluß des Berichts über die Sterbecassengesellschaft).

Die mit Umsicht entworfenen Statuten der Gesellschgst vom 1. Juni v. J. haben den Vorstand im ersten Verwaltungs-Jahre zureichend geleitet, und hofft derselbe, wo sie nicht ausreichten, im Geiste derselben gehandelt zu haben. Nach Ablauf eines Jahrs ist im §. 25. eine allgemeine Revision der Statuten vorbehalten; dieser Zeitraum dürfte aber zu kurz, und angemessener seyn, noch ein Jahr damit zu warten. Immittelst ist es Pflicht des Vorstandes, die im Laufe der Verwaltung sich ergebenden Verbesserungen und nothwendig werdenden Veränderungen und Ergänzungen zu sammeln, damit sie demnächst zur Grundlage der Revision dienen und dem Verein zur Annahme als Theil der Statuten vorgelegt werden können.

Bei der künftigen Revision der Statuten dürften besonders zwei Gegenstände in Berathung zu nehmen seyn, von welchen schon bei der Errichtung der Sterbecasse vielfach die Rede gewesen ist, über die aber bis jetzt eine definitive Beschlußnahme nicht hat veranlaßt werden können.

Der erste ist die Bewirkung wohlfeilerer Begräbnisse, welche den Unterstützungen einigermaßen entsprechen, die aus der Sterbecasse erfolgen. Es ist bekannt, daß das Begräbniß eines Erwachsenen auf dem neuen Kirchhofe bis jetzt nicht unter 30—40 Rthl. gestanden werden kann, oft auch noch höher kommt. Die Gebühren der Geistlichen incl. Todtengräber und

Todtenfrau betragen . .	4 Rthl.	24 gr.
der Platz kostet . . .	3 —	— —
der Sarg mit Beschlag nebst Kosten des Einsargens ꝛc. im Durchschnitt	20 —	— —
Die Träger erhalten im Durchschnitt	6 —	12 —
Summa	34 Rthl.	

und erhöhet sich diese Summe bis auf 40 bis 50 Rthl., wenn nur einige Verschönerungen des Sargs und Beschlags beliebt oder zu Trägern die Mitglieder der Zünfte, insbesondere des Braueramts, erbeten werden. Die bei Erwachsenen aus der Sterbecasse erfolgenden Unterstützungen betragen höchstens 20 Rthl. (bei denen, die nach dem 50. Jahre eingetreten sind, nur 15 Rthl.); reichen also bei Weitem nicht hin, die wirklichen Kosten zu decken. Bei nicht Erwachsenen tritt verhältnißmaßig dieselbe Berechnung ein.

Um aber die Begräbniß-Kosten einigermaßen mit den Unterstützungen in Verhältniß zu bringen, dürfte vorzugsweise das hiesige Tischler- und Schlosser-Amt zu veranlassen seyn, sich zum Wohl ihrer Mitbürger zur Errichtung eines Sarg-Magazins und zur Vereinigung über wohlfeilere Preise zu entschließen, und würden die sämmtlichen Zünfte sich über die Herabsetzung der Trage-Gebühren zu vereinigen haben.

Die Gebühren der Geistlichkeit, des Todtengräbers und der Todtenfrau sind fixirt, leiden daher keine Herabsetzung; doch wird solche in Ansehung des Todtengräbers und der Todtenfrau künftig eintreten können, wozu dem Vernehmen nach Hochfürstliche Regierung nach Rücksprache mit Fürstlichem Consistorio schon die Einleitung getroffen hat. Auch möchten vielleicht die Preise der Plätze auf dem neuen Kirchhofe in der Folge noch eine Ermäßigung erleiden können, worüber ebenfalls Einleitungen zu treffen seyn würden.

Dem neu zu wählenden Vorstande dürfte es zu überlassen seyn, diesen Gegenstand weiter zu berathen und der Ausführung zuzuführen.

Der zweite hochwichtige Gegenstand betrifft die Errichtung eines Leichenhauses, dessen Bedürfniß in mehrfacher Weise hervortritt. Denn abgesehen von der beruhigenden Gewißheit, welche es gewährt, das in manchen Fällen mögliche Lebendigbegraben mit Sicherheit zu verhüten, würde hier vielleicht vorzugsweise in Betracht kommen, daß die Leichen derer, welche in engen Wohnungen beisammen leben, dort bis zum Begräbniß aufbewahrt werden können, ohne daß die Zurückbleibenden auf irgend eine Weise unangenehm davon berührt und dadurch zur Beschleunigung des Begräbnisses veranlaßt werden. Es leidet auch keinen Zweifel, daß, wenn ein zweckmäßig eingerichtetes Leichenhaus bei uns

bestände, die mehrfache Nützlichkeit desselben anerkannt werden würde. Die Errichtung desselben stößt sich jedoch noch zur Zeit an Schwierigkeiten, welche nur allmählig zu beseitigen seyn dürften, nichtsdestoweniger aber zulassen, die Ausführung fortwährend vorzubereiten. Hierzu wird der Sterbecassen-Vorstand vorzugsweise im Stande seyn, und da sich zunächst als Schwierigkeiten darstellen:

1) Die Ermittelung des Fond's zur Erbauung und Unterhaltung des Hauses,

2) die Wahl des ihm anzuweisenden Platzes (wegen der an den entgegengesetzten Enden der Stadt in Gebrauch befindlichen beiden Kirchhöfe); so wird

ad 1) die Herbeischaffung der erforderlichen Mittel,

ad 2) die Bewerkstelligung einer Vereinigung beider Kirchhöfe, oder dessen was sonst zum Zweck führen kann,

zu bedenken seyn.

Was der jetzige Vorstand in der kurzen Zeit seiner Wirksamkeit insbesondere in Beziehung auf Herbeischaffung eines Fond's hat bewirken können, besteht darin, daß vielleicht allmählig von den wohlhabenden Mitgliedern der Sterbecasse die ihnen gebührenden Unterstützungs-Antheile zu dem fraglichen Zweck überwiesen werden. Der Anfang dazu ist von den Erben des verstorbenen Hofmarschalls von Blomberg und der Frau Drostin von Donop bereits gemacht, welche resp. 15 Rthl. und 7½ Rthl. zu einem dem Sterbecassen-Institute entsprechenden wohlthätigen Zweck überwiesen und genehmigt haben, daß damit der Anfang zu einem Fonds zur Errichtung eines Leichenhauses gemacht werde. Zu dem Ende sind jene 15 Rthl. vorerst bei der Sparcasse allhier untergebracht, und ist verordnet, daß solches auch in Ansehung der noch in der Casse befindlichen 7½ Rthl. geschehe. Dem obigen Beispiele dürften ohne Zweifel noch Manche unter den Sterbe-Cassen-Interessenten folgen, auch möchten, wenn die Sache erst weiter besprochen wird, sonstige Geschenke und Vermächtnisse nicht fehlen. Die baldigste Beförderung dieser Angelegenheit wird gewiß einem Jeden unter uns erwünscht seyn; und wird dann unsere Stadt bei dem vielen Gemeinnützigen und Wohlthätigen, was sie aufzuweisen hat, auch in Ansehung eines Leichenhauses nicht zurückbleiben, von dem der berühmte Hufeland sagt, daß es in keinem Dorfe fehlen sollte. Möchte dazu unser Verein durch sein Beispiel die Veranlassung werden!"

Nach dem Schlusse dieses Vortrages wurde zur Wahl eines neuen Vorstandes für das folgende Rechnungsjahr geschritten. An die Stelle des bisherigen Vorstehers, Herrn Regierungsraths v. Meien, wurde der Herr Regierungsrath Piderit gewählt; und an die Stelle der bisherigen Deputirten, der Herren Camerarius Grote, Camerarius Huneke, Canzleirath Petri und Kaufmann Wist traten die Herren Pastor Heinrichs, Geheimer Cammerrath Rohdewald, Camerarius Schröder und Rathsherr Thaler. —

Schötmar. — Am 2. Oct. ist auf dem Hofe des Colonus Kronshage zu Nienhagen ein junger Mensch, der dort als Pferdeknecht diente, durch einen Sturz vom Boden verunglückt. Derselbe war Abends gegen 9 Uhr, ohne Geheiß dazu erhalten zu haben, und wahrscheinlich, um Futter für die Pferde herunter zu holen, auf den Boden gestiegen, und stürzte mit einen herab gleitenden Bund Stroh auf die Hausflur, wo er in Folge des Sturzes sogleich verschied.

Buchstabenräthsel.

1. 2. 3. 4. 5. 6.

Man nennt mich fälschlich einen Dichter,
Ich bin viel nüchterner und schlichter,
Doch Verse mach' ich viel und dreist
Auch ohne Inhalt, Sinn und Geist.

2. 3. 4. 5. 6.

Nimm mir den Kopf, so bleib' ich doch
Ein nützliches Gefäß dir noch,
Und bin, gefüllt und auch geleert,
Dir ungleich mehr als jener werth.

2. 3. 5. 6.

Nimm noch das Mittelstück heraus,
So hast du Dinge noch zum Schmaus,
Und eins sieht wie das andre aus.

(Auflösung in № 33.)

Auflösung des Räthsels in № 31:

Die Fliegen.

Hierbei № 32. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 33.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 18. November 1835.

Heinrich der Seefahrer.

1.

Prächtig, noch in Trümmern hehr,
Mit Moskee und Marmorbade,
Wie ein Mährchenpalast der
Sultanin Scheherezade,

Schriften über dem Portal,
Steht die Mohrenburg Alhambra.
In dem Kloster Eskurial
Blizt Demant und duftet Ambra.

Trotzig, wie ein Wüstenleu,
Aus dem Meer, ein Felsenaltar,
In die gelbe Berberei
Wachsam schauend, ragt Gibraltar. —

Was sie bauten, was sie baun
In den beiden Königreichen,
Die der Sierren Kämme schaun,
Muß dem Thurm des Prinzen weichen.

Bei dem Vorgebirg Vincent
Steht ein Thurm mit Marmorschwellen.
Eine helle Fackel brennt
Dort, den Erdball zu erhellen.

Charten, Rollen mancherlei
Sammt Boussolen und Quadranten
In der stillen Bücherei
Liegen dort um den Infanten.

In den Hallen Belem's tönt
Lied und Flüstern holder Damen;
Doch der Sohn des Königs lehnt
Ernst am hohen Fensterrahmen.

Ueber das bewegte Meer
Schweifen läßt er seine Blicke,
Und nach Ländern, die nur Er
Schaut, den Völkern eine Brücke

Schlagen will er. Seine Hand
Streckt er aus nach Negerkronen;
Schiffe hat er ausgesandt,
Zu entdecken fremde Zonen.

An dem Lauf des Senegals,
Zwischen Berbern und Giraffen,
Zeigen Krieger Portugals
Ihre Waffen und Agraffen.

Zu Lisboa prangt das Gut
Ueberwundner, reicher Mohren.
Aus der kühn durchkreuzten Fluth
Tauchen schimmernd die Azoren.

Milden Himmels, reich an Holz,
Zeigt den Schiffern sich Madeira;
Heinrich's Wimpel flattern stolz
Auf der Rhede von Terceira.

Nächtlich tritt an seinen Pfühl,
Fremd geschmückt, die Aventure,
Daß sie bunter Träume Spiel
Seinem Geist vorüberführe.

Blumen, die in Indien blühn,
Streut sie lächelnd auf den Schläfer;
Leuchtend durch die Kammer ziehn
Läßt sie Senegambiens Käfer.

Südlich vom Drei-Spitzen-Cap,
Wo die Datteln und die Mandeln
Wachsen, und der Baobab,
Läßt sie den Geliebten wandeln.

Elephanten vor ihm knien
Läßt sie, auf dem Rücken Thürme;
Und vor Diaz führt sie ihn
Nach dem Vorgebirg der Stürme.

An des Persermeeres Saum
Ruht er aus auf Goa's Molo. —
Glich dein Reisen solchem Traum,
Sohn Venetig's, Marco Polo?

Gedanken in Bezug auf gerechtere Würdigung des Pietismus.

Man ist häufig nur allzusehr bemüht, das Irrige, Verkehrte oder Nachtheilige der religiösen Ansicht und Richtung, die mit dem Namen Pietismus bezeichnet wird, herauszustellen. Sehr Viele wissen kaum, wenn sie mit den Ausdrücken: Pietismus, Mysticismus und Fanatismus um sich werfen, was es damit eigentlich auf sich hat. Es schwebt ihnen nur dunkel etwas höchst Aberwitziges, Unvernünftiges vor; beinahe scheint ihnen ein Türke oder Heide noch vorzüglicher als ein Pietist oder Mystiker. So kannte ein herzhafter Vorkämpfer gegen den Kasselschen Mysticismus dies Ungeheuer doch so wenig, daß er sich hatte überreden lassen, die Mystiker glaubten nicht an unsern Heiland. Es möchte sich daher wohl geziemen, zuvor mit der Bedeutung der Sache selbst näher sich bekannt zu machen, ehe man darüber wegwerfend urtheilt. Zur Belehrung in dieser Hinsicht ist besonders ein kleines Büchlein von einem der gelehrtesten und edelsten Lipper, dem für die Wissenschaft zu früh verstorbenen Professor Daniel von Cölln, über die Begriffe: Pietismus, Mysticismus und Fanatismus, zu empfehlen, in welchem auf eine interessante, lichtvolle und milde Weise der Gegenstand behandelt wird.

Allein auch da, wo Unbekanntschaft mit der Sache nicht vorausgesetzt werden darf, hindert nicht selten eine sehr gewöhnliche menschliche Unart die gerechte Würdigung derselben. Was nämlich unsrer Eigenthümlichkeit und Neigung nicht zusagt, vielleicht grabezu ihr entgegensteht, mögen wir gern, wenn es in unsern Kreis sich drängt, nur schleunig von uns abweisen, und um dies mit mehr Fug thun zu können, bereden wir uns geflissentlich, daß es durchaus verwerflich seyn müsse; wir häufen die grellsten Farben bei dem selbstgemalten Bilde, um es nur recht abscheulich finden zu dürfen, vergessen aber dabei, daß doch etwas Gutes und Wahres zum Grunde liegen könne, ja daß die Menschen, in denen sich das uns Fremdartige darstellt, doch auch menschlichen Sinn und Willen haben wie wir. Ueberläßt man sich nun dem natürlichen

Antriebe, so wird nichts nothwendiger erscheinen, als dagegen zu kämpfen und zu lehren, was indeß ohne sonderlichen Nutzen geschieht. Vielmehr kann ein dreifacher Nachtheil nicht wohl ausbleiben: 1) die Genossen der bekämpften Parthei hören nicht darauf oder werden erbittert, weil sie Wahrheit, Gerechtigkeit und reines Wohlwollen bei dem Angreifenden vermissen; 2) die große Masse derjenigen, welche jener Parthei nicht anhangen, freuet sich, daß sie doch viel besser sind als solche Sünder und machen sich vielleicht gar ein Verdienst daraus, sie zu verachten oder zu hassen; 3) den größten Nachtheil haben wir aber vielleicht selbst, indem wir, von leidenschaftlichem Eifer geblendet, der heilsamen, anregenden Einwirkung gänzlich wehren, welche die fremdartige Erscheinung auf uns haben könnte, und in schroffer Einseitigkeit uns befestigen.

Der Pietismus ist eins der bedeutenden Zeichen unsrer Zeit, das gewiß nicht unbeachtet darf gelassen werden. Sein ziemlich weitverbreitetes Wiederaufleben muß dem aufmerksamen Beobachter um so merkwürdiger vorkommen, als das hochgepriesene Universalmittel der religiösen Aufklärung seit länger als einem halben Jahrhundert in den stärksten Dosen ohne den geringsten Erfolg dagegen angewandt wurde, daß vielmehr das Uebel nur noch ärger und ansteckender scheint geworden zu seyn. So wenig auch die sonst vorherrschenden politischen und materiellen Interessen der Zeit mit jener Richtung zusammenstimmen, so ist sie doch wirklich vorhanden und hat ihre unleugbare Geltung. Es wäre ungereimt, den Pietismus als das bloße Werk einzelner schwärmerischer Menschen, das in keiner nähern Beziehung zu dem allgemeinen Bedürfniß der Menschheit stände, ansehn zu wollen. Man darf sogar annehmen, daß derselbe mit einer gewissen Nothwendigkeit aus den streitenden Elementen der Gegenwart hervorgegangen ist.

Der Verfasser dieser Zeilen, weit entfernt, selbst ein Pietist zu seyn, und durchdrungen von dem klarsten Bewußtseyn, für seine Person niemals einer derartigen Religiosität huldigen zu können, vermag sich doch hineinzudenken und anzuerkennen, was für Gutes bei derselben sich findet und von ihr ausgehen kann. Dies hervorzuheben, was zur billigern Beurtheilung des Pietismus nöthig scheint, und zugleich anzudeuten, was allgemeiner zu bedenken an der Zeit seyn möchte, ist der Zweck der folgenden Sätze, welche einstweilen nur als Behauptungen, die sich vielleicht bestreiten lassen, hingestellt werden.

1) Man thut den Pietisten sehr Unrecht, wenn man sie schlechthin Frömmler oder gar Heuchler nennt. Es giebt deren ohne Zweifel unter ihnen, und vielleicht kommen einige dahin, es zu werden, aber wirkliche Religiosität ist die Grundlage ihrer Verbindung.

2) Es kann nicht Jedermanns Sache seyn, Pietist zu werden, weil dazu eine besondere Vorstellungs- und Empfindungsweise gehört, die sehr viele Gemüther, wenn sie aufrichtig gegen sich selbst sind, sich nicht aneignen können. Eben so wenig kann man aber auch verlangen, daß Menschen, in denen ein lebhafteres religiöses Bedürfniß vorherrscht, Befriedigung desselben auf die nämliche Weise finden sollen, wobei die große Mehrzahl sich leicht begnügt.

3) Achtungswürdig sind die Pietisten, weil sie ein tüchtiges, ernstliches Wollen haben, und mit begeistertem Eifer ihrem Zweck nachzuleben suchen.

4) Es ist gut, daß die Religion, welche im gewöhnlichen Leben so häufig als Nebensache oder nützliche Zugabe in den Hintergrund tritt, von den Pietisten zum Hauptgeschäft ihres Lebens gemacht wird, indem sie vorzugsweise der Darstellung und Ausübung derselben sich befleißigen.

5) Durch den Pietismus wird eine gewisse

Geisteskultur auch unter den niedrigern Ständen des Volkes gefördert. Das Lesen erbaulicher Bücher, das Mittheilen religiöser Erfahrungen, die nähere lebendige Vereinigung der Gleichgesinnten zu dem Einen Ziel, muß doch, wenn es auch nicht immer auf die rechte Weise geschehn sollte, eine Bereicherung und Erweckung des innern Lebens zur Folge haben.

6) Eine gewisse Selbstachtung, die jedem Menschen zum Emporstreben, wie zur Gesittung und zum Gefühl wahren Wohlseyns nothwendig ist, wird hier, obgleich im scheinbaren Widerspruch mit der pietistischen Lehre von der totalen menschlichen Verderbniß, dennoch geweckt und rege erhalten. Der Gegensatz zu der gleichgültigen oder gottlosen Welt, die brüderliche Liebe der Erweckten unter einander, das Bewußtseyn der Gnade und Erlösung giebt einem jeden einen tiefempfundnen Selbstwerth.

7) Damit hängt zusammen eine Gelassenheit und Ruhe, eine Zufriedenheit mit ihrem Erdenschicksale, wie sie selten gefunden wird.

8) Es ist ein eitles Bemühen, durch bloße sogenannte Aufklärung den Pietismus bekämpfen und ihm entgegenarbeiten zu wollen. Denn Aufklärung räumt nur Irriges hinweg, ohne etwas Positives zu geben. Sie kann die Verstandesbegriffe berichtigen, aber die Herzensbedürfnisse nicht befriedigen. Auch läßt sich die Wahrheit des Gefühls, das ahnende und sehnende Bewußtseyn des Geistes nicht irre machen, wenn auch der Ausdruck desselben als irrig und tadelhaft dargethan werden kann.

9) Anwendung obrigkeitlicher Gewalt gegen pietistische Vereine und Versammlungen, wo sie nicht etwa störende Unordnungen veranlassen, scheint nicht räthlich zu seyn; sie unterdrückt das Wesen der Sache nicht, fordert zu hartnäckigem Festhalten, auch des Irrthums, auf, und steigert vielleicht gar die Verkehrtheit. Warum will man sie nicht ruhig in ihrer Weise gewähren lassen?

10) Es kommt ungleich weniger auf die Art und Weise der Frömmigkeit an, als darauf, daß man wirklich fromm ist.

11) Will man gegen den Pietismus zu Felde ziehen, so fordere man einzig die intelligenteren Häupter und Führer zum würdigen Kampf heraus, nicht aber das Heer der Unmündigen, die nur nachsprechen können und fromm sind, ohne zu unterscheiden, was an dem Dogma liegt.

12) Wahre redliche Begeisterung für Christus und das Christenthum, die weniger gegen dogmatische Irrthümer als gegen praktische Unchristlichkeit und Irreligiosität anstrebt, und herzliches Wohlwollen werden am meisten geeignet seyn, die Pietisten zu gewinnen, oder wenigstens den möglichen Nachtheil zu vermindern, den ihre ausschließende Vereinigung haben könnte.

13) Wir sollten uns nicht schämen, zu gestehen, daß wir auch von den Pietisten lernen können, insonderheit aufzumerken auf das, woran es bei uns mangelt und was Noth thut in der übrigen Christenheit.

14) Man rühmt unsre Zeit als die liberale; die Menschenrechte sollen geachtet werden; auch die Niedrigsten will man erleichtern und heben. Wohlthätigkeit in zeitlichen Gaben wird vielfältig angepriesen und auch geübt. Aber der Mensch lebt nicht vom Brode allein. Die Menschen der verschiedenen Stände bleiben sich doch sehr fern und fremd, weil sie in dem Heiligsten, was es für alle giebt, keine Gemeinschaft zu haben scheinen. Mögen Viele, vornehmlich auch aus den höhern Ständen, Gelegenheit haben, ihren religiösen Sinn auf andre Weise zu nähren und sich allein zu erbauen; sie thun Unrecht, dem öffentlichen Christenbekenntniß mit der Gemeinde sich zu entziehen, nicht auch mit den geringsten Brüdern vor dem gemeinsamen Gott und Vater sich zu beugen und das heilige Bundesmahl der Christen ganz zu vernachlässigen. Der Vorwurf des Hochmuths, wo nicht der

völligen Unchristlichkeit, haftet auf ihnen nicht ohne ihr Verschulden, und bildet eine unnahbare Kluft zwischen ihnen und allen denen, die das Bedürfniß fühlen, ihren frommen Sinn vor der Welt unbefangen zu bekennen.

15) Eben darum vereinigt die Pietisten aller Stände ein so inniges Band der Gemeinschaft, weil sie auf gleiche Weise alle für ihren Erlöser sich bekennen.

16) Vorherrschender Indifferentismus treibt Manche, sich dem Pietismus in die Arme zu werfen.

17) Macht nicht vielleicht die allgemeinere Bildung unsrer Zeiten auch größere, früher nicht so gekannte, Geistesbedürfnisse selbst bei den geringern Ständen rege? Sollte es nicht weise seyn, ihnen angemessene gesunde Geistesnahrung zu verschaffen? Man eifert über Verbreitung von pietistischen Traktätchen, welche an sich lobenswerth erscheinen müßte, wenn nicht diese Schriften häufig, ihres Inhalts wegen, unzweckmäßig wären. Wir dürften wohl eher die Mahnung beherzigen: gehet hin und thut desgleichen! und macht es besser!

St.

Ueber die Bevölkerung des Fürstenthums Lippe.

(Hierzu eine General-Tabelle über die Aufnahme der Bevölkerung und des Viehstandes im Fürstenthum Lippe, vom 11. May 1835).

I.

Vor der am 11. May 1835 vorgenommenen Zählung sind, so weit die vorhandenen Nachrichten lauten, nur in den Jahren 1776, 1788, 1812 und 1828 Volkszählungen im Fürstenthum Lippe zur Ausführung gekommen. Unter diesen ist eine der vollständigsten und zuverlässigsten die

Zählung von 1788, deren Resultate in der „Beschreibung der Fürstlich Lippischen Lande," von W. G. L. v. Donop, S. 146 ff. mitgetheilt sind. Nach derselben war damals die Gesammtzahl der Einwohner des Landes 70189.

Die Geburts- und Sterbe-Register, welche das Intelligenzblatt jährlich mittheilt, ergeben, daß seitdem nur in zwei einzelnen Jahren die Zahl der Gestorbenen größer gewesen ist, als die der Geborenen. Dieß waren die Jahre 1800 und 1806. Im Jahre 1800 starben im Ganzen 3279 Menschen; davon 504 an den Blattern und 1002 an der Ruhr. Die Ueberzahl der Gestorbenen war 419. Im Jahre 1806 war die Ueberzahl der Gestorbenen 130. In allen übrigen Jahren war die Zahl der Geborenen größer als die der Gestorbenen. Die dadurch entstandenen Ueberschüsse sind folgende:

1789	282
1790 bis 1799	5849
1800 bis 1809	6751
1810 bis 1819	8583
1820 bis 1829	11665
1830 bis 1834	3577
	56707
Hierzu die Volkszahl von 1788	70189
gerechnet, würde die Einwohnerzahl am Schlusse des Jahrs 1834 gewesen seyn	106896

Dieß trifft aber mit der Wirklichkeit nicht überein. Vielmehr beläuft sich die mit der Zählung vom 11. May 1835 gefundene Zahl der Einwohner nur auf 100134, also auf 6762 weniger.

Die Verschiedenheit beider Zahlen hat ihren Grund darin, daß bei der Berechnung der Bevölkerung nach den Ueberschüssen der Geborenen über die Gestorbenen die durch Einwandern und Auswandern entstandenen Veränderungen unberücksichtiget bleiben. Nach der oben aufgestellten

Berechnung würde also die Zahl der Auswanderungen in den letzten 47 Jahren um ein Erhebliches größer gewesen seyn, als die der Einwanderungen. Indeß ist doch nicht die ganze Zahl von 6762 als Ueberzahl der Auswanderungen anzunehmen. Denn die Sterberegister der Intelligenzblätter nehmen überhaupt nur auf solche Todesfälle Rücksicht, welche sich im Lande ereignen. Wenn also hiesige Einwohner sich auch nur für eine Zeit lang, ihrer Geschäfte halber oder sonst, im Auslande aufhalten und dort sterben, so wird dieß ebenfalls in die Register nicht eingetragen. Die Zahl der während eines temporären Aufenthalts im Auslande Gestorbenen mag aber gerade in den letzten 47 Jahren nicht gering gewesen seyn, da in diese Jahre auch die Zeit der großen Europäischen Kriege fällt, und in dieser Zeit sehr viele hiesige Unterthanen in Tyrol, Spanien und Rußland zurückblieben, ohne daß die Kirchenbücher und Sterberegister davon Notiz nahmen.

2.

Ueber das Zunehmen der Bevölkerung in den einzelnen Städten und Aemtern seit dem Jahre 1788 giebt die nachstehende Tabelle Auskunft, deren letzte Columne anzeigt, wie viele Procente der Bevölkerung von 1788 der Zuwachs beträgt.

	Einwohnerzahl		Zuwachs	
	1788	1835	im Ganzen	auf 100
Städte.				
1) Detmold, mit Einschluß des Militärs	2188	4137	1949	88
2) Lemgo	3050	3862	812	27
3) Lippstadt	2694	3413	719	26
4) Blomberg	1691	2027	336	19
5) Uflen	1170	1726	556	46
6) Horn	1294	1577	283	23
7) Flecken Lage	851	1452	601	70
8) Barntrup	985	1175	190	19
	13923	19369	5446	39

	Einwohnerzahl		Zuwachs	
	1788	1835	im Ganzen	auf 100
Aemter.				
1) Varenholz	8376	11438	3062	36
2) Lage (mit Iggenhausen)	6519	10509	3990	61
3) Schötmar	7186	10204	3018	42
4) Detmold	5009	7244	2235	44
5) Oerlinghausen	4327	7376	3049	71
6) Sternberg	5458	7230	1792	33
7) Brake	4988	6454	1466	29
8) Schwalenberg	4490	6537	2047	45
9) Horn	3413	5102	1689	48
10) Schieder	2752	3515	763	28
11) Blomberg	2752	3431	679	25
12) Barntrup	638	962	324	54
13) Lipperode	327	547	220	68
14) Stift Cappel	51	216	165	323
	56266	80765	24499	43

Nimmt man an, daß das Zunehmen der Bevölkerung eines Landes oder eines Bezirkes sich in der Regel und im Durchschnitt nach den für die Ernährung und sonstige Erhaltung einer größeren Anzahl von Menschen mehr oder minder günstigen Umständen richte, so erhellt aus der vorstehenden Tabelle, in welcher das platte Land im Ganzen einen Zuwachs von 43 Procent aufweiset, während die Bevölkerung der Städte nur um 39 Procent gewachsen ist, daß jene Umstände sich während der verflossenen 47 Jahre für das platte Land um 4 Procent günstiger gestaltet haben, als für die Städte.

Unter den einzelnen Städten sind, der Tabelle zufolge, in den verflossenen 47 Jahren die Nahrungsquellen am reichlichsten geflossen für die Residenzstadt Detmold, die einen Zuwachs von 88 Procent darbietet. Ohne das Militär würde dieser Zuwachs 86 Procent seyn, da die Zahl desselben sich von 181 auf 404 vermehrt hat. Der Stadt Detmold am nächsten steht mit 70 Procent der Flecken Lage, dessen Einwohner ihren Erwerb hauptsächlich auf auswärtigen Ziegeleien suchen. Dann folgt, mit 46 Procent, die Stadt Uflen, in welcher der

bessere und erweiterte Betrieb des Salzwerkes sich aus dem verflossenen 47jährigen Zeitraume herschreibt. Hiernächst Lemgo mit 27, Lippstadt mit 26 und Horn mit 23 Procent. Blomberg und Barntrup haben nur 19 Procent.

Von den Aemtern können die Aemter Barntrup und Lipperode, so wie der Bezirk des Stiftes Cappel mit den übrigen nicht wohl verglichen werden, weil sie nur einzelne Ortschaften umfassen. Unter den Aemtern größern Umfanges steht vorn an, mit 71 Procent, das Amt Oerlinghausen, das einen lebhaften Verkehr mit Linnen unterhält, in dessen Umfange keine große Güter dem Erwerbe von Grundeigenthum entgegen stehn, und in welchem neuerdings durch Gemeinheitstheilungen für die bessere Cultur des Bodens sehr viel geschehen ist. Die andern folgen: Lage mit 61, Horn mit 48, Schwalenberg mit 45, Detmold mit 44, Schötmar mit 42, Varenholz mit 36, Sternberg mit 33, Brake mit 29, Schieder mit 28 Procent. Den Schluß macht das Amt Blomberg mit 25 Procent.

Im ganzen Fürstenthume hat sich die Volkszahl seit dem Jahre 1788 um 29945, oder um 42 Procent, vermehrt. Da die 7 Städte zusammen im Jahre 1788 ohngefähr 15000 Einwohner zählten, so ist der gegenwärtige Stand der Bevölkerung im Vergleiche mit dem von 1788 so, als ob seitdem 16 neue Städte von dem Umfange des Jahres 1788 hinzugekommen wären. Sollte dieß Verhältniß so fort dauern, so würde jedes Mal nach Ablauf von ohngefähr 110 Jahren eine Verdoppelung der Bevölkerung eintreten. Im Königreich Preußen und im Königreich Hannover ist das Verhältniß des Zuwachses nur mit geringer Abweichung eben so. In Frankreich werden nach den in den letzten Jahren bestandenen Verhältnissen zu einer Verdoppelung der Bevölkerung jedes Mal 200 Jahre erfordert, und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika reichen 20 Jahre dazu aus.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik des Tages.

Detmold. — Von den Auswanderern, welche im May d. J. mit dem Schiffe Virginia nach Amerika segelten, und unter denen sich mehrere unserer Landsleute befanden, langen jetzt allmälig Nachrichten an. Das Nachstehende ist ein Auszug aus einem Schreiben, das kürzlich von einem der Ausgewanderten hier eingegangen ist.

Detroit, 16. Sept. 1835.

Am 13. May um 2 Uhr Nachmittags fuhren wir mit einem Dampfschiffe nach Bremerhafen, eine Strecke von 12 Stunden, die wir in 4 Stunden hätten zurücklegen können. Das Dampfschiff nahm aber zu Vegesack ein neu gebauetes dreimastiges Schiff, noch ohne Segel, in's Schlepptau und dieß hielt so sehr auf, daß wir erst um 9 Uhr zu unserm Schiffe Virginia kamen. Noch dazu wären wir beinahe in der Weser ertrunken. Beim Losmachen der Seile, worin das Schiff mitgeschleppt wurde, kam nämlich eins in das Rad der Maschine; ein scharfes Instrument, das Seil abzuschneiden, war nicht gleich da; das Schiff drehte sich daher mit aller Kraft nach dem Ufer, und würde in tausend Trümmer zerschellt seyn, wenn nicht noch so eben zur rechten Zeit das Seil mit einer Art zerhauen wäre; wir waren kaum 2 Fuß vom Ufer entfernt. Bis zum 16. May blieben wir in Bremerhafen. Nachmittags 3½ Uhr, mit zurücktretender Fluth, fuhren wir aus dem Hafen durch die Schleusen. Ein Lotse kam an Bord und brachte uns bei günstigem Winde während der Nacht aus der gefährlichen Weser in die Nordsee. In zwei Tagen durchsegelten wir die Nordsee, 100 deutsche Meilen; in einem Tage die Hälfte des Canals, 50 d. M.; da bekamen wir schlechten Wind und kreuzten bis zum 27. May auf der andern Hälfte. Nun hatten wir noch 1000 d. M. bis Newyork. Die Luft wurde immer kälter, war feucht und häufig neblig; der Wind selten günstig; mehrere Male Sturm. So kamen wir bis zum 6. Juny, Sonnabend vor Pfingsten, bis 150 M. von der Fundlandsbank, unter dem 31. Grad der Länge und 48. Grad der Breite. Hier überfiel uns ein heftiger Sturm; Wellen wie Berge hoben das Schiff wie eine Feder in die Höhe; dann schoß es wie ein Pfeil in den Abgrund; Niemand konnte, ohne sich festzuhalten, sitzen, liegen oder stehen; was nicht festgebunden oder genagelt war, polterte durch einander; es war ein furchtbar schönes

Schauspiel, was bis Pfingstmorgen 3 Uhr fortwährte. Dabei war es sehr kalt; am ersten Pfingsttage schneiete es. Am 17. Juny kamen wir auf die Fundlandsbank, im 46. Grad der Breite; hier wurde es unerträglich kalt. Die Matrosen arbeiteten in Handschuhen und sagten, sie hätten im December auf der letzten Reise keine solche Kälte gehabt. Zugleich trat ein so dichter Nebel ein, daß man nicht 5 Schritte weit sehen konnte und Alles durchnäßt wurde. Dieß währte 8 Tage ununterbrochen fort. Da auf der Fundlandsbank mehrere hundert Schiffe aller Nationen in dieser Jahrszeit den Kabliau oder Stockfisch fangen, so wurde auf unserm Schiffe Tag und Nacht geläutet und geblasen, um uns bemerklich zu machen und kein Schiff in den Grund zu segeln; und doch war dieß Letztere einige Male nur mit der größten Anstrengung zu vermeiden. Wir hatten das Glück, ein ganz vorzügliches Schiff, einen vortrefflichen Mann, Crudop, als Capitain und sehr freundliche, gutmüthige Matrosen zu haben. Die Lebensmittel waren ohne allen Tadel und im Ueberfluß vorhanden, was zwar stets seyn soll, aber nicht immer ist, wodurch dann die langweilige Reise noch beschwerlicher wird. Am 2. July sahen wir **High Land**, Hochland, zu unserer großen Freude, und legten uns an der Küste des Abends vor Anker, am Eingange in den Hafen von Newyork. Es kam ein Lotse an Bord, um uns in den Hafen zu bringen; der Wind war aber ganz ungünstig; wir mußten deshalb warten bis den andern Tag um 8 Uhr; da trat die Fluth ein, und mit ihrer Hülfe lavirten wir in den Hafen bis zum Quarantaine-Platz, eine Meile von Newyork, zwischen Staten-Island und Long-Island, wo wir zwei Tage Quarantaine halten mußten. Einen schöneren, malerischeren Anblick, wie diese beiden Länder darbieten, habe ich nie gehabt. Die Ufer steigen allmälig bis zu Bergen und sind mit den herrlichsten üppigsten Gartenanlagen und mit den prachtvollsten Gebäuden ganz bedeckt. Auf dem Wasser fahren unzählbare Dampfpaläste auf und ab, immer voll Menschen, die größtentheils zum Vergnügen von Newyork herüberkommen. Die reichen Newyorker haben hier ihre Villen. Am 4. feierten die Amerikaner ihr Befreiungsfest. Abends wurden an beiden Seiten des Wassers die kostbarsten Feuerwerke abgebrannt, und Alles war auf's Herrlichste illuminirt. Der Glanz der Lichter spiegelte sich in dem klaren, glatten Wasser; Kanonendonner hallte von allen Seiten wieder, Raketen stiegen in die Luft; die vielen tausend Schiffe im Hafen flaggeten, und waren ebenfalls am Abend, wie die ungeheure Stadt Newyork im Hintergrunde, illuminirt, was, vom Schiffe gesehen, sich wie ein großes Feuermeer darstellte.

So wie wir in Amerikas Nähe kamen, hatten wir das schönste Wetter; die Luft war sehr warm und so schwer und glänzend, daß wir nicht aufblicken konnten; dieß sehr warme, aber heitere Wetter behielten wir bis hierher. Bis zum 8. July blieben wir in Newyork. Von dieser Riesenstadt, ihren prachtvollen Gebäuden, ihren ungeheuren Waarenlagern aller erdenklichen Art, dem Leben und Treiben auf ihren breiten, graden und endlosen Straßen u. s. w. erzähle ich Euch ein andres Mal ausführlicher. Die Stadt soll gegenwärtig 250000 Einwohner haben; 200 Dampfschiffe kommen und gehn beständig, und sind immer voll von Menschen. Die Straßen sind mit den schönsten Häusern besetzt. Von einem dieser Häuser, an welchem man noch baute, wurden die Baukosten auf 1½ Millionen Dollars angeschlagen; und dieß Haus läßt ein deutscher Jude bauen, der anfangs mit alten Kleidern und dann mit Pelzwerk und Ländereien gehandelt hat, und dessen Vermögen jetzt auf 28 Millionen Dollars angegeben wird.

(Schluß folgt.)

Räthsel.

Es dient zum angenehmen Spiele,
Ein Heer hat deren links und rechts,
Man sieht's am Schloß, an mancher Mühle,
Die Mücke und den Adler trägt's.

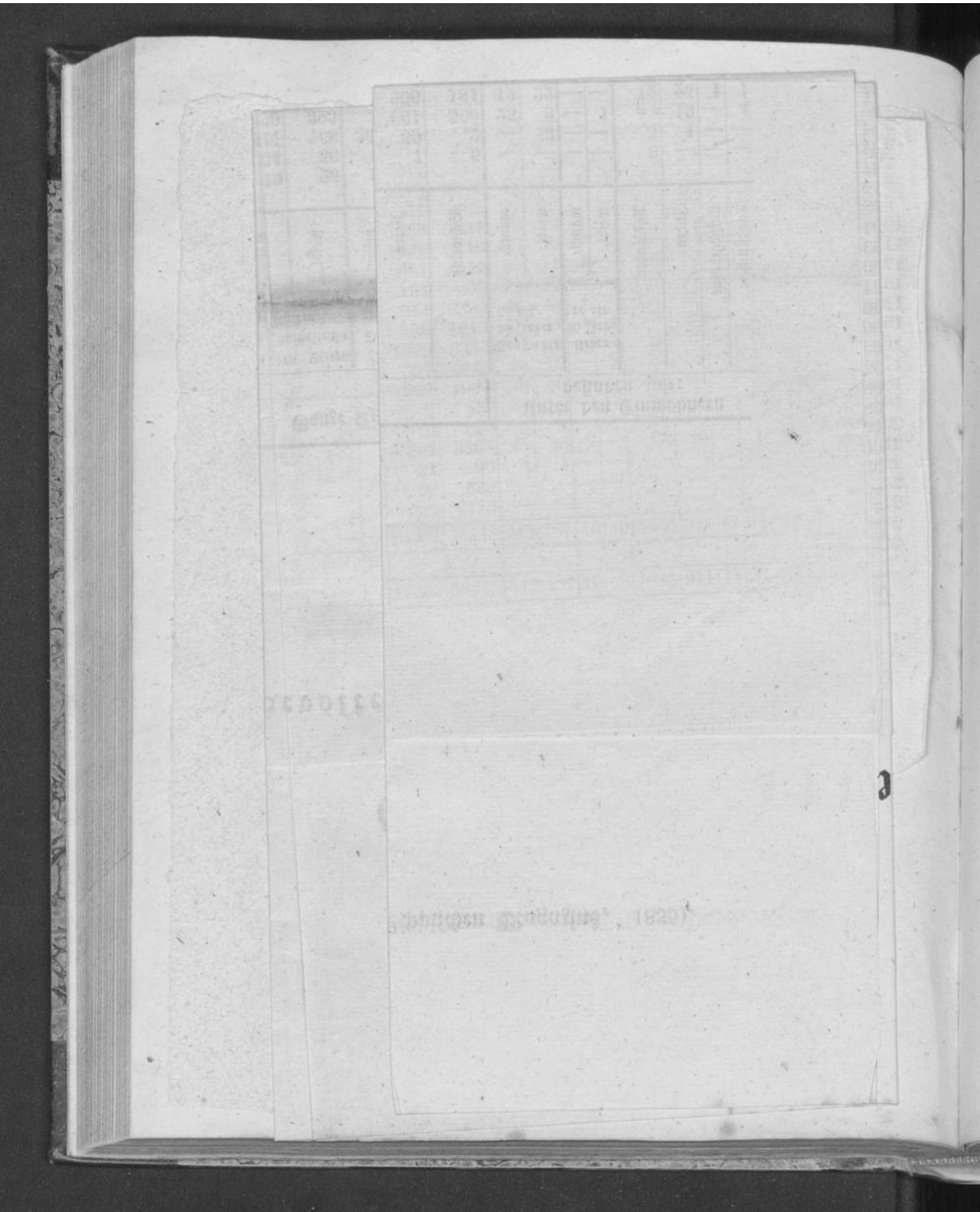
(Auflösung in № 34.)

Auflösung des Räthsels in № 32:

Reimer — Eimer — Eier.

Hierbei № 33. des Anzeigers und eine außerordentliche Beilage.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.



(Außerordentliche Beilage zu Nr. 88 des Lippischen Magazins, 1835).

elle

(Außerordentliche Beilage zu Nr. 83 des Lippischen Magazins, 1835).

General-Tabelle

General-Tabelle

über

die Bevölkerung und den Viehstand im Fürstenthum Lippe

nach der

am 11. May 1835 geschehenen Zählung.

№	Namen der Aemter, Städte ꝛc.	Ganze Einwohner-Zahl und einige Abtheilungen derselben.																			Halten an Vieh:						Unter den Einwohnern befinden sich:					
		Haushaltungen	Zahl der zum Haushalte gehörenden, d. wie der eingeln wohnenden Personen			Unter vorstehender Gesammt-Zahl befinden sich															Pferde		Rindvieh				Über 70 bis 80 Jahre alt		Über 80 Jahre alt				
			männl.	weibl.	zusammen	Bei den Eltern sich aufhaltende Kinder		Dienstboten		Hausgenossen		Unter 7 Jahren		Vom vollendeten 7. bis zum vollendeten 14. Jahre		Vom vollendeten 14. bis zum vollendeten 25. Jahre		Vom vollendeten 25. bis zum vollendeten 70. Jahre			Ehepaare	Wittwer	Wittwen	unter 3 Jahre alt	über 3 Jahre alt	unter 2 Jahre alt	über 2 Jahre alt	Schafe	Ziegen	Schweine	männl.	weibl.	männl.	weibl.	Ausländer	Juden	Blödsichtige	Taubstumme
						männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.														
1	Herrschaftliches Residenzschloß und Bezirk des Hofmarschall-Amts	18	30	94	153	19	25	17	44	5	9	6	11	11	10	15	32	27	41	14	—	3	74	124	1	14	1	7	5	—	—	—	—	9	—	—	—
2	Militair	49	269	135	404	54	56	1	26	—	6	30	26	20	26	76	28	143	52	46	4	4	—	2	—	4	—	59	2	—	3	—	—	3	1	—	—
3	Stadt Lemgo	775	1935	1927	3862	817	768	363	263	128	138	278	275	270	267	514	468	848	907	559	79	166	19	218	256	737	333	661	590	25	9	—	1	33	19	—	4
4	" Horn	314	781	796	1577	306	323	70	110	24	28	137	119	135	115	151	181	346	359	245	22	71	10	82	106	435	114	206	184	12	22	—	—	12	25	1	1
5	" Salzuflen	383	840	886	1726	408	381	83	106	42	57	161	156	139	127	169	190	344	398	264	25	77	3	55	71	266	834	409	29	6	6	1	—	27	47	—	—
6	" Blomberg	428	1032	995	2027	499	434	112	113	55	52	164	164	171	163	202	209	495	439	328	39	83	29	127	111	385	638	392	399	—	—	—	—	33	17	—	1
7	" Detmold	609	1765	1815	3580	776	725	318	333	93	109	310	273	240	221	410	472	784	826	433	53	160	—	84	23	320	16	504	144	20	23	1	—	63	175	1	4
8	" Barntrup	260	579	596	1175	293	280	32	25	32	63	101	104	98	101	112	95	264	282	194	20	43	8	48	73	222	194	274	283	4	13	—	1	2	28	—	2
9	Flecken Lage	290	734	718	1452	336	319	105	81	51	47	104	115	109	109	180	170	334	315	224	30	62	—	28	16	214	17	244	126	7	9	—	—	21	57	—	2
10	Amt Detmold	1451	3679	3565	7244	1834	1522	472	467	150	175	686	679	635	564	807	723	1512	1353	1161	70	230	238	684	1414	2751	4392	1278	3072	38	43	1	1	25	39	—	8
11	" Horn	1026	2547	2555	5102	1235	1135	302	239	168	169	446	493	411	379	384	516	1078	1139	813	61	202	163	373	1093	1927	3032	751	1802	27	26	1	—	110	36	—	3
12	" Lage	2006	5192	5137	10329	2537	2188	762	821	156	207	898	972	878	798	1280	1112	2107	2246	1669	88	306	221	776	1431	3103	5608	1358	3934	28	29	1	—	15	32	3	2
13	" Schlemar	2037	5061	5143	10204	2469	2308	745	613	230	260	930	934	867	820	1175	1123	2053	2230	1634	132	351	122	666	1099	2415	5033	1642	3416	36	36	—	—	68	44	1	6
14	" Sternberg	1484	3362	3668	7230	1633	1520	551	491	193	232	616	646	574	523	806	835	1500	1501	1139	91	279	356	834	1574	2752	4241	901	4014	65	71	1	—	93	93	3	7
15	" Barntrup	181	499	463	962	231	222	107	55	14	20	86	84	79	73	96	89	224	203	138	10	24	62	180	290	504	3429	161	606	14	12	—	—	18	11	1	1
16	" Schwalenberg	1321	3248	3289	6537	1660	1539	269	268	177	206	650	624	540	517	671	661	1360	1442	1008	93	254	292	687	932	2102	5202	954	2395	46	45	1	—	120	66	1	1
17	" Schieder	730	1747	1768	3515	804	780	268	218	71	96	315	304	259	291	360	376	796	785	552	62	111	197	503	795	1560	4647	730	1915	16	11	1	1	36	29	—	2
18	Vogtei Hohenhausen	1208	2950	3081	6031	1369	1367	400	355	128	183	542	620	527	505	613	561	1260	1385	986	77	297	132	524	995	1866	2675	1029	3333	8	9	—	1	23	70	—	6
19	" Langenholzhausen	1097	2682	2725	5407	1219	1098	278	299	138	183	485	485	457	391	568	580	1152	1248	842	70	200	70	420	684	1642	3577	957	1945	20	19	—	2	82	57	—	1
20	Amt Oerlinghausen	1335	3652	3724	7376	1742	1547	522	399	207	283	688	678	585	595	843	886	1508	1526	1166	78	220	77	397	782	1680	2022	962	1904	28	39	—	—	131	43	—	2
21	Stift Cappel	37	110	106	216	38	33	30	23	7	16	13	9	8	11	31	31	38	52	31	4	6	7	14	48	85	7	6	39	—	1	—	2	41	7	—	—
22	Amt Lipperode	103	269	278	547	134	121	17	17	16	27	52	50	49	36	58	64	110	128	74	4	23	8	37	98	177	154	6	115	—	—	—	—	16	50	—	—
23	" Brake	1319	3207	3247	6454	1363	1349	481	369	200	266	612	569	526	514	620	624	1406	1482	1036	84	263	197	627	1071	2166	4815	1208	3365	41	38	2	—	24	25	—	1
24	" Jggenhausen	25	76	84	160	35	42	13	11	5	8	16	16	15	19	9	18	35	30	26	2	3	1	12	18	53	417	21	96	1	1	—	—	—	—	—	—
25	Stadt Lippstadt	—	1687	1726	3413	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	20	150	360	576	1360	60	620	—	—	—	—	—	—	—	—
26	Amt Blomberg	668	1680	1751	3431	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	185	544	760	1381	2252	585	2113	—	—	—	—	—	—	—	—
	Summa total	19234	48842	50292	100134	21841	20082	6318	5968	2310	2840	8306	8468	7603	7179	10350	10053	19764	20679	14602	1200	3348	2495	8398	14143	29537	55230	15365	36448	442	487	10	9	1045	971	11	54
	Die Hälfte der Einwohner von Lippstadt ab mit		843	863	1706																															
	Bleibt Summa	19234	48099	49429	98428	21841	20082	6318	5968	2310	2840	8306	8468	7603	7179	10350	10053	19764	20679	14602	1200	3348	2495	8398	14143	29537	55230	15365	36448	442	487	10	9	1045	971	11	54

(Außerordentliche Beilage zu Nr. 33 des Lippischen Magazins, 1835).

General-Tabelle

(Außerordentliche Beilage zu Nr. 83 des Lippischen Magazins, 1835).

elle

Scha
währ
Pfing
wir
Breit
Matr
ſie h
keine
dichte
ſehen
währ
Fund
Nati
Stoc
Tag
beme
Gru
einig
zu v
vorzi
Crut
mütl
ware
hanl
imm
noch
wir
Frei
vor
Ner
in d
gan
bis
Flu
den
Me
und
tair
ſche
hab
bis
pig
Ge
unz
vol
gen
Ne
ten
wu
bar
auf

—

№ 34.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 25. November 1835.

Heinrich der Seefahrer.

2.

Dieß Guinea? dieß das Cap?
Indien dieß, das Ziel der Reise?
Auch um mich mit goldnem Stab
Ziehst du deine Zauberkreise,

Aventure? sendest mir
Deinen Greifen, breit von Schwinge,
Daß im Traum das Fabelthier
Mich nach Mährchenländern bringe?

Reichst mir Kronen und Gestein
Von Kalifen und von Khanen?
Dringst mit mir in Wälder ein,
Voll von rankenden Lianen?

Sorgst, daß man zur Tigerjagd
Eines Nabobs Hengst mir schirre?
Zeigest lächelnd mir die Pracht
Der Oasen in der Dürre?

Zeigst mit triefendem Gebiß
Mir den Panther unter Myrthen?
Dieses ist der Felsenriß,
Wo zum Flug sich Geister gürten?

Dieß ist des Propheten Gruft?
Hier im Fels, von Cactusblüthen
Purpurn, ist die finstre Kluft,
Wo das Einhorn Zaubrer hüten?

Diese Knaben, wie der Lenz
Blühend, Kronen in den Händen,
Sind des reichen Orients
Genien? — o, hör' auf, zu blenden!

Laß auf Andre, nicht auf mich,
Deines Hornes Fülle strömen,
Die, verständiger, als ich,
Wählend, deine Gaben nehmen!

Sieh', der Schiffer kehrt mit Gold
Aus des Südens heißen Zonen;
Edle Würzen sind der Sold,
Die den kühnen Zug belohnen.

Thiere, die kein Aug' gesehn,
Vögel, die am Südmeer nisten,
Pflanzen, die am Indus stehn,
Legt der Forscher in die Kisten.

Ich, aus Ländern, wo des Lichts
Aufgang, aus den buntgestickten
Türkenzelten, bringe Nichts,
Als die Bilder des Erblickten,

Die ich, frisch und farbenreich,
Mit des Liedes bunten Netzen
Fess'le; — doch kommt Solches gleich
Jener Männer bessern Schätzen?

Was sind Lieder, deren Saum
Fremde Reime wirr umranken,
Wie an einem Tropenbaum
Lianenblumen üppig schwanken?

F. Freiligrath.

Zur Beurtheilung der Frage über den Anschluß an den großen Deutschen Zollverein.

Nicht von einem Preußischen, sondern von einem Deutschen Zollverbande ist hier die Rede. Der Unterschied ist von Wichtigkeit; Preußen bildet zwar die Grundlage des Vereins, es hat sich aber die Mehrheit der Deutschen Bundesstaaten allmälig angeschlossen. Der Verein begreift gegenwärtig folgende Staaten:

1)	Preußen mit . .	15121288	Einwohnern
2)	Bayern mit . .	4191478	—
3)	Würtemberg mit .	1587537	—
4)	Königreich Sachsen mit	1558155	—
5)	Baden mit . .	1208697	—
6)	Großherzogth. Hessen mit	756087	—
7)	Kurhessen mit .	677849	—
8)	Nassau mit . .	362652	—
9)	Sachsen-Weimar mit	256375	—
10)	— Coburg mit	160251	—
11)	— Meiningen mit	142064	—
12)	— Altenburg mit	113677	—
13)	Die Reußischen Länder mit . . .	85000	—
14)	Schwarzburg-Sondershausen mit . .	51767	—
15)	Schwarzburg-Rudolstadt mit . .	60000	—
16)	Anhalt-Dessau mit	57629	—
17)	— Bernburg mit	45155	—
	Lat.	24395619	Einwohn.
	Transp.	24395619	Einwohn.
18)	Anhalt-Köthen mit .	40153	—
19)	Frankfurt mit . .	54000	—
20)	Beide Hohenzollern mit	65341	—
21)	Waldeck mit . .	56000	—
22)	Das Fürstenth. Birkenfeld (Oldenburgisch) mit .	24515	—
23)	Hessen-Homburg mit .	25000	—
24)	Einige enclavirte Mecklenburgische und Lippische Ortschaften mit . .	1804	—
	Summa	24658432	Einw.

Die Zahlenangaben gründen sich auf die in den Jahren 18$\frac{3}{4}$ stattgefundenen Zählungen; und es läßt sich bei der stets wachsenden Bevölkerung die gegenwärtige Zahl der Einwohner, auf einem Gebiete von ohngefähr 8250 □Meilen, mindestens auf 25000000 anschlagen.

Einige zwanzig Deutsche Bundesstaaten, sehr verschiedenartig in Beziehung auf Größe, Lage, Bodenbeschaffenheit und Industrie, haben ihre Interessen mit einander verschmolzen und sich zu einem Handels- und Gewerbesystem vereinigt, um sich wechselseitig den freien Verkehr im Innern und den nothwendigen Schutz gegen Außen zu sichern. Diese größeren und kleineren Staaten waren noch vor wenig Jahren durch strenge Zollinien feindlich von einander getrennt; jetzt

bilden sie eine compakte Masse, welche ein nicht unbedeutendes Gewicht in die politische Wagschaale Europas legt. Der Verein ist dadurch zu einer Nationalangelegenheit geworden, vor welcher kleinliche Interessen und Rücksichten schwinden müssen. Zu bedauern bleibt es, daß Hannover, im Verein mit Braunschweig, unter dem Einflusse einer antinationalen Politik, sich von der Nationalsache getrennt und dadurch das Beispiel von Spaltung und Absonderung erneuert hat, wodurch von jeher so viele Leiden über Deutschland gekommen sind.

Außer Hannover und Braunschweig giebt es nur noch wenige Deutsche Bundesstaaten, welche sich dem Verein nicht angeschlossen haben. Dahin gehören Mecklenburg, Oldenburg und die Hansestädte, welche durch die Eigenthümlichkeit ihrer Lage und ihrer Verhältnisse, so lange Hannover dem Vereine fremd bleibt, an dem Beitritte verhindert werden. Dasselbe gilt von den Deutschen Besitzungen Dänemarks, welche überdem von der Politik des Hauptlandes abhängig bleiben. Oesterreich und Luxemburg können hier übergangen werden. Es bleiben sodann nur noch die beiden Fürstenthümer Lippe und Schaumburg-Lippe übrig, in der Mitte zwischen den beiden großen Zollvereinen, und auf der einen Seite von Preußischen, auf der anderen von Hannöverischen Mauthlinien umstrickt. Sie haben im Falle des Zollanschlusses die Wahl zwischen dem einen oder dem anderen Vereine; für Lippe wird jedoch dieselbe keinen Augenblick zweifelhaft seyn können, da es sich, vermöge seiner Lage, seiner Handels- und Gewerbsverhältnisse, viel mehr nach Preußen als nach Hannover hingezogen fühlen muß, abgesehen davon, daß jenes die Deutschen Volksinteressen zu vertreten übernommen hat, während letzteres sich von der Englischen Handelspolitik leiten läßt. Auf drei Seiten von dem Preußischen Staatsgebiete umschlossen, wird das Fürstenthum

auf der vierten von Hannover, Hessen-Schaumburg, Pyrmont und dem zollfreien Gebiet der Stadt Lügde begrenzt. Man darf hier von der Voraussetzung ausgehen, daß die drei zuletzt genannten Gebietstheile gleichzeitig mit dem Fürstenthum Lippe dem großen Zollvereine beitreten werden.

In diesem Falle würden keine drei Meilen Grenze gegen Hannover übrig bleiben, und zwar in einer Gegend, wo der Verkehr gering und die Oertlichkeit dem verderblichen Einschwärzen nicht günstig ist.

Bevor die wahrscheinlichen Vortheile und Nachtheile eines Anschlusses an den großen Zollverein näher erwogen werden, bedarf es der Berichtigung eines ziemlich allgemein verbreiteten Irrthums, als wenn nämlich der Zollanschluß die Einführung des ganzen Preußischen Steuersystems zur Folge haben würde. Dieß ist nicht der Fall. Die Grund-, Gewerbe- und Classensteuer, die Mahl- und Schlachtaccise, die Stempelabgabe und die Communalzuschläge stehen außer aller Beziehung zu dem Zollvereine. Dieser hat zunächst und hauptsächlich nur die Ein-, Aus- und Durchgangsabgaben zum Gegenstande, welche auf gemeinschaftliche Rechnung erhoben und nach der Kopfzahl unter den Vereinsstaaten vertheilt werden.

In Verbindung damit stehen einige andere Verbrauchssteuern, auf welche sich die Gemeinschaftlichkeit zwar nicht erstreckt, die aber für den Zweck eines völlig freien Verkehrs nach gleichen Grundsätzen regulirt werden müssen. Hierher gehört die Steuer vom Salz, Branntewein, Bier, Essig und vom inländischen Tabak. Die drückendste dieser Steuern ist ohnstreitig die vom Salz; und zwar um so mehr, weil sie die Natur einer eigentlichen Kopfsteuer besitzt, zu welcher der geringe Mann, dessen tägliche Kost die Hautkartoffeln

ausmachen, in demselben Maaße, wie der Reiche, beitragen muß. Es wird sich jedoch, wenn nur die Besorgniß des Einschwärzens unseres Salzes in das Preußische Staatsgebiet entfernt werden kann, diese drückende und gehässige Steuer beseitigen lassen. Preußen, so wie die übrigen Vereinsstaaten, werden z. B. Nichts dabei zu erinnern finden, wenn der nothdürftige Salzbedarf, etwa 16 Pfund per Kopf, hier im Lande zu dem bisherigen billigen Preise abgegeben wird. Im übrigen würde aber, um das Einschwärzen zu verhindern, der Preußische Regiepreis eintreten müssen. Den Salzbedarf für die Viehfütterung, so wie für verschiedene Zweige der Fabrikation betreffend, so ist auch schon im Preußischen in dieser Hinsicht angemessene Vorkehrung getroffen, indem das für jene Zwecke bestimmte gelbe und schwarze Salz zu ¼ bis ⅓ des Regiepreises verkauft wird.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Bevölkerung des Fürstenthums Lippe.

(Fortsetzung.)

3.

Da außer den Jahren 1788 und 1835 auch in den Jahren 1812 und 1828 Volkszählungen Statt gefunden haben, so lassen sich für die Betrachtung des Zunehmens der Bevölkerung drei Perioden feststellen und mit einander vergleichen, die erste von 1788 bis 1812, die zweite von 1812 bis 1828 und die dritte von 1828 bis 1835.

Im Jahre 1788 war die Gesammtvolkszahl	70189
im Jahre 1812	80630
im Jahre 1828	92752
und im Jahre 1835	100134

Hiernach hat sich in der ersten, 24jährigen, Periode die Volkszahl vermehrt um 10441, oder im Ganzen um 15 Procent, und in jedem einzelnen Jahre um . . . . 0,625 Procent, in der zweiten, 16jährigen, Periode um 12122, oder im Ganzen wieder um 15 Procent, und in jedem einzelnen Jahre um . 0,937 Procent und in der dritten, 7jährigen, Periode um 7382, oder im Ganzen um nahe an 8 Procent und in jedem einzelnen Jahre um 1,129 Procent.

Die Verhältnisse sind also für die Volksvermehrung immer günstiger geworden, und in der letzten Periode, von 1828 bis 1835, sind sie ohngefähr doppelt so günstig gewesen, als in der ersten, von 1788 bis 1812.

Die Vergleichung dieser drei Perioden rücksichtlich der Auswanderungen liefert das auffallende Resultat, daß die ganze oben angegebene Ueberzahl der Auswanderungen über die Einwanderungen allein auf die beiden ersten Perioden fällt, und die letzte dagegen eine Ueberzahl von Einwanderungen darbietet.

In den Jahren 1789 bis 1811 einschließlich war nach den Intelligenzblättern die Ueberzahl der Geborenen über die Gestorbenen .	14492,
dazu die Volkszahl von 1788 . .	70189,
würde die ganze Volkszahl im Jahre 1812 gewesen seyn	84681,
dieselbe war aber nur	80630.
Mithin waren mehr ausgewandert oder auswärts gestorben . .	4051.
In den Jahren 1813 bis 1827 war die Ueberzahl der Geborenen über die Gestorbenen	16750,
dazu die Volkszahl von 1812 . .	80630,
hätte die Volkszahl im Jahre 1828 betragen müssen	97380,
dieselbe betrug aber nur . . .	92752.
Mithin waren mehr ausgewandert .	4628.
In den Jahren 1829 bis 1834 war die Ueberzahl der Geborenen über die Gestorbenen	5465,
dazu die Volkszahl von 1828 . .	92752,

würde die ganze Volkszahl im Jahre 1835 gewesen seyn 98217,
dieselbe war aber . . . . . 100134.
Mithin waren in dieser letzten Periode mehr eingewandert . . 1917.

Die Richtigkeit dieser Berechnung unterliegt zwar in so fern einigem Zweifel, als die Richtigkeit der Zählungen selbst bezweifelt werden kann, und als es namentlich nicht unwahrscheinlich ist, daß bei der Zählung von 1828 die Volkszahl zu gering angenommen sey. Indeß werden doch die vorgefallenen Irrthümer schwerlich so viel austragen, daß sich nicht aus obiger Berechnung auf eine erhebliche Verminderung der Auswanderungen im Verhältnisse zu den Einwanderungen für die letzte Periode mit überwiegender Wahrscheinlichkeit schließen ließe.

4.

Bei der Vergleichung der Volkszunahme in den Städten mit der auf dem platten Lande wurde bemerkt, daß die Bevölkerung auf dem platten Lande seit 1788 im Ganzen um 4 Procent rascher fortgeschritten sey, als in den Städten. In den einzelnen Perioden stellt sich dieß Verhältniß verschieden.

1) In der ersten Periode, von 1788 bis 1812, stieg die Bevölkerung der Städte von 13923 auf 15510, also im Ganzen um . 18 Procent und in jedem einzelnen Jahre um 0,75 Procent; die des platten Landes stieg von 56266 auf 65120, also im Ganzen um 16 Procent und in jedem einzelnen Jahre um 0,66 Procent.

Mithin schritten in dieser Periode die Städte um 2 Procent vor dem platten Lande voraus.

2) In der zweiten Periode, von 1812 bis 1828, stieg die Bevölkerung in den Städten von 15510 auf 18669, oder im Ganzen um 20 Procent und in jedem einzelnen Jahre um 1,25 Procent; die auf dem platten Lande stieg von 65120 auf 74083, oder im Ganzen um . . . . 14 Procent und in jedem einzelnen Jahre um 0,87 Procent.

In der zweiten Periode haben also die Städte einen Vorsprung von 6 Procent vor dem platten Lande.

3) In der dritten Periode, von 1828 bis 1835, ist die Bevölkerung der Städte von 18669 auf 19369 gestiegen, oder im Ganzen um 4 Procent und in jedem einzelnen Jahre um 0,57 Procent; die des platten Landes von 74083 auf 80765, oder um . 9 Procent und in jedem einzelnen Jahre um 1,29 Procent.

Demnach hat erst in der letzten Periode das platte Land ein Uebergewicht über die Städte gewonnen; und die in dieser Periode gewonnenen 5 Procent tragen so viel aus, daß dadurch nicht nur das frühere raschere Fortschreiten der Städte völlig aufgewogen wird, sondern daß nun auch das platte Land bei einer Vergleichung des Jahrs 1788 mit dem Jahre 1835 um 4 Procent im Vortheile steht.

Das Zunehmen der Bevölkerung ist auf dem platten Lande ohne Unterbrechung stärker geworden. Es betrug:

1788 bis 1812	. .	0,66 Procent
1812 bis 1828	. .	0,87 —
1828 bis 1835	. .	1,29 —

durchschnittlich in jedem einzelnen Jahre. In den Städten dagegen ist es in der zweiten Periode zwar gestiegen, in der dritten aber sogar unter den Grad der ersten Periode zurückgesunken. Es betrug nach einem Durchschnitte für die einzelnen Jahre in den Städten:

1788 bis 1812	. .	0,75 Procent
1812 bis 1828	. .	1,25 —
1828 bis 1835	. .	0,57 —

Ein Steigen und Sinken, welches zu mannichfachen Betrachtungen Veranlassung giebt, wenn man das Fortschreiten der Bevölkerung als gleichbedeutend nimmt mit der Zunahme der

Erwerbquellen, und dann das platte Land vorzugsweise als den Repräsentanten des Ackerbaus, die Städte aber als die Repräsentanten des Handels und der Gewerbe ansieht.

Wie jede der einzelnen Städte in der letzten Periode, von 1828 bis 1835, an der Bewegung der Bevölkerung Theil genommen hat, ergiebt sich aus folgenden Zahlen:

	Einwohner 1828	1835	Veränderung	
Detmold	3497	4137	plus	640
Lemgo	3879	3862	minus	17
Lippstadt	3388	3413	plus	25
Blomberg	2051	2027	minus	24
Uflen	1625	1726	plus	101
Horn	1698	1577	minus	121
Flecken Lage	1391	1452	plus	61
Barntrup	1140	1175	plus	35

5.

Der Flächeninhalt des Fürstenthums Lippe wird gewöhnlich auf 22 Quadratmeilen angeschlagen. Nach der Lecoqschen Charte hat man $20\frac{4}{10}$ Quadratmeilen berechnet; v. Liechtenstern nimmt $20\frac{7}{10}$ an. Bei der gewöhnlichen Annahme von 22 Quadratmeilen fallen von den 100134 Einwohnern auf jede Quadratmeile 4551. Ganz Deutschland hat im Durchschnitt nur 3162 Einwohner auf der Quadratmeile. Die Bevölkerung des Fürstenthums Lippe übertrifft also die Mittelzahl um mehr als $\frac{1}{3}$.

Oesterreich hat 3105 Einwohner auf der Quadratmeile und Preußen 3022. Beide stehn demnach unter der Mittelzahl Deutschlands.

Die übrigen Deutschen Bundesstaaten, mit Ausnahme der freien Städte, stellen sich nach dem Grade ihrer Bevölkerung in folgende Ordnung:

	Einwohner auf der Quadratmeile
1) Königreich Sachsen	5755
2) Sachsen-Altenburg	5086
3) Baden	4443
4) Würtemberg	4437

	Einwohner auf der Quadratmeile
5) Nassau	4352
6) Großherzogthum Hessen	4071
7) Reuß, ältere Linie	3552
8) Braunschweig	3540
9) Sachs. Weimar	3500
10) Sachs. Meinjingen	3398
11) Anhalt-Dessau	3390
12) Sachs. Coburg-Gotha	3363
13) Kur-Hessen	3249
14) Hohenzollern-Hechingen	3230
15) Schwarzburg-Rudolstadt	3141
16) Schwarzburg-Sondershausen	3063
17) Hessen Homburg	2948
18) Bayern	2947
19) Schaumburg-Lippe	2830
20) Luremburg	2808
21) Reuß, jüngere Linie	2748
22) Waldeck	2585
23) Holstein	2555
24) Anhalt-Bernburg	2541
25) Liechtenstein	2387
26) Hannover	2365
27) Mecklenburg-Strelitz	2361
28) Anhalt-Köthen	2337
29) Hohenzollern-Sigmaringen	2320
30) Oldenburg	2152
31) Mecklenburg-Schwerin	2020.

Das Fürstenthum Lippe würde hiernach mit seinen 4551 Einwohnern auf der Quadratmeile zwischen Sachsen-Altenburg und Baden zu stehen kommen; wobei jedoch zu bemerken, daß obige Zahlenangaben nur bei Bayern, Sachsen, Hannover, Würtemberg, Baden, Kur-Hessen und einigen andern Staaten auf neueren Zählungen, aus den Jahren 1832 und 1833, beruhen, und die übrigen nach älteren Zählungen berechnet sind.

6.

Der Flächeninhalt des ganzen Fürstenthums zu 22 Quadratmeilen vertheilt sich auf die ein-

zelnen Aemter und städtischen Feldmarken ohngefähr folgender Maßen:

1) Das Amt Detmold mit Einschluß der Stadt Detmold hält . $2\frac{15}{16}$ □M.
2) Die Aemter Sternberg und Barntrup mit Einschluß der Stadt Barntrup . . . . $2\frac{10}{16}$ —
3) Das Amt Varenholz . . $2\frac{8}{16}$ —
4) Das Amt Horn mit Einschluß der Stadt Horn . . . . $2\frac{8}{16}$ —
5) Das Amt Brake mit Einschluß der Stadt Lemgo . . . $2\frac{1}{16}$ —
6) Das Amt Lage mit Einschluß des Fleckens Lage . . . $1\frac{15}{16}$ —
7) Das Amt Schwalenberg . $1\frac{13}{16}$ —
8) Das Amt Schötmar mit Einschluß der Stadt Uflen . . $1\frac{9}{16}$ —
9) Das Amt Schieder mit Einschluß der Stadt Blomberg . . $1\frac{8}{16}$ —
10) Das Amt Oerlinghausen . $1\frac{4}{16}$ —
11) Das Amt Blomberg . . $1\frac{1}{16}$ —
12) Das Amt Lipperode mit Einschluß der St. Lippstadt u. des Stiftes Cappel $\frac{14}{16}$ —

Auf jeder einzelnen Quadratmeile würden hiernach im Durchschnitt wohnen:

1) Im Amte Schötmar mit Einschluß der Stadt Uflen . 7635 Menschen
2) Im Amte Lage mit Einschluß des Fleckens Lage . . 6172 —
3) Im Amte Oerlinghausen . 5900 —
4) Im Amte Varenholz . 5083 —
5) Im Amte Brake mit Einschluß der Stadt Lemgo . . 5001 —
6) Im Amte Detmold mit Einschluß der Stadt Detmold 3874 —
7) Im Amte Schieder mit Einschluß der Stadt Blomberg 3694 —
8) Im Amte Schwalenberg . 3606 —
9) In den Aemtern Sternberg und Barntrup mit Einschluß der Stadt Barntrup . . 3568 —
10) Im Amte Blomberg . . 3229 —
11) Im Amte Horn mit Einschluß der Stadt Horn . . 3143 Menschen
12) Im Amte Lipperode mit Einschluß der Stadt Lippstadt und des Stiftes Cappel . 4772 —

In dieser unregelmäßigen Vertheilung der Dichtigkeit der Bevölkerung läßt sich in so fern einige Regelmäßigkeit erkennen, als die südöstlichen Aemter, Schwalenberg, Horn, Schieder, Blomberg und Sternberg nebst Barntrup, die am wenigsten bevölkerten sind, und die Dichtigkeit der Bevölkerung dann von Süd-Ost nach Nord-West, in der nämlichen Richtung, in welcher die beiden Hauptflüsse des Landes, die Werre und die Bega, der Weser zufließen, über die Aemter Detmold, Brake und Varenholz hinaus, immer mehr zunimmt, bis sie zuletzt da, wo die Werre und Bega sich vereinigen, im Amte Schötmar, den höchsten Grad von 7635 Menschen auf der Quadratmeile erreicht.

(Schluß folgt.)

Chronik des Tages.

Detmold. — (Schluß des Schreibens aus Detroit.) Am 8. bestiegen wir das Dampfschiff, das uns nach Albany bringen sollte; wieder ein wahrer Palast. Denkt Euch ein Gebäude von drei Stockwerken, die beiden oberen auf Säulen ruhend, 200 Fuß lang, 60 Fuß breit; der untere Raum ist die Cajüte für Herren, der mittlere Raum für die Damen, der obere zum Spazierengehn. In den Cajüten sind alle Meubles von Mahagoni, die Wände Spiegel, die Fenster von geschliffenem Spiegelglas, der Fußboden mit den kostbarsten Teppichen belegt, die Vorhänge vor den Schlafstellen von dem dicksten seidenen Damast in roth und gelb, die von vergoldeter Bronce gehalten werden, die Speisen vortrefflich, ein halbes Dutzend Neger zur Aufwartung, ein Wink und mein Wunsch ist erfüllt. — Von Newyork gings den Hudson hinauf bis Albany; von Albany 364 engl. M. auf dem Erie-Kanal, ein wahres Riesenwerk, in einem Kanalboot, ebenfalls prachtvoll, nur klein, bis Buffalo; von da in einem Dampfschiffe über den 300 engl. M. langen schönen Erie-See, den Detroit-Fluß hinauf bis Detroit. Hier kamen wir am 19. July Abends 10 Uhr an. Die ganze Reise gieng durch unbeschreiblich schöne Gegenden; sie sind und werden noch immer mehr angebaut; die

Städte wachsen hier wie die Pilze, und an den Ufern ist es, als ob man durch eine einzige endlose Stadt reisete. Alles zeugt von Wohlhabenheit; Bettler sah ich nirgends. — Der Kanal führt durch Berge und Thäler. Bei Lockport schifften wir einen thurmhohen Felsenberg hinauf durch fünf über einander angelegte Schleusen. Als wir oben waren, gieng es 4 bis 5 engl. Meilen weit durch einen Felsenberg, in welchem der Kanal an einigen Stellen wie die Externsteine tief eingehauen war; ein wahres Riesenwerk.

Wir wohnen in einer der schönsten Gegenden, vor uns den herrlichen Detroit-Fluß, am jenseitigen Ufer die Stadt Detroit, wo fortwährend Dampf- und andere Schiffe, von den größten bis zu den kleinsten, ankommen und abgehen. Unsere Gärten, Ländereien, Wiesen und Kämpe liegen um und hinter dem Hause, dann kommt Waldung, worin gute Weintrauben, Aepfel, Pflaumen, Nüsse in Masse wachsen; hier weiden unsere Kühe, Ochsen, circa 24 St., 18 St. der schönsten Pferde, eine große Menge Schweine und Schafe; Alles ist eingezäunt. Der Boden ist fruchtbar. Wir haben Mais von 15 Fuß Höhe in ungedüngter Erde. Die Erndte ist gewöhnlich im July schon beendigt. Zu Fuße geht hier Niemand; Männer, Frauen, Knaben und Mädchen reiten beständig vor unserm Hause vorbei oder fahren. Wir leben wie im Paradiese.

Vom Charakter der Amerikaner kann und mag ich Euch noch nichts schreiben; man kann sich irren; einen Hauptzug aber haben sie und sehr in die Augen fallend; dieser ist: auf Alles zu speculiren, was schnell und ohne viele Mühe Geld einbringt. Statt vieler Belege nur einen, wie raffinirt sie sind. Vor einiger Zeit war ich in Detroit und sahe einen großen schönen Wagen in den Straßen herumfahren; große Thüren zu beiden Seiten offen; inwendig ein Tisch mit Speisen und Getränken besetzt; es sprangen Menschen hinein, aßen und tranken, ließen sich fahren bis an den Ort, wohin sie wollten, sprangen dort wieder hinaus, und so fährt dieß wandernde Wirthshaus von Straße zu Straße und hat immer Gäste.

Könntet Ihr nur einmal im Jahre bei uns seyn und Euch mit uns über die wunderschöne Gegend freuen! Die Abende sind über alle Beschreibung schön; nie im Leben sah ich die Sonne so schön untergehen, wie hier. Die Fronte unsers Hauses liegt nach Westen, die Sonne senkt sich hinter dem spiegelglatten ½ Meilen breiten Flusse und malt sich darin mit den schönsten Farben in allen Schattirungen, das schöne Detroit und die üppigste Gegend wie vergoldet dahinter. Der Fluß wimmelt von Fahrzeugen aller Art und Fische springen Ellen hoch aus dem Wasser. —

Detmold. — Durch das von der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo hier als Filial gegründete Etablissement ist einem von einem großen Theile des Publikums hiesiger Residenz lange und vielfach empfundenen Mangel abgeholfen worden. Wie die Druckerei für die verschiedenen Landesbehörden, die Theater-Intendanz, die Redaction des Lipp. Magazins und für manche andre Personen eine große bisher entbehrte Bequemlichkeit seyn wird, so dürfte auch der mit den currentesten Artikeln der deutschen und ausländischen Literatur wohlversehene Sortiments-Laden jeder billigen Erwartung genügen. Wir Detmolder, und insbesondere diejenigen unter uns, welche größere oder geringere literarische Bedürfnisse haben, dürfen daher wohl hoffen und wünschen, daß sich, so viel wie möglich, das Bücher kaufende Publikum unserer Stadt und Umgegend, das sich seinen Bedarf bisher zum Theil durch Vermittelung ausländischer Buchhandlungen verschafft hat, nunmehr diesem neuen Etablissement zuwenden möge. Denn wie ein wohlversehener Laden auf der einen Seite Käufer anzuziehen geeignet ist, so setzt er sie auf der andern Seite doch auch wiederum voraus, und es ist nicht schwer einzusehen, daß wenn wir nur zu sehen und nicht auch zu kaufen Lust haben sollten, wir eine so schätzbare Bequemlichkeit doch am Ende wieder verlieren oder wenigstens verkümmern sehen würden.

Charade.

(Dreisylbig.)

Viel leichter ist's als eine Feder,
Doch stärker als ein Elephant;
Auf Schiffen wünscht und fürchtet's jeder;
Schnell wandert es von Land zu Land.
Von allen Orten kommt es her
Ohn' Aufenthalt und Wiederkehr.

Leicht sind an sich die beiden andern,
Für den Besitzer ohne Werth.
Laß sie, willst du mit ihnen wandern,
Wohin es sey, nicht unbeschwert.
Dann findest du, willkomm'ner Gast,
Auch überall die beste Rast.

Das Ganze ist nicht sehr willkommen,
Oft gar beschimpft und ausgezischt,
Wenn es, vom ersten übernommen,
Frechstirnig davon aufgetischt.
Doch selten hilft die Lektion,
Es bleibt ein nichtiger Patron.

(Auflösung in № 35.)

Auflösung des Räthsels in № 33:
Flügel.

Hierbei № 34. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

1835. Anzeiger № 35.

zum

Lippischen Magazin.

Bestellungen auf alle Zeitschriften, Literaturzeitungen u. s. w. pro 1836 werden von uns auf das Prompteste besorgt, solche aber bald erbeten, damit die Zusendung derselben gleich mit Anfang des Jahrgangs regelmäßig geschehen kann.

Meyersche Hof-Buchhandlung
in Lemgo und Detmold.

In der Verlags-Buchhandlung von Carl Friedrich Plahn in Berlin sind so eben in elegantester Ausstattung erschienen (und in der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo und Detmold zu haben):

Esajas Tegnér's Poetische Werke.

Aus dem Schwedischen von Dr. Ernst Theodor Mayerhoff.

Erster Band.

Enthaltend: 1) Die Nachtmahlskinder. 2) die Predigerweihe. 3) Arel. 4) Morgenpsalm eines Dichters. 5) Die Frithjofssage.

Preis: 1 Rthl. 8 ggr.

Aus dieser ersten vollständigen Uebersetzung der poetischen Werke Tegnér's sind in sauber cartonirten Heften auch einzeln zu haben:

1) Die Nachtmahlskinder und die Predigerweihe. 6 Ggr.
2) Arel und Morgenpsalm eines Dichters. 8 Ggr.
3) Die Frithjofssage. 1 Rthl.

Ueber den in Deutschland durch die Frithjofssage so bekannt und beliebt gewordenen Dichter etwas Empfehlenswerthes sagen zu wollen, ist unnöthig; es herrscht nur eine Stimme über ihn. Die Weise, wie Tegnér die alten nordischen Sagen zu seinem tiefen Zwecke benutzte, wie er fromm, gemüthlich, zart, gedanken- und bilderreich den Inhalt entwickelt und kunstvoll die Dichtungsformen handhabt, hat ihm so viel Eingang verschafft, daß seine Dichtungen nicht allein in allen gebildeten Familien Schwedens, sondern auch durch Uebersetzungen in fast allen europäischen Sprachgebieten verbreitet sind. Die Nachtmahlskinder sind das beliebteste Confirmationsgeschenk in Schweden, der Arel gab dem Dichter seinen Ruf außerhalb seines Vaterlandes und die Frithjofssage krönte ihn zum schwedischen Dichterfürsten.

Der zweite Band erscheint in der nächsten Ostermesse.

Bei uns sind ferner angekommen:

Lettres de Napoléon à Josephine pendant la première Campagne d' Italie, le consulat et l'empire. Berlin. 1 Rthl. 8 ggr.

Repertoire du Théâtre français à Berlin. Nr. 129—141. 3 Rthl. 6 ggr.

— — Nr. 142—147. 1 Rthl. 14 ggr.

Augusti, Dr. J. C. W., Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte. 4te vermehrte und verbesserte Ausgabe. Leipzig 1 Rthl. 12 ggr.

Briefe über die vereinigten Staaten von Nordamerika. Geschrieben in den Jahren 1832 und 1833. Aus dem Französischen. 2Thle. Berlin 3 Rthl.

Bülau, Professor Fr., Handbuch der Staatswirthschaftslehre. Leipzig 2 Rthl.

Burmeister, Dr. H., Zoologischer Hand-Atlas. 1e Lieferung. Berlin 1 Rthl.

Carove, E. W., über kirchliches Christenthum, römisch-katolische Kirche und Reformen in derselben, Protestantismus und Allgemeine Kirche. Leipzig 1 Rthl. 20 ggr.

Christenthum und Vernunft für die Abschaffung der Todesstrafe. Sammlung landständischer Verhandlungen des Königreichs Sachsen, nebst andern wissenschaftlichen Mittheilungen von Grossmann und andern. Mit Bemerkungen vom Prof. Grohmann. Berlin 1 Rthl. 10 ggr.

Cicero's, M. T., sämmtliche Reden. Kritisch berichtiget und erläutert von R. Klotz. 1r Bd. Leipzig 4 Rthl.

Comptoir- und Zeitungs-Lexicon, geographisch-statistisches, oder Beschreibung aller bekannten Länder, Meere, Seen, Flüsse, Inseln, Gebirge, Reiche, Provinzen, Städte, der wichtigsten Flecken, Dörfer, Fabrikanlagen, Bäder ꝛc. mit genauer Angabe der Lage, Größe, Produkte, der politischen Eintheilung und Organisation, der Anzahl der Bewohner, der Industrie ꝛc. In alphabetischer Ordnung von Dr. B. Richter. 1—6e Liefrg. Leipzig 2 Rthl.

Dähne, A. F., geschichtliche Darstellung der jüdisch-alexandrinischen Religions-Philosophie. 2e Abthlg. Halle 1 Rthl. 8 ggr.

De Candolle's, A. P., Pflanzen-Physiologie oder Darstellung der Lebenskräfte und Lebensverrichtungen der Gewächse u. s. w. Aus dem Französischen von J. Röper. 2r Thl. Stuttgart 2 Rthl. 8 ggr.

Dieterichs, J. F. C., Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie für Thierärzte und Landwirthe. Oder: die Kunst, die innern Krankheiten der Pferde, Rinder und Schafe zu erkennen, zu verhüten und zu heilen. 2e Auflage. Berlin 2Rthl. 16ggr.

Diezmann, Dr. A., die berühmtesten Staatsmänner und Diplomaten unsrer Zeit. Politische Characterskizzen in Copien und Originalien. 1s—3s Hft. Leipzig 1 Rthl. 12 ggr.

Elsner, J. G., meine Erfahrungen in der höhern Schafzucht. Zweite, stark vermehrte Auflage. Stuttgart 1 Rthl. 8 ggr.

Hierbei eine Beilage: **Den Rheinisch-Westphälischen Volks-Kalender pro 1836 betreffend.**

Meyersche Hof-Buchhandlung.

№ 36.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 9. December 1835.

Die Fahrt nach Gibraltar.

Wie eine Nachtigall in dunkeln Wettern
Aus Laubgebüschen flötet unverzagt,
Belauscht, wo Elemente wild zerschmettern
Was Menschenband zu schirmen muthig wagt,
Die Muse oft den Kampf und flicht den Rettern
Sanft um die heiße Stirn des Liedes Kranz.
Sie fühlt nicht Haß, noch mag sie drohend wüthen,
Wenn Völkergrimm verwandelt Menschen ganz;
Still sammelt sie noch unzertretne Blüthen,
Aus Trümmernacht zu tagesfrohem Glanz
Verborgne Menschenthaten zu verklären.

1.

Die Sinkenden.

Gen Mittag streicht ein Schiff von Albion,
Gibraltars Macht mit frischer zu vermehren.
Gewogener Nordostwind jagt es schon
Vier Tag' und Nächte durch in fremden Meeren.
Zweihundert Deutsche Männer trägt's am Bord,
Doch Briten sind der Führer und Matrosen,
Und zuversichtlich wagen sie das Wort:
„Gottlob, das Feindesufer der Franzosen
Liegt hinter uns!" und segeln munter fort.
Da jählings überrieselt den Piloten,
Dann alles Volk ein ungeheurer Schreck,
Bleich starren die Gesichter wie der Todten.
„Wir sind verloren! Helf' uns Gott! ein Leck!"
Und augenblicklich greifen nach den Booten
Matrosen, Officiere, Kapitän;
Sie springen angstverwirrt hinein und hauen
Die Taue los, dem Tode zu entgehn.
Die Hoffnungslosen vom Verdecke schauen
Wie Jene gleich versinkend untergehn.
„Auf Kinder! tapfer! laßt den Muth nicht fahren!
Wer Gott vertraut, dem hilft er gnädig durch!"
Der Eine sprach's, um den sich alle schaaren,
Der nicht entflohn war, Lieutenant Wiedeburg.
„Frisch an die Pumpen!" Und so viel da waren,
Arbeiten, sich ablösend, Tag und Nacht;
Kaum Stunden Ruh'. — Fast sind erschöpft die Leute;
Drei finstre Nächte wurden durchgewacht.
Am dritten Nachmittag in grauer Weite
Ersehn sie Land. Neu wird der Muth entfacht,
Die Hoffnung winkt; doch nach drei schweren Stunden
Berichten die Matrosen: „Herr! 's ist aus.
Tief sinkt der Kiel, gezählt sind die Sekunden."

Er steigt auf das Verdeck und forscht hinaus;
Doch nichts läßt die Novembernacht erkunden,
Und Traurigkeit hat alle übermannt.
Noch ein Mal mitten durch das Todesharren
Erschallt des Ruderführers Stimme: „Land!“
Und wieder macht ein Ruf das Blut erstarren:
„Herr Gott! wir sind an einen Fels gerannt!
Des Todes Beute, eh' verrinnt die Stunde!“
Da schnell umarmet noch der Freund den Freund,
Inbrünstiges Gebet dringt vor aus aller Munde
Und Abschiedsthränen werden rings geweint;
Der Führer betet mit der Treuen Bunde,
Zum Lebewohl von allen fast erdrückt.
Doch Ruhe fühlt sein Geist und seltne Stärke,
Als wär' er schon der Erdenangst entrückt.
Auch haben sich, wie zum befohlnen Werke,
Zum Sterben die Gefährten angeschickt.

2.

Die Retter.

Indessen war die Mitternacht gekommen,
Und hohe Fluth hat über manches Riff
Sie unbeschädigt mit sich fortgenommen.
Mit einem Male steht im Sand das Schiff;
Da ist der Hoffnung Funken neu entglommen:
„Dem Lande sind wir nah! Gelobt sey Gott!“
Kanonen löst man gleich, hängt die Laterne
Am Mittelmast, zum Zeugen ihrer Noth,
Empor und ruft die Retter aus der Ferne.
Kein Gegenruf ertönt, bis Morgenroth
Das wüste Meer beleuchtet und die Erde.
Dort ragt ein Eiland aus der Fluth empor;
Zuerst am Ufer gehen sieht man Pferde,
Dann treten Bauern hinter ihnen vor,
Die sehn ins Meer und eilen flugs von hinnen.
Nach einer Stunde sammelt sich am Strand
Volk über Volk und winkt den Armen drinnen
Mit Gruß und Zeichen, wie sie bald ans Land
Zu wohlgesinnter Menschen Schutz entrinnen.
Und auf der Stelle wird in reger Hast
Ein Fahrzeug von den Helfenden gezimmert;
Das zwingen sie heran, so viel' es faßt
Zu retten, eh' ein Sturm das Schiff zertrümmert.
Wie endlich all', erlöst von Todesgrauen,
Auf sichrer Erde wohlerhalten stehn,
Verwundert sind sie und bestürzt, in blauen
Leibröcken hier Franzosen rings zu sehn,
Und können doch nur danken und vertrauen.
Wie langgetrennte Brüder froh vereint
Umarmen sich die Deutschen und die Franken
Und Feindesauge Freudenthränen weint.
Man hegt und pflegt sie, wie die liebsten Kranken,
Was sie zu ehren, zu erfreuen scheint,
Wird nichts gespart.—Zwei Monde so entschwanden;
Da Morgens wird ein andres Schiff erblickt,
An Bord mit einem Britischen Gesandten,
Zu holen die Geretteten geschickt,
Und auf Gibraltars Felsen dann zu landen.
Kaum Scheiden von der Heimath thut so weh,
Wie dieses, und die hellen Thränen fließen
In Einem fort, als Wiedeburg zur See
Mit Spiel und Klang und letzten Fahnengrüßen
Die Seinen führte von der Insel Ré.

St.

Zur Beurtheilung der Frage über den Anschluß an den großen Deutschen Zollverein.

(Fortsetzung.)

Den größten Zollertrag liefern die Colonialwaaren, namentlich Kaffee und Zucker, deren Verbrauch in ganz Deutschland, und auch in unserem Lande, sehr stark ist. Der Kaffee ist zwar keinesweges nothwendig zum Lebensunterhalt; indessen ist der Verbrauch desselben allerdings

unter allen Ständen und Classen der Unterthanen so allgemein geworden, daß man ihn nicht mehr als Luxusgegenstand, sondern nur als ein angewöhntes, jetzt aber nicht wohl zu entbehrendes Lebensbedürfniß betrachten kann. Der Centner desselben (110 Pfd.) ist mit einer Steuer von 6 Rthl. 24 Mgr. belegt, welches auf das Pfund ohngefähr 2 Mgr. 1 Pf. austrägt. Diese Auflage kann nicht drückend genannt werden; eine sorgsame Hausfrau wird durch größere Oeconomie und Anwendung paßlicher Surrogate die Mehrausgabe auf der andern Seite wieder zu ersparen wissen, wie sie auch thun würde, wenn durch Fluctuationen im Handel der Preis des Kaffee's ungewöhnlich steigen sollte. Haben wir doch schon erlebt (zur Zeit der Continentalsperre), daß das Pfund mit 1 Speciesthaler bezahlt worden ist.

Der für die einheimischen Raffinerien bestimmte rohe oder Lumpenzucker trägt nur eine Steuer von 5½ Rthl. per Centner, welches auf das Pfund nicht ganz 2 Mgr. ausmacht. Der Zucker kann nicht so wie der Kaffee zu den unentbehrlichen Lebensbedürfnissen gezählt werden. Er ist ein Artikel, welcher des Wohlgenusses wegen gekauft wird und eine mäßige Steuer wohl tragen kann. Dasselbe gilt von allen übrigen Genußmitteln, welche im Umfange der Vereinsstaaten nicht selbst gewonnen, sondern vom Auslande her bezogen werden. — Gegenstände der Bekleidung und der sonstigen Lebensbequemlichkeit werden in dem Gebiete des Vereins in solchem Ueberfluß und von solcher Güte angefertigt, daß sie nicht bloß den Anforderungen der Zweckmäßigkeit, sondern auch denen des Geschmacks vollkommen Genüge leisten. Wer sich dennoch nicht damit zufrieden stellen läßt, wer Pariser Putzsachen, Lyoner Seidenwaaren, Schweizer Callicos u. s. w. nicht entbehren kann, der mag sich nicht beschweren, wenn der Staat seine luxuriösen Ausgaben mit einer Steuer belegt.

Man wird nach diesem Allem einräumen müssen, daß die Preußische Eingangssteuer an sich nicht drückend genannt werden kann, zumal da hauptsächlich nur die wohlhabendere Classe der Unterthanen, welche bisher wenig oder gar nichts zu den öffentlichen Bedürfnissen beigetragen hat, davon betroffen wird. Wir müssen diese Meinung um so mehr hegen, wenn wir auf die Vergangenheit zurückblicken und unter Anderm aus der Landes-Verordnung vom 23. October 1810 ersehen, daß damals sowohl der Kaffee als der Zucker mit einer Steuer von 50 Rthl. per Centner belegt worden ist.

In finanzieller Hinsicht ließe sich noch die Frage aufwerfen, ob die Repartition der Zollgefälle nach Köpfen, welche von allen Vereinsstaaten als Grundsatz angenommen worden, auch eine gerechte sey? ob nicht das eine Land verhältnißmäßig von hochbesteuerten Artikeln mehr verbrauche als das andere und folglich auch einen größeren Steuerbeitrag liefere als dieses? Daß in dieser Hinsicht ein Unterschied stattfinde, läßt sich nicht leugnen; indessen soll derselbe zufolge der von Preußischen Finanzmännern angestellten Nachforschungen im Ganzen nicht bedeutend seyn. Die Consumtion der steuerbaren Waaren richtet sich im Allgemeinen nach dem Grade des Wohlstandes und dürfte in dieser Hinsicht das Fürstenthum Lippe mit den übrigen Vereinsstaaten so ziemlich auf gleicher Höhe stehen.

Endlich könnte noch opponirt werden, daß es ja der Einführung einer neuen Steuer im Fürstenthum Lippe nicht bedürfe. Eine Untersuchung der Frage, ob ein solches Bedürfniß bestehe oder nicht, liegt außer unserem Bereiche. Wenn aber auch kein solches vorhanden ist, so wird sich doch jedenfalls von den Zollintraden ein sehr nützlicher und wohlthätiger Gebrauch machen lassen, sey es durch Ermäßigung anderer Abgaben oder durch Verwendung zu gemein-

nützigen Zwecken, z. B. zur Beförderung des Straßenbau's, der Unterrichtsanstalten, Gewerbs-Unternehmungen u. s. w. Man darf der Gerechtigkeit der Regierung vertrauen, daß sie die Steuern, welche das Land aufbringt, auch nützlich wieder für dasselbe verwenden werde. Uebrigens sey noch bemerkt, daß aus einer Verwechselung der hier allein in Frage stehenden Ein-, Aus- und Durchgangsabgaben mit den übrigen Preußischen indirekten Steuern der Betrag der erstern oft viel zu hoch angenommen wird. Es sind in den letzteren Jahren auf den Kopf 21 bis 24 Mgr. gekommen, welches für unser Land einen Ertrag von $\frac{50}{m}$ bis $\frac{60}{m}$ Rthl. ergeben würde.

2) Wichtiger als der finanzielle Gesichtspunkt ist der gewerbliche. Der Zoll bezweckt, die einheimischen Producenten und Fabrikanten gegen die Concurrenten des Auslandes in Schutz zu nehmen, die Gewerbe zu beleben und das Geld, welches sonst in's Ausland gehen würde, im Lande zu erhalten. Ob im Allgemeinen das gewählte Mittel zum Zweck gut sey, dürfte sehr erheblichen Zweifeln unterliegen. Das Mauth- und Zollwesen in seiner gegenwärtigen Gestalt verdankt dem Merkantilsystem seine Entstehung, d. h. demjenigen staatswirthschaftlichen System, welches sich die Aufgabe gestellt hat, möglichst viel aus- und möglichst wenig einzuführen, um auf diese Weise eine günstige Handelsbilanz zu erlangen. Die Fehlerhaftigkeit dieses Systems ist von den National-Oeconomen der neueren Zeit unwiderleglich dargethan. Die allgemeine Wohlfahrt würde unstreitig gewinnen, wenn unter allen Völkern ein völlig freier Verkehr stattfände, wenn mithin jedes Land und jedes Volk seiner Gewerbthätigkeit eine solche Richtung geben könnte, wie sie den Verhältnissen des Bodens und des Klimas, so wie den Neigungen und Gewöhnungen der Menschen zusagte. Unter dieser Voraussetzung würde

jedes Volk die ihm eigenthümliche Gewerbthätigkeit unendlich steigern und den Ueberschuß zum Eintauschen seiner sonstigen Bedürfnisse mit Vortheil verwenden können. Es ist jedoch hier nicht zu untersuchen, was in der Theorie richtig, sondern was unter den gegebenen Verhältnissen das Beste sey. Nun ist aber auf den ersten Blick klar, daß, wenn alle größeren Europäischen Staaten sich mit Mauthen und Zollschranken umgeben, der einzelne nicht dem Princip der unbeschränkten Handelsfreiheit huldigen kann, ohne seine Interessen im höchsten Grade zu gefährden. Preußen war daher, den anderen Europäischen Großmächten gegenüber, zum Schutz seiner Industrie zu Retorsionsmaaßregeln genöthigt. Ihm gebührt übrigens das Lob, daß sein System weit weniger engherzig und beschränkend ist, als das Englische, Französische, Russische, Oesterreichische u. s. w.

Für unser Land würde aus dem Anschlusse an den Deutschen Zollverein der unverkennbare Vortheil hervorgehen, daß es für den Ueberschuß seiner Produkte und Fabrikate einen freien Markt von mehr als 8000 Quadratmeilen mit 25,000000 Einwohnern gewänne. Man hat diesen Vortheil gering anschlagen wollen, von der Ansicht ausgehend daß dem Hauptfabrikat des Landes, nämlich dem Linnen, der Absatz in das Ausland gesichert sey und auch künftig gesichert bleiben werde. Dieser letztere Satz dürfte sich jedoch nicht so unbedingt behaupten lassen. Es ist wahr, daß ausnahmsweise unser graues Linnen abgabenfrei zur Bleiche nach Bielefeld eingeführt werden darf. Ob Preußen diese Vergünstigung stets fortbestehen lassen werde, ist mindestens problematisch. Sollte sie aufgehoben werden, so würde daraus zwar ein großer Nachtheil für den Bielefelder Handelsstand, allein es würde eine nicht minder große Verlegenheit für die Lippischen Weber entstehen. Die feine oder sogenannte Bielefelder Leinewand bildet

ohne Widerspruch den wichtigsten Ausfuhrartikel des Landes. Es läßt sich nach den eingezogenen Notizen die Stückzahl auf 50,000, im Werth von reichlich 400,000 Rthl. jährlich annehmen. Der Bleichelohn zu 2 Rthl. vom Stück berechnet sich allein auf 60,000 Rthl., welche im Falle des Zollanschlusses von den hiesigen Unterthanen verdient werden könnten, da unser Land zur Anlage von Bleichereien sich eben sowohl eignet, wie das benachbarte Preußische. Nicht der Verdienst vom Bleichen allein, auch der kaufmännische Gewinn geht unter den gegenwärtigen Verhältnissen für unser Land verloren. Die wenigen Linnenhändler zu Oerlinghausen sind genöthigt, zur großen Belästigung ihres Gewerbes und mit einem nicht geringen Kostenaufwande, eigene Lager im Preußischen zu unterhalten und von dort aus ihre Versendungen zu machen.

Es entgeht aber dem Lande, so lange es bei seinem Isolirungs-Systeme beharret, nicht bloß ein möglicher und selbst wahrscheinlicher Gewinn, sondern es führt auch die gegenwärtige Einrichtung für die Linnenfabrikation positive Nachtheile mit sich. So ist namentlich der Drell, welcher hier im Lande versertigt und mehrentheils nach Bielefeld zum Verkauf gebracht wird, einer drückenden Abgabe unterworfen, welche schon oft bittere Klagen veranlaßt hat. Ferner ist es zum mindesten eine große Unbequemlichkeit, daß das graue Linnen nur über Ubbedissen und Heepen einpassiren darf, wodurch manche Weber zu Umwegen genöthigt und sonst beschwert werden.

Unser Leggelinnen hat zwar seinen regelmäßigen Abzug nach den Hansestädten; indessen würde sich dasselbe zu Zeiten auch nach den Rheinprovinzen mit Vortheil absetzen lassen, wenn nicht der hohe Eingangszoll es unmöglich machte.

Der Artikel in den Nrn. 24 und 25 des Ma-

gazins beschäftigt sich fast ausschließlich mit dem Linnen. Nach den vorstehenden Bemerkungen dürfte die dort aufgeworfene Frage dahin zu beantworten seyn, daß der Zollanschluß, so lange die dermaligen Verhältnisse bestehen, zwar nicht nothwendig, aber doch wünschenswerth für unsere Linnen-Fabrikation sey, welche nur dabei gewinnen, auf keinen Fall aber verlieren kann.

Die Untersuchung darf sich jedoch nicht auf das Linnen beschränken. Nicht der zehnte Mann im Lande ist Leinweber und die übrigen $\frac{9}{10}$ der Einwohner wollen auch berücksichtigt seyn. Hier kommt nun zunächst die zahlreichste und wichtigste Classe, nämlich die der Ackerbauer in Betracht. Die Produkte des Bodens werden meistentheils im eigenen Lande consumirt; für den etwaigen Ueberschuß bietet in der Regel die stark bevölkerte Grafschaft Ravensberg einen vortheilhaften Markt dar, welcher aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen verschlossen ist. Die freie Weser — auf die man hinzuweisen pflegt, so oft von der Verwerthung unserer Produkte die Rede ist — gewährt unsern Landwirthen einen schlechten Trost, wenn, wie häufig der Fall ist, die Preise des Getraides zu Bremen niedriger stehen, als zu Bielefeld und Herford.

Die Verwerthung des Viehs wird gleichfalls durch die überall hemmende Zollgrenze erschwert. Die Concurrenz der auswärtigen Viehzüchter drückt auf unsern Märkten die Preise herab, während für unser Vieh die auswärtigen Märkte so gut wie verschlossen sind. Ferner kommt in landwirthschaftlicher Hinsicht noch der Umstand in Betracht, daß überall auf der Landesgrenze, insbesondere aber auf einigen Punkten, wie z. B. zu Schlangen, Wöbbel, Lothe u. s. w. hiesige Unterthanen viele in das Preußische Territorium überschießende Aecker bebauen und in nicht geringe Verlegenheit gerathen, da selbst das Saatkorn declarirt und versteuert

werden soll. Endlich darf der Landwirth im Falle des Zollanschlusses die gänzliche Aufhebung der lästigen Chaussée-Dienste, so wie eine Ermäßigung des Chausséegeldes mit Grunde in Aussicht nehmen.

Eigentliche Fabriken, abgesehen von der Linnen-Fabrikation, besitzen wir wenig oder gar nicht. Früherhin ist zu Blomberg und auch zu Lemgo die Wollmanufactur ziemlich schwunghaft betrieben und hat vielen Menschen eine nicht unergiebige Quelle des Verdienstes eröffnet. Der Preußische Zoll hat diesem Industriezweige den Todesstoß versetzt. Ob derselbe unter günstigeren Verhältnissen wieder aufleben werde, bleibt dahingestellt; wenigstens läßt sich die Möglichkeit nicht bestreiten. Wir dürfen überhaupt nicht bloß das berücksichtigen, was ist, sondern müssen auch auf das sehen, was werden kann. Die Industrie ist überall im Fortschreiten begriffen; ein Stillstehen ist dem Rückschreiten gleich zu achten.

Allenfalls verdienen hier noch Papiermühlen, Tabaksfabriken und Gerbereien genannt zu werden. Von den ersteren besitzen wir sechs, deren zwei für den Bedarf des Landes gewiß ausreichen, so daß vier ihr Fabrikat in's Ausland absetzen und sich entweder der Preußischen oder Hannöverischen hohen Eingangssteuer unterwerfen müssen. Die Tabaksfabrikanten würden gegen die Concurrenz der Osnabrücker, Bremer und Hamburger Fabriken sicher gestellt werden. Die Gerbereien sind unbeträchtlich, könnten aber unter den ihnen sonst im hiesigen Lande günstigen Verhältnissen im Falle des Zollanschlusses sehr in Aufnahme kommen.

(Schluß folgt.)

Ein Wort über den Unterricht der Mädchen in der Musik.

Einsender dieses findet sich durch den Aufsatz in Nr. 27. dieses Blattes: „Sollen unsre Mädchen die französ. Sprache lernen?“, in welchem er sein Urtheil über diesen Gegenstand vollkommen ausgesprochen erkennt, veranlaßt, über den oben angegebenen verwandten seine Gedanken in der Kürze mitzutheilen.

Ist im Mädchen seiner natürlichen Anlage nach das Gefühl das Vorwaltende, wie Herr Jüngst in der angeführten Stelle mit Recht annimmt, so sind wir eben damit auch bei dessen Erziehung vorzugsweise auf die Bildung des Gefühls angewiesen. Hierzu ist nun ohne Zweifel die Musik als Sprache des Gefühls besonders passend; und wenn die Mädchen sich derselben mit dem gehörigen Geschick bedienen gelernt haben, welch ein angenehmes Mittel der Unterhaltung besitzen sie daran dann sowohl für sich, als für Andre im häuslichen und freundschaftlichen Kreise! Es scheint deßhalb wohl gethan, daß sie, wie es in der Regel bei Töchtern der mittleren und höheren Stände der Fall ist, Musik, namentlich Clavierspielen, und singen lernen.

Und doch wird der Zweck höchst selten erreicht, weil die guten Kinder nicht so viel lernen, als derselbe erfordert, daß sie nämlich Ton-Stücke für sich einüben und die einstudirten mit Leichtigkeit und gefälligem Ausdrucke vortragen lernen; weßhalb denn auch die liebe Musik gewöhnlich bald nach der Verheirathung und also gerade dann, wenn der edelste Gebrauch davon zu machen wäre, den Abschied bekommt. — Woher dieß? — Ohne Zweifel daher, daß die Anlage für die Tonkunst und, was damit genau zusammenhängt, die wahre, nicht von außen durch fremdartige Rücksichten erkünstelte, Neigung zu derselben bei weitem nicht

so gewöhnlich ist, als — das Musik lernen; dann daher, daß diesem Lernen nicht Zeit genug gegönnt und die Sache überhaupt nicht ernstlich genug getrieben wird.

Es ist daher zu rathen, daß Eltern und Erzieher ihren Kindern, und namentlich den Mädchen, gar keinen musikalischen Unterricht ertheilen lassen, wenn die Anlage für die Tonkunst ihnen ganz fehlt. Die Zeit, welche sonst darüber verloren geht, würde viel besser angewandt werden, wenn man sie der Bildung im schriftlichen Gedankenausdrucke widmete, mit welcher es großen Theils bei den Mädchen schwach bestellt ist und bleibt, weil ein correcter Styl weit mehr Uebung erfordert, als mit ihnen angestellt zu werden pflegt. — Sollte sich, wie häufig der Fall seyn möchte, erst einige Zeit nach angefangenem Unterrichte in der Musik der Mangel an Talent für dieselbe zeigen, so trage man kein Bedenken, ihn sofort einzustellen. Ist aber die Anlage da, so treibe man die Sache, obgleich sie Spiel heißt, dennoch mit Ernst und spare nicht Zeit, Mühe und Kosten.

V . . . . . n.

Chronik des Tages.

Detmold. — Das Intelligenzblatt vom 28. Nov., Nr. 48, publicirt eine Polizei-Verordnung über den Betrieb der Gast- und Schenkwirthschaften, welche denselben Zweck hat, wie die in neuern Zeiten vielfach besprochenen Mäßigkeitsvereine, nämlich, dem übermäßigen Branntweintrinken zu steuern. Die einzelnen Bestimmungen dieser Verordnung sind so äußerst human, Niemandes begründete Interessen verletzend, und doch zugleich so zweckmäßig, daß sie Jeder, der sie lieset, als ein Segen verkündendes Omen begrüßen wird. Besonders zwei Vorschriften verdienen in dieser Beziehung hervorgehoben zu werden:

1) Künftig soll Jeder, der Branntewein ausschenkt, für diesen Zweck eine ordentlich eingerichtete Schenkstube halten; und

2) Jeder, der Branntewein ausschenkt, soll zu gleicher Zeit ein wohl ausgegohrenes, klares und wohlschmeckendes Bier zum Debit vorräthig haben.

Beide Vorschriften beschränken das Publikum in dem Bedürfnisse nach geistigen Getränken durchaus nicht; sie fördern vielmehr die Bequemlichkeit desselben. Die erste thut jedoch zugleich dem unsaubern Gewerbe derer Einhalt, welche neben die Waaren, die sie zum Verkaufe feil haben, eine Flasche mit Anisette, Kümmel, Wachholder, doppelten oder einfachen Thielschen, und wie diese Höllengeister sonst noch heißen, hinstellen, um damit Kunden anzulocken und minder speculative Concurrenten zu beseitigen. Gewerbleute, deren Lage und Verhältnisse aber wirklich danach sind, daß sie Branntewein ausschenken mögen, werden ebenfalls durch die Verordnung nicht beschränkt; sie brauchen nur eine ordentliche Schenkstube anzulegen.

Nach der zweiten oben erwähnten Vorschrift wird nun künftig allenthalben jeder Durstige die Wahl haben zwischen Branntewein und gutem, gesundem Bier; und diese Wahl wird sich hoffentlich sehr oft für das letzte entscheiden; zumal ja auch für eine tüchtige Qualität des Biers durch Verbesserung der Brauereien von Behörden und Privatpersonen so Vieles in der letzten Zeit gethan ist und noch immer gethan wird.

Auch das ist bei der Verordnung, von welcher wir hier zu reden das Vergnügen haben, bemerkenswerth, daß Contraventionen gegen dieselbe nur mit mäßigen, fest bestimmten Strafen von 1 bis höchstens 3 Gfl., oder von 5 bis 10 Gfl., und nicht gleich mit Gefängnißstrafe bei Wasser und Brod, wie sie so häufig in den älteren Polizeigesetzen vorkommt, bedroht sind. Solche mäßige Strafen schrecken weit mehr ab, als die harten; denn jeder weiß, daß sie zur Ausführung kommen.

Detmold. — Da die Verhältnisse der nach Aufhebung der Sclaverei als freie Arbeiter nach Jamaika übergesiedelten Deutschen durch die wirklich geschehene Auswanderung einer Anzahl Lipper dahin (s. Nr. 27 und 28 des Lipp. Mag.) ein specielles Interesse für unser Land bekommen haben, so dürfte der nachfolgende Auszug aus einem Briefe, dessen Echtheit durch obrigkeitliche Beglaubigung außer Zweifel gesetzt ist, den Lesern des Magazins nicht uninteressant seyn, obgleich derselbe bereits im Soester Wochenblatt und, wenn wir nicht irren, auch im Westphälischen Anzeiger gedruckt erschienen ist. Zu bemerken ist jedoch, daß von Seiten des Capitain Seger eine Rechtfertigung in öffentlichen Blättern erschienen ist, welche in Betreff der Vertheilung des von der Regierung zu Jamaika bewilligten Ueberfahrtsgeldes, wie es scheint, hinreichenden Aufschluß giebt. Auch dürfte die Persönlichkeit der Briefstellerinn und ihre geringe Bildung, so weit beides aus dem Schreiben selbst sich erkennen läßt, wohl einigen Zweifel gestatten, ob sie

die Verhältnisse, und namentlich die rechtliche Seite derselben, ganz richtig aufgefaßt habe.

„Kingston den 4. März 1835.

Innig geliebte Eltern!

So sehr sich des Kindes Liebe in weiter Ferne zu seiner Mutter sehnt, so war ich bisher nicht im Stande, mein bisheriges und gegenwärtiges Dasein in diesem Lande Ihnen wissen zu lassen. Was meine Reise über das unermeßliche Weltmeer betrifft, antworte ich, daß ich gesund und glücklich mit Gottes Hülfe in einem Zeitraume von sieben Monaten von Bremen bis hierher gekommen bin. Mit unbeschreiblicher Freude wurden wir bei unserer Anlandung von den hiesigen Einwohnern empfangen, aber nach dieser kurzen Freude folgte lange Trauer. Unser bester Landsmann und Freund Meyer ließ uns darauf nach einer Plantage führen, die wohl acht Stunden entfernt ist, und wies uns in einem Gebirge Stellen an, wo wir uns Häuser bauen und uns ansiedeln sollten; in einem Gebirge, wo ganz schlechtes Holz ist, wo kein Wasser, wo keine Nahrungsmittel wachsen, sollten wir in dem größten Jammer und Elend Hütten bauen. Selten erhielten wir zu essen und schlecht, wie man es dort den Thieren nicht giebt. Bei dieser Behandlung war ich in zehn Tagen so abgemattet, daß ich kaum gehen konnte, eine solche harte Behandlung konnte ich nicht ferner abhalten und in aller Verzweiflung lief ich in Nacht und Nebel von Meyer und begab mich in diese Stadt; hier fand ich zugleich Stellen zum bleiben, allein mir wurde erklärt, nur unter der Bedingung könne man mich in Dienst nehmen, wenn ich von Meyer meinen Losschein brächte. In aller Verzweiflung eilte ich nun wieder zu Meyer und forderte ihm den Schein ab, welchen er mir doch nur nach langem Bitten verabfolgen ließ; mein ganzes Hab und Gut mußte ich ihm jedoch lassen und konnte nun nackend zur Stadt wieder zurückgehen, um die angebotenen Dienste anzunehmen. Sodann kam ich glücklicher Weise zu einem Deutschen Herrn, der Werkmeister über eine Zuckerbäckerei ist, bei welchem ich auch noch gegenwärtig bin und ihm den Haushalt versehe. Nach langer Zeit wurden auch die übrigen Deutschen mit Hülfe guter Menschen frei. Gegenwärtig gefällt es mir gut und habe keine Lust, mich dereinst einmal wieder nach Deutschland zu begeben. — Noch viel ärger, wie Meyer es uns machen wollte, hat er es den kürzlich, am 27. December 1834, hier auf der Insel angekommenen 507 Deutschen gemacht. Diese hat er unter Androhung von

Himmel und Hölle einen Contract unterzeichnen lassen, welcher lautet: Jede Familie erhält ein kleines Haus, und verspricht der Herr, zu dem sie kommen, ihr so viel Land, als sie bearbeiten kann. In dem ersten Jahre erhält die Familie das Essen von dem Herrn und braucht nicht für ihn zu arbeiten, sondern kann das ihr angewiesene Land bearbeiten. In den darauf folgenden vier Jahren muß die Familie für den Herrn arbeiten (5 Tage wöchentlich) und erhält dafür einen Dollar, die unter 16 Jahre alt sind ½ Dollar, und muß sich dann das Essen selbst anschaffen. Wenn die Familie nach 5 Jahren ferner nicht mehr bei dem Herrn bleiben will, so müssen sie Abgaben von dem Lande entrichten. Anfangs wollten sie diesen Contract nicht unterzeichnen, allein was sollten die in ein fremdes Land versetzten armen Leute thun? Sie waren des Liegens auf dem Schiffe müde und unter den heftigsten Drohungen des Capitain Erter unterzeichneten sie alle den Contract. Nun ist des Jammerns und Wehklagens der armen Unglücklichen kein Ende. Alle sind dem größten Elende Preis gegeben. Man hört nur sagen: ich armer Unglücklicher! wäre ich doch in Deutschland geblieben. Vor kurzer Zeit kommen hier 6 Männer von einer Plantage, die über 50 Stunden entfernt liegt, um sich bei der Regierung über ihren Herrn zu beklagen, daß sie vor Hunger sterben müßten.

(Schluß folgt.)

Charade.

(Dreisylbig.)

Die erste schwoll vom Frühlingsregen;
Da sah ich muntrer Knaben Schaar
Stolzierend sich heranbewegen
Hoch auf der beiden letzten Paar.

Sie stolpern fort auf nassem Pfade.
Wie spottend sieht das Ganze drein,
Netzt sich die Brust im kühlen Bade
Und fängt sich Frühlingswürmchen ein.

(Auflösung in № 37.)

Auflösung des Räthsels in № 35:

Frost — Rost — Ost — st!

Hierbei № 36. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 37.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 16. December 1835.

Fragmente zur Geschichte und Alterthumskunde des Fürstenthums Lippe.

III. Ueber den wahren Namen der Sandsteinfelsen bei Horn. Eggesterstein oder Externstein?

Das im J. 1824 erschienene Büchlein des verstorbenen Archivraths Clostermeier: „Der Eggesterstein im Fürstenthum Lippe," theilt mit andern Schriften dieses gründlichen Geschichtsforschers das Verdienst, mancherlei alte Irrthümer und neumodische Hypothesen, deren Tummelplatz der classische Boden des Teutoburger Waldes war, beseitigt zu haben. So sehr der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes indeß im Allgemeinen mit den Resultaten der Clostermeierschen Untersuchungen hier wie anderswo im Einverständniß ist, so hat ihm doch der Titel der kleinen aber verdienstlichen Schrift stets mancherlei Bedenken erweckt, die er den Lesern des Magazins nicht vorenthalten will, in der Hoffnung, daß die Sache, so unerheblich sie an sich ist, doch in diesem Kreise nicht ganz ohne Interesse seyn werde.

Der Name irgend einer Localität, sie sey bedeutend oder unbedeutend, erscheint zwar, insofern er dem historischen, naturwissenschaftlichen oder malerischen Interesse derselben weder etwas entziehen, noch hinzufügen kann, als eine gleichgültige Sache. Dennoch findet sich besonders bei heimathlichen und vertrauten Gegenden mit dem Namen stets so Vieles von unsern Vorstellungen und Erinnerungen verknüpft, daß wir uns auf unangenehme Art gestört fühlen, wenn wir im Mannesalter eine von Jugend auf gewohnte Benennung aus wissenschaftlichen Gründen ändern sollen. Nur die evidenteste Nachweisung, daß wir uns im Irrthum befunden haben, kann uns mit solchen Neuerungen aussöhnen, und bei dem Volke, das überhaupt mehr durch Sympathieen und Gewohnheiten, als durch Ansichten und Ueberzeugungen bestimmt wird, dringen sie fast niemals durch. So hat denn auch Clostermeiers gewichtige Autorität den seit 150 Jahren in ausschließlichem Gebrauch gewesenen Namen der unsern Lesern bekannten

Felsengruppe bei Horn bisher keineswegs weder aus dem Munde des Volks, noch aus dem schriftlichen und mündlichen Verkehr der Gebildeten verdrängen können. Sie heißt noch immer der Externstein und die neue Schreibart Eggesterstein ist uns, wenn sie uns auf Pfeifenköpfen oder unter Lithographieen vorkommt, noch immer fremd und unbequem. Es ist ein patriotisch-gemüthliches Interesse, das uns in solchen Fällen zu Anhängern des Alten macht, und so mag denn dieses Interesse die Ausführlichkeit der nachfolgenden Untersuchung entschuldigen, deren Zweck ist, durch historische und etymologische Gründe den Externstein womöglich im Besitz seines bisherigen Namens zu schützen.

Die älteste Urkunde [1]), welche desselben gedenkt, nennt ihn Agisterstcyn. Diese (lateinische) Urkunde ist vom Jahre 1093 und ihrer historischen Wichtigkeit wegen von den Schriftstellern, welche in neuerer Zeit über unsre Felsengruppe geschrieben haben, namentlich von Clostermeier und Menke [2]), hinlänglich besprochen. Sie belehrt uns, wie das Benedictinerkloster Abdinghof in Paderborn in den Besitz des Externsteins und einiger nahe liegenden Grundstücke gekommen, und giebt somit zugleich den wahrscheinlichsten Aufschluß über die Entstehung der für den christlich-katholischen Gottesdienst dort gemachten Einrichtungen sowohl, als des für die Geschichte der altdeutschen Kunst nicht unwichtigen Bildwerks in erhabener Arbeit, das den größesten der Felsen ziert und sich rühmen darf, selbst Göthe's [3]) Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben.

1) Sie steht bei Schaten, Annal. Paderb. tom. I, p. 633.

2) Lage, Ursprung, Namen u. s. w. der Externsteine, von Dr. K. Th. Menke. Das Titelblatt ist ohne Jahreszahl, die Vorrede aber vom December 1823 datirt.

3) Göthe's Werke, Bd. 39. S. 301.

Von 1093 bis 1366 ist uns keine urkundliche Erwähnung des Externsteins zur Kunde gekommen; von 1366 aber bis 1592 ist deren eine ganze Reihe vorhanden. Es war nämlich, ohne Zweifel auf Veranstaltung der Paderbornischen Mönche, eine Kapelle in den größesten Felsen gearbeitet worden, in welcher bis zur Zeit der Reformation wenigstens einige Male im Jahre Gottesdienst gehalten ist. Da nun dieser durch einen in Horn wohnenden Geistlichen besorgt wurde, den der Abt zu Abdinghof ernannte und der Bischof von Paderborn bestätigte, und der den Genuß gewisser Einkünfte von den erwähnten Grundstücken hatte, so ist durch dieses Verhältniß ein regelmäßiger Verkehr zwischen den geistlichen Behörden zu Paderborn und dem Pfarrer der Stadt Horn entstanden. Dieser mußte nämlich bei jeder neuen Verleihung des erwähnten beneficii den von Paderborn aus designirten Geistlichen der Gemeinde zu Horn bekannt machen, damit dieselbe, wenn sie etwas gegen dessen Person zu erinnern habe, ihre Einreden vorbringen könne. Ein Schreiben solches Inhalts vom Bischof zu Paderborn nebst der Antwort des Pfarrers zu Horn, beides vom J. 1566, ist in Wigands „Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens" [4]) mitgetheilt, dem mehrere auf diese und damit zusammenhängende Verhältnisse bezügliche Urkunden aus den Jahren 1569, 1560 und 1592 folgen. In allen ist die Schreibart Egesterenstein oder Eghesterenstein, mit Ausnahme der letzten, in welcher der Abt zu Abdinghof, wenn sich nicht ein Druckfehler eingeschlichen hat, wirklich, wenn gleich irrig, Eggesterenstcyn geschrieben hat. Daß wir hier in der That nur die Wahl zwischen einem Schreibfehler des Abts oder einem Druckfehler des Archivs für Westph.

4) erstes Heft, 1825, S. 103 flgde. Die weiterhin erwähnten Urkunden stehen eben daselbst, zweites Heft, 1826, S. 118 flgde.

Gesch. und Alterthumskunde haben, beweisen sieben dem Verfasser durch die Güte des Herrn Archivars Wasserfall aus dem Fürstl. Lippischen Archiv zu Detmold an die Hand gegebene Beispiele der Schreibart Egesterensteyn oder egesteren steyn aus den Jahren 1469, 1546, 1547, 1549, 1560 u. 1584, denen auch nicht ein einziges mit doppeltem g zur Seite steht.

Die nächste Erwähnung des Externsteins begegnet uns in Piderit's im J. 1627 gedruckter Lippischer Chronik [5]), in welcher wir den Namen um ein r vermehrt und Egersterstein geschrieben, in der Ueberschrift des diesen Felsen gewidmeten Artikels: „Wegen des Egersten großen Steins" aber auf unbegreifliche Weise von einander gerissen finden. Wie Piderit schreibt auch der Gräflich Lippische Landdrost von Donop im Jahr 1654, in einem durch die damaligen Verhandlungen wegen des Verkaufs des Externsteins an den Großherzog von Toskana veranlaßten Schreiben [6]) an den Canzler Tilhen, Egersterstein.

Die gegenwärtige Schreibart Externstein findet sich, so viel uns bekannt, zuerst in den **monumentis Paderbornensibus** des Bischofs v. Fürstenberg [7]), von welchen die Amsterdamer Ausgabe von 1672 vor uns liegt, und daß sich der Uebergang aus dem älteren Egesterenstein in diese zusammengezogene Form eben damals erst gebildet hatte, beweisen Schaten's im J. 1693 erschienene **Annales Paderb.** [8]), in welchen **Egisterstein seu Exsterstein** als gleichzeitig übliche Benennungen nebeneinander gestellt werden. Im 18ten Jahrhundert scheint die Schreibart Egesterenstein oder Egersterstein ganz in Vergessenheit gerathen und allgemein Ekstern- oder Externstein geschrieben [9]), wie gesprochen zu seyn.

(Schluß folgt.)

5) S. 525.

6) Ein Fragment dieses Briefs ist in den Lippischen Intelligenzblättern vom J. 1768, S. 842, mitgetheilt, und auch bei Menke, S. 128, abgedruckt.

7) **monum. Paderb. p. 71: picarum rupes, vulgo Exterenstein.**

8) **tom. I, p. 634: rupem picarum, quae patrio etiamnum vocabulo Egisterstein seu Exsterstein vocatur.**

Zur Beurtheilung der Frage über den Anschluß an den großen Deutschen Zollverein.

(Schluß.)

Haben wir auch wenig eigentliche Fabriken, so verdient dagegen die zahlreiche Classe der Handwerker um so mehr Beachtung. Schuhmacher, Schneider, Schreiner, Stuhlmacher, Drechsler, Schlosser, Huf- und Nagelschmiede, Kupferschmiede, Klempner, Uhrmacher, Silberarbeiter, Pfeifenschneider, Sattler, Färber, Hutmacher u. s. w. finden sich überall im Lande in großer Anzahl. Steigt doch z. B. in der kleinen Stadt Blomberg die Zahl der Schuhmachermeister (mit Einschluß der die Profession fortsetzenden Witwen) auf 132 und die der Schreiner und Stuhlmacher auf 57. Vielfach und mit Recht haben unsere Handwerker über die Absperrung der Nachbarländer Klage geführt und Retorsionsmaßregeln beantragt. Wollte man hierauf eingehen, so würde dieß zu einem eigenen Zollsysteme führen. Wir würden in solchem Falle außer einer Preußischen und Hannöverischen auch noch eine Lippische Mauth in Deutschland erhalten. Ob hierdurch die gemeine Wohl-

9) So unter andern in den Lippischen Intelligenzblättern von den Jahren 1767 und 1768, bei Pustkuchen, „Beiträge zu den Denkwürdigkeiten der Grafschaft Lippe," Lemgo 1769, S. 75; von Donop, „Beschreibung der Fürstl. Lippischen Lande," zweite Auflage, S. 127.

fahrt gefördert werden würde, mag der Beurtheilung eines jeden überlassen bleiben. Für die zahlreiche Classe der Handwerker ist es von der größten Wichtigkeit, daß die Zollstöcke und Schlagbäume, welche ihrer Industrie hemmende Fesseln anlegen, nieder fallen und daß ihnen auch in dem benachbarten Auslande ein angemessener Markt eröffnet werde. Alles, was die tausend fleißigen Hände schaffen, ist nicht für den Großhandel, sondern für den innern Verkehr, zum Austausch von Haus zu Haus, zwischen Stadt und Land bestimmt. Dieser innere Verkehr ist für den Wohlstand eines Volks bei weitem wichtiger, als der große Welthandel. Dürfen wir uns auch nicht der chimärischen Hoffnung hingeben, als würde der Zollanschluß plötzlich alle Handwerker in Wohlstand und Ueberfluß versetzen; so läßt sich doch nicht leugnen, daß derselbe ihnen bei Fleiß und Arbeitsamkeit die Mittel und Wege zum Verdienst eröffnet.

Wir müssen uns hier auf bloße Andeutungen beschränken, da die Gewerbthätigkeit ein viel zu verwickeltes Gewebe bildet, als daß man alle einzelne Fäden verfolgen, alle Beziehungen und Wechselwirkungen einer Berechnung unterwerfen könnte. So viel ist gewiß, daß ein freier Verkehr in einem möglichst weiten Bereiche als die Bedingung und das Lebenselement der industriellen Thätigkeit betrachtet werden muß. Für die Gewerbthätigkeit kann daher die Vereinigung mit 25,000000 Deutschen für den Zweck eines völlig freien inneren Verkehrs nur als ein Gewinn betrachtet werden. Alle Stimmen, welche aus den kleineren Vereinsstaaten, aus Sachsen, Würtemberg, Hessen, Thüringen u. s. w. laut geworden sind, bestätigen diesen Satz.

Minder günstig zeigen sich die Aussichten für den Handelsstand, dessen Interessen durch den Zollanschluß allerdings gefährdet werden dürften. Wenn man die Menge von Kaufmannsgütern, namentlich die Masse von Colonialwaaren, überschlägt, welche auf der Weser über Vlotho, Erder, Rinteln, Polle und auf der Achse von Hannover aus in das Lippische eingeführt wird; so muß man über den außerordentlichen Waarenumschlag erstaunen. Daß ein großer Theil dieser Waaren durch Schwärzer aus dem Preußischen und selbst aus Niederhessen und dem entfernten Waldeck wieder über die Grenze geführt wird, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Ist der Gewinn auch nicht bedeutend, so giebt dieser Handel doch vielen Familien Verdienst. Letzterer würde nicht nur hinwegfallen, sondern es würde der Zollanschluß auch noch den weiteren Nachtheil lästiger Aufsichts- und Controle-Maaßregeln, zumal in dem Grenzbezirke, mit sich führen. Endlich steht mit Grunde zu befürchten, daß der an der äußeren Grenze niemals ganz zu verhindernde Schmuggelhandel dem redlichen und gewissenhaften Kaufmann großen Abbruch thun werde. Diese Nachtheile lassen sich nicht hinwegleugnen; sie werden von dem Kaufmannsstande richtig erkannt oder doch instinktmäßig geahnet, so daß man nicht leicht aus dem Munde eines seiner Glieder ein dem Zollanschluß günstiges Urtheil vernehmen wird. Da diese zahlreiche und intelligente Classe auf die öffentliche Meinung einen bedeutenden Einfluß ausübt; so erklärt es sich daher auch, warum die Stimmung im Allgemeinen viel mehr gegen, als für den Anschluß ist.

Der Verlust, welcher dem Kleinhandel drohet, wird einigermaßen durch größere Frequenz auf den durch das Land führenden Straßen ersetzt werden. Der lebhafte Frachtverkehr auf der sogenannten Cölnischen Handelsstraße mit den vielfachen dadurch eröffneten Quellen des Verdienstes ist noch Manchem in angenehmer Erinnerung. Bleibt es auch zweifelhaft, ob derselbe seine frühere Höhe wieder erreichen werde, so darf man doch die gegründete Er-

wartung hegen, daß ein großer Theil der zwischen dem Rhein, der Weser und Elbe transitirenden Güter die alte Bahn wieder einschlagen werde, vorausgesetzt, daß, wie allerdings geschehen muß, unsere Gebirgsstraßen zweckmäßiger angelegt und in einen besseren Stand gesetzt werden. Es führen zwar gegenwärtig mehrere Parallelstraßen vom Rhein zur Weser und Elbe; allein unser Land hat für diesen Verkehr eine günstige Lage und die Terrainschwierigkeiten, auf die wir hier stoßen, treten anderwärts nicht minder ein. Daß eine Chaussée von Paderborn bis zu unserer Grenze gebauet werden müßte, darf man als sich von selbst verstehend hier voraussetzen. Andere Straßenverbindungen, wie z. B. mit Blotho und Bielefeld, werden ebenfalls dazu beitragen, unsere verödeten Chausséen zu beleben.

Alle Vortheile und Nachtheile gegen einander abgewogen, dürfte sich in gewerblicher Hinsicht die Wagschale wahrscheinlich zu unserm Vortheil neigen.

3) Die materiellen Interessen sollen den moralischen billig untergeordnet werden, und darf daher auch hier die Frage nicht unerörtert bleiben, was für letztere von dem Zollanschlusse zu fürchten oder zu hoffen sey. Die Gegner desselben weisen auf den verderblichen Schmuggel hin, welcher in den Grenzbezirken die Bevölkerung demoralisirt und einen offenen Kriegszustand mit der Steuerverwaltung herbeiführt. Es fehlt nirgends an schlechten Subjecten, welche den leichten, wenn gleich unmoralischen und strafbaren, Verdienst dem redlichen, zugleich aber sauren, Verdienste vorziehen. Ueberall, wo Mauthen existiren, giebt es auch Menschen, welche das Einschwärzen zu einem Gewerbe machen. Man findet sie auf den Küsten Großbritanniens, wie in den Pyrenäen und in den Ardennen; sie treiben ihr schändliches Gewerbe an den Grenzen Oesterreichs und Rußlands eben so gut wie in

unserer Senne. Je höher die Steuer, desto lockender der Gewinn und der Anreiz zum Bösen. Die Horden der Schwärzer werden nicht bloß der Steuerverwaltung, sie werden überhaupt für die öffentliche Sicherheit im hohen Grade gefährlich. Das Uebel läßt sich nicht hinweg leugnen; es ist ein Fluch, der in einem höheren oder geringeren Grade auf jedem Zollsysteme ruht. In unserm Falle kommt jedoch der Umstand wesentlich in Betracht, daß das Uebel auf unseren Grenzen bereits wirklich besteht und dürfte sich daher nur fragen, ob unser Anschluß eine Vermehrung befürchten oder nicht vielmehr eine Verminderung hoffen lasse? Unsere Grenze gegen Preußen erreicht eine Ausdehnung von wenigstens 15 Meilen, während die gegen Hannover kaum 3 Meilen betragen mag. Will man die Länge der Grenze zum Maßstabe der Berechnung machen, so ergiebt sich als Resultat, daß im Falle des Zollanschlusses der Schmuggel auf unserer Grenze sich auf $\frac{1}{5}$ seiner jetzigen Größe reduciren wird. Es kommen aber mehrere andere Momente in Betracht, welche das Resultat noch vortheilhafter stellen werden. Dahin gehört, daß unsere Preußische Grenze den Schwärzern sehr günstig ist. Diese können sich theils in dunkeln Wäldern fortschleichen, theils können sie in der offenen Senne hunderte von Wegen einschlagen, um der Aufmerksamkeit der Grenzwächter zu entgehen. Auf einer anderen Seite ist die dichte Bevölkerung der Grafschaft Ravensberg für das Schwärzerhandwerk ein nicht minder günstiger Umstand. Hierzu kommt noch, daß in unserm Lande alle Waaren — mit alleiniger Ausnahme der gebrannten geistigen Getränke — steuerfrei ein- und ausgehen, während in unserm Hannöverischen Nachbarlande eine Abgabe darauf ruhet, welche durchschnittlich die Hälfte des Preußischen Zolls erreicht. Natürlich muß mit der Schmälerung des Verdienstes auch der Reiz zum Schmuggeln abnehmen. Wenn gegen-

wärtig ein Preußischer Schmuggler ½ Centner Kaffee aus dem Lippischen über die Grenze bringt, so verdient er — vorausgesetzt, daß ihm, was freilich wohl selten der Fall seyn wird, der ganze Zoll zu Gute kommt — 3 Rthl. 12 Ngr. Würde er diesen Kaffee aus dem Hannöverischen holen, so betrüge sein Gewinn, nach Abzug der Hannöverischen Steuer (3 Rthl. 3 Ggr. pr. Centner) nur 1 Rthl. 27 Ngr. 4½ Pf., wofür er dieselbe Gefahr und dieselbe Mühe zu übernehmen hätte. Eine Rückvergütung der Hannöverischen Steuer ist bei der Art und Weise, wie der Schmuggelhandel betrieben wird, nicht wohl möglich; denn die Sicherung der eigenen Zollgefälle macht Förmlichkeiten und Controle-Maaßregeln nothwendig, denen sich der Schmuggler nicht unterwerfen kann. Außerdem verbleibt die gegründete Aussicht auf den Abschluß eines Zoll-Cartels zwischen Preußen und Hannover, für den Zweck, das Schmugglerhandwerk auf den Grenzen im beiderseitigen Interesse thunlichst zu verhindern. Unbedingt läßt sich so viel behaupten, daß an der Lippisch-Hannöverischen Grenze die Defraude niemals die Größe und den Umfang erreichen wird, wie an der Lippisch-Preußischen Grenze. Die Legalität und Moralität können demnach im Allgemeinen bei dem Anschlusse unseres Landes nur gewinnen. Der Lippische Patriot könnte hiergegen einwenden, daß unter den dermaligen Verhältnissen — was an sich richtig ist — nur Preußische Unterthanen das Schwärzerhandwerk betreiben, daß künftighin aber auch Lipper dem schnöden Gewinne nachgehen und sich der Sünde ergeben würden. Der Einwand ist nicht ohne Grund; da wir uns jedoch einmal auf einen moralischen Standpunkt erhoben haben, so dürfen wir auch keinen Unterschied zwischen Lippischer und Preußischer Moralität machen, sondern wir müssen uns freuen, wenn ein moralisches Uebel, welches unter den gegebenen Verhältnissen unvermeidlich ist, überhaupt nur gemildert wird.

4) Der vierte Gesichtspunkt endlich, aus welchem sich die Zoll-Anschluß-Frage betrachten läßt, ist der politische. Der große Deutsche Zollverein ist nicht bloß eine finanzielle nnd commerzielle, er ist zugleich eine politische Schöpfung. Die Politik ist jedoch von dem Lippischen Magazin ausgeschlossen, auch liegt sie außer dem Bereiche unserer Beurtheilung. Wir dürfen uns daher auf einige wenige Bemerkungen beschränken, welche dem einfachen Menschenverstande, auch ohne in die Geheimnisse der Politik eingeweiht zu seyn, einleuchtend erscheinen müssen. In der Gemeinschaftlichkeit der materiellen Interessen besteht das festeste Band, welches Länder und Völker an einander kettet. Die große Mehrheit der Deutschen Bundesstaaten hat sich zu einem Handels- und Gewerbsystem vereinigt; sie hat ihre materiellen Interessen so innig mit einander verschmolzen, daß sie unter allen Umständen fest zusammen halten muß und also auch eine wichtige politische Association bildet. Sollen wir uns diesem Bunde anschließen oder nicht? Wollen wir, mit anderen Worten, fortan Deutsche, oder wollen wir nur Lipper seyn. Wer der letzteren Alternative den Vorzug giebt, der mag aber auch bei sich erwägen, welche Mittel das Fürstenthum Lippe hat, sich eine politische Selbstständigkeit und Unabhängigkeit zu sichern, und welche Garantien sich in dieser Hinsicht ihm darbieten? Dürfen wir es wagen, mit dem mächtigsten unserer Nachbarstaaten, mit der Mehrzahl der Deutschen Bundesstaaten auf einem feindseligen Fuße, in einer Art von halbem Kriegszustande fortzuleben? Denn anders kann man diesen ewigen Kampf, welcher auf der Grenze zwischen Schwärzern und Zollwächtern geführt wird, nicht bezeichnen. Nehmen unsere Lipper auch keinen unmittelbaren Antheil daran,

so geben sie doch wenigstens die Gelegenheit und die Veranlassung dazu. Die politischen Rücksichten — dieß darf man sich nicht verhehlen — sind am Ende diejenigen, welche in der Zoll-Anschluß-Frage den Ausschlag geben und die schwierige Untersuchung über die wahrscheinlichen Vortheile und Nachtheile ganz überflüssig machen. Der große Deutsche Zollverein wird es nicht ruhig geschehen lassen, daß zum großen Nachtheil seines Finanz- und Gewerbsystems von unserm Lande aus der Schmuggelhandel in der bisherigen Art betrieben werde. Ob er die Mittel besitze, uns zur Nachgiebigkeit zu nöthigen, mag ein jeder bei sich erwägen. Freilich wird man entgegnen, daß wir ja bisher unsere Unabhängigkeit behauptet haben und zu keinen Concessionen genöthigt worden sind. Wer sich jedoch hierauf beruft, der mag nicht übersehen, daß alle Zustände dem Wechsel unterliegen und daß die gegenwärtigen Verhältnisse wesentlich von den früheren verschieden sind. Bis zum Jahre 1828 stand Preußen allein; dann hat sich zuerst Hessen-Darmstadt, später Hessen-Cassel, Bayern, Würtemberg u. s. w. angeschlossen. So lange noch die Mehrheit, oder auch nur eine Mehrzahl Deutscher Bundesstaaten sich frei von dem Vereine erhielt, lag hierin eine Garantie für die Unabhängigkeit jedes einzelnen. Gegenwärtig aber, wo sich, mit Ausnahme einiger wenigen durch ihre Lage begünstigten Staaten, zwei große Vereine in Deutschland gebildet haben, bleibt für die in der Mitte liegenden Lippischen Fürstenthümer wohl nur die Wahl, sich dem einen oder dem anderen anzuschließen. Wenn der Anschluß auch an sich kein Gut ist, so wird man denselben doch unter den dermaligen Verhältnissen als ein nothwendiges Uebel betrachten müssen. Eine Beruhigung dabei muß es gewähren, daß der große Zollverein eine Nationalangelegenheit, eine Deutsche Sache geworden ist, von welcher man sich nicht ungestraft lossagen kann. Nachdem die große Mehrheit der Deutschen Bundesstaaten, nachdem neuerlich noch Baden und Nassau, ohngeachtet ihrer vortheilhaften Lage an dem mächtigen Rheinstrome, sich dem Vereine angeschlossen haben, kann für Lippe dieser Schritt nicht weiter bedenklich erscheinen. In der Zollvereinigung liegt der Keim zu einem verjüngten und lebenskräftigen Deutschland. **Concordia res parvae crescunt!**

Chronik des Tages.

Detmold. — (Schluß des Briefs aus Kingston.) Aus sicherer Quelle weiß ich, daß das Schiff Olbers für jeden nur 40 Bremer Thaler erhalten hat; dieses hat der oberste Steuermann gesagt, und von diesem Lande sind für jeden Passagier 45 Dollar, also 60 Bremer Thaler, und für 506 Personen hat die Regierung die Ueberfahrt gezahlt. Wo sind nun die übrigen 20 Rthl., d. h. als Ueberschuß von jedem Einzelnen? Diese Summe wird bestimmt der Jude Meyer, sein Bruder Gudemann und der Capitain Seger, der uns voriges Jahr hierher gebracht und aus Speculation die letzte Reise mitgemacht und, wie ich ersehen, sich einige Zeit bei Gudemann aufgehalten hat, unter sich vertheilt haben. Wo ist sonst das Geld, was übergefordert, geblieben? Wäre nicht der Jude Meyer sammt seinem Bruder Gudemann, der seit dem 15. Febr. von hier wieder abgereist ist und im Begriffe steht, mit dem Capitain Seger wieder an 5 bis 600 Menschen in's Elend zu bringen, werth, daß sie gegeißelt würden? — Und endlich muß ich allen meinen lieben Landsleuten zurufen: Laßt euch weder von Gudemann, noch von dem Capitain Seger bereden, in dieses Land zu kommen, wenn ihr nicht in das Elend gestürzt werden und des Hungers sterben wollt.

Lebt wohl! lebe wohl, theure Mutter!

Ihre Tochter

Caroline Wolff.

Daß das vorstehend Gesagte in Wahrheit so ist, daß alle Emigranten in's Elend gebracht von Gudemann und seinem Bruder Meyer, daß der Jude an jedem Menschen 20 Rthl. verdient und außerdem 1500 Rthl. den armen Leuten von Hörter bis Bremen abgenommen und solche von der Jamaikaer Regierung ausgezahlt sind, kurz, daß der Plantagebewohner Meyer hierselbst alle Deutsche aus purer Geldgier (und daran über 10,000 Rthl. verdient hat) hierher gebracht und

in's Elend gestürzt hat, wo sie den Negern, die wöchentlich nur ½ Dollar und kein Essen erhalten, alle gleich gestellt sind, bekunden wir hiermit aus Grund unseres Herzens und sind bereit, alles dieses eidlich zu erhärten.

Wilhelm Schröder aus Bosseborn,
Henrikus Rampe eben daher,
Herman Koch aus Rischenau,
Christian Lange aus Bruchhausen,
Sievers aus Einbeck.

Liebe Mutter, haben Sie auch vier seidene Tücher erhalten, welche ich Ihnen geschickt habe? Alles ist hier sehr theuer, fünf Kartoffeln kosten 5 Mgr. 30 Grad Wärme hat man hier. Wenn es möglich ist, so gedenken Sie doch meiner im Gebete und lassen Sie mir bald ein Schreiben zukommen.

Agnese Wolff."

Lage. — Wer unseren Flecken auf der Straße von Schötmar her jetzt besucht, der wird durch den links von der Straße, auf Gemeinheitsgrunde, neu angelegten Begräbnißplatz freundlich überrascht werden. Derselbe ist an die Stelle des im Flecken neben der Kirche befindlichen Todtenhofes getreten, der für das Bedürfniß längst nicht geräumig genug war, und welcher die Kirche, die Straße und die Pfarrgebäude auf unangenehme Weise beschränkte. Für diesen ungenügenden und mit der Achtung, die man den Gestorbenen erweisen soll, nicht übereinstimmenden Todtenhof haben wir durch treues Zusammenwirken geistlicher und weltlicher Behörden und durch den guten Sinn der zur Mitwirkung berufenen Gemeindeglieder den neuen, ringsum von einer tüchtigen Mauer umgebenen und mit Bäumen umpflanzten, hinlänglich geräumigen Begräbnißplatz erhalten.

Schade, daß man bei dieser Anlage nicht zugleich darauf Bedacht genommen hat, auch der hiesigen Israelitischen Gemeinde einen anständigen Platz für die Beerdigung ihrer Todten zu verschaffen. Wie in andern Orten unseres Landes, z. B. in Lemgo, wo die Juden ihre Todten hinter die Stadtmauer bringen, und in Horn, wo sie dieselben auf einem wüsten, unbefriedigten Anger neben der Landstraße begraben müssen, so herrscht auch bei uns noch die alte unchristliche Sitte, nach welcher den hiesigen Israeliten der Abhang des von hier nach Lemgo führenden Hohlweges als Begräbnißplatz angewiesen ist; beides, sowohl dieser Begräbnißplatz, von welchem die Leichensteine in den Weg hinein hängen, als der Hohlweg selbst, gleich barbarisch.

Allenthalben, wo es versucht worden ist, hat man die Erfahrung gemacht, daß Juden und Christen im Grabe friedlich neben einander ruhen. So werden z. B. in Worms auf dem dort neu eingerichteten Todtenhofe Juden und Christen neben einander beerdigt, ohne daß es die geringste Störung verursacht.

Sollte bei uns nicht Aehnliches versucht werden können?

Räthsel.

Ein edler Freund von seltner Tugend,
Der in der Noth sich oft bewährt,
Wird von dem Alter, von der Jugend,
Von Frau'n und Männern hoch geehrt.
Bei Christenvölkern, bei Hebräern
Erweckt er gleiches Wohlgefühl,
Daß sie vertraulich ihm sich nähern;
Denn jeder gilt ihm eben viel.

Stumm ist der närrische Geselle,
Brummt nur zuweilen innerlich;
Auch regt er nimmer von der Stelle,
Als mit Gewalt gezwungen sich.
Er steht mit steifen düstern Mienen
So lange unnütz für dich da,
Bis du zuvor ihn zu bedienen
Kommst mit erwünschter Speise nah'.

Sey in der Auswahl nicht zu schwierig,
Ihm munden keine Leckerei'n,
Doch schlingt er unersättlich gierig
Das Unverdaulichste hinein.
So lang' er schlinget ohne Kauen,
Ist er dir freundlich, hold und treu,
Und schmeichelt Edens Frühlingsauen
Im rauhen Norden gar herbei.

Laß seine Freundschaft nimmer rosten,
Du machtest dir nur selber Harm.
Gieb ihm zu wenig nicht zu kosten,
Sonst werdet beide ihr nicht warm.
Doch mußt du Vorsicht auch gebrauchen,
Denn oft plagt ihn der Uebermuth,
Daß, sieht er dich dein Pfeifchen rauchen,
Er ungeschickt dasselbe thut.

(Auflösung in № 38.)

Auflösung der Charade in № 36:

Bachstelze.

Hierbei № 37. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 38.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 23. December 1835.

Das Bild des Herrn.

Dich sollte Niemand mehr erblicken,
In keinem Land, in keiner Zeit,
Wie die Vertrauten mit Entzücken
Dich sahn in Sohnesherrlichkeit.
Nicht sollten wir von dir behalten
Ein Bild des schönsten Angesichts.
Wohl konnte dich kein Mensch gestalten,
Geblendet von dem Strahl des Lichts.

Wie vor der Sonne muß erbleichen
Unzähliger Gestirne Schaar,
So war dir Keiner zu vergleichen,
Nicht Einer stellt dich wieder dar.
Doch trägt ein jeder von den Deinen
Noch deiner Züge leise Spur,
Daß wir dich zu erblicken meinen
Und sehn ein schwaches Abbild nur.

Die Augen, die voll Treu' und Klarheit
Einst unsern Frühlingstag bewacht,
Die Lippen, die uns frohe Wahrheit,
Wir wußten nicht woher, gebracht:
Sie waren, Herr, von dir verkläret,
Dein war die Stimme, dein der Blick!
Und als sie heim zu dir gekehret,
Blieb uns von dir ein Bild zurück.

Neu müssen wir's der Welt verkünden,
Nachdem wir selber dich erkannt.
Ein Bruder lehrt den andern finden
Dich, der vom Himmel ward gesandt.
Denn, so wir liebend offenbaren,
Wie uns dein Segen macht so reich,
Erkennen dich, den Unsichtbaren,
Die Brüder und die Schwestern gleich.

Dein Siegel sehn wir dem Geringsten
Der Deinen deutlich aufgedrückt;
Im Unschuldslächeln auch der Jüngsten
Wirst du, Erlöser, froh erblickt.
Nur darum bist du fortgegangen,
Daß überall dich Alle sehn
Und ahnungsvoll nach dir verlangen.
Wie reich bist du, wie groß, wie schön!

St.

Fragmente zur Geschichte und Alterthumskunde des Fürstenthums Lippe.

III. Ueber den wahren Namen der Sandsteinfelsen bei Horn. Eggesterstein oder Externstein?

(Schluß.)

Um nach dieser ausführlichen Geschichte des Namens auf die etymologische Seite der Frage überzugehn, so ist freilich klar genug, daß das x in dem heutigen Namen Externstein aus gs entstanden ist. Dieser Umstand berechtigt jedoch keineswegs, die im Verlaufe der Sprachentwicklung naturgemäß geschehene Zusammenziehung wieder aufzulösen; denn es giebt gar kein x, welches nicht entweder aus gs oder chs oder ks entstanden wäre, ohne daß es deshalb Jemanden einfallen wird, etwa Hegse statt Hexe zu schreiben, obgleich in dem Englischen Worte hag der Ursprung auch dieses x aus gs klar genug vorliegt. Wollten wir überhaupt die Eigennamen unsrer Sprache auf ihre alten Formen zurückbringen, so würde dieß die unnatürlichste und unausführbarste aller Contre-Reformen seyn, indem fast jedes Dorf und jeder Berg umgetauft werden müßte. Wäre es nicht wahrhaft lächerlich, wenn wir auf einmal wieder Lemgow, Depmolde, Horne, oder gar Lemego, Thietmelle, Hornon schreiben wollten, weil man vor Jahrhunderten so geschrieben hat? Aber auch zugegeben, daß eine solche Repristination hier an ihrer Stelle seyn könnte, woher hat Clostermeier jenes zweite g in dem für seine Schrift beliebten Namen genommen, da ihm die einzige Stelle, wo derselbe in früheren Zeiten wirklich Eggesterenstein geschrieben worden ist, gar nicht einmal bekannt seyn konnte [10]).

Es ist die Etymologie, eine bekanntlich sehr schlüpfrige Wissenschaft, die den sonst so besonnenen Mann diesmal so kühn gemacht hat. Er leitet nämlich den Namen des Externsteins von der Egge (so heißt die hinter den Felsen liegende Berghöhe) ab [11]), und hat hierin außer dem von ihm selbst angeführten Freiherrn von Hammerstein [12]) auch den im J. 1808 verstorbenen Archivrath Knoch in Detmold [13]) zum Vorgänger gehabt. Wäre also diese Ableitung nicht bloß unwahrscheinlich, sondern nach den Gesetzen der deutschen Wortbildung völlig unmöglich, wie sie es unserer Ueberzeugung nach wirklich ist, so würde jeder Grund für die neu aufgekommene Schreibart, und somit hoffentlich diese selbst, wegfallen. Zum Glück sind die Beweise für diese letzte Behauptung so einfach, daß sie selbst dem ungelehrten Leser einleuchten werden. Zuerst nämlich finden wir in den abgeleiteten Wörtern, deren Stammwort auf ein stummes e ausgeht, die Ableitungssylbe niemals mit einem st anfangen [14]); wie jeder

10) Clostermeiers Buch erschien, wie oben bemerkt, im J. 1824, das Heft der Wigandschen Zeitschrift, in welcher die gedachte Urkunde aus Paderbornischen Archiven zuerst bekannt gemacht wurde, erst im J. 1826.

11) Der Eggesterstein ꝛc. S. 21.

12) im Driburger Taschenbuche auf 1816.

13) s. Lippische Intelligenzblätter vom J. 1768, S. 839. Indeß hat Knoch nicht versucht, seiner Vermuthung zu Liebe den Namen Externstein abzuändern.

14) Dieß würde auch dann wahr bleiben, wenn Wachter in seinem Glossar. germ. Proleg. Sect. VI (auf welche Stelle Herr Archivar Wasserfall den Verfasser aufmerksam gemacht hat) Recht hätte, daß ster eine particula Latinis et Germanis communis sey, cujus ope formantur adjectiva e substantivis. Doch auch das erlauben wir uns so lange zu bezweifeln, bis dafür bessere Beispiele beigebracht werden, als das Wachtersche: düster a Celtico du, i. e. ater.

sich leicht überzeugen wird, der z. B. von Lippe einen Lippester Wald, oder von Lage einen Lagester Berg herzuleiten versucht. Aehnliche etymologische Ungeheuer wird man aber bei jedem Versuche dieser Art erhalten, z. B. von Halle einen Hallester statt eines Hallensers, aus der Senne einen Sennester statt eines Senners u. s. w. Wir dürften demnach einen Stein an der Egge keineswegs einen Eggesterstein, sondern wir müßten ihn einen Egger- oder Eggeschen-Stein nennen. Zum zweiten kann nur ein einfaches g mit nachfolgendem s in x zusammenschmelzen, wie in dem oben angeführten Beispiel Hexe aus Heg-se, nicht aber ein doppeltes, wie es die Wörter Egge, Plegge, Legge, Flagge haben, da eben die Intensität, welche der Buchstabe durch die Verdoppelung erhält, ihn zu solcher Verschmelzung ganz ungeeignet und zugleich das stumme e zu seinem unzertrennlichen Begleiter macht. So wird Niemand von den Zeitwörtern: ich egge, ich flagge, die zweite Person: du eggst, du flaggst, oder gar: du ext, du flart bilden, sondern immer: du eggest, du flaggest.

Diese Sache scheint so einleuchtend, daß wir uns jeder weiteren Ausführung überheben zu können glauben, und uns der Hoffnung überlassen, die Umwohner des ehrwürdigen Externsteins werden demselben im Sprechen und Schreiben seinen im natürlichen Gange der Sprachentwicklung gewordenen und nun bereits anderthalb Jahrhunderte alten Namen zu behaupten wissen, wie es ihnen als besonnenen Freunden jedes naturgemäßen Fortschrittes zukommt; die etwaigen hartnäckigen Liebhaber aber, nicht des Alten, sondern des Allerältesten, werden wenigstens Agister- oder Egesterstein schreiben und das zweite g weglassen, das ein der Lippischen Eigennamen unkundiger Abt (der es doch nicht besser wird gewußt haben, als seine Bischöfe nebst den Grafen zur Lippe, den Pfarrern zu Horn und Piderit und allen anderen) jenen Felsen aus Verdruß über den Verlust seines beneficii hat aufheften wollen.

Wir unseres Theils wollen zum Schluß nur noch einige Worte über die muthmaßliche Ableitung des Namens Externstein sagen, wobei wir jedoch keineswegs gesonnen sind, irgend einer etymologischen Liebhaberei des Lesers durch einen Machtspruch in den Weg zu treten. Mag derselbe sich immerhin, denn er hat die Auswahl, wie er sich aus dem schon erwähnten Buche des Herrn Hofmedicus Menke [15]) überzeugen kann, bei jenem Namen an den Bach Exter, an die Familie Exter oder von Exterde, an die — wer weiß wie grausam? — an den heidnischen Altären der barbarischen Cherusker geexterten (d. i. gemarterten) Gefangenen aus der Varusschlacht, an eine Eiche (Eke), oder auch an eine Eiche und einen Stern (Ekestern [16]) erinnern. Ja, wer kann ihn hindern, sogar an die unserm aufgeklärten Zeitalter mit Unrecht verdächtige Licht- und Oster-Göttin Eostra [17]), deren schon einmal da gewesener Cultus im J. 1823 durch das Fremden-

15) S. 13 flgde.

16) eben daselbst, S. 19: „Auch von der alten und plattdeutschen Benennung der Eiche (Eke), dieses unsern Vorfahren heiligen Baums, könnte man ihren Namen ableiten, da diese Felsen ehemals wahrscheinlich von einem Eichwalde umgeben waren, und über diesen, durch Farbe und Höhe ausgezeichnet, als Sterne (griech. ἀστήρ; also Ekesternsteine) hervorragen mogten."

17) Diese Ableitung nebst der daraus hergeflossenen Uebersetzung: **Eostrae rupes**, ist zuerst durch eine Schrift des Pfarrers Fein in Hameln (Sammlung der Preis- und einiger andrer Schriften über die von der [Berliner] Akademie vorgelegte Frage: wie weit die alten Römer in Deutschland eingedrungen? Berlin 1750) in Umlauf gekommen.

buch am Externsteine in das Lippische Intelligenzblatt und so in das Land auf's Neue einzudringen versucht hat [18]), wer kann ihn hindern, auch heute noch, wenn's ihm gefällt, an sie zu denken?

Bloß eine schüchterne Frage wollen wir uns so vielen imposanten Vermuthungen gegenüber erlauben: Warum hat man die alte, eben so natürliche, als nahe liegende Ableitung von der Elster, (Agerste, Aegerst, Hegester, Heister, Aekster, Exter) [19]), so zuversichtlich verworfen? Hamelmann, der im J. 1595 gestorben ist, und die Externsteine zuerst (d. h. so viel wir wissen) **picarum rupes** genannt hat [20]), soll diese Uebersetzung sammt der Etymologie, die sich darin ausspricht, erdacht haben [21]). Wenn er sie nun aber nicht erdacht, sondern vorgefunden hätte? wenn sie sich vielmehr, so lange man hier zu Lande nur die plattdeutsche Aegerste, Hegester, Exter, und noch nicht die hochdeutsche Elster kannte, eben so sehr von selbst verstanden hätte, wie die Ableitung des Rabensteins von den Raben? So scheint es sich in der That verhalten zu haben; denn nur so erklärt sich die wechselnde Schreibart Egestern- und Egersternstein, nur so der allmählige Uebergang in Externstein, nur so das n am Schlusse der ersten Hälfte des Worts (nämlich durch den **pluralis**), nur so die Zuversicht, mit welcher Hamelmann in einer lateinischen Schrift den Namen **picarum rupes** gebraucht, ohne auch nur die deutsche Benennung hinzuzufügen. Nur aus diesem Grunde scheinen endlich Fürstenberg, Schaten, Piderit so ohne alles Bedenken denselben lateinischen Namen gebraucht zu haben. Jedenfalls ergiebt sich so viel: Entweder führte der Externstein schon als Hamelmann Pastor in Lemgo war [22]) seinen gegenwärtigen Namen neben dem älteren Egesternstein; dann wäre wenigstens kein vernünftiger Grund denkbar, ihn im neunzehnten Jahrhundert umzutaufen; oder, wenn dieß nicht der Fall war und man damals bloß die Schreibart Egesternstein kannte, so muß auch die Elster damals hier zu Lande Egester geheißen haben, oder wie hätte sonst Hamelmanns Uebersetzung nicht nur ohne nähere Erklärung verstanden, sondern auch allgemein adoptirt werden können? Dann hätte ja aber der Name der Felsengruppe genau dieselben Veränderungen erlitten, wie der

---

18) s. Clostermeier: Der Eggesterstein, zu Anfang.

19) s. Adelung, Campe und J. L. Frisch Teutsch-lateinisches Wörterbuch, Berlin 1741, **sub voce** Aelster. Zwar wird von diesen Schriftstellern mit ziemlicher Uebereinstimmung Agerst oder Algaster als die oberdeutsche, Hegester und Heister als die niedersächsische, Aekster als die in Holland und Exter als die in Westfalen übliche Form dieses Namens angegeben, und die letzte ist auch in der That bei uns noch heute im Volksdialekte die gebräuchliche. Da indeß die Formen Hegester (Heister spricht man noch jetzt in Niedersachsen) und Exter im Wesentlichen nur eine sind, indem, wie schon oben bemerkt, das r überall nur durch Zusammenziehung entständen ist, so wird die Vermuthung nicht zu kühn seyn, daß man auch im Lippischen, ohnehin an der Grenze von Niedersachsen, vor Jahrhunderten Hegester oder Egester gesprochen habe. Das Vorhandenseyn der ersteren Form in der älteren Sächsischen, d. h. plattdeutschen, Mundart bezeugt auch ausdrücklich ein Lexicograph des 16ten Jahrhunderts, nämlich **Chytraeus in Nomencl. Saxon.**, s. Bremisch-niedersächsisches Wörterbuch, herausgegeben von der Bremischen Deutschen Gesellschaft, Bremen 1767, s. v. Heister.

20) **Hamelmann, delineatio urbium et oppidorum Westphaliae, p. 79: „Horna, oppidum, campos et agros jucundos habet, et ex vicina rupe picarum, antiquo monumento, cujus veteres scriptores mentionem fecerunt, claret.**

21) Clostermeier: Der Eggesterstein, S. 20.

22) von 1554 bis 1568, mit einer kurzen Unterbrechung.

Lipp. Landesbibliothek Detmold

Name des bekannten schwarz und weißen Vogels, was doch wohl der genügendste Beweis für die Identität beider seyn würde.

„Aber die Elstern nisten nicht auf Gemäuern, sondern auf Bäumen, und Niemand weiß etwas davon, daß Elstern gerade den Externstein besonders umflattern“ [23]). — Freilich wohl! aber was brauchen sie lange zu nisten? und warum könnte nicht dieser geschwätzige Vogel, den wir schon zu sehr nachgeahmt zu haben fürchten, ehemals, als noch kein Preis auf seinen Kopf gesetzt war, häufiger in diesen Gegenden gewesen seyn, oder doch, wenn er sich auch nur gelegentlich blicken ließ, durch uns unbekannte, vielleicht zufällige, Veranlassung den Felsen ihren Namen gegeben haben? Erscheint doch in alten Urkunden auch ein Egester- oder Eigesterfeld [24]), giebt es doch auch ein Elstergebirge und eine Stadt Elsterberg, wo die Elstern auch nicht immer zu Hunderten fliegen werden. Und würde man nicht bei der Stadt Bern die Bären, ihre Wappenthiere und Taufpathen auch ohne Zweifel vergebens suchen, wenn nicht die Republik, um nicht aus ihrem ehrlichen Namen heraus etymologisirt zu werden, stets einige stattliche Exemplare in ihrem Bärenzwinger fütterte? — eine Art von Beweisführung, gegen die unseres Wissens bisher noch kein Sprach- und Alterthumsforscher aufzutreten die Kühnheit gehabt hat [25]).

D. S.

23) Clostermeier: Der Eggesterstein, S. 19.

24) in einer Schenkung Otto's I. an den Bischof von Osnabrück, bei **Meibom. rer. Germ. tom. I, p. 748.** In der angeblichen Schenkungsurkunde Karls des Großen, von welcher jene Ottonische nur eine Wiederholung seyn würde, wenn die erste echt wäre, steht freilich **Etanarfeld**, s. **Monum. Paderb. p. 327**; aber schon Grupen, **orig. Germ. tom. III, p. 43** bezweifelt die Echtheit derselben. Auch dieses Egesterfeld gehört in die Nähe des Gebirges **Osning** und der Senne, mit denen es zusammengestellt wird, wenn gleich wahrscheinlich nicht in die unmittelbare Nähe der Externsteine.

Noch Etwas über die frommen Wünsche in Ansehung der obrigkeitlichen Unterbedienten.

In Nr. 22 d. Bl. ward unter der Aufschrift „fromme Wünsche in Ansehung der obrigkeitlichen Unterbedienten“ zunächst von den Obliegenheiten und der angemessenen Macht der Unterbedienten geredet; dann gezeigt, wie sie bei treuer Pflichterfüllung und eigner guter Aufführung sehr viel Gutes wirken könnten, aber statt dessen durch Begehungs- und Unterlassungssünden in manchen Fällen unsäglichen Schaden anrichteten; — und darnach wurden dann Wünsche und Vorschläge angegeben, wie es in dieser Hinsicht besser werden könnte.

Der achtbare Herr Verfasser, welcher in Nr. 25 d. Bl. über denselben Gegenstand sich ausspricht, erkennt die Wichtigkeit dieser Angelegenheit an, und weiß es dem geehrten Herrn Verfasser der „frommen Wünsche“ Dank, daß er solche hier öffentlich zur Sprache gebracht hat, und das Publikum wird ihm, unserer Ansicht nach, hierin gewiß vollkommen beistimmen.

25) Erst als vorstehender Aufsatz vollendet war, entdeckte der Verfasser desselben bei Clostermeier (der Eggesterstein, S. 20) die Notiz, daß schon in den Lippischen Intelligenzblättern vom J. 1767 der damalige Klosteramtmann und Obercommissair Westfeld zu Weende die alte Ableitung des Namens Externstein von Ekster, d. i. Elster, in Schutz genommen habe. Er hat den Aufsatz verglichen, findet aber nichts weiter darüber zu bemerken, da derselbe bloß einige kurze Einwendungen gegen die damals eben aufgekommene, jetzt hoffentlich antiquirte, Ableitung von der Skandinavischen Göttinn Eostra enthält.

Indeß war in Nr. 22 d. Bl. gesagt, daß es leider jetzt so gewöhnlich sey, daß die Unterbedienten trunksüchtig, fahrlässig, bestechlich, untreu, partheiisch und verachtet seyen; und es ließ sich erwarten, daß, wenn man dieses auf das Allgemeine beziehen und nicht etwa als auf einzelne Amts-Bezirke beschränkt ansehen würde, diejenigen Beamten unsers Landes, welche sich im Ganzen besserer Unterbedienten zu erfreuen haben, solche auch in Schutz nehmen und sich gegen den allgemeinen Vorwurf empören würden. Dieses ist nun von dem Herrn Verfasser in Nr. 25 geschehen, und aus dem, was er in gutem Bewußtseyn redet, und was Einsendern auch von einzelnen Unterbedienten in dessen Distrikt bekannt ist, geht hervor, daß die Sache sich dort anders, als zuerst gerügt war, verhalten muß.

Läßt sich nun aber das Wort „gewöhnlich" in seinem allgemeinen Sinne auf die Unterbedienten des ganzen Landes, in Betreff ihres Mangels an Geschicklichkeit und Sittlichkeit, wohl nicht ausdehnen, so lehrt leider doch die Erfahrung, daß so mancher Unterbediente von dem einen oder andern der dort gemachten Vorwürfe nicht ganz frei zu sprechen seyn möchte.

Die Trunksucht ist leider an mehren Orten unsers sonst so glücklichen Landes unter der niedrigern Classe des Volks, insbesondere der Handwerker und Tagelöhner, ein gar herrschendes Laster. Aber weniger hört man in denjenigen Gegenden davon, wo das Volk neben einem regern Sinn für Religion und Sittlichkeit auch eine regere Betriebsamkeit bei seinen irdischen Geschäften beweiset, — und somit, wie von selbst, den Gesichtspunkt festhält, daß Wohlstand ein besseres Glück des Lebens begründet, als Schwelgen in sinnlichen Genüssen es gewähren kann. Ist es indeß umgekehrt, so findet auch das Gegentheil Statt. — Wandeln nun die Unterbedienten zwischen solchen gefährlichen

Klippen, so können auch sie auf die Dauer leicht untergehen. Sind aber die Unterbedienten moralisch gut und insbesondere von diesem Laster nicht angesteckt, und ist es ihnen ein Ernst, Gutes zu wirken, wer kann dann diesem Uebel mehr steuern, als gerade sie, die mit ihrer Ermahnung und Warnung zugleich den Ernst und die Strenge des Gesetzes blicken lassen können? und wie viel wird dadurch für die Wohlfahrt des Landes gewonnen werden!

Indeß aus dem einen Uebel folgt das andere, wie solches auch häufig bei den Unterbedienten zu ersehen ist. Sind sie erst trunksüchtig, so lassen sie sich nur zu leicht auch manchen von den andern ihnen vorgeworfenen Fehlern zu Schulden kommen.

Es giebt aber auch Unterbedienten, welche zwar von jenem Laster frei sind, und welche selbst äußerlich den Schein haben oder haben wollen, moralisch gute und religiöse Menschen zu seyn, und welchen man doch noch oft genug Lässigkeit und Verdrossenheit in ihren Geschäften, oder unzeitige Menschenfurcht und Menschengefälligkeit, oder Mangel an Muth, Thätigkeit und Ordnungsliebe vorwerfen kann. Ist dieses aber der Fall, wie viel Gutes, was durch sie geschaffen werden könnte, muß dann doch ungeschehen bleiben! —

Man ziehe nur die angeführte Polizei in Betracht, welche sie handhaben sollen, und man kann sich leicht durch dasjenige, was davon fast allgemein bekannt ist, überzeugen. — Werden auch von oben herab die besten Anordnungen zur Sicherheit getroffen und ernste Befehle zur Ausführung gegeben; an wie manchen Orten wird bloß anfänglich das Eine oder Andere zur Ausführung gethan, so daß schon nach Verlauf kurzer Zeit neue Befehle zur strengern Handhabung des Gesetzes gegeben werden müssen, wodurch jedoch bald auch nicht viel mehr gefruchtet wird. So verhält es sich z. B. häufig mit den

nächtlichen Patrouillen, mit der Aufsicht über die Vagabunden, mit Abforderung der Pässe der in manchen Theilen unsers Landes dem Volke immer noch so lästig werdenden fremden Müssiggänger, die oft unter dem Scheine der Frömmigkeit und Religiosität sich einzuschleichen und zu schmarotzen suchen, oft auch gar für sich Collecten sammeln lassen sollen. In Ausforschung der gestohlenen Sachen sind bekanntlich einzelne Unterbedienten unsers Landes sehr thätig, und da werden auch nach und nach Diebstähle immer seltener. Andere aber hegen die Meinung, wenn die Sachen erst gestohlen wären, könne keine Nachforschung in der Nähe mehr helfen, und so unterbleibt, wohl eigentlich aus Bequemlichkeit, das, was zur Wachsamkeit der Polizei gehört, ihr Ansehn erhält und wenigstens Furcht einzuflößen vermag.

Straßen, die an hohen Abhängen oder Untiefen herführen, sollen nach den Landes-Verordnungen mit einer Einfassung versehen werden. Wird solches nun aber auch nach einem etwa entstandenen Unglücksfalle in Ausführung gebracht, so denkt der Unterbediente, wenn eine solche Einfriedigung verfallen ist, selten von selbst wieder daran, daß dieselbe renovirt werden müßte; sondern dieß unterbleibt, bis etwa ein neues Unglück sich ereignet und neuer Befehl dazu gegeben wird.

Sittlichkeits-Polizei sollen sie handhaben. Aber welche Unsittlichkeiten werden oft ruchtbar, welche insbesondere auf dem Lande in der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag, häufig auch unter dem Scheine frommer Andachtsübungen, getrieben werden sollen, so daß die ganze Nachtzeit fast nur herumgeschwärmt wird! Wie leicht könnte doch durch ernste Wachsamkeit, verbunden mit der in manchen Fällen etwa nöthigen Strenge, einem solchen Unwesen so gut, wie andern Uebeln, gesteuert werden, wie es an einigen Orten durch die Wachsamkeit der Polizei wirklich auch größtentheils geschehen ist!

Wie oft werden auch die Unruhen und Gelage in den Wirthshäusern auf dem Lande weit über die gesetzmäßige Zeit, ja oft bis zum angebrochenen Morgen ausgedehnt, und hier und da sogar die Wirthshäuser selbst während des Gottesdienstes noch besucht.

Feuer-Polizei sollen sie handhaben. Aber wie oft wird die Aufsicht über solche Angelegenheiten vollzogen? Ob das, was geschieht, hinreichend ist, mögen die häufigen auch in diesem Jahre in unserm Lande entstandenen Feuersbrünste beweisen. — Durch Schießen bei Hochzeiten ist schon oft ein Unglücksfall entstanden. Weise und ernste Verordnungen und einige Ahndungen hatten dahin gewirkt, daß jenes seit mehreren Jahren an den meisten Orten ganz unterblieb. Hört man aber gegenwärtig zuweilen, daß es hier und da über alle Maaßen wieder einreißt, so kann man doch nicht sagen, daß die Unterbedienten mit Treue ihre Pflichten wahrnehmen.

Solche und dergleichen Fälle könnte man unzählige anführen; aber das Angeführte wird Beweis genug seyn, daß der Herr Verfasser in Nr. 22 nicht mit Unrecht eine ernste Sache zur Sprache gebracht, und daß im Allgemeinen das Publikum da, wo dergleichen Ungebührlichkeiten Statt finden, auch wünschen wird, daß die frommen Wünsche nicht so ganz unbeachtet verhallen mögen.

(Schluß folgt.)

Merkwürdige Theaterankündigung.

Karlstadt am 10. Juli 1823 zum Vortheil des Herrn Ignaz Viol und seiner Tochter Ludmille:

Menschenhaß und Reue,

ein hier noch nie gesehenes Trauerspiel von dem gefallenen Kotzebue, unglücklicherweise; dasselbe

ist in 6 Acten, nebst einem Prolog, welchen Herr Viol am Ende separat halten wird.

Nachschrift: Viele dringende Schulden setzen uns zwar in die angenehme Verlegenheit unsrer Gläubiger, daß wir nicht weiter reisen können. Ich spiele den Greis; meine Ludmilla die Eulalia; lassen Sie uns deshalb nicht untergehen; Menschenhaß kennen die Bewohner dieser Stadt nicht, noch weniger wir eine Reue, daß wir hierher uns verirrten. Wir bitten daher um Zuspruch, denn es bleibt uns doch nichts.

(Aus dem: Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter, sechster Theil. S. 250).

Chronik des Tages.

Externstein. — Die in Nr. 23 dieser Blätter erwähnten neuen Anlagen beim Externstein machen erfreuliche Fortschritte. Die eisernen Treppengeländer statt der ehemaligen hölzernen sind an den drei ersteigbaren Felsen vollendet. Den zweiten und dritten verbindet ein zierlicher eiserner Brückenbogen, der, von unten gesehen, höchst anmuthig gegen die massenhaften Formen des Steins absticht. Die Laube hinter der Felsengruppe wird durch eine weit geräumigere ersetzt, welche nach der Seite des Thals offen bleiben soll und einen schönen Blick auf den Teich gewähren wird, dessen Spiegel wahrscheinlich schon im künftigen Sommer die Tiefe zur Seite des untersten und größesten Felsen bedecken wird. Neue Ruheplätze werden mit geschickter Benutzung der vortheilhaftesten Gesichtspunkte angelegt. Bequeme Wandelbahnen sollen längs dem Rande des Teiches und auf der andern Seite der Chaussée bis auf die Höhe des Berges führen. — Nur Eines fällt jedem Besucher auf den ersten Blick unangenehm auf: die weißen behauenen Sandsteinbrüstungen, welche die Eisengeländer an mehreren Stellen, wie es scheint ganz unnöthig, unterbrechen. Schwerlich dürfte selbst das allmählige Ergrauen dieser Steine, welches allerdings das Grelle des Abstichs mildern wird, den Uebelstand, daß der Fels mit fremdem Stein geflickt erscheint, gänzlich heben. Was aber vollends die neuerdings zum Trost des beleidigten Auges hinaufgeschafften und hinter der Brüstung

an mehreren Stellen aufgehäuften runden Feldsteine betrifft, so stellt sich diese Veranstaltung nicht bloß höchst geschmacklos, sondern selbst gefährlich dar. Unvermeidlich wird von den einzelnen Stücken dieses cyclopischen Gemäuers, deren durchschnittliches Gewicht etwa 20 bis 50 Pfund seyn dürfte, von Zeit zu Zeit eines oder das andere durch Zufall oder Muthwillen herunter geworfen werden, welches sich dann, im Fall des Zusammentreffens, selbst für den härtesten Schädel, den ein Lustwandler oder ein auf den Sitzen am Fuße der Felsen Ausruhender etwa mitgebracht haben könnte, als eine bei Weitem zu schwere Aufgabe erweisen würde. Wenn der Gedanke eines jetzt verstorbenen Lippischen Beamten, die Externsteine zu Stücken geschlagen auf die Chausséen zu schaffen, einigermaaßen barbarisch war, so will es doch fast nicht minder unpassend erscheinen, wenn man jetzt umgekehrt die Chausséesteine mit Mühe und Kosten zur Vervollständigung der Externsteingruppe die Felsen hinaufschafft. — Die oben erwähnte eiserne Brücke soll vermuthlich, da die den Boden derselben bildenden Stäbe ziemlich weit auseinander liegen, zur Bequemlichkeit der Hinübergehenden mit Brettern belegt werden, wodurch indeß ihr zierliches Aussehen sehr verlieren wird. Sollte es nicht thunlich seyn, den Boden statt dessen nochmals mit etwa 1 bis 1½ Zoll von einander entfernten Eisenstäben zu kreuzen?

Räthsel.

1. 2. 3. 4. 5. 6.

Ein wahrer Tröster, Retter und Erquicker,
Bewußtes Glück oft raubend, doch Beglücker,

6. 5. 4. 1. 2. 3.

Täuscht, umgewandelt, Glauben und Vertrau'n,

6. 4. 5. 2. 3. 1.

Wird so ein Ding, das in Westphalens Gau'n
Zahllose Händ' und Füße regt zum Fleiß,
Bald grün und blau, braun, grau und endlich weiß.

(Auflösung in № 39.)

Auflösung des Räthsels in № 37:

Der Ofen.

Hierbei № 38. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 39.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 30. December 1835.

Zur gerechteren Würdigung des Pietismus.

Die Gedanken in Nr. 53 dieser Blätter über Pietismus sind eben so lehrreich und scharfsinnig, als schonend und milde. Sie werden einen tiefen Eindruck zurücklassen und könnten Manchen, der noch schwankt, erwecken. Bekehrung zum Pietismus hat der Herr Verfasser aber nicht beabsichtigt, weil er unumwunden erklärt, daß er kein Pietist sey. Er hält den Pietismus für eine falsche religiöse Richtung. Schattenseiten haben auch ihre Lichtseiten.

Diese letzteren hervorzuheben, vor Einseitigkeit im Urtheilen zu sichern und die Wahrheit heller aufzuklären, das ist der lobenswerthe Zweck jenes Aufsatzes. Um aber die Gefahren abzuwenden, welche jene einseitige, dem Pietismus so günstige Schilderung verursachen kann, wäre es wohl zu wünschen, daß der Herr Verfasser nun auch eben so freisinnig und lichtvoll die Schattenseiten desselben hervorheben möchte. Das empfohlene Buch des Professors v. Cölln haben viele Leser des Magazins nicht zur Hand.

Angenommen, die 17 Sätze wären auch auf den bei uns zum Vorschein gekommenen Mystizismus zu beziehen, so möchte vorzüglich Folgendes dabei zu bedenken seyn.

Was bei uns an den s. g. Frömmlern getadelt wird, ist wirklich tadelnswerth. Dahin gehört das geistlose Herplappern langer Gebete, bis der Schweiß ausbricht, vor eraltirten Jünglingen und Mädchen, welche ihren Eltern und Dienstherrn zur Nachtzeit heimlich entlaufen sind. Ein Erweckter sank neulich, erschöpft vom Beten, in die Arme der Geliebten.

Das Herumzeigen der Bilder, namentlich des Teufels, um Furcht zu erwecken, ist nicht zu billigen.

Man kann es nicht loben, daß über dem beständigen Beten und Singen die Arbeit vergessen wird. Gleichgültig blieb eine erweckte Bauersfrau dabei, daß ihre Kühe, welche sie bei dem Beten vernachlässigt und nicht gemolken hatte, starben. In der Bibel steht: Bete und arbeite.

Frömmler haben den Versuch gemacht, sittliche Leute von ihrem Prediger zu entfernen, weil dieser kein Erweckter sey. Als neulich ein

Landmann auf den Erweckungsversuch erwiederte: ihm sey der Unterricht seines würdigen Pastors genug, antwortete der Erweckte: du arger Sünder! Der Landmann gerieth in gerechten Zorn und gab dem Erweckten eine Ohrfeige, welche dieser mit den Worten hinnahm: das muß ich für unsern Herrn, Jesum Christum, erdulden. Doch kam er nach 14 Tagen wieder und erneuerte den Erweckungsversuch auf eine so zudringliche Weise, daß der Landmann sich genöthigt sah, abermals das Hausrecht geltend zu machen.

Das auffallende Herumlaufen mit entblößtem Haupte, die Bibel unter dem Arm, und das Verbreiten schandbarer Irrlehren, z. B.: von 12 bis 1 Uhr schlafe Gott; dann könne man thun, was man wolle, — verdient ernsten Tadel.

Oft findet man Scheinheiligkeit unter den s. g. Frommen. Bei sanfter Miene und sehnsüchtigem, schmachtendem Blicke beging ein solches Bockslämmlein einen argen Betrug und ein anderes während dem Beten einen Diebstahl.

Vor allen Dingen ist es traurig, daß sich die sinnlich angenehme Ohnmachtslehre, jene klösterliche Herzenszerknirschung, welche alle gesunde Willenskraft lähmt, verbreitet hat. Auch vor dem Heiligen soll sich selbst der Mensch nicht wegwerfen, sondern mit Demuth, aber auch mit frohem Ernst, zum ewigen Lichte hinaufblicken.

Dadurch wird

1) freilich nichts gewonnen, daß man Pietisten Frömmler oder Heuchler nennt. Duldsam sollen wir seyn gegen den einzelnen, irrenden Menschen, aber mit nie erkaltendem Eifer den Irrthum und die falsche Lehre bekämpfen.

2) Richtig ist es, daß nicht Jedermann Pietist seyn kann und seyn mag; aber daraus folgt nicht, daß eine gleichmäßige Befriedigung des religiösen Bedürfnisses bei uns — wo die Freiheit des Gedankens anerkannt ist — verlangt worden wäre.

3) Ein tüchtiges Wollen der Erweckten scheint bei ihrer Ohnmachtslehre und ihrer gänzlichen Abhängigkeit von übernatürlicher, unmittelbarer Einwirkung kaum bestehen zu können. Sie haben keinen eigenen Willen, sondern sind nur das Organ und Werkzeug fremden Willens.

4) Schwerlich läßt sich bestimmen und nachweisen, daß und in wie fern die Religion den Pietisten Hauptsache und anderen Menschen nur Nebensache sey. Das viele Singen, Beten und Kopfhängen macht es nicht aus. Darüber werden auch oftmals andere Hauptgeschäfte des Lebens vergessen, die guten Werke, denen Jesus Christus so hohen Werth beilegt. Eine Meiersfrau, welche mit einer erweckten Schwester im vorigen Sommer ganze Nächte geluſtwandelt, gesungen und gebetet hat, forderte ihre Nachbarin zur Theilnahme auf. Diese aber antwortete: wenn sie bete, thue sie das nicht vor den Leuten, auch möge sie ihre Kinder zur Nachtzeit nicht verlassen und müsse sich durch Schlaf zur Arbeit für den folgenden Tag stärken.

5) Die Geistescultur kann durch Mittheilung guter Bücher und Belehrung auch ohne den Pietismus gefördert werden. Aber die Lectüre der von Pietisten verbreiteten Traktätchen und des in Nr. 12 dieser Blätter ungünstig beurtheilten geistlichen Liederschatzes stürzte vor einiger Zeit einen biederen Landmann in eine traurige Gemüthskrankheit.

6) Wenn sich die s. g. Frommen eine höhere Anschauungsweise des inneren Lichts oder der Entzückung in den Himmel phantasiren und sich im erniedrigenden Gefühle ihrer Ohnmacht und Nichtswürdigkeit gefallen, dann wieder hochmüthig die übrige Welt für gottlos halten und die brüderliche und schwesterliche Liebe der Erweckten mitunter grobsinnlicher Natur ist; so kann daraus Selbstachtung nicht hervorgehen. Diese entsteht im Gegentheil aus dem Bewußtseyn

der Selbstständigkeit des Geistes und der Idee der persönlichen Würde.

7) Wahre Resignation hat Einsender bei den ihm bekannt gewordenen s. g. Frommen noch nicht gefunden, auch nicht den Geist des Friedens und der Freundschaft. Eine Erweckte verlangte von einem Leibzüchter, ihrem alten Schwiegervater, er möge ihr bei der Arbeit mehr Hülfe leisten. Als sie ermahnt wurde, mit dem schwachen Vater Geduld und Nachsicht zu haben — sie sey ja eine fromme Frau —; so gab sie zur Antwort: fromm müsse man seyn, aber dem Vater wolle sie nichts nachsehen. Sie war dabei laut und heftig.

8) Durch Aufklärung des Verstandes kann allerdings das Gefühl veredelt und berichtigt und dann auch besser beherrscht werden. Mag auch oft der Kampf gegen den Irrthum schwer seyn, oft bei kranken aus Mysticismus in Wahnsinn verfallenen Menschen vergebens, so hat der Lehrer der Religion dennoch die Aufklärung zu fördern und dafür zu sorgen, daß die Gewalt des Gefühls die rechte Weihe der klaren Besonnenheit und der Frömmigkeit empfange.

9) Ob die Vereine der Erweckten, besonders die oben gerügten nächtlichen Zusammenkünfte unter die „verdächtigen Conventicula“ gehören, welche die Kirchen-Ordnung von 1684, Kap. XXIII. §. 19 verboten hat? das ist eine Frage, welche Referent bejahen möchte. Sicherem Vernehmen nach sind auch neuerdings die Conventikel von den höchsten Behörden wieder untersagt. Uebrigens ist man damit vollkommen einverstanden, daß die Obrigkeit nur die Gesetzes-Uebertretungen der Fanatiker zu ahnden und ihre Schritte recht aufmerksam zu bewachen hat. Wohin diese Gefühlsmenschen oftmals gelangt sind, welche schauderhafte Handlungen sie begangen haben, ist ja bekannt genug.

10) Zwischen wahrer Frömmigkeit und Art und Weise wahrer Frömmigkeit ist kein wesentlicher Unterschied. Dieser Satz läßt sich nicht bestreiten. Dagegen ist es eine petitio principii, daß die Erweckten fromme Leute seyen.

11) Die Geistlichen, der Stand der Religions- und Volkslehrer, sollen nicht nur die s. g. Häupter, sondern Jeden im Volke nach Kräften und Umständen belehren, bei dem sie Irrthum finden. Und welche wären auch wohl Häupter und Führer unter Erweckten, die alle vermeinen, eine übernatürliche Einwirkung habe sie erleuchtet?

12) Bei wahrer, redlicher Begeisterung für die christliche Religion, tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens, ausgezeichneter Gelehrsamkeit, wohlwollender Belehrung und Warnung werden von den Seelsorgern religiöse Irrthümer allerdings am wirksamsten vertilgt werden können.

13) Pietisten mögen oftmals durch Tugenden ein gutes Beispiel geben, gleichwie dasselbe von anderen Menschen oftmals gegeben wird. Zunächst kann man von den Pietisten Vermeidung ihrer Irrthümer lernen, wenn man dieselben klar einsieht.

14) Es wäre gewiß ungemein erhebend, wenn sich jeder gute Bürger dem Cultus seiner Gemeinde anschlösse; wenn eines Glaubens Wahrheit unter allen Symbolen lebte; wenn Jeder den öffentlichen Gottesdienst besuchte und das in jedem Menschen liegende religiöse Bedürfniß hier befriedigt würde. Ist das bei den ruhmwürdigsten Bestrebungen noch nicht erreicht, so trifft die Schuld nicht allein diejenigen, welche selten oder gar nicht am öffentlichen Gottesdienste Theil nehmen, und der ihnen deshalb beigemessene Verdacht des Hochmuths und der Unchristlichkeit kann nur aus dem Satze: „quilibet praesumitur malus“ hergeleitet werden. Sie sind oft die edelsten Menschen, denen bei treuer Erfüllung eines schweren Berufs sittliche Haltung und Religion nicht abzusprechen ist, die in Geistesreinheit und frohem Ernst sich den

göttlichen Fügungen unterwerfen und ihre Beziehungen zu ihrem Schöpfer nicht aus den Augen verloren haben.

15) Nicht auf gleiche Weise bekennen sich die Erweckten für ihren Erlöser. Wie bei Brahminen, Schamanen, dem Angekok der Grönländer u. s. w. der Umgang mit Geistern verschiedenartig ist; so bekennen sich auch die Erweckten, je nachdem sie in Ekstase und Entzückung gerathen und von Wonne ergriffen werden oder nicht, je nachdem sie Erleuchtung und Eingebung bekommen haben wollen, je nachdem sie mehr oder weniger eine krankhafte aufgeregte Phantasie und träumende Einbildung besitzen, verschiedenartig für ihren Erlöser.

16) Das Vorherrschen des Indifferentismus möchte schwer zu beweisen seyn. **Quilibet praesumitur bonus.** Die wenigsten Menschen sind gleichgültig gegen Religion. Wäre aber jene Gleichgültigkeit auch anzunehmen, so sollte diese doch vernünftige Leute nicht für den Pietismus bestimmen. Ehrwürdige Seelsorger sind stets bereit, den, der Erbauung sucht, zu erbauen und zu belehren.

17) Die Geistesnahrung, welche gebildete Männer der Jugend darreichen, möchte freilich noch späterhin, besonders durch Mittheilung guter Bücher, zu spenden seyn.

Pietistische und mystische Irrthümer werden sich bei uns nicht weit und nicht dauernd verbreiten. In einer Gemeinde, in welcher sich schnell nach einander drei achtungswerthe Pastoren folgten und der öffentliche Gottesdienst sehr fleißig besucht wird, findet man davon keine Spur. Dergleichen Gemeinden giebt es gewiß noch recht viele im hiesigen Lande. Forderten ungewöhnliche Ereignisse, etwa ein Krieg, die menschlichen Kräfte zu rüstiger That auf, so würde sich die Frömmelei auch dadurch schon vermindern.

Nichts sichert uns aber mehr gegen derglei-

chen Verirrungen als der eingeführte bessere Volksunterricht. Dem unermüdeten Beförderer desselben in unserm Lande und allen den ehrwürdigen Männern, welche gleich ihm mit Kraft, Einsicht und Ausdauer für die Bildung der Jugend thätig sind, allen den Geistlichen, welche sich der Schule wieder mehr genähert und dadurch den dem geistlichen Stande so nothwendigen Einfluß fest begründet haben, gebührt eines jeden Menschenfreundes Hochachtung und innigster Dank dafür, daß der Irrthum das Licht der Wahrheit und der Religion der Liebe bei uns wohl trüben, niemals aber verdunkeln und auslöschen kann.

Noch Etwas über die frommen Wünsche in Ansehung der obrigkeitlichen Unterbedienten.

(Schluß.)

Gehen wir nun aber weiter, so laufen die frommen Wünsche und Vorschläge des ersten Hrn. Verfassers sämmtlich darauf hinaus, daß dem Uebel zunächst nur durch die Vorgesetzten der Unterbedienten abgeholfen und von diesen Maaßregeln dagegen getroffen werden können. Der Verfasser des Aufsatzes in Nr. 25 spricht sich über diesen Punkt nicht direkt aus; aber nicht bloß sein Stillschweigen gilt uns als Anerkennung, daß er dieser Ansicht nicht widersprechen wollte; sondern auch seine auf Erfahrung basirte Gegenrede, daß es mit den Unterbedienten, die er kenne, nicht *also* sey, möchte uns ein Zeugniß und Beweis *dafür* seyn. Denn, ist es im Ganzen mit den Unterbedienten in jenem Bezirk gegenwärtig besser, so ist allgemein bekannt, was es früher, vor mehren Jahren, damit war, und auch, auf welche Weise es besser damit gewor-

den ist, und wie es überhaupt besser damit werden kann.

Daß bei Anstellung der Unterbedienten von ihren Vorgesetzten allerdings auch neben der Geschicklichkeit auf Sittlichkeit gesehen werde, erkennt der Einsender gern an. Indeß ist ihm doch nicht bekannt, daß bei projectirter Anstellung eines Unterbedienten besondere Zeugnisse über dessen sittliches Betragen von Seiten des Presbyteriums gefordert werden. Daß neben andern guten Eigenschaften auch auf die früher bewiesene und anerkannte Thätigkeit und Ordnungsliebe des Subjects noch manche Rücksicht genommen werden möchte, dürfte auch wohl kein überflüssiger Wunsch seyn. Am besten würde man sicher dabei verfahren, wenn man so viel als möglich nur Personen, welche im Militairdienst sich bewährt gezeigt haben, als Unterbedienten, wenigstens als Polizeidiener, anzustellen suchte.

Die Unterbedienten auf Kündigung anzustellen, möchte wohl niemals allgemeinen Beifall finden. Zweckmäßiger möchte es seyn, wenn man unter ihnen nach bewährter Treue ein Avancement Statt finden ließe, und wenn diejenigen, deren Gehalt zum Lebensunterhalt ausreicht, nicht immer an einem Orte blieben, sondern solche nach Befinden jede 5 oder 10 Jahre nach einer andern Dorfschaft versetzt werden könnten.

Daß die Obrigkeiten den Unterbedienten nicht zu viel überlassen sollten, wird Jedermann als richtig anerkennen, eben so aber auch wünschen, daß dieses nicht bloß pia desideria bleiben möchten. Ist dieses auch nur im Allgemeinen gesagt, so bedenke man, daß speeielle exempla nur odiosa sind. Soll aber etwas Specielleres angedeutet werden, so möchte man das Inventarisiren von nicht unbedeutenden Vormundschaftssachen, wie auch das sonstige Aufnehmen des Vermögens u. s. w. darunter anführen.

Unter den in Nr. 25 angeführten Wünschen glaubt Einsender noch insbesondere in Betracht ziehen zu müssen, daß es dort auch heißt: „Möchten Geistliche durch Lehre und Beispiel auf die Unterbedienten einwirken, selbige moralisch gut erhalten und sie durch liebevolle Warnung und Ermahnung bessern, wenn es noch Zeit ist.“ Ob der Verfasser hierdurch negative und indirekt einen Vorwurf auf diesen oder jenen Geistlichen werfen und auf eine Vernachlässigung von ihrer Seite hindeuten will, dem will und mag ich hier nicht weiter nachforschen, sondern ein jeder mag in der Hinsicht sehen, wie er stehet oder fällt; — aber so viel geht doch klar aus obigen Worten hervor, daß es damit anerkannt wird, daß das Einwirken der Geistlichkeit, wie auf alle Stände, so insbesondere auf das sittlich-religiöse Betragen der Unterbedienten nützlich und nothwendig sey. — Hier aber ist nun die Frage: wie dieses nach der Meinung des Herrn Verfassers geschehen soll? — Wird es offenbar, daß ein Unterbedienter sich allgemeine Unsittlichkeiten, als Trunksucht, Unkeuschheit u. s. w. zu Schulden kommen lasse; so ist es für den Geistlichen an der Zeit, daß er ihn so gut, wie jeden andern Kirchspielsgenossen, auf liebevolle Weise zu warnen und zu ermahnen suche, und dieses insbesondere bei dem nicht vernachlässige, der sonst zum Nachtheil Anderer so viel Schlechtes wirken kann. Sind seine Fehler aber Unordnung und Nachlässigkeit in seinen Amts-Geschäften, Untreue, Bestechlichkeit, unzeitige Menschengefälligkeit oder Menschenfurcht u. s. w., so steht doch die Rüge und Ermahnung darüber zunächst den Vorgesetzten desselben zu, und es möchte dem Geistlichen nicht gerathen seyn, jenen vorzugreifen. Wollte der Geistliche in dieser Hinsicht nach bloßen Gerüchten verfahren, so würde es ihm oftmals übel damit ergehen,

weil die Partheilichkeit des Volks den Unterbedienten oft auch Fehler andichtet, die in der Wirklichkeit gar nicht vorhanden sind, und gesetzt, daß solche auch geschehen sind, so sind dieses gerade solche Vergehen, die nicht öffentlich, sondern im Geheimen begangen und darum nicht so leicht gestanden werden. Wie sollte sich daher der Unterbediente solche Vergehen zuerst von dem Geistlichen vorwerfen lassen; zumal wenn er wüßte, daß seine Vorgesetzten solche Warnungen und Ermahnungen als Anmaßung und Eingreifen in ihre Rechte betrachten würden?! Nein, das bleibt ausgemachte Wahrheit, daß die Obrigkeiten, wenn sie aufmerksam beobachten und nachforschen, am ersten mit den Vergehungen der Unterbedienten bekannt werden können und auch am ersten zur Nachforschung und Abstellung derselben ein Recht und eine Verpflichtung haben. Darum wird der Geistliche, der mit Vorsicht und Vorbedacht zu Werke geht, sich es auch nicht erlauben, von den die Amtswirksamkeit betreffenden Fehlern der Unterbedienten eher geradezu warnend mit ihnen zu reden, bis von den Obrigkeiten ihm solche bekannt geworden und er entweder von diesen darum ersucht worden ist, oder doch ganz gewiß weiß, daß er nur in genauer Uebereinstimmung mit ihnen handle.

Das Hauptsächlichste, welches auch da noch oftmals zu wünschen wäre und von dem wohlthätigsten Einfluß für das Gemeinwohl seyn würde, wäre eine noch erfreulichere Harmonie zwischen Staat und Kirche in Absicht auf ihre Wirksamkeit, oder, daß man solche doch nicht als etwas sich gegenseitig ganz Ausschließendes und sich Entgegengesetztes betrachte.

Allerdings sind Staat und Kirche zwei besondere Institute, von denen jedes seine eigenen Zwecke hat und zu verfolgen sucht. Denn unter Staat und Kirche versteht man in dieser Hinsicht nicht das Volk oder die einzelnen

Glieder, welche in dem Staate oder der Kirche sind, sondern eine Anstalt für dieselben, welche durch die Diener des Staats und der Kirche begründet wird, und wodurch im Allgemeinen die Wohlfahrt des Volks gefördert werden soll. Der Staat ist demnächst ein Institut, das glückliche Leben des Volks, die Kirche, das religiös-selige Leben zu begründen und zu befördern. Dem Zwecke und der Wirksamkeit nach sind sie also etwas wesentlich Verschiedenes und etwas für sich selbst Seyendes und Bestehendes. Dennoch aber schließen sie sich nicht gegenseitig ganz so aus, daß das Eine ohne das Andere schon immer glücklich sein Ziel verfogen und seine Zwecke vollkommen erreichen könnte. Denn Bildung des Volks und des Volkes Wohlfahrt ist beider gemeinsames und höchstes Ziel, und dieses wäre doch wohl ohne harmonische gegenseitige Mitwirkung nicht zu erreichen möglich. Legalität, wie der Staat sie verlangt und wie sie dem Staat wirklich nützen und wohlgefallen kann, kann ohne Moralität nicht seyn oder nicht Statt finden, und eben so ist das auch keine Moralität zu nennen, wenn nicht auch überall aus inneren reinen Beweggründen ein legales Handeln sich offenbaren sollte. Demnach möchte doch das Bedürfniß einer gegenseitigen Mitwirkung zu jenem großen Ziele nicht geleugnet werden können.

Die Diener der protestantischen Kirche werden nun, wenn sie weise handeln wollen, sich durchaus von dem hierarchischen Princip fern haltend, in Sachen des Staats nicht auf das Entfernteste sich einmischen; aber eben so auch von dem Staate hoffen, daß er die jura sacrorum der Kirche allein überlasse; indeß doch eingestehen, daß sie wegen der jura circa sacra in manchen Fällen die Hülfe und den Beistand des Staates nicht entbehren können und durch die Kraft der Wahrheit in Beziehung darauf

nicht allein zu wirken und Alles, was nöthig seyn kann, auszurichten vermögen. Auf der andern Seite wird aber auch der Staat, wenn er gerecht verfährt, einsehen müssen, daß ohne die Kirche auch nicht die Wohlfahrt der Menschheit, selbst nicht die zeitliche, zu erhalten und zu fördern ist. — Ferner bestehende Beschränkung eines jeden Theils auf seine eigenthümlichen Rechte und Zwecke, aber wechselseitige treue Mitwirkung beider zu einem gemeinschaftlichen hohen Ziele, dem Ziele der wahren Wohlfahrt des Gesammten der Menschheit, möchte also auch fortan immer zu wünschen seyn.

Und so möge es denn auch hier bei unserer Aufgabe, selbst im Kleinen, nicht übersehen werden, daß die Förderung der wahren Wohlfahrt des Gesammten der Menschheit nur durch eine wechselseitige harmonische Mitwirkung von Seiten des Staats und der Kirche bedingt ist.

Φωνὴ ἐν τῇ ἐρήμῳ.

Verzinnung gußeiserner Gewichte.

Um die gußeisernen Gewichte gegen Rost zu schützen, verzinnt man sie. Herr Beson giebt dazu folgendes Verfahren an. Die Gewichte werden erst in verdünnter Schwefelsäure gereinigt, dann mit reinem Wasser abgewaschen und hierauf in heißes Wasser gelegt, dem man $\frac{1}{16}$ Salmiak zugesetzt hat. Man läßt nun reines Zinn schmelzen, dem man auf 50 Pfund noch 3 Loth Kupfer zusetzt. Ist die Metallmischung geschmolzen und hat sie den gehörigen Grad von Hitze erreicht, so werden die sorgfältig abgetrockneten Gewichte in das flüssige Metall eingetaucht, wo das Zinn sich dann überall gleichmäßig anlegt. Die Hitze des geschmolzenen Zinns darf aber auch nicht zu groß seyn, weil dann das Zinn nicht an dem Gußeisen haftet. Nach dem Verzinnen werden die Gewichte in eine Drehbank gebracht und mit dem Polirstahle polirt. Damit die 3 Loth Kupfer leichter schmelzen, versetzt man sie anfangs nur mit 6 Pfund Zinn und setzt nach und nach das übrige Zinn zu.

Anwendung des Catechu als Farbmittel.

Das Catechu, ein adstringirender Pflanzensaft von der Arekapalme gewonnen, hatte bisher fast nur ein medicinisches Interesse. Seit einiger Zeit aber hat man diesen Stoff sehr häufig zum Drucken der wollenen, besonders aber der Baumwollen- und Seidenzeuge angewandt. Je nachdem man den Catechuabsud mehr oder weniger concentrirt macht, erhält man auf den Zeugen sehr schöne und lebhafte Farben vom hellsten Braungelb bis zum tiefsten Braun. Auf Baumwolle und Seide sind diese Farben solid. Als Beizmittel gebraucht man die gewöhnlich in Druckereien benutzten Kupfersalze, besonders salpetersaures Kupfer.

Steinkitt.

Hierzu wird folgende Composition empfohlen.

Judenpech . . .	30	Theile
Colophonium . . .	20	—
Wachs	10	—
Cement	40	—

Dieses wird zusammen erhitzt, bis alle Feuchtigkeit verdampft ist, und die flüssige Masse in Tafeln gegossen. Der so zubereitete Kitt kann mit einem heißen Eisen aufgestrichen werden, er widersteht dem Wasser, und man kann Schiefer, Marmor und andere Steine sehr gut damit zusammenkitten.

Chronik des Tages.

Meinberg. — Die gerichtliche Untersuchung über die in Nr. 31 des Magazins erzählte Mordthat hat dem Vernehmen nach die schon dort geäußerte Vermuthung bis zu höchster Wahrscheinlichkeit bestätigt, daß der alte 61jährige Leibzüchter Vögeler zuerst seine Tochter ermordet und dann sich selbst entleibt habe, und daß also der vor seinem Ende von ihm auf seine Söhne geworfene Verdacht unbegründet sey. Ueber die Beweggründe zu dieser That hat kein vollständiger Aufschluß erhalten werden können. Indeß bleibt es mehr als wahrscheinlich, daß ein langjähriger verbrecherischer Lebenswandel, Zänkerei, Saufen, Unzucht und Diebstahl die Katastrophe vorbereitet, und daß ihn zuletzt die im Zorn und aus Rachsucht gegen seinen Sohn verübte Brandstiftung und die Furcht vor Entdeckung, so wie die Qual des Gewissens veranlaßt hat, dem Leben der in seine Verbrechen eingeweihten Tochter und seinem eignen ein Ende zu machen, und auf solche Weise durch eine letzte Unthat gewisser Maßen an sich selbst Gerechtigkeit zu üben.

Als ein durch die Verruchtheit dieses Mannes indirekt herbeigeführtes Unglück ist noch der Tod eines 10jährigen Knaben, des Sohnes des Bürgers Niemann zu Horn, zu erzählen. Derselbe war, als am 15. Oct. das Vögelersche Haus brannte, ausgesandt, um seinem bei der Feuerspritze beschäftigten Pflegevater, dem Bademeister Kemper, eine Bestellung zu überbringen. Hier wurde er durch ein heruntergeworfenes Stück Eisen am Kopfe, in der Schläfe, getroffen und bis auf's Gehirn verwundet; 10 Tage darauf ist er in Gefolge der erhaltenen Verletzung gestorben.

Räthsel.

Kennt ihr das Heer der leichten, losen Gäste?
Es dringt aus einer unnahbaren Veste;
Wie trunken taumelnd überfällt es Stadt
Und Dorf und Hof und hemmt des Wandrers Pfad.

Kennt ihr die Menge blitzend heller Sterne?
Nicht in des Himmels unermeßner Ferne;
Sie leuchtet nah zu Füßen Tag und Nacht.
Kaum trägt der Blick den Glanz von ihrer Pracht.

Kennt ihr den König, der von Land zu Lande,
Gehüllt in demantfunkelnde Gewande,
Erobernd zieht mit solchem grimmen Heer
Und schwingt das rauhe Scepter streng und schwer?

(Auflösung in № 40.)

Auflösung des Räthsels in № 38:

Schlaf. — Falsch. — Flachs.

☞ Da das Lippische Magazin im Monat April dieses Jahrs begonnen hat, so wird der erste Jahrgang desselben bis zum April künftigen Jahrs fortlaufen. Diejenigen aber, welche zu Neujahr 1836 als Abonnenten neu einzutreten wünschen, erhalten das vierte Quartal, von da an bis zum Schlusse des Jahrgangs, zu dem verhältnißmäßigen Preise von 12 Ggr. im Inlande.

Hierbei № 39. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 40.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 6. Januar 1836.

Gebet für des Landes Wohl.

Du Urquell alles Guten,
Du Zuflucht jeder Zeit,
Du, deß in Luft und Fluthen
Sich alles Leben freut!
Von dir auf tausend Wegen,
Aus ewig voller Hand,
Strömt nieder Heil und Segen! —
Herr, segne unser Land!

Erheb' auf unsern Fürsten
Dein freundlich Angesicht;
Laß ihn nach Weisheit dürsten
Und schöpfen Licht um Licht;
Sey ihm wie Thau und Regen,
Der die Gefilde tränkt,
Und nimm von seinen Wegen,
Was seine Seele kränkt!

Durch Rosenauen leite
Der theuren Fürstinn Schritt,
Und send' an Ihrer Seite
All' deine Engel mit;
Und voller Frucht, wie Reben,
Wie Cedern, ewig grün,
Froh, wie sich Saaten heben,
Laß ihre Kinder blühn!

Des Landes Räth' erfülle
Mit deiner Wahrheit Licht;
Dein Wille sey ihr Wille
Und Weisheit ihr Gericht;
Und da der Tag oft Sorgen
An Sorgen ihnen reiht,
So schaff' an jedem Morgen
Neu ihre Freudigkeit!

Zünd an ein heilig Feuer
In aller Lehrer Brust;
Dein Wort sey ihnen theuer,
Dein Zeugniß ihre Lust;
Gieb ihrem Werk Gedeihen
Und deinen Geist zum Pfand,
Daß sie den Samen streuen
Auf ein gesegnet Land!

Gieß über alle Auen,
Herr, deinen Frieden aus;
Mit Liebe, mit Vertrauen
Erfülle jedes Haus;
Vernimm das Flehn der Armen,
Und aller ihrer Noth
Laß aufgehn dein Erbarmen,
Ein goldnes Morgenroth!

R. B.

Vom Hexen-Processe vor den Gerichten im Umfange der ehemaligen Grafschaft, des jetzigen Fürstenthums, Lippe.

II. Johann Abschlag, eine Criminal-Geschichte aus den Zeiten des Hexen-Processes.

Johann Abschlag wurde 1604 im Flecken Lage geboren, wo sein Vater wohnte und als Musikant auf Märkten und in Krügen seinen Unterhalt suchte. Der Sohn fand keinen Gefallen an dem mit manchen Demüthigungen verbundenen Gewerbe des Vaters; er trieb das Viehschlachten, und trat, achtzehn Jahre alt, in ein für des Kaisers Dienst neu errichtetes Reiter-Regiment, wovon eine Compagnie in Lemgo angeworben wurde. Ohne Vermögen und ohne Empfehlung, verdankte es Abschlag bloß seinem Degen, daß er sich durch alle militärischen Grade vom gemeinen Reiter bis zum Obristlieutenant emporschwang. Er diente seit 1622 im Laufe des dreißigjährigen Krieges in den Heeren Tilly's und Wallenstein's, unter andern auch im Regiment Götz, in welchem auch die Paderborner Moritz von Falkenberg und Johannes Schneeberg standen, denen Fürstbischof Ferdinand in seinem Geschichtswerke, **Monumenta Paderbornensia, pag. 217** die Ehre vindicirt, den großen Schweden-König in der Schlacht bei Lützen (am 7. November 1632) getödtet zu haben.

Früh mit Lucia Wiemann aus Sommersell verheirathet, hatte Abschlag seine Frau mit in den Krieg genommen und die Umstände benutzt, sich ein Vermögen zu erwerben, von dem er nach Beendigung desselben mit seiner Familie anständig leben konnte. Anfangs hatte er das von der Borchsche Gut Holzhausen gepachtet, nachmals nahm er seinen Wohnsitz in Lemgo, wurde am 5. Januar 1653 als Bürger aufgenommen, und kaufte dort ein Wohnhaus am Markte und sonstige Grundstücke. Er selbst konnte weder lesen noch schreiben, hielt sich aber für seine Kinder einen Hauslehrer. Zur Unterhaltung ließ er sich aus Geschichtsbüchern vorlesen, und besuchte fleißig die Erholungsörter der anständigen Bürger, die Wage, den Rathskeller, die Apotheke, den Schützenplatz und den Minder Krug. Er spielte gern Karten und Damenbrett, machte sich in Gesellschaften bei Gelegenheit wacker lustig, auch wohl einen Spaß mit muntern Weibern; besuchte übrigens auch die Kirche, hielt gut Haus und gab jedem das Seine. Er suchte keine Händel, aber wer ihm zu nahe trat, mochte er nun hohen oder niedrigen Standes seyn, dem zeigte er den Wallensteinschen Reiter, der seinen Pallasch zu führen wußte und mit dem Pistol keinen Vogel im Fluge fehlte, wie wenigstens seine Feinde behaupteten, um ihn auch dadurch der Zauberei verdächtig zu machen. Um die Herren von Lemgo (die Burgemeister und übrigen Mitglieder beider Räthe) kümmerte er sich wenig, war auch mit ihnen wegen der Viehsteuer, deren Entrichtung von ihm verweigert wurde, in Mißhelligkeit gerathen.

So lebte Abschlag, ein kräftiger Funfziger, wohlgemuth in den glücklichsten Verhältnissen, als sich im Jahre 1654 ein Unglück schwangeres Gewitter über seinem Haupte zusammenzog.

Der Hexenproceß hatte in Lemgo, so viel dem Einsender bekannt geworden ist, seit 1635 geruht, als sich im Juni 1653 in Lemgo das Gerücht verbreitete, die Frau des Bohmseidenmachers Krevesiek habe einem ihr zu Pflege übergebenen Kinde von siebenthalb Jahren das Zaubern gelehrt. Das Kind wurde auf's Rathhaus geführt und der Stadtsecretair Johann

Berner, schon bei den früheren Herenprocessen seit 1628 ein thätiges Mitglied der Lemgoischen Heren-Inquisition, wittert sogleich, daß es jetzt wieder einen schweren Kampf mit dem Teufel und seinen Genossen setzen werde; er sieht sich nach Hülfe um, und beginnt das Inquisitions-Protokoll gegen die Krevesiek mit dem Ausruf: Hilf, o Herr Jesus!

Kathrinchen, so hieß das Kind, war von seiner Mutter der Krevesiek abgenommen und der Ehefrau Eulemann in die Pflege gegeben, und hatte hier erzählt: die Krevesiek habe ihm im Kuhstalle das Zaubern gelehrt, sie habe es aufgefordert, drei Schritte zurückzutreten und Gott zu verleugnen. Kathrinchen habe dieß gethan; da sey sogleich ein klein schön Männchen mit rothen Kleidern und roth und weißen Federn auf dem Huthe erschienen und habe ihm die Hand gegeben. Die Krevesiek habe ihm grünes Kraut (Pulver) gereicht, das Männchen ihm befohlen, dieß den Gräfinnen auf dem Lippehofe vorzuwerfen, dann würden sie fallen und den Hals zerbrechen. Das Männchen habe sein Kathrinchen dann auch des Nachts fleißig besucht. Das Kind war von der Krevesiek wegen Unarten im Kuhstalle gezüchtigt; die Krevesiek von ihrem Ehemann, mit dem sie in Unfrieden lebte, häufig Here geschimpft und dadurch in den Ruf einer Here gekommen. Das Herenwesen war damals Tagesgespräch und die einfache Form, wie der Teufel geladen und der Bund mit ihm geschlossen wurde, auch den Kindern bekannt. Die Krevesiek wurde gefoltert und bestätigte die Aussage des Kindes, bekannte sich als Here und wurde verbrannt. Sie war aber wie gewöhnlich nach ihren Genossen befragt, hatte ihren Peinigern zu Gefallen auf unschuldige Menschen ausgesagt, mit denen dann eben so wie mit der Krevesiek verfahren wurde. Die Pastoren schürten eifrig an, indem sie auf Anlaß der Heren-Inquisition in ihren Predigten Gott anriefen:

den Herren von Lemgo das Herz zu erleuchten, die Heren und Zauberer zu bestrafen und die Unschuldigen gegen sie zu beschützen. So wälzte sich der Brand dieser Untersuchung, in seinem Fortschreiten wachsend, unaufhaltsam fort. Im Jahre 1655 wurden neun Heren und zwei Zauberer, 1654 schon sechszehn Heren und vier Zauberer in Lemgo hingerichtet.

Mehrere derselben hatten auch den Obristlieutenant Abschlag als ihren Genossen angegeben; war es nun, sich den Herren von Lemgo, mit denen Abschlag nicht im besten Vernehmen stand, gefällig zu machen und die Begnadigung mit dem Schwerdte zu verdienen, war es, um ihre Quäler mit einem alten Kriegsmann in Kampf zu bringen, oder war es aus einer andern Veranlassung, das läßt sich nicht bestimmen. Sie hatten ihm übrigens doch eine seiner würdige Rolle zugetheilt. Sie bezeichnen ihn, wie er, schon kenntlich an seiner hohen Gestalt, im grauen Ueberrocke und ledernen Koller, mit dem Rohrstocke in der Hand, bei ihren Gastgeboten und Tänzen auf dem Markte in Lemgo das Commando führt, durch seinen Speisemeister Adam van Dael den Wein aus dem Rathskeller (freilich ohne Bezahlung) herbeischaffen läßt und während des Herentanzes, woran er selbst keinen Theil nimmt, mit Mephistopheles in vertraulicher Unterhaltung auf und nieder geht.

Der Stadtsecretair Berner, schon im Jahre 1628, also beim Beginn derjenigen Herenprocesse in Lemgo, wovon sich die Acten erhalten haben, Fiskal und öffentlicher Ankläger, nachmals als Stadtsecretair der wirkliche Director der Tortur und allem Vermuthen nach die Seele, jedenfalls aber das thätigste und rüstigste Werkzeug im Kampfe gegen Zauberer und Heren, hatte die Aussagen auf Abschlag andern alten Weibern wieder erzählt, worauf dann natürlich in kurzer Frist, sowohl hier im Lande als in den benach-

barten Provinzen, das Gerücht verbreitet wurde: Abschlag sey ein Zauberer, ein General der Unholden, und werde nächstens in Lemgo verbrannt werden. Allgemeines Gerücht, die Aussagen theils schon hingerichteter, theils noch in der Haft befindlicher Zauberer und Hexen bezeichneten Abschlag als Hexenmeister, und der Magistrat zu Lemgo versäumte nicht, von seinem traurigen Vorrecht, der peinlichen Gerichtsbarkeit, auch gegen Abschlag Gebrauch zu machen.

Am 11. August 1654 wurde der Proceß gegen Abschlag durch summarische Vernehmung verschiedener Zeugen eröffnet. Der erste Zeuge, Rathsherr Borchhardt, weiß weiter nichts als das Gerücht: Abschlag habe Degen und Pistolen neben seinem Bette hangen, sey jetzt nicht mehr so munter, und komme nicht so oft in Gesellschaft als sonst.

Der zweite, Christian Schnittger, Abschlags ehemaliger Reitknecht, deponirt: er sey vom Drost Rübel zu Horn befragt worden, ob Abschlag nicht bald verbrannt werde, und als Abschlag den Rittmeister Wille im Duell erschossen, habe Zeuge jenem die Pistolen geladen und Sachen wie Weizenkörner in die Kugeln gießen müssen. Abschlag habe einen Schuß auf die Hand bekommen, der aber nicht durchgegangen sey, sondern nur einen blauen Fleck zurückgelassen habe. Wie das zugehe, könne Zeuge nicht sagen.

Der dritte und der sechste Zeuge, Christoph Kahle und Diederich Cothmann, deponiren: Zur Zeit, als der Obristwachtmeister Witte im Hause des sechsten Zeugen im Quartier gelegen, sey der Obristlieutenant Abschlag mit dem Grafen Hermann Adolph von der Lippe, den er auf Commando ausschicken wollen, in Wortwechsel gerathen und habe dabei, als sich der Graf auf seinen Stand und Rang bezogen, geäußert: „Was mehr? Ihr seyd mein Camerad und Rittmeister. Das ist für Euch," und dabei trotzig auf den Degen geschlagen.

Zeuge 4 und 5, Henrich Schröder, 4 Jahre lang Reiter in Abschlags Compagnie, und Jürgen Müller, wissen nichts als das Gerücht von Abschlags Zauberei. Obristlieutenant Westphal zu Heidelbeck habe gefragt: ob man Abschlag noch nicht brennen wolle; es sey ihm leid, daß er sein Camerad gewesen.

Zeuge 7, Arend Sellige, giebt Abschlag das Zeugniß: so lange er bei ihm gewohnt, habe er gute Nachbarschaft gehalten; jetzt gehe die gemeine Rede, daß Abschlag solch ein Kerl sey.

Der achte Zeuge, Jobst Krieger, sagt aus: er habe den Lieutenant im Quartier gehabt, welcher dem Abschlag beim Duell mit Rittmeister Wille secundirt. Dieser sey ebenfalls fest gewesen, so wie Abschlag. Er sey oft mehrmals in einem Tage ausgefallen und viel Schüsse auf ihn geschehn (wahrscheinlich im Jahre 1638, als Lemgo von den Schweden belagert wurde). Abschlag sey auch oft nach der Wage gegangen und habe den Namen bekommen, daß er mit der damaligen Wagemeisterin, jetzigen Pastorin Müller, zu schaffen gehabt habe. Ferner habe Abschlag einstmals, dem Gerüchte nach, seine Frau zur Kirche geschickt und während dem mit seiner Magd Kurzweil getrieben.

Der neunte Zeuge, Jobst Reineking, klagt, er habe einstmals von Abschlag hundert Thaler geliehen und diese 100 Rthl. in Hopfen angelegt, sey aber um Geld und Hopfen gekommen und wisse nicht, wo das eine oder andere geblieben sey; Gott möge es wissen.

Nachdem nun der Magistrat in Lemgo solche dringende Verdachtsgründe der Zauberei und des Ehebruchs gegen Abschlag ermittelt hatte, so säumte derselbe nicht, durch den Burgemeister Dr. Kerkmann die peinliche Anklage aufsetzen zu lassen, die dann der Fiskal und peinliche Ankläger der Stadt Lemgo, Camerarius Henrich Plette, pro forma unterschreiben muß.

Die ersten Artikel dieser Anklage lauten wörtlich wie folgt:

1) „Anfangs und zuerst setzt und saget Lemgoischer Ankläger, ob nicht wahr, daß in heiliger göttlicher Schrift, und absonderlich und zuvörderst in den heiligen zehn Gepotten (Kerkmann scheint nach seiner Schreibart kein geborner Lipper gewesen zu seyn) und zwar in dem andern Gepotte, in der Auslegung des Catechismi Lutheri, ernstlich gepotten und verpotten, daß niemand, er sey Weibs- oder Manns-Person, hohen oder niedern Standes, jung oder alt, die Zauberkunst lehren noch lernen, und dadurch seinem nächsten am Leibe, Gut, oder sonst Schaden und einige Ungelegenheit zufügen und thun solle."

2) „Ob nicht wahr, daß solches bei hoher Strafe nicht allein verpotten, sondern darüber auch heilsam und wohl versehn, daß sich ein jeder vor allem Verdacht und Argwohn, daraus Zauberei zu schöpfen oder abzunehmen, mit allem Fleiß hüthen und wahren soll."

3) „Aber wahr, daß peinlich Angeklagter hier zugegen für solchen Verdacht und Argwohn nicht allein sich nicht gehüthet, sondern vielmehr große Ursach zu solchem Verdacht des Lasters und Uebels der Zauberei gegeben."

4) „Inmaßen wahr und zu erweisen, daß er, der peinlich Angeklagte, nachdem ein ehrenvester Rath aus erheblichen Ursachen bewogen worden, das schändliche Laster der Zauberei zu strafen, sich ganz verdächtig angestellt."

5) „Dann wahr, daß er sich in seinem Leben, Wandel, Geberden, Worten und Werken also sehr verdächtig erwiesen und bezeiget, daß deßhalb nicht allein hier in der Stadt, sondern auch außerhalb derselben, und zwar in den benachbarten Orten, ein allgemeines Geschrei entstanden und noch täglich zunehme und wachse, daß er, peinlich Angeklagter, ein offener Herenmeister, Zauberer, und zwar Commandant der Hexen sey."

Mit dieser allerdings etwas langweiligen Umständlichkeit fährt nun unser **Dr. juris** in der Maske des peinlichen Anklägers fort, das Resultat der Generaluntersuchung aufzutischen. Wir wollen daraus nur die gegen Abschlag vorgebrachten neuen Beschuldigungen erzählen.

Der peinlich Angeklagte, heißt es, sey vor wenig Tagen (im August 1654) mit andern Bürgern auf der Lemgoischen Apotheke gewesen, wo sie zuerst Bitterwein und hernach Franzwein in dem Maaße getrunken hätten, daß sie sammt und sonders betrunken gewesen wären. Bei dieser Gelegenheit habe Abschlag die sehr verdächtigen Worte vom Munde gegeben: ob man sich nicht scheue, mit ihm Damenbrett zu spielen, da er als Zauberer leicht gewinnen könne. Er habe dann fortgefahren und sich darüber beklagt, daß er sowohl innerhalb, als außerhalb der Stadt die Nachrede leiden müsse, er sey ein Zauberer. Die Herren von Lemgo handelten nicht recht, daß sie ihm seinen im Kriege erworbenen ehrlichen Namen abschneiden wollten; sie sollten ihm noch ein Zeugniß seiner Unschuld geben; er werde sich ihnen nicht submittiren, und wolle eher ein vier oder fünf von ihnen vor den Kopf schießen, wenn er sie träfe. Abschlag habe insbesondere dem Burgemeister Kerkmann gedroht, und gesagt, er werde ihm gelegentlich eins hinter die Ohren geben. Bei dem Gastgebot und Herentanz auf dem Lemgoischen Markte, wo Adam van Dael auf Abschlags Befehl den Wein aus dem Rathskeller herbeigeschafft, habe der vor wenig Tagen (am 25. August 1654) der Zauberei halber verbrannte Hermann Beschorn, **infimus** an der Schule zu Lemgo, auf einer Pflock-Pfeife zum Tanze gespielt; peinlich Angeklagter aber habe ihm, weil er nichts Taugliches vorgebracht, das Blasinstrument vor dem Munde entzweigeschlagen. Es sey auch auf Abschlags Vorschlag eine Vereinbarung unter den Zauberern und Hexen getroffen, daß, da jetzt

so strenge mit ihnen verfahren werde, einer auf den andern nicht bekennen, sich vielmehr den Burgemeistern widersetzen, und daß den, der dieß nicht thue, der Teufel holen solle. Dieß hätten alle Anwesende dem Obristlieutenant Abschlag, der einen Rohrstock (als Commandostab) in der Hand gehabt, eidlich angeloben müssen. Es befänden sich noch zwei Heren in der Haft (die Ilse Mesollen, und die Pastorin Müller, ehemalige Wage-Wirthin Dorothea Twellmann), welche sich erboten hätten, dem Angeklagten in's Gesicht zu sagen, daß er ein Hexenmeister sey.

In dem bei den Acten befindlichen Concept des Anklagelibells fehlt der Antrag, welcher aber, wie sich aus dem Inhalt des Rintelnschen Rechtsgutachtens ergiebt, auf Verhaftung und Tortur gestellt war. Der Magistrat suchte nämlich, wie gewöhnlich, Rechtsbelehrung bei der Juristenfacultät zu Rinteln, die ihm dann auch unterm 7. Sept. 1654 dahin ertheilt wurde:

Daß Inquisit wegen der gegen ihn vorhandenen Indicien zuvor zur Haft zu bringen, über die angegebenen interrogatoria (diese enthalten die schon referirten Aussagen der Zeugen) zu befragen, erforderlichenfalls mit den Zeugen und dem Inhaftaten Beschorn (dieser war inmittelst schon hingerichtet) zu confrontiren, seine Antwort und dabei führende Geberde fleißig zu observiren und zu verzeichnen, und im Fall er solche indicia mit Bestande nicht ablehnen würde, mit scharfer peinlicher Frage zu belegen sey.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber gelbe Farbstoffe aus den Kartoffelnblumen und den Blättern einiger inländischen Bäume.

Ein italiänisches Journal hatte bekannt gemacht, daß die Blumen der Kartoffeln Bestandtheile enthalten, die mittelst Alaunbeizen lebhafte und solide Farben geben. Die Societät zu Mühlhausen im Elsaß trug Hrn. Ed. Schwarz auf, Versuche über diesen Gegenstand mit den gedachten Blumen und den Blättern mehrer inländischen Bäume anzustellen, und zwar diese Pflanzentheile im frischen Zustande anzuwenden, weil ihre färbenden Bestandtheile durch die Austrocknung so verändert werden, daß sie mit der Alaunbeize nicht mehr die gelben Farben hervorbringen.

Herr Schwarz ließ die Pflanzentheile eine halbe Stunde lang mit Wasser kochen, und tauchte dann Stücke von baumwollenen Geweben hinein, die zuvor mit einer Alaunbeize und einer Eisenauflösung getränkt worden waren; die Gewebe wurden hierauf herausgenommen und getrocknet.

Aus diesen Versuchen ergab sich, daß die Kartoffelnblumen, die Blumen und Blätter der Linde, Erlenblätter, Pappelnblätter, die Blätter des zahmen Kastanienbaums und Eichenblätter weit weniger Farbstoff liefern, als Wau. Die Blätter des zahmen Kastanienbaums liefern unter den oben angeführten den meisten Farbstoff; es sind aber doch 35 Pfund Blätter nöthig, um ein Stück, 2 Ellen breit und 27 Ellen lang, mit gelbem Grund zu färben. Darauf kommen die Kartoffelnblumen. Nußbaumblätter geben auch eine sehr intensive gelbe Farbe, aber sie ist schmutzig und zieht ins Olivenfarbige. Sie geben aber ein Grau, welches wie das der Erlenblätter das intensiveste Grau ist von allen Nünancen dieser Farbe. Was die Solidität dieser gelben Farben betrifft, so widerstehen sie der Wirkung der Seife und der Luft weniger, als das Gelb von Wau; nur das Gelb aus den Blättern des zahmen Kastanienbaums und der Kartoffelnblumen ist etwas beständig.

Zunahme der Landkutschen in England.

Einen Beleg über die ungeheure Zunahme des Verkehrs in diesem Lande zeigt folgende Thatsache über die Zunahme der Landkutschen. Zwischen Paddington und London fuhr vor 30 Jahren nur eine einzige Landkutsche; man bezahlte für die Fahrt ohngefähr 2 Schilling (18 Gutegroschen); die Unternehmung aber konnte wegen Mangels an Verkehr nicht bestehen. Jetzt fährt jeden Tag von 8 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends alle drei Minuten ein Omnibus von Paddigton aus über Orford-Street bis zur Bank, und eben so fährt alle drei Minuten einer über New-Road und Islington. Alle diese Wagen kehren auch wieder von der Bank nach Paddington zurück. Es fahren demnach zwischen diesen beiden Punkten täglich 1020 Wagen hin und her. Jeder Wagen kann 15 Personen aufnehmen, von denen jede für die Fahrt nur 6 Pence (4 Gutegroschen) bezahlt. Rechnet man für jede Fahrt nur 12 Personen, so folgt, daß täglich 336 Pfund Sterling, über 2300 Rthl., für Fuhrlohn zwischen der City und Paddington ausgegeben werden.

Krankheitskundige Charakteristik der Winde.

Herr Professor Kastner in Erlangen führt hierüber in seinem Archive für Chemie und Meteorologie, Bd. VIII. S. 110, folgende Bemerkung an: Welchen beträchtlichen Einfluß das Umsetzen der westlichen Winde in östliche und umgekehrt, nicht nur auf Catarrhe, Influenza u. s. w., sondern auch auf Entwicklung, Abänderung und Folgen verschiedener Exantheme ausübt, davon hat der Frühling dieses Jahres in unsern Gegenden leider nur zu deutlich gezeugt; lehrreich dürfte

es seyn, wenn praktische Aerzte aus von ihnen selber geführten mehrjährigen Tagebüchern eine genaue Charakteristik der einzelnen Winde durch die von denselben veranlaßten Umänderungen der, von den Aerzten behandelten, verschiedenen Krankheiten zusammenstellten. Was und wie viel dann hierbei als neu entstanden zu betrachten wäre, würde sich zugleich mit herausstellen und für die Krankheitslehre und Heilkunde nicht minder wichtig seyn, wie für die Naturlehre der atmosphärischen Luft und des menschlichen Körpers.

Chronik des Tages.

Alverdissen, 22. Dec. 1835. — Gestern Abend hat die Ehefrau des Pächters der Mühle zu Hainebüchenbruch zugleich mit ihrem jüngsten, 6 Monate alten, Kinde durch einen höchst unglücklichen Zufall das Leben verloren. Personen, welche dabei gegenwärtig gewesen, erzählen den Vorfall auf folgende Weise. Gegen Abend kamen zwei fremde Müllergesellen in die Mühle, und baten um Abendessen und Nachtquartier, welches ihnen auch gastfreundlich gewährt wurde. Nach dem Abendessen nahm einer der Gesellen in der Wohnstube ein dort hingestelltes Gewehr, mit Percussionsschloß in die Hand und tändelte damit, ohne zu wissen, daß es Tags zuvor mit grobem Schrot geladen war. Hierdurch entlud sich das Gewehr, und die gegenüber auf dem Sopha sitzende Ehefrau des Müllers, auf welche der Lauf gerichtet gewesen war, stürzte mit einem letzten Angstrufe, den Knaben, der auf ihrem Schooße saß, zur Erde gleiten lassend, leblos zurück. Sie war von vier Hagelkörnern in der linken Brust getroffen. Dem Knaben waren mehrere Hagelkörner in den Leib und in den rechten Arm gedrungen. Auch er starb nach Verlaufe einiger Stunden.

Detmold, den 27. Decbr. 1835. — Die in Nr. 38 dieser Blätter mitgetheilte Nachricht über die neuen Arbeiten am Erternsteine veranlaßt den Einsender dieses, der sich schon vor Beginn jener Arbeiten mit dem dabei zum Grunde gelegten Plane bekannt zu machen Gelegenheit gehabt hat, zu nachstehenden erläuternden Bemerkungen.

Man hat allerdings die Absicht gehabt, die neuen Brustwehren vorzugsweise in rohem Stein, als aus einer dem Felsen gleichartigen Masse, darzustellen, und eiserne Geländer nur da an-

zubringen, wo die Localität das erstere nicht zuließ. Wohl nicht mit Unrecht hat man dadurch den Schein möglichst vermeiden wollen, als wolle man die Felsen verzieren. Deshalb sind denn auch die eisernen Geländer nur in einfachster Art angeordnet, und ist man nur bei der eisernen Brücke, welche den zweiten und dritten Felsen verbindet, von jenem Principe abgewichen, weil dieselbe als ein für sich bestehendes Ganze nicht bloß eine veränderte, mehr künstliche Constructionsweise zuließ, sondern letztere auch in technischer Rücksicht, zur Vermehrung der Stabilität, nothwendig machen mochte.

Den Einheimischen, die so zu sagen von Kindesbeinen an mit den Gefahren vertraut gewesen sind, mögen manche der neuen Befriedigungen wohl als überflüssig vorkommen; Fremde werden dagegen die größere Sicherheit und Bequemlichkeit, womit man jetzt die Felsen besteigen kann, nur mit Dank erkennen.

Daß die neuen steinernen Brustwehren gegen die ergrauten Felsenmassen anfangs unangenehm abstehen würden, ließ sich voraussehen, aber wohl nicht vermeiden. Ein Anstrich wäre lächerlich gewesen. Man mußte es daher der Natur überlassen, die Steine allmählig zu färben, und pflegt diese Veränderung bei Steinen, welche so sehr dem Wind und Wetter preis gestellt sind, schon nach wenigen Jahren einzutreten, wie man an manchen andern vor noch nicht langer Zeit auf den Externsteinen ausgeführten Arbeiten abnehmen kann. Um indessen das Grelle des Abstichs für den Augenblick zu mildern, mag die Idee, außerhalb den grauen steinernen Brustwehren unregelmäßige, bereits grau gewordene Steine aufzuschichten, wohl nicht ganz zu verwerfen gewesen seyn. Ob diese Idee mit Geschmack ausgeführt sey, kann vorläufig unerörtert bleiben, da es jedenfalls etwas Unwesentliches betrifft, was bald wieder fortgeschafft oder abgeändert werden kann, überhaupt auch die Arbeiten durch den Eintritt des Winters unterbrochen und noch nicht vollendet zu seyn scheinen. Ueberhaupt verdienen Arbeiten dieser Art, wobei den Handwerkern keine so bestimmte Regeln und Vorschriften, wie z. B. bei regelmäßigen Gebäuden, ertheilt werden können, wo vielmehr nur ein richtiges Gefühl die kleinsten Localverhältnisse zweckmäßig zu benutzen vermag, mit einiger Nachsicht beurtheilt zu werden, da es bekannt genug ist, wie sehr es hier zu Lande noch an Handwerkern fehlt, die mit Geschicklichkeit zugleich Tact und Geschmack verbinden.

Der angeordnete Bretterbelag auf der Brücke mag zwar dem zierlichen Aussehen derselben Eintrag thun, doch aber wohl nothwendig seyn, weil das Eisen bekanntlich durch fortgesetzten Gebrauch sehr glatt wird, mithin der Uebergang über bloß eiserne Stäbe, zumal bei der abhängigen Lage der Brücke nicht bloß unbequem, sondern selbst gefährlich seyn dürfte. Außerdem würde bei einem durchbrochenen Fußboden der Blick in die unterliegende Tiefe fallen, was ängstliche, zum Schwindel geneigte Personen vollends abschrecken würde, die Brücke zu betreten. Uebrigens sind die eisernen Unterlagen der Brückenbahn der Vorsicht wegen so dicht neben einander angebracht, daß, wenn der Bretterbelag mit der Zeit auch schadhaft wird, doch Niemand hindurch fallen kann.

Buchstabenräthsel.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7.
Ein jeder kennt mich, wie mich jeder haßt,
Und wünscht sich ledig von der schweren Last.
Durch Thränen sucht, durch Fluchen oder Klagen,
Gar mancher mich zu schwächen, zu verjagen.

1. 2. 3. 5. 6. 7.
Fast jeder liebt mich. Wolken von den Stirnen
Verscheuch' ich, wandl' in Lachen oft das Zürnen,
Und für den Augenblick ist Harm und Leid
Vergessen und ringsum nur Heiterkeit.

3. 5. 6. 7.
Ein jeder hat mich. Nur wer zaghaft fliehet
Und wer gefühllos Menschen leiden siehet,
Entbehrt mich, wie man sagt. Ich bin auf alle Fälle
Des Guten, wie des Bösen, reiche Quelle.

5. 6. 7.
Ein jeder braucht mich, nützlich oder schädlich,
Das erste bring ich, bin dem dritten tödtlich.

(Auflösung in № 41.)

Auflösung des Räthsels in № 39:
Der Schnee.

Hierbei № 40. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 41.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 13. Januar 1836.

Vom Hexen-Processe vor den Gerichten im Umfange der ehemaligen Grafschaft, des jetzigen Fürstenthums, Lippe.

II. Johann Abschlag, eine Criminal-Geschichte aus den Zeiten des Hexen-Processes.

(Fortsetzung.)

Der Magistrat zu Lemgo fand es nicht rathsam, sogleich der eingeholten Rechtsbelehrung gemäß zu verfahren; erst am 19. Januar 1655 ließ man Abschlag, angeblich wegen der Viehsteuer, aufs Rathhaus vor die Herren von beiden Räthen laden, verfügte seine Haft und vernahm ihn über den Klaglibell. Abschlag leugnete natürlich die gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen der Zauberei und des Ehebruchs und bemerkte im Betreff des Rausches und der dabei geführten trotzigen Reden: ihrer vier hätten 19 Maaß Wein getrunken, und könne man wohl erachten, ob er einen Rausch gehabt habe oder nicht.

Der Dr. Lonicerus erschien in demselben Termin Namens der Frau des Angeklagten, und erhielt die Erlaubniß, sich mit demselben in seinem Gefängniß auf dem Rathhause in Gegenwart des Stadtsecretairs Berner zu besprechen; auch wurde ihm eine Abschrift der Anklage bewilligt und ein Termin zur Einbringung der Defensionalien (Beweisartikel zur Vertheidigung des Angeklagten) gesetzt. Schon am folgenden Tage wurde Abschlag in Gegenwart der Siegler Jobst Krieger und Johann Schlepper vom Stadtsecretair Berner mit der Pastorin Müller confrontirt. Als Abschlag auf den Thurm zu der Gefangenen tritt, begrüßt er seine alte Bekanntschaft mit einem: Kuck aha! Die Frau Pastorin, gehörig vorbereitet, beantwortet die ihr in Artikelform vorgelegten Suggestiv-Fragen insgesammt bejahend. Sie behauptet, der Obristlieutenant Abschlag sey einstmals auf die Wage gekommen und habe ihr etwas Unziemliches angemuthet; er habe auch ihren jetzigen Ehehérrn verachtet und gesagt: was sie mit dem

Saufaus machen wolle. Abschlag habe bei dem Herentanz und Gastgebot auf dem Markte mit Adam van Dael oben am Tische nach seinem Hause oder der Gerichtsstube hin gesessen; sie habe ihn an seinem ledernen Koller erkannt, jeder habe ihm pariren müssen. Abschlag erklärt: er sey ein redlicher Mann, sie aber eine Teufelshure und solle anders reden, so lange sie noch am Leben sey. Die Pastorin erwiedert: sie sey jetzt keine Teufelshure, sondern ein Kind Gottes; er solle sich bekehren, wie sie gethan. Sie habe das Ihre ausgestanden, und was sie bekannt, sey so wahr, als sie gedenke ein Kind Gottes zu seyn. Man solle ihm thun, wie ihr geschehn, und wann ein anderer Mann (der Scharfrichter Meister David Clausen) über ihn komme, dann es sich wohl schicken und Alles finden werde.

Abschlag wurde auf die Regenspforte gebracht, dort auf seine Kosten durch zwei Mann bewacht und das wiederholte Gesuch seiner Frau und Kinder um Entlassung gegen Caution vom Magistrat abgeschlagen. Am 6. Febr. 1655 übergab der angestellte Defensor Caspar Gildemeister die (von Dr. Lonicerus verfaßten) Defensional-Zeugen-Beweis-Artikel. Am 27. ej. übergab der Fiskal die Probatorial-Zeugen-Beweis-Artikel mit verschiedenen Urgichten (Protokollen über die außer und nach der Tortur abgelegten Bekenntnisse) wegen Zauberei hingerichteter Personen und dem oben erwähnten Confrontations-Protokoll. Unterm 7. März wurden unter der Bezeichnung **ulterior inquisitio** vor den Burgemeistern Henrich Möller und Anton Wippermann (zwei **illiteratis**) vom Stadtsecretair Berner noch sieben Zeugen vernommen.

Der Siegler Jobst Krieger erzählt von Hörensagen das folgende Geschichtchen: Als der Obristlieutenant Abschlag am Tage vor dem Treffen bei Kollerbeck (in welchem der Herzog von Holstein von den Schweden geschlagen

und gefangen wurde) in seinem Quartier zu Blomberg an Tafel gesessen, wären dessen an der Wand hangende Pistolen von selbst in Bewegung gerathen. Abschlag sey aufgestanden und habe die Pistolen gehalten; als er sich aber niedergesetzt, hätten sich die Pistolen wieder hin und her bewegt, worauf er geäußert: „Das will mir was bedeuten!“

Nachmals, in späterer Zeit, habe Abschlag in Heringlaken Hause in Blomberg bemerkt: „Habe ich's nicht gesagt, daß es was bedeuten werde?“

Hans Redeker bekundet: als er bei Abschlag auf der Regenspforte gewacht und seiner Gewohnheit nach den Morgen- und Abendsegen aus dem Habermann und andern Büchern gebetet, auch geistliche Psalmen gesungen, sey Abschlag darüber unwillig geworden, und habe ihm gesagt, daß er solches bleiben lassen solle, weil er darüber nicht schlafen könne. Zeuge habe dem Abschlag die Passion aus dem neuen Testament vorgelesen; die habe er nicht hören wollen, sich aber Bücher von weltlichen Historien und Kriegshändeln aus seinem Hause holen lassen und gern gehört, wenn Zeuge ihm diese vorgelesen. Vom Beten habe Abschlag nicht viel gehalten, und Zeuge nur ein Mal des Abends bemerkt, daß er gebetet habe.

Hiernächst wurden die gegenseitig vorgeschlagenen Zeugen auf die eingebrachten Artikel und Specialfragen eidlich vernommen und die Zeugen-Rotul am 15. Juni 1655 eröffnet.

In den Aussagen der 17 Anklagezeugen, von denen uns 9 schon aus den summarischen Verhören bekannt sind, finden sich folgende neue Thatsachen:

Der Lieutenant Hans Jürgen Gevekotte (wahrscheinlich derselbe, welcher am 3. Sept. 1655 den Rittmeister Erter bei Usten im Duell erschoß) deponirt: Abschlag habe sich geweigert, wenn Zeuge ihn eingeladen, nach der Sandkuhle

zu gehn und der Abstrafung der Hexen zuzusehn. Derselbe habe damals bei dem Gelage auf der Apotheke geäußert: wer ihm in's Gesicht sage, daß er ein Zauberer sey, dem wolle er vor den Kopf schießen, wo es auch sey; er wisse sonst nicht, wie er herauskommen wolle.

Der Rathsherr Borchhardt weiß keine andere Ursach des bösen Gerüchts von Abschlag, als daß etliche hingerichtete Hexen auf ihn bekannt hätten. Jobst Krieger erzählt: als Abschlag, etwa im Jahre 1638, mit Rittmeister Wille Kugeln gewechselt, sey er zu ihm in's Haus gekommen und habe einen Trunk Bier begehrt. Auf die Frage des Zeugen, wie es um ihn wäre, habe Abschlag erwiedert: er habe mit Rittmeister Wille Krakeel gehabt und wisse wohl, wie es ginge. Kämen sie an einander, so müsse einer auf dem Platze bleiben; er habe bei solcher Gelegenheit schon zwei niedergeschossen. Auf des Zeugen Bemerkung, ob man nicht dazwischen kommen könne, habe Abschlag versetzt: ja, wenn es mit Manier geschehen könne. Dieß habe aber, fährt Zeuge fort, bei Wille keinen Eingang gefunden. Derselbe sey zuerst hinausgeritten und habe Abschlag verschiedentlich fordern lassen. Nach dem Duell habe der Lieutenant Gosespitz dem Zeugen erzählt: ob man auf Abschlag schieße oder auf einen eisernen Ofen, das sey eins; man nenne das die Passauer Kunst. Der Cornet, welcher dem Obristlieutenant Abschlag im Duell secundirt, sey auch fest gewesen; wenn er ausgeritten, habe er dem Pferde einen Zettel auf's Mundstück gesteckt.

Obristlieutenant Heinrich Bruno von Donop sagt aus: er habe mit Abschlag unter dem Leibregimente des Generalfeldmarschals Götze gedient; sie beide seyen Rittmeister gewesen. Abschlag sey im Kriege als ein tapferer Soldat geachtet und habe sich nach Soldaten-Manier gehalten, wie es einem Soldaten und Cavalier zukomme. Zeuge habe den Abschlag der Zauberei nie für verdächtig gehalten, ihn auch niemals gemieden.

Abschlags Defensor hatte ebenfalls 17 Zeugen benannt, deren Aussagen uns folgende Data liefern.

Lieutenant Heinrich Schröder, 53 Jahr Quartiermeister bei Abschlags Compagnie, hat seinen gewesenen Compagniechef, von dem er übrigens weiß, daß er nicht schreiben und nicht lesen kann, oft in der Kirche gesehn, jedoch auch bemerkt, daß er gern spiele und vom Lieutenant Müller selbst die Klage gehört, daß er von Abschlag einstmals geprügelt sey.

Burgemeister Heinrich Möller hat den Angeklagten, ehe der Hexenproceß angefangen, lieb und werth gehalten; aber Hermann Schulze sey in den Rath gewählt und doch nachmals bekannt geworden, daß er ein Hexenmeister sey (hingerichtet am 4. August 1654). Zeuge weiß, daß während des Krieges oft fremde Herren und Officiere bei Abschlag eingekehrt sind.

Burgemeister Dr. Kerkmann, 68 Jahre alt, deponirt: es sey dem Abschlag mehrmals angedeutet worden, Bürger zu werden, und dem geschwornen Rathe von den Dechen und der Gemeinheit verwiesen, daß sie ihn so lange ohne Bürger zu werden hätten sitzen lassen. Der Herzog von Holstein, als gewesener Obrist des Abschlag, sey wohl bei ihm eingekehrt; übrigens habe Zeuge selbst mit dem Angeklagten keinen Umgang gehabt. Abschlags Kriegscameraden im Bisthum Paderborn geben ihm folgendes Zeugniß:

Der Obristlieutenant Georg Bose, adliger Landsaß zu Pömbsen, sagt aus: „Ich habe Abschlag zuerst in Holstein als Cornet unter dem Wallenstein kennen gelernt (1627, wo Tilly und Wallenstein ganz Holstein eroberten). Hiernächst machte ich ihn unter dem Generalfeldmarschal Götz zum Rittmeister in meinem Regimente, und nachmals zum Rittmeister im Regiment

des Herzogs von Holstein, in welchem er später auch Obristwachtmeister und Obristlieutenant geworden ist. Ich habe das Laster der Zauberei nie an ihm verspürt, vielmehr gesehn, daß er dem Gebete fleißig obgelegen. Er ist auch nie so berauscht gewesen, daß er des Abends das Gebet versäumt hätte. Außer vorm Jahr, während dieses Processes, habe ich nie gehört, daß er zaubern könne; ich traue es ihm auch nicht zu. Ich habe zwar Leute unter meinem Regimente gehabt, denen das nachgesagt wurde, bei denen ich aber ganz andere humores als bei Abschlag befunden. Abschlag war stets brav vor seinem Feinde und wurde von Officieren und Soldaten als ein tapferer Soldat geachtet und lieb und werth gehalten. Er hat sich im Kriege wohl einmal einen Rausch getrunken, ich habe aber nie gehört, daß er sich aufs Saufen und Huren begeben. Er hat allezeit seine Hausfrau bei sich gehabt."

Auf die Specialfrage des Anklägers: ob nicht dem Abschlag einstmals in Anwesenheit anderer Cavaliere eine fein gekleidete Dame vor seinem Quartier begegnet, ob nicht Abschlag die Dame angeredet, mit sich genommen und eine Zeit lang in einem andern Hause behalten, ob nicht Abschlags Frau, als sie dieß erfahren, die Dame durch die Jungens habe aus dem Quartier wollen prügeln lassen, antwortete der Zeuge: „Davon ist mir nichts erinnerlich, als daß, wie vormals etliche Cornete vom Regimente Holstein in Lemgo einquartirt waren, so wurde in Abschlags Quartier auf ihre Fürstliche Gnaden zu Holstein eine Gasterei angestellt, wobei sich derselbe, nebst dem jetzt regierenden Herrn Grafen zur Lippe, dem Zeugen und andern Officieren befand. Es waren dabei auch zwei wohlgekleidete Weibspersonen, welche von Emden kamen und nach Lippstadt reisen wollten, denen zwischen dem Herzog von Holstein und dem Obristwachtmeister Martin Riegel der Platz gegeben wurde. Als nun das Mahl bis auf den Nachmittag dauerte, so stellten sich etliche von der Gesellschaft, als wenn sie einem der Weiber etwas anmuthen wollten. Hierüber erzürnte sich Abschlags Frau und sagte: wenn es so gemeint wäre, so sollten sich Huren und Buben zum Hause hinaus machen, ihr Mann und sie wollten keinem ein Hurenhaus halten." Sollte nun Abschlag damit bedacht seyn, fährt Zeuge fort, so geschähe ihm Unrecht vor Gott und der Welt. Zeuge hat nie davon gehört, daß Abschlag kugelfest wäre, weiß auch nicht, daß er silberne Kugeln bei sich geführt, dieß sey jedoch von Zeugen als Mittel gegen das Festmachen geschehn.

Der Obristwachtmeister Franz Schröder, Conductor der Oeynhausenschen Güter zu Eichholz, bezeugt: Anfangs hätten sie unter Bönninghausen geritten; Zeuge sey Quartiermeister und Abschlag Wachtmeister unter Brede gewesen. Zeuge habe von Abschlag nichts Böses gewust oder gehört.

Der Obristwachtmeister Martin Riegel zum Bredenborn bekundet: er habe Abschlag zuerst kennen gelernt, als sie Wachtmeister bei verschiedenen Regimentern einer Armee gewesen; nachmals wären sie zugleich Cornets, Lieutenants und endlich in Einem Regimente Rittmeister gewesen. Abschlag sey dann Obristlieutenant und Zeuge Obristwachtmeister geworden. Er habe ihn so lange als Jemand gekannt, aber alle Ehre und Gutes von ihm gesehn und gehört. Abschlag habe sich in Gesellschaft wohl ehrlich lustig gemacht, Zeuge aber habe nichts Unehrliches von ihm gehört.

Heinrich Petersen, Richter zu Sommersell, Abschlags Schwager, bezeugt: Abschlag habe verschiedene Frauen zu Steinheim und Schwalenberg wegen Aussprengung des Gerüchts der Zauberei verklagt und ihre Bestrafung bewirkt. Als er diese seine Verläumder vor Gericht verfolgt, habe er wohl gesagt: wenn er der Mann

wäre, wofür man ihn ausgeben wolle, so habe er noch Mittel, um davon zu gehn; er wolle dieß aber nicht thun, sondern seinen Verwandten zeigen, daß er unschuldig sey, und dieselben nicht in Schimpf setzen.

(Fortsetzung folgt.)

Entgegnung auf die Frage, ob es unserer Linnenfabrikation wegen vortheilhaft sey, dem Deutschen Zoll-Verbande beizutreten?

(Von einem Kaufmanne.)

Wer einigermaßen mit dem Bielefelder Linnenhandel bekannt ist, wird wissen, daß die dahin ausgeführten pptr. 30,000 Stück graue Linnen einen sehr willkommenen Markt finden, daß sich dieses Quantum aufs Doppelte vermehren kann und doch hinreichend Käufer finden wird, und daß die Bielefelder Linnenhändler ohne die Lippischen Linnen, im Preise von 10 bis 14 Rthl. per Stück, gar nicht bestehen können, weil sie nothwendig zum Sortiment gehören und ohne sie auf manchen schönen Auftrag in den feinern Sorten aus dem Schildescher und Jöllenbecker Revier Verzicht geleistet werden müßte. Man liebt die Lippischen Linnen in dem Preise von 10 bis 14 Rthl., weil sie dauerhafter als die Hepener sind und vielfältig grau für Frankreich versandt werden können.

Preußische Beamte, welche mit dem Geschäfte in Bielefeld nicht bekannt waren, riethen vor mehren Jahren, einen Zoll auf unsere Linnen zu legen, um den inländischen Webern einen bessern Markt zu verschaffen. Die Idee fand anfangs Gehör; allein sobald die Bielefelder Kaufleute davon Nachricht erhielten, beeilten sie sich, bei dem Ministerium in Berlin dagegen einzukommen, damit diese verderbliche Maßregel nicht ins Leben trete. Verationen der Weber wegen der Gewerbscheine wurden eben so schnell von den Kaufleuten in Bielefeld beseitiget. Es geht hieraus wohl zur Genüge hervor, daß den Bielefeldern sehr daran gelegen seyn muß, unsere Linnen ohne Aufschlag zu erhalten, damit sie diese nothwendigen Sorten, woran sie ohnehin gegen ihre feinen Linnen wenig verdienen, so billig wie nur irgend möglich erhalten, weil sie jetzt besonders hierin die Concurrenz der Schlesischen und Sächsischen Linnen zu bestehen haben.

Man wird aus dem Gesagten ersehen, daß auch ohne Zoll-Anschluß unsere Linnen-Exportation nach Bielefeld keine Gefahr hat. Uebrigens leidet es keinen Zweifel, daß durch den Anschluß unsere Oerlinghauser Linnenhändler profitiren werden, da ihnen dann der große Markt des Deutschen Zoll-Verbandes geöffnet ist, welcher ihnen bislang nur durch Filiale, die sie in Bielefeld haben, und die mit Kosten und sonstigen Nachtheilen verknüpft sind, geblieben. Von den in Bielefeld jährlich zur Bleiche kommenden 55,000 Stück würden auch höchst wahrscheinlich 3 bis 4000 Stück im Lippischen gebleicht werden, dazu vielleicht 3000 Stück von Kaufleuten im Lande, die jetzt ebenfalls der Preußischen Bleichen sich bedienen müssen, damit sie frei über die Gränze kommen. Dadurch würden unsere Bleichen besser in Aufnahme kommen, für die es an gutem Wasser, an billigem Arbeitslohn und an Asche und sonstigen Materialien nicht fehlt. Gebe man sich aber ja der sanguinischen Hoffnung nicht hin, daß der Absatz unserer Linnen im Falle des Anschlusses sich bedeutend vermehren werde. Wie schon gesagt, wird unser Linnen außer der Exportation für Holland und Frankreich nur noch im Sortiment verlangt, für welches die feinen Sorten hier nicht fabrizirt werden. Die großen Spesen aber, welche die Bielefelder nicht scheuen, und

der Eifer, mit welchem sie jeden Platz der Welt, wohin das Linnen Absatz finden kann, aufsuchen, werden eine Concurrenz von hier aus nicht leicht aufkommen lassen.

Was nun unsere Meyer-Linnen anbetrifft, so muß jeder, welcher die Qualität derselben und das Geschäft darin kennt, sagen, daß sie sich hauptsächlich nur für den überseeischen Export qualificiren. Durch die eingerichtete Legge und das neuerdings rege gewordene Bestreben, diesen Linnen wieder Absatz in Westindien zu verschaffen, ist es dahin gebracht, daß man dieselben jetzt gern kauft, und es läßt sich behaupten, daß, wenn sie die Concurrenz anderer Linnen auszuhalten vermögen, nicht so viel davon angeschafft werden kann, als Nachfrage stattfinden wird. Es ist aber nothwendig, daß die Kaufleute, wie es auch zum Theil geschehen, dem alten Schlendrian, ihre Linnen aufs Bremer Lager zu schicken, wo sie nach Jahre langem Lagern eine Vertheuerung von mindestens 10 g erleiden, entsagen, und darauf bedacht sind, sie so billig wie möglich den Exporteurs zu liefern. — Seit einigen Jahren hat sich indeß die Fabrikation der Meyer-Linnen so außerordentlich gebessert, daß wir jetzt eine Sorte Linnen darunter haben, die früher nie existirte, und welche für den Consumo in Deutschland allerdings sehr brauchbar ist. Ob aber durch einen größern Absatz in Deutschland der Preis derselben sich höher stellen werde, ist zu bezweifeln, da diese Sorte auch für Westindien sehr gesucht und in Masse mit weniger Kosten verkauft wird. Dem zeitigen Vorsteher der Legge hat man dieß gewiß mit zu verdanken, und er wird durch den Erfolg seiner Bemühungen die beste Satisfaction haben. — Seit einiger Zeit sind die Prämien nicht mehr ausgetheilt; möchte man doch darin nur fortfahren, da sie großen Nutzen geschafft haben.

Æ.

Benutzung des Ockers zu Farben und Schreibstiften.

In mehren Gegenden unsers Landes kommen ockrige Gesteine vor, die meistens wenig ausgedehnte Lager und Einlagerungen an den Gränzen der Muschelkalk- und Keuperformationen bilden. Ich will nur einige Fundorte hiervon anführen: in der Nähe von Salzuflen am Hollenhagen, in der Nähe des Bonstapels und in der Nähe von Hillentrupp.

Die Ockerarten sind im Allgemeinen roth, gelb oder braun; an den bemerkten Orten kommen gelbe und braune vor. Die Ocker sind Gemenge von Thon- und Mergelmassen mit einer gewissen Menge Eisenoxyd, welches letztere den färbenden Bestandtheil ausmacht. Die Thon- und Mergelmasse bildet gleichsam den Körper der Farbe.

In den rothen Ockern ist das Eisenoxyd als solches enthalten, in den gelben Ockern ist es dagegen mit einer gewissen Quantität Wasser verbunden. Verbindungen der Körper mit Wasser nennt man in der Chemie Hydrate. In den gelben Ockern ist das Eisen daher als Eisenoxydhydrat enthalten. Der braune Ocker enthält ebenfalls Eisenoxydhydrat, aber außerdem noch Manganoxydhydrat, und durch dieses wird seine Farbe in eine schmutzigbraune verändert, die man Umbra nennt.

Unsere gelben und braunen Ocker kann man unmittelbar zum Anstreichen gebrauchen. Sie bedürfen nichts weiter dazu, als daß man sie pulverisirt und abreibt zur Farbe.

Den gelben Ocker kann man sehr leicht in rothen Ocker verwandeln. Ich habe vorhin angeführt, daß der gelbe Ocker sich in seiner Mischung von dem rothen Ocker wesentlich dadurch unterscheide, daß in erstem Eisenoxydhydrat, in letztem Eisenoxyd enthalten sey; man braucht also nur das Wasser des Eisenoxydhydrates abzuscheiden. Dieses geschieht durch Erhitzen, Glü-

hen oder Brennen des Ockers. Man hat die Stücken des gelben Ockers nur in offenes Feuer zu werfen und sie so lange zu brennen, bis sie durch und durch roth geworden sind. Das Wasser dehnt sich nämlich durch die Hitze aus und verwandelt sich in Dampf, welcher fortgeht. Das Wasser ist in dem Eisenoxydhydrate mit einer gewissen Kraft gebunden, wenn aber die Wärme darauf wirkt, so tritt bei einem gewissen Grade derselben der Fall ein, daß die Anziehungskraft des Eisenoxydes zum Wasser zu gering ist, um der ausdehnenden Kraft der Wärme auf das Wasser Widerstand zu leisten, weshalb dieses verdampft.

Unterwirft man die braunen Ocker einer gleichen Behandlung, so bekommt man verschiedene gelblich-, schmutzig- und olivenbraune Farben; diese Farben kann man durch Kreide und andere passende Zusätze noch beliebig abstufen.

Der rothe Ocker, oder der gelbe Ocker, wenn er gebrannt ist, ist im Handel unter dem Namen des Englisch-Roth bekannt.

Wir haben also in unsern Ockern ein recht gutes und wohlfeiles Farbmaterial, welches als Anstrich zu mannichfachen Nüancen benutzt werden kann.

Eine andere Benutzung des Ockers, die nicht ohne Vortheil und mit wenig Auslagen bei uns betrieben werden könnte, ist die der Verfertigung von Roth-, Schreib- oder Zeichenstiften. Zur Verfertigung der Zeichenstiften bedient man sich des sogenannten Röthels oder rothen Ockers, theils roh, theils zubereitet. Der rothe Ocker oder Kreide wird zu diesem Behufe geschnitten und auf bekannte Weise in Holz, Rohr u. s. w. gefaßt. Die rothe Kreide oder der rothe Ocker zeigt aber oft sehr ungleiche Stellen hinsichtlich der Härte; einige sind hinreichend weich, um damit schreiben zu können, andere zu hart, als daß sie leicht einen Strich geben. Man hat sich daher in neuern Zeiten bemühet, gute Rothstifte auf eine künstliche Weise zu verfertigen, und ist auch

dahin gelangt, diese Stifte in den verschiedensten Graden der Weiche und Härte zu fabriciren und den verschiedenen Zwecken des Künstlers, wie des Handwerkers, anzupassen.

Die Verfertigung dieser Rothstifte geschieht auf folgende Weise. Natürlicher rother Ocker, oder gelber Ocker, den man gebrannt hat, wird fein pulverisirt und das Pulver mit Wasser geschlämmt, um alle harten sandigen Theile auszusondern. Das aus den Abschlämmwassern sich zuletzt abscheidende Pulver ist das feinste; dieses wird mit einer dünnen Auflösung von arabischem Gummi zusammengerieben und die Masse so lange über schwachem Feuer unter stetem Rühren verdampft, bis sie ganz formbar geworden ist, oder eine steife Teigconsistenz erlangt hat, alsdann formt man sie zu Stiften, die im Schatten an der Luft getrocknet werden müssen, und die darauf beliebig in Holz, Rohr u. s. w. gefaßt werden können.

Die Härte und Weiche der Stifte kann man nach der Quantität des Gummi nach Belieben und Bedarf einrichten. Die nachstehende Tabelle giebt darüber eine Nachweisung.

Röthel.	Arab. Gummi.	Beschaffenheit der Stifte.
1000	30	Sehr weich; doch zu großen Zeichnungen tauglich.
1000	36	Etwas weich; zu großen Zeichnungen vortrefflich.
1000	42	Schon etwas fest, aber ablassend, und deshalb zum gewöhnlichen Gebrauch geeignet.
1000	47	Etwas fester; zu zarten Gegenständen ganz geeignet.
1000	52	Sehr fest; zum Ausarbeiten der Detailfarben.
1000	57	Hart, deshalb nur schwierig zu gebrauchen.

Man kann statt des arabischen Gummi auch Hausenblasenauflösung nehmen. Es werden dann auf 1000 Theile Röthel 62 Theile Hausenblase gerechnet; andere Verhältnisse sollen keine gute Stifte liefern, das oben bemerkte aber ganz vortreffliche. Ich habe mehre der angegebenen Sätze versucht und für gewöhnlichen Gebrauch Rothstifte, die auf 1000 Theile Röthel 50 Theile arabisches Gummi enthielten, sehr geeignet gefunden. R. Br.

Sprechmaschinen.

Zu gleicher Zeit sind vor Kurzem von zwei verschiedenen Erfindern Sprechmaschinen aufgestellt worden.

Der Maler und Mechanikus Warmholz zu Eisleben im Preußischen Sachsen hat, nach der Preußischen Staatszeitung, eine Sprechmaschine erfunden, mit welcher derselbe die menschlichen Wortlaute durch der Natur nachgeahmte Werkzeuge hervorbringt. In einem frei stehenden kleinen Behältnisse, welches bloß die inneren Theile des Mundes enthält, bilden sich die menschlichen Sprachlaute allein durch Mechanik, vernehmlich und selbst mit Ausdruck und Veränderung, bei der Berührung kleiner Tasten. Die Erfindung schreibt sich schon vom Jahre 1833 her, der bescheidene Erfinder ist aber jetzt erst damit hervorgetreten und hat vor glaubwürdigen Männern überraschende Proben abgelegt.

Eben so hat Jos. Faber im Großherzogthum Baden zu Carlsruhe eine Sprechmaschine aufgestellt, welche nicht nur die einzelnen Laute, sondern ganze Worte mit der Stimme eines Kindes spricht. Es ist auch ihm gelungen, durch eine Maschine alle die Grundlaute hervorzubringen, auf welchen die menschliche Sprache beruht, und zugleich diese so zu vereinigen, daß er damit die menschliche Sprache nachahmen kann. Das Ganze besteht aus einem System von Hebeln, welches durch 16 Tasten in Gang gesetzt wird.

Haben die Blitzableiter Einwirkung auf die Vegetation?

Die Versuche des Herrn Hattew über die Einwirkung der Blitzableiter auf die Vegetation haben das Resultat geliefert, daß das bisweilen beobachtete üppige Wachsen der Pflanzen in der Nähe von Blitzableitern weniger von der Electricität, als von dem Umstande herrühre, daß beim Setzen der Blitzableiter der Boden tief aufgegraben und daher lockerer und für die Vegetation günstiger gestimmt wird.

Charade.

(Zweisylbig.)

Das erste ist nicht stumpf, noch glatt und rund,
Und, wenn du willst, ein wachsam treuer Hund.
Das letzte kann kein Mägdelein;
Kein Ehrenmann das Ganze seyn.

(Auflösung in № 42.)

Auflösung des Räthsels in № 40:

(Schmerz — Scherz — Herz — Erz.)

Berichtigung: In Nr. 40 Sp. 639, Z. 24, l. abstechen st. abstehen; und Sp. 639, Z. 35, l. neuen st. grauen.

Hierbei № 41. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 42.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 20. Januar 1836.

Der Derwisch.

Nach Victor Hugo.

Ali ritt einst vorbei. Die höchsten Häupter schauten
Zu Boden; jede Stirn war gleich mit der Arnauten
Fuß; „Allah!“ sagte Jedermann.
Da trat ein Derwisch vor, alt, finster von Geberde;
Er machte durch den Schwarm sich Bahn, des Pascha's Pferde
Fiel in den Zaum er, und hub an:

„Ali-Tepeleni! der Lichter Licht! gesessen
Im Divan auf dem Sitz der Ersten! Pascha, dessen
Ruhm täglich sich zu mehren sucht!
Hör' mich, Wessir des Heers, Besitzer von Fregatten!
Erhabner! Schatten deß, der da ist Gottes Schatten:
Du bist ein Hund nur, und verflucht!
Ein Grablicht, unbewußt dir selbst, erhellt dein Leben;
Wie ein zu voll Gefäß sieht auf dein Volk mit Beben
Man dich ausgießen deine Wuth!
Wie eine Sens' im Gras, glühst du auf ihren Stirnen;
Zum Kitt, um aufzubaun dein Lustschloß, macht dein Zürnen
Ihr Mark, zermalmt in ihrem Blut!
Doch auch dein Tag erscheint! Gott spricht: zu Trümmern werde
Dieß Janina! — weit wird sich unter dir die Erde
Aufthun, und dich verschlingen! Hör',
Ein eisern Halsband wirst am Baum Sejin du finden,
Auf dessen Aesten sich gottlose Seelen winden;
Die Qual der Hölle quält sie sehr!
Nackt wird dein Geist entfliehn! dein offnes Schuldbuch zeigen
Wird ernst ein Dämon dir! o, er ist streng! verschweigen
Wird er dir deine Opfer nicht!

Du wirst sie sehn! sie ziehn dir durch die schwarze Pforte
Der Hölle blutig nach, zahlreicher als die Worte,
Die zagend deine Seele spricht.
So wird es dir geschehn! von deinen festen Städten
Wird keine dich, auch nicht dein Heerzug wird dich retten,
Und was du sonst besitzen magst;
Selbst nicht, wenn sterbend, gleich dem sündigen Hebräer,

Mit falschen Namen du der Hölle Pfortensteher,
Den himmlischen, zu täuschen wagst!"
In seinem Kaftan trug der Pascha drei Pistolen,
Sein krummer Säbel hing herab zu seinen Sohlen,
Man sah des Dolchgefäßes Schmelz.
Den Zürnenden ließ er ausreden, neigte schweigend
Die träumerische Stirn; darauf, vom Pferde steigend,
Gab er ihm lächelnd seinen Pelz.

F. Freiligrath.

Vom Hexen-Processe vor den Gerichten im Umfange der ehemaligen Grafschaft, des jetzigen Fürstenthums, Lippe.

II. Johann Abschlag, eine Criminal-Geschichte aus den Zeiten des Hexen-Processes.

(Fortsetzung.)

Am 4. Septbr. 1655 wurde vom öffentlichen Ankläger der Stadt Lemgo die Deduction aus dem Beweisverfahren eingereicht. In derselben sind die Grundsätze aufgestellt, daß bei einem so schwer zu erweisenden Verbrechen, wie das der Magie, auch schwache Anzeigen und Muthmaßungen, insbesondere aber 1) ein von andern Umständen unterstütztes, durch zehn Zeugen erwiesenes, weitverbreitetes und starkes Gerücht; oder 2) die Aussage von zwölf Mitschuldigen (auf welche Zahl Gewicht gelegt zu seyn scheint); oder 3) der Umgang mit Zauberern und Hexen, in Gemäßheit des Art. 44 der Carolina, nach dem Urtheile der Rechtsgelehrten und nach allgemeiner Praxis zur Erkennung der Tortur schon hinlänglich sey. Der Amtsankläger behauptet, den Beweis seiner Anklage-Artikel zur Nothdurft erbracht zu haben, und wiederholt den Antrag auf die Tortur.

Der Ehebruch sey zwar noch nicht erwiesen; das solle aber, wills Gott! ins Künftige noch geschehen. Die Geschichte mit Abschlags Pistolen vor dem Treffen bei Kollerbeck ist dem Fiskal sehr merkwürdig, weil sich dieselben als leblose Dinge ohne natürliche Ursache bewegt hätten.

Vom Vertheidiger Abschlags wird in einer 53 Bogen starken, am 29. Oct. 1655 eingereichten, Gegendeduction mit Beziehung auf die Artikel 6 und 20 der Carolina nachgewiesen, daß zur Erkennung der Folter genugsame Anzeigen glaubwürdig gemacht seyn müßten, hier aber so wenig genugsame Indicien der Zauberei vorlägen, als die angeblichen Indicien erwiesen wären, indem die ohnehin durch die Tortur erpreßten Aussagen der Zauberer und Hexen, als Aussagen von Verbrechern, nichts beweisen könnten. Der Defensor leugnet zwar im Allgemeinen so wenig die Zauberei, als die Kunst des Festmachens, behauptet aber, daß erstere,

und insbesondere die Nachtfahrten der Hexen, oft auf Einbildung und Teufelsbetrug beruhten, und die Kunst des Festmachens auf natürlicher Wirkung der Amulete, eines agnus dei u. dgl., wovon er Beispiele anführt. Aus einem beigefügten Notariats-Documente vom 16. Juli 1654 ergiebt sich, daß der Stadtsecretair Berner Tags zuvor einer Frau aus Steinheim, welche bei der Stadt Lemgo Geld belegt, erzählt hatte, daß der Obristlieutenant Abschlag und dessen Frau von den verbrannten Hexen besagt wären. Der Defensor bemerkt ferner: Als sich der Advokat des peinlich Angeklagten an demselben Tage, an welchem Abschlag mit der Frau des Pastors Müller confrontirt worden, zu demselben in's Gefängniß begeben, habe der anwesende Secretair Berner dem Gefangenen vorgeworfen, daß er zu dem Weibe mit der Faust einschlagen wollen, welches sich nicht gebühre, und ihm dabei vorgehalten, daß er sich nicht habe verantworten können. Da habe Abschlag erwiedert: er sey mit gerechtem Eifer gegen die Teufelshure entzündet gewesen; sein Nein halte er tausendmal besser als ihr lügenhaftes Ja. Er sey der Zauberei unschuldig, aber er, der Secretair, wolle ihn gern zum Zauberer machen, und habe ihn deshalb zurückgewiesen, wenn er sich gegen das Weib verantworten wollen. Er habe ihn und seine Frau bei einem Weibe aus Steinheim in Verdacht gebracht, und würde er deshalb Klage erhoben haben, wenn er nicht durch seine Haft und diesen Proceß daran verhindert wäre. Der Defensor bittet, die Acten, nach vorgängiger Inrotulation, an eine Juristenfacultät zu verschicken, die jedoch ausgenommen, welche in vorliegender Sache schon consulirt wären.

Die Acten wurden am 13. Nov. 1655 inrotulirt und verschickt, worauf folgendes Urtheil erfolgte, und am 22. Jan. 1656 publicirt wurde.

„Unsere freundlichen Dienste zuvor. Ehrenveste, hoch- und wohlgelehrte, hoch- und wohlweise, günstige gute Freunde!

Als ihr uns articulirte peinliche Anklage, erfolgte Antwort, geführten Beweis, auch übergebene Schriften, in beschuldigter Zauberei und andern Sachen, Fiskalen peinlichen Anklägers an einem, den Gefangenen Johann Abschlagen, peinlich Angeklagten, anderntheils betreffend, sammt andern ergangenen Acten und Nummern von 1 bis 19 und mit 21, 22 und 29 bezeichnet zugeschickt und unsere Rechtsbelehrung darüber gebeten habt; demnach erachten wir, nach fleißiger Verlesung und Erwägung derselben, darauf in Rechten gegründet und zu erkennen sey: aus den Acten allenthalben so viel zu befinden, obwohl Angeklagter von unterschiedenen Zauberern und Hexen, so zum Theil bereits am Leben gestraft und bis an ihr Ende beständig dabei geblieben, der Hexerei beschuldigt worden; etliche bei geschehener Confrontation ihm in's Gesicht gesagt, daß er bei ihren Zusammenkünften Commandant, als auch von ihm, daß er der Hexerei zugethan ein gemein Geschrei gewesen; dennoch aber und dieweil bewährter Rechtslehrer Meinung nach aus bemeldeter Leute Aussagen nichts Gründliches und Beständiges zu schließen; auch sonsten der Hexerei und anderer Beschuldigungen halber keine zu Recht beständige Anzeige zur Tortur wider ihn vorhanden, so ist auch Angeklagter Johann Abschlag mit der scharfen Frage billig zu verschonen, gleichwohl aber mittelst körperlichen Eides zu reinigen, und daß er kein dergleichen Zauberer und bei den Hexen-Zusammenkünften niemals, vielweniger derselben Commandant, gewesen, auch mit dem bösen Feinde kein Verbündniß aufgerichtet, zu schwören schuldig, dabei er doch zuvor mit Zuziehung der Herren Geistlichen vor der schweren Strafe des Meineides ernstlich zu verwarnen. Wann nun solches geschehn, so mag wider ihn, wofern nicht etwa neuer Verdacht sich ereignet,

ferner nichts vorgenommen werden, sondern er wird der gefänglichen Haft auf eine gewöhnliche Urphede billig entlassen.

Von Rechtswegen.

Urkundlich mit unserm Insiegel versiegelt. Ordinarius, Senior und andere Doctores der Juristenfacultät an der Universität Leipzig."

Die Lemgoische Heren-Inquisition konnte nicht umhin, das Leipziger Urtheil in Ausführung zu bringen. Abschlag leistete den Reinigungseid und die Urphede, d. h. die eidliche Versicherung, sich an den Richtern, dem Ankläger und den Zeugen nicht rächen zu wollen, und wurde sodann seiner Haft entlassen, die ihn ein ganzes Jahr lang des Umgangs mit seiner Familie, seiner häuslichen Bequemlichkeiten und geselligen Freuden beraubt und mit Langerweile in der Gesellschaft roher und einfältiger Wächter gepeinigt hatte; es wurde ein Proceß vorläufig beendigt, der für den Angeklagten wegen der Kosten auch mit bedeutenden Geldopfern verbunden war.

Aber das Leipziger Urtel hatte Abschlag nicht gänzlich, sondern nur bis dahin, daß sich etwa neuer Verdacht gegen ihn ereignen werde, losgesprochen. Und Kerkmann und Berner, dem stolzen Abschlag persönlich gram und jetzt von ihm im Rechtskampfe überwunden, sannen sofort darauf, diese in der Geschichte der Hexenprocesse (die Lossprechung des Pastors Müller auf der Neustadt im Jahre 1654 etwa ausgenommen) ganz unerhörte Schmach wieder zu tilgen. Schon am 30. Juli 1656 erging ein von Kerkmann und Berner gemeinschaftlich abgefaßtes Gesuch um Rechtsbelehrung an die Juristenfacultät zu Rinteln, worin folgende zwei neue Verdachtsgründe aufgeführt sind, nämlich:

Zuerst: Die uns schon bekannte Pastorin Müller, ehemalige Wagewirthin Dorothea Twellmann, hatte bei dem am 7. März 1655 ganz in der

Nähe des Abschlagschen Hauses auf dem Markte über sie gehegten hochnothpeinlichen Gerichte und bis zu der Stelle, wo sie enthauptet wurde, den Abschlag als Herenmeister laut ausgerufen und die Gerichtspersonen wiederholt aufgefordert, mit ihm zu verfahren, so wie mit ihr geschehe. Wir wissen, daß Abschlag sie bei der Confrontation in seiner derben Soldatensprache eine verlogene Teufelshure genannt hatte. Auch bekundet der Rathsherr Hilmar Kuckuck nach Inhalt des am 10. April 1656 in der Anklagesache gegen die Witwe Böndel publicirten Zeugen-Notuls, er sey nebst etlichen Geistlichen vom Magistrat zu der Dorothea Twellmann geschickt, und sie vom Pastor scharf gefragt, weil Abschlags Sache verschickt gewesen, und die Herren deswegen weiter nicht procediren könnten, ob sie nicht etwas mehr von Abschlag wisse, damit die Herren Ursache hätten, wiederum gegen ihn zu verfahren; worauf dieselbe geantwortet: Nein! nur allein das, was sie bereits seinethalben bekannt habe. Sie war mit dem Schwerdte begnadigt und hatte das ohne Zweifel ihrer standhaften Beschuldigung Abschlags mit zu verdanken.

Das zweite indicium, welches Kerkmann und Berner für einen Grund zur Folter erachten, ist die Aussage einer liederlichen Weibsperson, Namens Ilse Mesollen, welche wegen ihrer öffentlich getriebenen Unzucht verhaftet wurde, bei der Tortur sich selbst als eine Here bekannte und den Obristlieutenant Abschlag des mit ihr verübten Ehebruchs und der Zauberei beschuldigte. Namens Burgemeister und Rath der Stadt Lemgo wird angefragt: 1) wie wegen des Ehebruchs gegen Abschlag zu verfahren, und ob nicht 2) die neuen Verdachtsgründe der Zauberei hinreichend wären, um gegen ihn zur Haft und, falls er nicht freiwillig bekennen würde, ohne einiges Nachsehn und verstattete Defension zur scharfen Frage zu schreiten. Das

darauf ertheilte Rechtsgutachten findet sich nicht bei den Acten, es ergiebt sich aber aus den nachmals gewechselten Schriften, daß Rintelenses zuvor auf Confrontation, und als sich Abschlag derselben nicht unterziehen wollen, auf ein Verfahren in contumaciam erkannt haben. Abschlag protestirte aber auch dagegen und wandte sich mit einer Beschwerde an den Landesherrn, worauf der Magistrat einen Bericht, und hiernächst Abschlag unterm 26. Febr. 1657 unter der Rubrik „Replik" seinen Gegenbericht und hinsichtlich des angeblich mit der Ilse Mesollen auf der Wage verübten Ehebruchs den Gegenbeweis mittelst Zeugen einreichte, der dem Magistrat mitgetheilt wurde. Weitere Acten, und insbesondere der Bescheid des Landesherrn oder seiner Räthe, haben sich nicht vorgefunden, der letztere muß aber für Abschlag günstig ausgefallen seyn, da der Proceß gegen ihn nicht fortgesetzt und, wie die Acten aus dem im Jahre 1665 reassumirten Processe ergeben, insbesondere keine Confrontation mit der (am 23. Sept. 1656 als Here hingerichteten) Ilse Mesollen stattgefunden hat. Ueberall scheint sich die Wuth des Herenwahns an den 1653 und 1654 in ungewöhnlicher Zahl gefallenen Opfern für eine Zeitlang gesättigt zu haben. Nach den bis jetzt aufgefundenen Nachrichten sind 1655 nur zwei, 1656 nur eine (die Ilse Mesollen) und 1660 ebenfalls nur eine Person wegen Zauberei hingerichtet, in den Jahren 1657 bis 1659 einschließlich und 1661 bis 1664 incl. aber gar keine Herenprocesse vorgefallen.

Abschlag lebte in Ruhe und hatte das unschuldig erlittene Gefängniß und den beträchtlichen Kosten-Aufwand wohl schon verschmerzt, als im Jahre 1665 der Herenproceß mit erneuter Wuth wieder losbrach und den Feinden Abschlags Gelegenheit gab, ihn mit in das allgemeine Verderben zu ziehen, welches die Stadt Lemgo zu entvölkern drohete.

Am 19. Mai 1665 wurde Elisabeth N. N., ein Mädchen von 17 Jahren, bei welchem, wie der Magistrat in seinem Schreiben an die Juristenfacultät in Rinteln vermeldet, das Herenunwesen wieder ausgekommen war, am Rathhause verhört und sagte aus und bekannte: sie sey vor drei Wochen auf der Wüsten-Stätte mit auf dem Herentanze gewesen, Abschlag sey mit vornehmen Frauen aus einer gläsernen Kutsche gestiegen, habe mit der N. N. (Witwe des Kaufmanns Böndel) getanzt, die Reihen geordnet und die Deponentin zu schlagen gedroht, weil sie nicht recht getanzt habe, auch hätten die Vornehmen in der Gesellschaft Wein getrunken. Sie sey von der Ehefrau Plöger zur Zauberei verführt.

Nur dieser Auszug ihrer Aussagen findet sich unter den neuen Indicien gegen Abschlag, mit der Bemerkung, daß dieß Mädchen, dessen Familien-Namen nicht einmal angegeben ist, entwischt sey. Die Acten der Untersuchung gegen diese Elisabeth N. N., so wie gegen die Ehefrau Plöger, sind noch nicht aufgefunden. Gewiß ist, daß nunmehr der Heren-Proceß wieder begann und, indem ein unglückliches Opfer des Herenwahns auf das andere bekannte, bis zum Jahre 1669 furchtbarer als jemals zuvor fortwüthete.

Abschlag war einmal im Munde des Volks als Zauberer und Commandant der Heren bezeichnet; kein Wunder, daß die jetzt verhafteten und gefolterten Heren gerade *ihn* als ihren Genossen und Anführer angaben. Dieß geschah am 29. Mai 1665 von der Ehefrau Plöger, welche den Obristlieutenant Abschlag in seiner grauen Kleidung und mit dem Rohrstocke in der Hand beim Herentanze auf dem Markte und auf der Wüsten-Stätte gesehen hatte, am 12. Juni ej. a. von der Ehefrau Sührmann, am 14. ej. von der Brakhagen, am 2. Juli ej. von der Ehefrau Bredemeier, am 14. ej. von der Ehefrau Grönen und am 12. und 19. ej. von der Kathrine Asemissen. Diese hatte vor 9 Jahren

bei Abschlag gedient, behauptete von ihm das Zaubern in der Küche gelernt zu haben, indem er ihr Branntewein zu trinken gegeben, worauf sie gefühlt, daß der heilige Geist von ihr gewichen sey, und nachdem sie drei Schritt zurück gethan und Gott und die Sterne verleugnet, so sey der Teufel erschienen, mit dem sie dann gebuhlt habe. Abschlag habe mit ihr mehrmals Unzucht verübt, sie sey von ihm schwanger geworden, er habe ihr die Frucht durch ein schwarzes Pulver abgetrieben und ihr Mittel gegen das Schwangerwerden gegeben.

Am 5. Aug. 1665 beschuldigte die Witwe Süllstedt ebenfalls den Abschlag der Zauberei, und der Stadtsecretair Berner bemerkt am Ende der weitern Anzeigen gegen Abschlag, daß derselbe von unlängst hingerichteten Zauberern und Heren, nach Inhalt der Urgichten, zu Lemgo 22mal und zu Detmold 7mal benannt und denunciirt sey.

Alles das waren nun keine neue Verdachtsgründe der Zauberei, sondern Aussagen von Menschen, die sich selbst als Verbrecher bekannt hatten, deren Zeugniß also nach dem Leipziger Urtheil keinen Glauben verdiente. Allein die Lemgoische Inquisition dachte anders; sie hielt sich, ungeachtet von Abschlag bei seinem bedeutenden Vermögen und sonstigen Umständen keine Flucht zu besorgen war, berechtigt, gegen ihn abermals zur Haft zu schreiten, nachdem sie dazu pro forma von der allezeit dienstfertigen Juristenfacultät zu Rinteln ein Rechtsgutachten eingeholt hatte.

Am 8. August 1665 wurde der Obristlieutenant Abschlag, nachdem er am 5. ej. unter dem Vorwande, mit ihm wegen der Viehsteuer zu verhandeln, vorgeladen, aber nicht erschienen war, durch vier Stadtdiener in seinem Hause überfallen, gewaltsam ergriffen und im Angesichte vieler Menschen auf's Rathhaus geschleppt und dort verhaftet.

Die Aussagen der am 9. und 10. vernommenen Erkundigungszeugen ergaben nicht eine einzige Thatsache, welche die Inquisition hätte gebrauchen können. Wir bemerken nur die Aussagen der Ehefrau Reineking, weil sie das Benehmen Abschlags erklärt: Die Frau desselben hat der Zeugin erzählt, sie habe ihren Ehemann acht Tage vor seiner Verhaftung gewarnt, weil sie vernommen, daß er mit der Kathrine Asemissen Ehebruch getrieben haben solle, er möge sich wegbegeben und vor Ungelegenheit hüten, worauf er jedoch geantwortet: er habe mit der Dirne nichts zu thun gehabt, und wenn er wegginge, würde ihm jeder nachreden, daß er ein Zauberer wäre.

Am 11. wurde Abschlag über die neuen Anklage-Artikel, welche im Wesentlichen nur die von der Asemissen gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen enthalten, vernommen. Berner sieht sich wieder nach Hülfe um, und beginnt sein Protokoll mit dem Anruf: Hilf Jesu Christe! Amen.

An demselben Tage wurde Abschlag auf die Gefängnißthürme zu der Kathrine Asemissen und zu der Süllstedt gebracht und mit ihnen confrontirt, nachdem jedoch die Asemissen, zur Vorsicht, ihre früheren Aussagen durch Beantwortung der vorgelegten Suggestiv-Fragen: ob sie bei ihren früheren Angaben, daß sie von Abschlag das Zaubern gelernt, mit ihm auf dem Herentanze gewesen u. s. w. beharre, zuvor nochmals hatte bestätigen müssen. Als Abschlag die Asemissen ansichtig wird, eilt er zornig auf sie zu mit den Worten: „Bist du da, du Here?“ Herr Stadtsecretair Berner erinnert ihn, in den Schranken zu bleiben, und hält nun der Asemissen vor, was sie auf Abschlag bekannt, und ob sie nicht das Zaubern von ihm gelernt habe u. s. w., welche Fragen dann wie vorhin bejahend beantwortet werden. Die Gefangene ermahnt dabei den Abschlag ganz erbaulich: er

solle thun, was sie gethan, damit er bekehrt würde und sie zusammen in den Himmel kämen. Aufgefordert, sich zu vertheidigen, nimmt Abschlag zweimal einen Strohhalm von der Erde und sagt: so wahr er das Stroh in der Hand halte, sey er unschuldig und ein ehrlicher Kerl.

Die Witwe Süllstedt hat den Abschlag ebenfalls auf dem Hexentanze, und zwar als General und Commandanten gesehn, und ermahnt ihn ebenfalls zur Buße und Bekehrung, denn er sey so schuldig als sie. Abschlag, der über dieß Gewebe von Unsinn und Bosheit in Schrecken und Erstaunen geräth, ruft ihr zu: „Wie, Frau? was sagt ihr? ich kenne euch ja nicht; wie kommt ihr dazu, daß ihr mich belügt?“ Sie antwortet ihm ganz naiv: „Ihr seyd so schuldig als ich; gebt euch nur darin, bekennt nur gutwillig, sie werden es euch sonst wohl sagen.“ Diese Prophezeihung ging zum Theil augenblicklich in Erfüllung. Abschlag wurde in das Souterrain eines Gefängnißthurmes, ein dunkles feuchtes Loch (Abschlags Frau und Kinder nennen es in ihrer Eingabe vom 14. Aug. **Carceres horrendi et subterranei**), geworfen, und mit zwei eisernen Ketten angeschlossen. Die dringendsten und wiederholten Vorstellungen der Familie Abschlags gegen das durchaus gesetzwidrige Verfahren, das Gesuch um Entlassung gegen eine Caution von 2000 Thalern, ja selbst das Gesuch um Mittheilung einer Abschrift der neuen Anklage blieben ohne Erfolg. Am 22. Aug. erhielten Abschlags Frau und Kinder den Bescheid: es habe bei dem ihnen am 11. cj. ertheilten **decreto** noch zur Zeit sein Bewenden, wornach, wenn zuvor mit der Inquisition weiter procedirt sey, sowohl hinsichtlich der Haftentlassung gegen Caution als wegen Mittheilung der Acten den Umständen nach rechtliche Erklärung erfolgen solle.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Würdigung der Maschinen.

Die Hochland-Baumwolle, welche im Innern von Nord-Amerika (im Gegensatz von der See-Ufer-Wolle) gewonnen wird, ist schwer von ihrer Hülse zu reinigen, so daß es sich kaum lohnen würde, dieß durch Handarbeit zu bewirken. Ihre Production war daher so gering, daß im Jahre 1791 überhaupt nur 180,316 Pfund Baumwolle von Nord-Amerika ausgeführt wurden. Elias Whitney erfand eine Maschine, durch welche die Baumwolle auf das leichteste und schnellste von Hülsen und Saamen gereinigt wird. Diese Maschine kam 1793 zuerst zur Anwendung und schon 1794 wurden 1½ Millionen, 1795 aber über 6 Millionen Pfund Baumwolle exportirt. Gegenwärtig beträgt die Ausfuhr der Baumwolle aus Nord-Amerika 424 Millionen Pfund.

Arkwrigth's Erfindung der Baumwollen-Spinnmaschine und Watt's Erfindung verbesserter Dampfmaschinen wirkten gleichzeitig auf die vermehrte Consumtion der Baumwolle, deren Bearbeitung gegenwärtig anderthalb Millionen Menschen in England beschäftigt.

Anekdoten.

König Friedrich Wilhelm I. beschäftigte sich häufig, besonders wenn er am Podogra litt, mit Malen. Einst hatte er einen Bilderhändler zu sich rufen lassen, um zu erfahren, wie viel er täglich mit seiner Kunst verdienen könne, und da er fünf Tage zu einem Portrait brauchte, war er zufrieden, sicher zu seyn, für den schlimmsten Fall sein Brod mit Malen verdienen zu können, da er täglich mit einem Thaler gut auszukommen glaubte. Als einige Mitglieder des Tabakscollegiums dennoch Bedenken äußerten, daß der König von seiner Malerei würde leben können, ließ er einen ihm bekannten Hoflieferan-

ten, der seinen Laden an der Stechbahn hatte, rufen und bot ihm einige Bilder von sich an, welche der Kaufmann, da er dem Handel nicht ausweichen konnte, für 100 Rthl. das Stück annahm. Bald darauf erfuhr der König, daß der Kaufmann die Bilder vor seine Ladenthür mit der Ueberschrift gehängt: von der Hand Sr. Majestät des Königs gemalt. Diese öffentliche Ausstellung war ihm unangenehm, er schickte daher dem Kaufmanne das Geld wieder und bat sich seine Bilder aus. Dieser war jedoch damit nicht einverstanden, ließ dem Könige sagen, daß er unmöglich so werthvolle Bilder um den geringen Einkaufspreis losschlagen könne, und der König sah sich genöthigt, ihm bei dem Rückkauf einen bedeutenden Profit zuzugestehen.

Wegen des, bei Antritt der Regierung des Königs der Communität der Cöllnischen Schulen auf dem neuen Etat gestrichenen, Deputats an Brod, Bier und Wein reichte der Subconrector Butte folgende Bittschrift ein:

Allerdurchlauchtigster ꝛc.

Dein Bier und Brod
Helff uns aus Noth,
Soll Mangel seyn,
So sey's am Wein.
36 Quart Bier } wöchentlich,
36 Kulen Brod }
36 Quart Wein per annum

haben wir bis Trinitatis 1713 von undenklichen Jahren aus dem Königl. Keller genossen. Den 5. April 1714.

Unterthän. Evangel. Luth. Communität in Cölln.

Der König ertheilte hierauf eigenhändig am Rande der Bittschrift die Resolution:

Weil ihr euch selbst begeht dem mit vermachten Wein,
Und nur demüthigst sucht das Bier und Brod allein,
So bleib euch auch der Wein zur Labsal und zur Noth.
Seyd ferner fromm und treu,
Dem König seyd getreu,
Zuförderst lobet Gott.

F. W.

Charade.

(Viersylbig.)

Die ersten sind ein luftger Bau von schlichter Art,
Dabei man Mauern, Dach und Fenster spart.
Kein Mensch darin zu wohnen strebt,
Doch wen es einmal hat, der klebt
Am Staub der Erde nimmermehr
Und hegt nach schönern Häusern kein Begehr,

Den letzten ähnlich, die ein Wesen künden,
Das neidenswerth wir Sterbliche oft finden,
Weil wir durch keine Kunst vermögen,
Was ihm der Schöpfer gab, uns beizulegen.

Das Ganze zieht sich nach den ersten hin
Und sucht dort Speise sich nach seinem Sinn.
Auch manchen Menschen heißt man ebenso,
Der unverdient den ersten noch entfloh.

(Auflösung in № 43.)

Auflösung der Charade in № 41:

Spitzbub.

Hierbei № 42. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 43.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 27. Januar 1836.

Vom Hexen-Processe vor den Gerichten im Umfange der ehemaligen Grafschaft, des jetzigen Fürstenthums, Lippe.

II. Johann Abschlag, eine Criminal-Geschichte aus den Zeiten des Hexen-Processes.

(Fortsetzung.)

In der Rathssitzung vom 15. Aug. ist keiner von den vier Burgemeistern anwesend. Dr. Kerkmann sey schwach, Müller bettlägerig. Kleinsorge und Wippermann aber werden durch den Secretair Berner und dessen Adjuncten Krieger unter Androhung eigener Verhaftung aufgefordert, als Häupter in dieser und andern Justizsachen den Sitzungen beizuwohnen; widrigenfalls darauf Bedacht genommen werden müsse, einem Rechtsgelehrten das Directorium aufzutragen. Kleinsorge erwiedert: in andern Sachen werde er zur Berathschlagung erscheinen, aber mit diesem Proceß habe er nichts zu thun; derselbe sey nicht wohl angefangen, und hätten die Herren ja schon Einen consulirt, welcher den Predigern vorgeschrieben habe, was sie bei diesem Processe thun sollten. (Im Proceß des Fiskals gegen die Witwe Böndel wurde von ersterem der Burgemeister Kleinsorge und Seitens der letzteren der Burgemeister Dr. Kerkmann am 11. Juli 1665 perhorrescirt). Wippermann läßt sich für dasmal mit Korneinfahren entschuldigen, verspricht übrigens gegen Abschlag zu assistiren, bittet jedoch, ihn mit der Theilnahme an dem Proceß gegen die Witwe Böndel zu verschonen, weil er ihr Verwandter sey und auch sonst gute Nachbarschaft mit ihr gehalten habe.

Am 16. August begaben sich der von der Juristenfacultät in Rinteln eingeholten Information zufolge die Herren Commissarien mit den Pastoren Kemper und Ludovici zu dem gefangenen Abschlag, um denselben zum Bekenntniß zu bestimmen. Abschlag beruft sich auf seine Unschuld: das Weibsstück, die Kathrine Asemissen, sey angeleitet, auf ihn zu bekennen, weil er im Proceß mit denen von Lemgo gewe-

sen und diese ihn früher schon verhaftet gehabt. Er sey ein ehrlicher Kerl und habe es vor kurzer Zeit wohl gedacht, daß es so gehn werde. Er sey 61 Jahre alt und kein Kind, und wisse wohl, was er thun und lassen solle. Die Asemissen sey eine lügenhafte Hure.

Am 24. Aug. wurde Abschlag mit der ebenfalls wegen Zauberei verhafteten Witwe des Kaufmanns Böndel confrontirt. Bei der Confrontation werden ihr Suggestivfragen vorgelegt, die sie mit Ja beantwortet, und unter Anderm behauptet: wenn sie zum Herentanze fahren wollen, sey sie nach Abschlags Hause gegangen, habe sich mit ihm in eine gläserne Kutsche gesetzt, bespannt mit zwei schwarzen Pferden und von einem schwarzen vermummten Kutscher gefahren, und sey dann schnell an Ort und Stelle, nach dem kleinen Bruche vor der Slaver-Pforte, nach der Wüstenstätte und andern Orten gekommen. Hier habe Abschlag nur mit ihr getanzt, habe das Commando geführt und bestimmt, wann sie wieder zusammenkommen sollten. Abschlag antwortet, bestürzt, auch von dieser angesehenen Frau beschuldigt zu werden: „Ach, Frau! bedenket eurer Seelen Seligkeit; denn ich bin ja unschuldig an allem dem, was ihr von mir bekannt haben möget. Gott gebe, daß ich zum Stein werde, wenn es wahr ist. Seyd ihr denn darauf gepeinigt, daß ihr von mir aussagen sollt?“ Die Witwe Böndel antwortet: sie sey nicht auf ihn und überall nicht gepeinigt; es sey aber leider wahr, daß er solch ein Mann wäre. „Hat euch der Teufel das Herz so eingenommen, daß ihr's nicht sagen könnt?“ fährt sie fort, „ich war anfangs auch so verhärtet; jetzt aber hat mich Gott so erleuchtet, daß ich freiwillig bekannt habe, wofür ich Gott danke. Seht hier das Brandenburgische Gebetbuch! Daraus weiß ich mich fein zu trösten. Bekehrt euch, wie ich es gethan habe, damit wir mit einander selig werden können.“ Abschlag erschrickt über solchen Wahnsinn; die Zunge klebt ihm am Gaumen, wie das Protokoll vermeldet, so daß er stammelt und kaum im Stande ist, zu reden.

Jetzt wandte sich die Lemgoische Inquisition mit einem ausführlichen Gesuche um Rechtsbelehrung, welchem nur einzelne Actenstücke beigefügt waren, an die Juristenfacultät zu Rinteln. Der Verfasser dieses Schreibens (wahrscheinlich der 78jährige Burgemeister Dr. Kerkmann) wirft sich selbst etliche Zweifel auf, die jedoch sehr leicht von ihm widerlegt werden. Manche Rechtslehrer, heißt es, wollen die Herentänze für bloßes Gaukelwerk ausgeben; allein im vorliegenden Falle ist von verschiedenen Zauberern und Heren bekannt, daß sie auf Abschlags Befehl Wein aus dem Rathskeller geholt haben. Es ist dieser Wein aber auch wahr und wahrhaftig weggekommen, versichert uns der Herr Doctor Juris, also daß auch der damalige Weinschenk Vollrad Baade deswegen mit dem damaligen Provisor des Weinkellers annoch im Processe begriffen, und solchen durch die Heren entführten und ausgesoffenen Wein, als durch bloßen Zufall entkommen, nicht bezahlen will. Der Lemgoische Amtsankläger hatte diese freilich auch höchst merkwürdige Thatsache in seiner (1657) gegen die Witwe Böndel eingereichten Deduction ebenfalls schon benutzt und dabei erzählt, daß sich der Schaden des Provisors des Weinkellers auf etliche hundert Thaler belaufen habe, woraus wir, bei den damaligen niedrigen Weinpreisen, auf eine ziemlich starke Weinconsumtion bei den Heren-Clubbs schließen dürfen.

Habe man allerdings Beispiele, fährt Kerkmann fort, daß der Teufel nicht nur selbst die Gestalt eines Engels des Lichts annehme, sondern auch die Gestalten unschuldiger Menschen bei den Heren-Tänzen erscheinen lasse, so lasse es sich doch nicht denken, daß der gerechte Gott, zu dessen Ehre diese Heren-Processe geführt

würden, zugeben sollte, daß ein Unschuldiger 30mal denunciirt werde und die Denuncianten bis an ihren Tod dabei beharrten.

Zwar könne man dem Zeugnisse eines überführten Verbrechers wohl keinen vollen Glauben beimessen; allein nach dem Gerichtsgebrauch in ganz Deutschland würden die wegen Zauberei Angeklagten bei der Folter jedesmal nach ihren Genossen befragt, ihre Aussage über diesen Punkt müsse also auch von Gewicht seyn. Der gelehrte Verfasser des Ersuchungsschreibens bezieht sich auf die Artikel 31 und 44 der Carolina und **L. fin. C. de maleficis et mathematicis**, bemerkt, aus alter Freundschaft gegen Abschlag: „derselbe sey leider mehr als zu argwöhnig, daß man sich des Lasters der Zauberei wohl zu ihm versehen könne," und bringt der dienstwilligen Juristenfacultät zu Rinteln in Erinnerung, daß sie schon am 7. Sept. 1654 gegen Abschlag, als derselbe nur noch von 12 Hexen beklafft gewesen, auf die Tortur erkannt habe. „Ob nun gleich," heißt es am Schlusse dieses Schreibens, „Burgemeister und Rath keinen Zweifel tragen, daß wenigstens auf die Tortur zu erkennen sey, bevorab da die Fama von diesem **generali maleficio** in allen umliegenden Landen so stark zunimmt, daß man des langen Harrens halber fast ungleiche Nachreden erdulden muß; so haben sie doch in diesem wichtigen **negotio** sich der peinlichen Halsgerichts-Ordnung conformiren und Ew. Bedenken zuvor hierüber einholen wollen; ob nicht den Rechten nach gar wohl mit der Tortur verfahren werden könne, damit also die Wahrheit, welche bei diesem, allem Ansehn nach in seinem Gewissen zwar überzeugten, aber doch verhärteten Delinquenten, ohne Tortur wohl nicht wird zu hoffen seyn, an den Tag kommen, des Teufels Reich zerstört und diese gute Stadt von so bösen Leuten je mehr und mehr gereinigt werden möge."

In die Hand der Juristenfacultät zu Rinteln war somit das Schicksal eines braven Mannes und seiner achtungswerthen Familie gelegt, ihr Urtheil entschied zwischen Ehre und Leben und dem schmachvollsten Tode.

Wie sie sich dieses wichtigen Berufs entledigt hat, ergiebt das hier **wörtlich** folgende **responsum**.

„Unsere freundlichen Dienste zuvor u. s. w.

„Als dieselben uns die gegen Johann Ab„schlag ergangenen Inquisitions-**Acta** zugesandt „und dabei berichtet, was nach dem auf Rath „der Rechtsgelehrten zu Leipzig gegen **Inquisi„tum** ergangen, und solches mit den zugesandten „**actis** bescheinigt, demnach haben wir dieselbe „mit gebührendem Fleiß verlesen, **collegialiter** „wohl erwogen und berichten für Recht, daß „nunmehr solcher Verdacht sich ereignet, daß „gegen Inhaftaten die scharfe Frage, jedoch „menschlichermaßen, fürzunehmen, und über „die bei diesem **processu** gewöhnlichen Fragen „ordentlich und förmlich zu verhören, und er„geht alsdann ferner was Recht ist von Rechts„wegen. Haben es unverhalten wollen dieselben „Gottes gnädigem Schutz anbefehlend. Rinteln „den 31. August 1665.

„Der Herren freundwillige **Decanus**, Se„nior und andere **Doctores** der Juristen„facultät bei der Universität daselbst."

Also ohne die Gründe des Leipziger Urtheils, welches doch den Angeklagten von der Instanz losgesprochen und keineswegs das weitere Verfahren gegen Abschlag gerathen hatte, zu berücksichtigen, ohne es der Mühe werth zu halten, Gründe anzugeben, wie wenn der Civilrichter ein **Communicetur ad excipiendum** ertheilt, erkannten diese unwürdigen Priester der Themis auf die Tortur! Statt den Grad, die Stufen und die Zeit der Folter zu bestimmen, sagen sie „menschlichermaßen," das hieß, nach Berners Auslegung, unmenschlich und ohne Maaß und Ziel! Das **responsum** war ohne Zweifel, wie

gewöhnlich, innerhalb 24 Stunden dem Boten übergeben und die übliche Gebühr von drei Thalern dafür eingestrichen, also, wenn man dieß Honorarium mit einem andern in der ganzen Christenheit bekannten Sündengelde vergleichen darf, Abschlag für noch nicht einmal fünf Silberlinge seinen Feinden verrathen.

In der Sitzung vor beiden Räthen am 4. Sept. 1665 wurde, nach Inhalt des wie gewöhnlich vom Stadtsecretair Berner geschriebenen Protokolls, und wahrscheinlich auch von diesem selbst, folgendes proponirt:

Die in Sachen des Fiskals gegen Abschlag verschickt gewesenen Acten seyen wieder zurückgekommen, und von der Juristenfacultät zu Rinteln auf die Tortur erkannt, inmittelst aber auch von Abschlags Frau und Kindern um Abschrift der Acten nachgesucht, mithin zu berathschlagen, wie jetzt weiter zu procediren sey. Dann heißt es wörtlich weiter: „Darauf verab„scheidet worden, das **decretum torturae** zu „publiciren, nebst Bescheid, daß die verlangte „Abschrift der Acten mitgetheilt werden solle, „zuvörderst aber die Herren Prediger nebst den „Deputirten an Abschlag zu schicken, um zu ver„suchen, ob derselbe in Güte zur Confession zu „bringen."

Die Acten und insbesondere die neue Anklage, welche dem Angeklagten, nach der Lippischen peinlichen Proceß-Ordnung vom J. 1600, §. 13, von welcher der Magistrat zu Lemgo aber in seiner **quasi** reichsstädtischen Selbstständigkeit überall keine Notiz genommen zu haben scheint, sofort bei der Eingabe am Gericht hätten behändigt werden sollen, sind, wie wir später erfahren werden, gar nicht mitgetheilt, und wie es mit dem Versuch in der Güte gemeint war, erfahren wir sofort, indem Berner in demselben Protokolle seine Registratur buchstäblich folgendermaßen fortsetzt:

„Als nun die gütliche Vermahnung der „Prediger nicht helfen wollen" (die Scene ist jetzt in Abschlags Gefängniß verlegt und der Act wahrscheinlich nicht am 4., sondern am 5. Sept. vorgenommen) „wurde Meister David (Clausen) „aufgefordert, und abereins die gütliche Bekennt„niß angemahnt. Wie aber dieß nichts geholfen, „hat Meister David ihm die Hände auf den „Rücken und die Augen zugebunden, und noch„mals zur Bekenntniß fleißig vermahnt. Darauf „die eine Beinschraube angesetzt; aber wie er „nicht herauswollen, die andere auch angesetzt. „Gerufen: los zu lassen, wolle sagen. Wie er „losgelassen, gesagt: hätte seinen Vater und „Mutter ermordet. Abereins angesetzet; sagt: „hätte seine Kinder und Schwester ermordet. „Darnach: er hätte gestohlen und geraubt. Er„mahnt zu bekennen, ob er zaubern könne. „Sagt: sey unschuldig. Zugeschroben, sagt: „hätte Vater und Mutter vergiftet. Abermals „die andere Beinschraube zugeschroben; aber „nichts geachtet. Darauf an die Leiter gebracht „und aufgezogen *), aber nichts geachtet, son„dern zu schlafen angefangen. Niedergelassen „und ermahnt, die Wahrheit zu bekennen; wie „er aber nicht gewollt, abereins aufgezogen, „welches er aber im Geringsten nicht geachtet. „Endlich gebeten, niederzulassen, wollte sagen. „Gerufen: ach! du lieber Gott, erleuchte mein „Herz! Darauf wieder aufgezogen. Sagt: los„zulassen, wolle sagen. Wie er niedergelassen, „sagt: ein Weib hätte es ihm gelehrt. Wie er „gefragt: was für ein Weib? nicht heraus „wollen. Endlich gesagt: die Böndelsche hätte „ihm das Zaubern gelehrt. Gefragt: zu wel„cher Zeit und an welchem Orte? Vor 28 Jah„ren, in ihrem Hause; hätte seinem Jungen „Christian Schnittger Tuch kaufen wollen. Mit

*) Dieß ist nach der Lehre der Criminalisten der dritte und höchste Grad der Peinigung, und das Aufziehen mit rückwärts zusammengebundenen Armen als lebensgefährlich gar nicht statthaft. Klaproth: Einleitung in sämmtliche summarische Processe. Göttingen 1795. §. 611. A. d. V.

„was für Ceremonien? Die Herren möchten „sie doch selber darum fragen. Endlich gesagt: „die Böndelsche hätte in ihrem Laden gestanden „und Branntewein getrunken, hätte ihm vorge„sagt, er solle Gott und seine lieben Engel „verleugnen und drei Schritt zurücktreten, wel„ches er leider gethan, weil er in Branntewein „trunken gewesen. Was darauf erfolgt? Es „wäre ein Weibsstück in grünen Kleidern, Na„mens Kathrine, zu ihm gekommen, die habe „ihm einen Thaler gegeben, worauf er mit der„selben auf die Kammer gegangen. Die Bön„delsche habe ihm schwarzes Kraut (Pulver) ge„geben, womit er seine Kunst probirt."

Abschlag erzählt nun, um seinen Peinigern, die unaufhörlich neue Geständnisse von ihm zu erpressen suchen, ein Genüge zu thun, er habe sich und Andern das Vieh, auch Menschen, ja vor 24 oder 25 Jahren sein eigenes Kind, Namens Simon, vergiftet; habe dem Mathias Peinhorst, der Kathrine Asemissen und dem Johann Mellinghausen das Zaubern gelehrt, und bittet, ihm Zeit bis morgen zu vergönnen; dann wolle er alles bekennen, was er noch auf dem Herzen habe.

Noch an demselben Tage begaben sich die Folter-Deputirten nebst dem Pastor, Magister Kemper, wieder zu Abschlag: ob er auch bei dem bleibe, was er zuvor bekannt habe? welches Abschlag mit Ja beantwortet, worauf ihm Kemper seine Sünde vorhält und ihn endlich aus Gottes Wort tröstet und zu weiterem Geständniß ermahnt.

Am 5. Sept. verfügen sich deputati wieder zu Abschlag, welcher auf die Frage: ob er bei seinem Geständniß bleibe? die Wasserprobe verlangt, als ihm aber bedeutet wird, daß diese trüglich wäre, endlich bekennt, die Zauberkunst von der Böndeln gelernt zu haben, mit den von ihm angegebenen Ceremonien, nur habe er von seiner Buhlin keinen Thaler bekommen. Er

leugnet, Menschen vergiftet, gesteht die Zauberkunst auch Andern gelehrt zu haben, und bittet um Zeit bis morgen; dann wolle er Alles bekennen.

Abschlag hatte gestanden, vor etwa zwölf Jahren Drost Tabberts Kuh vergiftet zu haben. Die Frau desselben wurde darüber vernommen und bezeugte, daß ihr eine schwarze Kuh schleunig auf der Weide krank geworden sey. Sie habe alsbald die Kaiserin holen lassen, welche gesagt, daß die Kuh vergiftet sey. Die Kuh sey dann auch eine Stunde nachher gestorben.

Hierauf beschränkt die Lemgoische Inquisition ihre Untersuchung über den Thatbestand, wozu bei dem Verbrechen der Zauberei, nach dem Artikel 119 der Carolina, wesentlich der Umstand gehört, daß Andern dadurch Schaden zugefügt sey.

Am 7. Sept. erinnern die diensteifrigen Deputirten den Abschlag an sein gestriges Versprechen. Er beantwortet ihre Frage: ob er ein Zauberer sey? mit Ja, gesteht aber nur, die Kunst an seinen eigenen Katzen und Hühnern und an Drost Tabberts und Michael Peters Kühen probirt und diese vergiftet zu haben, bekennt auch wiederholt, daß Peinhorst und Mellinghausen das Zaubern von ihm gelernt hätten. Auf Erinnerung, zu bekennen, wer es mehr von ihm gelernt habe, sagt er: „Ach! du unglückselige Stunde, da ich mit der Böndeln den Branntewein getrunken!" weint darauf bitterlich, und bittet um einen gelinden Tod, zumal er ja im Kriege ein Cavalier gewesen. Er deponirt darauf: es dünke ihn, als habe er die Schönstaksche, an ihren silbernen Haken im Schnürleibe kenntlich, die Haßbecksche und die Frau des Goldschmieds Nicodemus vor der Slaver-Pforte auf dem Tanze gesehen. Er wisse keine mehr, bei seiner Seele, und wenn er noch mehr wisse von dem Schelmenpack, wolle er keine schonen. Es wäre auf dem Tanze, als wenn Fliegen daher flögen. Bittet nochmals,

daß er einen gnädigen Tod haben möchte, wolle bei dem, was er bekannt habe, leben und sterben. Wie ihm vorgehalten, daß seine Kinder Abschrift der Acten begehrt, in der Meinung, daß sie vielleicht noch weitere Unkosten anwenden möchten, ob er damit zufrieden sey? antwortet Abschlag: nein! er wolle es nicht haben, wozu es nutze, vergebliche Unkosten anzuwenden; bittet inzwischen, den Seinigen alle mögliche Beförderung wiederfahren zu lassen.

(Schluß folgt.)

Ueber die Kunstvereine in Deutschland.

Während der letzten zehn Jahre sind fast in allen namhaften Städten Deutschlands Vereine entstanden, welche den Zweck haben, die Kunst zu fördern, das Interesse für dieselbe zu beleben, und für die Bildung des Geschmacks und die Verbreitung des Kunstsinns über alle Verhältnisse des Lebens und der Gesellschaft thätig zu seyn. Für diesen Zweck veranstalten dieselben in den Städten, in welchen sie ihren Sitz haben, alljährlich Ausstellungen von Kunstwerken, und außerdem kaufen sie aus den von den einzelnen Mitgliedern zu leistenden Beiträgen Gemälde oder andere Kunstwerke an, um sie unter den Mitgliedern zu verloosen. Mitglied eines solchen Vereins ist Jeder, der sich den Bedingungen desselben unterwirft. Die jährlichen Beiträge sind je nach den Statuten verschieden; in Hannover betragen sie 3 Rthlr. für den Einzelnen, in Düsseldorf 5 Rthlr. Für diesen Beitrag erhält jedes Mitglied eine Actie oder ein Loos auf die vom Vereine angekauften Kunstwerke, und zugleich empfängt es ein Exemplar von einem Steindrucke oder Kupferstiche, welchen der Verein aus seinen Mitteln nach einem der zur Ausstellung gekommenen vorzüglichsten Gemälde jährlich ausarbeiten läßt. Die Angelegenheiten des Vereins werden von einem Ausschusse geleitet, dessen wirkliche Mitglieder von den an dem Hauptorte wohnenden Theilnehmern gewählt werden. In den übrigen Orten wählen die Theilnehmer je nach ihrer Anzahl ein oder mehrere correspondirende Mitglieder für den Ausschuß, welchen dann die örtliche Leitung des Vereins obliegt. Für die Auswahl der anzukaufenden Kunstwerke werden von jedem Vereine eine bestimmte Anzahl von Künstlern oder Kunstliebhabern zu Schiedsrichtern gewählt. Der Ausschuß legt über Einnahme und Ausgabe jährlich Rechnung ab, und jedem Theilnehmer wird ein gedrucktes Exemplar der Rechnung mit einem Berichte über die Thätigkeit des Vereins während des abgelaufenen Jahres zugestellt.

Die erste Idee zu einem solchen Vereine wurde in München gefaßt, und im Jahre 1824 von den Herren Stieler, D. Quaglio, P. Heß und H. Gärtner zur Ausführung gebracht. Auf München folgten bald Berlin und Düsseldorf, und darauf Dresden, Stuttgart, Karlsruhe, Hamburg, Altona, Frankfurt a. M., Hannover, Nürnberg, Königsberg, Breslau, Mainz, Braunschweig, Halberstadt, Kassel u. s. w., so daß gegenwärtig fast jede Hauptstadt Deutschlands mit Hülfe dieser Vereine jährlich ihre Kunstausstellung hat.

Eben so schnell, wie die Zahl der Vereine, wuchs die Theilnahme an jedem einzelnen derselben. Wo anfangs nur einige hundert Mitglieder aus den Bewohnern des Hauptortes zusammen getreten waren, da zählte man bald tausend Mitglieder und darüber aus allen Orten der nahen und fernen Umgegend.

Das Wesen und Wirken der Kunstvereine hat verschiedenartige Beurtheiler gefunden, günstige und minder günstige. Die letztern haben hauptsächlich die materielle Seite in's Auge ge-

faßt, und dieselben vorzugsweise als eine Anstalt zur Unterstützung der Künstler oder als eine Gelegenheit zu einer nützlichen Speculation für die Theilnehmer angesehn, worin dann eben nichts Großes und besonders Ersprießliches zu erblicken sey.

Allerdings werden die Künstler durch die Kunstvereine unterstützt. In Hannover allein wurden im Jahre 1835 durch den Verein für 1251 Rthl. Gemälde angekauft, und außerdem gab die durch den Verein veranstaltete Ausstellung Veranlassung zu Privatankäufen zu dem Betrage von 8239 Rthl. Wer wollte aber in einer solchen Unterstützung nicht ein erhebliches Förderungsmittel für die Kunst, die nun einmal des materiellen Bodens nicht entbehren kann, erblicken? Ein solches Förderungsmittel muß zumal in Deutschland sehr erfreulich seyn, da hier der Wohlstand geringer und mehr vertheilt, die Zahl der Großen und Reichen kleiner, und bei den einzelnen Großen und Reichen die Förderung der Kunst weniger eine Sache der Mode und der Liebhaberei ist, als in andern Ländern, z. B. in Italien, in Frankreich, in den Niederlanden, in England. Möge auch Niemand einwenden, daß es herabwürdigend für die Kunst und den Künstler sey, sich so von Groß und Klein durch einzelne geringe Beiträge unstützt zu sehn. Auch für den Sänger, für den Musiker, für den Schauspieler wird der Ehrensold durch einzelne kleine Beiträge der Zuhörer herbeigeschafft. Und wer anders zahlt dem Dichter, und überhaupt jedem Schriftsteller, als die einzelnen Käufer ihrer Werke? Niemand hat aber hierin bisher etwas Herabwürdigendes gesehn.

Die Kunstvereine können freilich auch als Anstalten betrachtet werden, welche den Theilnehmern Gelegenheit zu einer Speculation auf Erwerb geben, und zwar zu einer im Vergleiche mit andern Anstalten dieser Art sehr vortheilhaften. Da die Kosten der Ausstellung in der Regel durch die von den Besuchenden zu zahlenden Eintrittsgelder (deren Betrag z. B. in Hannover bei der Ausstellung des Jahrs 1835 auf 2085 Rthl. anlief) völlig gedeckt, und daher die Actienbeiträge vollständig zum Ankaufe von Kunstwerken verwandt werden können: so stimmt die Hoffnung auf Gewinn für jeden einzelnen Theilnehmer in der Regel genau mit der Größe des von ihm gezahlten Beitrags überein; und außerdem erhält jeder einzelne Theilnehmer einen Steindruck oder einen Kupferstich, welcher, da die Kosten der Ausarbeitung desselben wegen der Menge der abzuziehenden Exemplare verhältnißmäßig gering zu seyn pflegen, in der Regel allein so viel werth ist, als der Beitrag ausmacht. Bei alle dem ist aber doch nicht gesagt, daß gerade diese Lage der Dinge vorzugsweise das Motiv und den Beruf zur Theilnahme abgeben müsse. Es ist Sache jedes Einzelnen für sich, zu bestimmen, in welchem Sinne er an der Anstalt Theil nehmen will; und ein an sich gutes Unternehmen verliert durch den zufälligen Nebenumstand, daß es den Interessenten Vortheile gewährt, Nichts an seinem Werthe.

Weit gewichtiger, als von der materiellen Seite, tritt das Wesen der Kunstvereine in den moralischen Beziehungen hervor. Hier sind es hauptsächlich zwei Mittel, durch welche sie wirken, zuerst durch die jährlichen Ausstellungen, und dann durch die Vertheilung von Kunstwerken mittelst des Looses.

Durch diese jährlichen Ausstellungen in den Hauptstädten Deutschlands wird zwischen dem Künstler und dem Volke eine fortwährende, beiden gleich heilsame Verbindung hergestellt. Der Künstler übergiebt auf ihnen sein Streben der Oeffentlichkeit, und erhält dafür alle das Hebende, Belebende und Belehrende zurück, welches die Oeffentlichkeit immerfort zu geben vermag. Er lernt durch sie die Forderungen und Bedürfnisse des Lebens kennen, und lernt sich ihnen anschließen.

Es wird durch sie für die Künstler unter sich ein reger Wetteifer herbeigeführt, der mindestens vor Einseitigkeit und eitlem Verdumpfen bewahrt. Beim Volke dagegen, welches die ausgestellten Kunstwerke beschaut, genießt und beurtheilt, wird durch die Ausstellungen der Sinn für das Schöne und die Empfänglichkeit für reine Formen und edle Verhältnisse geweckt und genährt; und der Kunst, die überhaupt kein Privilegium einzelner Classen oder Individuen, sondern das Vorrecht der ganzen Menschheit ist, wird allmälig der Platz wieder gegeben, der ihr gebührt, und der Einfluß auf die Welt, auf Gesinnung und Leben wieder eingeräumt, der ihr zukommt.

Zu einer gleichen Verschmelzung der Kunst mit dem Leben und zur wechselseitigen Erhebung beider wirkt die regelmäßige Vertheilung von Kunstwerken unter den Mitgliedern und die Versendung von Nachbildungen ausgezeichneter Gemälde durch Steindruck oder Kupferstich. Jede solche Nachbildung erweitert durch die Bekanntmachung mit den vorzüglichsten Erscheinungen der Zeit den Kreis der Verehrer des Schönen, und jedes Kunstwerk, das durch den Verein unter seine Mitglieder ausgetheilt wird, ist ein lebendiger Apostel der Kunst. Mag es auch in diesem Berufe manchmal, da das Loos blind ist, unter die Heiden kommen. Wo wäre gleiche Gefahr zu verhindern? Die Gesinnung ist es, welche den Tempel der Kunst baut, und in der Regel läßt sich annehmen, daß ein tüchtiges Kunstwerk in der Hütte des Armen, in welcher es den köstlichsten Schatz bildet, eben so sorgsame Pflege und lebendige Verehrung finden werde, als in den Palästen der Großen, wo es häufig unter andern Gegenständen des Luxus versteckt liegt.

Aber auch außer den regelmäßigen Ausstellungen und den Vertheilungen von Kunstwerken üben diese Vereine ihren wohlthätigen Einfluß durch den lebendigeren Verkehr zwischen Künstlern und Kunstfreunden, den sie in's Leben rufen, und durch die größeren Unternehmungen in Angelegenheiten der Kunst, welche die Vereinigung Mehrerer zu dem nämlichen Zwecke in ihnen möglich macht. So konnte der Verein zu München, nachdem er einige Jahre bestanden, an die Stelle der periodischen, jährlichen Ausstellungen eine fortwährende treten lassen, auf welcher die Künstler ihre Werke gleich nach der Vollendung zur Oeffentlichkeit bringen. Zugleich sorgt derselbe in seinem Locale dafür, daß Nachrichten, welche die Kunst interessiren, durch Schrift und Wort schnell bekannt werden. Auch hat dieser Verein, meist durch Geschenke von Kunstfreunden und Künstlern, ein Inventar erworben, das schon im Jahre 1832 auf 12000 Fl. geschätzt wurde, und dessen Gebrauch jedem Theilnehmer frei steht. Der Verein zu Hannover gab im Jahre 1835 ein periodisches Blatt heraus, welches dazu diente, die Urtheile über die zur Ausstellung jenes Jahrs gekommenen Werke festzustellen und zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Die Vereine zu Dresden und zu Hannover setzen jährlich Preise aus, um das Streben der Künstler in einzelnen, durch den Geschmack der Zeit wider die Gebühr zurück gesetzten Richtungen, z. B. in der Historien-Malerei, oder in der plastischen Kunst, zu fördern. Für den Verein zu Düsseldorf ist es eine der Grundbestimmungen, der Verwendung der Kunst zum Schmucke des öffentlichen Lebens Vorschub zu thun, und ihr auf solche Weise wo möglich einen Platz wieder zu gewinnen, den sie zumal im protestantischen Deutschland so schwer vermißt. Der Verein zu Mainz hat bewirkt, daß dem Erfinder der Buchdruckerkunst in seiner Vaterstadt ein Denkmal stehn wird, das von dem Danke und der Verehrung, welche die Deutsche Nation dem Verdienste zollt, Zeugniß giebt. Sämmtliche Vereine Deutschlands stehn zur wechselseitigen Unterstützung ihres Strebens unter einander in Verbindung, und tragen so dazu bei, daß das Bewußtseyn der Einheit Deutschlands, wie in Sprache und Literatur, so auch in der Kunst lebendig erhalten werde.

Genug, um die schnelle und allgemeine Theilnahme, welche diese Kunstvereine binnen kurzer Zeit in ganz Deutschland gefunden haben, zu erklären. Nicht nur die Häupter der Nation haben sich ihnen willig und freudig angeschlossen; sondern auch die zahlreiche Menge ist nirgends zurück geblieben, ein neuer Beweis dafür, daß der Sinn für das Gute und Schöne an Rang und Stand nicht gebunden ist, und dann aber auch dafür, daß die Früchte der allgemeinen Bildung, welche die in neuern Zeiten immer mehr rege gewordene Sorge für Unterricht und Erziehung im Volke verbreitet hat, allmälig beginnen reif zu werden. —t—

Räthsel.

Ein stolzes Wort, das Völker hebt und beugt;
Rückwärts ein Thier, das Niemand hütet leicht.

(Auflösung in № 44.)

Auflösung der Charade in № 42:

Galgenvogel.

Hierbei № 43. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 44.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 3. Februar 1836.

Lebewohl der Arabischen Wirthin.

Nach Victor Hugo.

Weil unser schönes Land dich nicht zu fesseln weiß,
Der Palme Schatten nicht, und nicht der gelbe Mais,
Die Füll' und Ruh' nicht, die uns krönen;
Weil es, o fremder Mann, das Herz dir nicht bewegt,
Wenn unsrer Schwestern Schaar die jungen Brüste schlägt
Und tanzt zu deines Liedes Tönen:

Leb' wohl! — Mit eigner Hand hab' ich für dich gezäumt,
Daß du es bänd'gen kannst, wenn es sich muthig bäumt,
Dein Pferd mit dem furchtlosen Auge;
Den Sand wühlt auf sein Huf; sein Kreuz ist rund und schön,
Und leuchtend, wie ein Fels im Schilfmeer, anzusehn,
Den glatt gespült der Brandung Lauge.

So ziehst du rastlos denn, und fürchtest nicht des Ritts
Ermüdung! Wärst du doch, wie sie, die trägen Schritts
Ihr Dach von Tüchern oder Zweigen
Man nie verlassen sieht, die Abends müssig vor
Des Zeltes offner Thür Erzählern leihn das Ohr,
Und träumend zu den Sternen steigen!

O, hättest du gewollt! — warum auch mußt du ziehn? —
Wie gerne würde dir im Zelt auf ihren Knien
Der Mädchen Eine Datteln reichen!
Gern hätte deinen Schlaf sie mit Gesang bewacht,
Gern einen Fächer dir aus grünem Laub gemacht,
Die bösen Fliegen zu verscheuchen.

Doch du ziehst einsam fort! — Fremdling, sehr stolz bist du!
Aus dem Gestein des Wegs sieht deines Pferdes Schuh,
Den eisernen, man Funken schlagen.
Im Schatten glänzt dein Speer; schon mancher Geist zerriß

An ihm die Flügel, ließ er in der Finsterniß
Vom Sturm sich durch die Wüste tragen.

Kehrst du zurück, o dann, daß meine Hütte leicht
Du findest, steig' auf dieß Gebirg! Sein Rücken gleicht
Dem des Kameels! Hast du erklommen
Den Berg, dann sieh' umher! mein Hüttendach von Rohr
Ist wie ein Bienenkorb; der Hütte einz'ges Thor
Sieht hin, von wo die Schwalben kommen!

Und kehrst du nicht zurück, o schöner weißer Mann,
Der Mädchen dieses Dorfs gedenk' zuweilen dann,
Die barfuß tanzen auf den Dünen!

Zugvogel, den sein Hang von Land zu Lande treibt,
O, denke gern an sie, denn dein Gedächtniß bleibt
Im Herzen mancher unter ihnen!

Leb' wohl denn! — Zieh' grad' aus! — Hüt' vor der Sonne dich!
Uns bräunt das Antlitz sie, doch dir versengt ihr Stich
Die Rosen, die auf deinem glühen!
Hüt' vor der Alten dich, die zaubert — fleuch im Trab!
Vor ihnen auch, die Nachts mit einem weißen Stab
Auf's gelbe Sandfeld Kreise ziehen!

F. Freiligrath.

Vom Hexen-Processe vor den Gerichten im Umfange der ehemaligen Grafschaft, des jetzigen Fürstenthums, Lippe.

II. Johann Abschlag, eine Criminal-Geschichte aus den Zeiten des Hexen-Processes.

(Schluß.)

Abschlag hatte darum nachgesucht, seinem ältesten Sohne die ausstehenden Forderungen, wovon die Seinigen nach seinem Tode sonst keine Nachricht haben würden, mündlich anzeigen zu dürfen. Nachdem nun dem Gefangenen seine gethanen Bekenntnisse von der Deputation wieder vorgehalten, und die Frage: ob er annoch beständig dabei bleibe, von ihm bejahend beantwortet war, wurde Abschlags ältester Sohn zu seinem Vater in's Gefängniß gelassen, der dann seinem Sohne jene Forderungen an Capital und Zinsen bei Thaler und Groschen in die Feder dictirte. Als nun die Deputirten von ihm Abschied nehmen wollten, hat Abschlag, wie es im Protokolle heißt, sich gegen seinen Sohn also herausgelassen: „Sohn, was ich dir und deiner Mutter auf unserer Kammer gesagt, dabei bleibe ich annoch, und bin unschuldig, und eher reiße mir der Teufel das Herz aus dem Leibe. Und weil mir von dem Walle zugerufen worden, daß die Gräfin zu Detmold sollte gesagt haben, wenn ich unschuldig wäre, könnte solches ja durch die Wasserprobe wohl erwiesen werden, so habe ich mich dazu erboten, und will noch darum gebeten haben, daß man mich auf's Wasser bringen möchte.“ Der Sohn aber ruft: „Ach! Vater, wenn ihr das thun werdet, so begehre ich euer Sohn nicht zu heißen. Ich habe in Büchern gelesen, daß ich wohl weiß, was die Wasserprobe thut, und ich weiß, wenn ihr hinauf kommt, ihr werdet wohl schwimmen. Wenn ihr unschuldig seyd, wie ich dann euer Herz wohl kenne, wie

auch Dr. Sprütte selbst gesagt, daß seine Mutter (die Witwe Böndel) euch das Zaubern nicht gelehrt habe, so kann man wohl anders dazu kommen. Ich weiß wohl, die von Lemgo sind euch nicht gut, der Graf von der Lippe auch nicht, darum kann man auch nichts erhalten." Darauf demselben eingeredet worden, daß er sich des Schimpfens enthalten solle. Der Magistrat sowohl als die hohe Landesobrigkeit ihr Gewissen wohl betrachten und gegen dessen Vater nichts mehr, als was das Recht mit sich brächte, vornehmen würden.

Da Abschlag, der dringenden Bitten seiner Kinder ungeachtet, dabei beharret, sich der Wasserprobe zu unterziehn, so verfügen sich deputati am 11. Sept. zu ihm auf den Thurm, remonstriren weitläufig, wie sie sich ausdrücken, daß es mit der Wasserprobe betrüglich sey und diese ihn nicht retten könne. Er möge schwimmen oder nicht schwimmen, man werde darauf nicht sehen, er werde nur sich und die Seinigen in Schimpf bringen.

Abschlag beharret dennoch bei seinem Wunsche und sucht denselben durch Bitten und gute Worte zu erreichen. „Ihr Herren," äußert Abschlag, „ich kann nicht sagen, daß ihr mir Unrecht thut; denn ihr thut, was das Recht mit sich bringt. Nun vergönnt mir doch das Baden. Denn wie können wir sonst geschieden werden? Und meine Frau und Kinder würden vor Gericht und nach meinem Tode sagen, daß ich unschuldig sey, und würden euch Werk machen. Gehe ich nun zu Grunde, so bin ich ein ehrlicher Kerl, schwimme ich aber, so will ich schuldig seyn und mich bequemen. Gönnt mir doch meinen Willen! Ich achte keinen Schimpf, zumal ich bereits Schimpf genug habe," mit dem Beifügen: „ich weiß nun wohl, daß meine Frau mir kein Hemd schicken wird, darum bitte ich euch, Herr Cämmner, lasset mir ein Hemd machen, damit ich baden kann, ich will es euch redlich bezahlen. Auf die Bemerkung der Deputirten: er könne des Badens entübrigt seyn, da sich seine Frau und Kinder zu Recht erboten hätten, und Proceß mit denen von Lemgo führen wollten, erwiedert Abschlag: das geständе er ihnen nicht, zumal die Herren von Lemgo ihm kein Unrecht und nicht mehr gethan, als was ihnen von der Universität vorgeschrieben, und wozu sie Befugniß hätten. Er bittet wiederholt um die Wasserprobe, worauf ihm deputati die Hand geben müssen.

Die Wasserprobe ging am 12. Sept. vor sich, worüber Berner folgenden Bericht zu den Acten gebracht hat.

Abschlag habe zwar bereits seine Sünde bekannt, jedoch widerrufen und die Wasserprobe verlangt, auch, ungeachtet er durch die Geistlichen und andere abgemahnt worden, sich davon nicht abbringen lassen. Die Herren von beiden Räthen würden es sich also gefallen lassen müssen, an den Ort zu gehen, wo die Tragödie aufgeführt werde. Abschlag möge übrigens schwimmen oder nicht schwimmen, so solle doch geschehen, was Rechtens und die verschiedenen Rechtsbelehrungen mit sich führten. „Hiernächst die Herren von beiden Räthen in ihrer Ordnung nach St. Johannes Pforte, woselbst Abschlag auf das Wasser gesetzt werden soll, gegangen, und als der Scharfrichter, Meister David Clausen, mit seinen zwei Dienern ihn wie gebräuchlich gebunden und auf's Wasser vom Brett gleiten lassen, hat derselbe geschwommen, und als er wieder herausgezogen, gesagt: er hätte all genug und begehrte nicht wieder auf's Wasser; so ist er jedoch noch zum andern Mal gebunden, und zum dritten Mal ungebunden auf's Wasser gesetzt und hat allemal geschwommen, worauf er wieder zum Thurme gebracht ist."

Abschlag hatte bei seinem auch in den schrecklichsten Tagen stets ungetrübten Verstande leicht begriffen, daß für ihn jetzt, zumal er, um

den unerträglichen Schmerzen der höllischen Folter zu entgehn, auch außer der Tortur das Verbrechen der Magie wiederholt bekannt hatte, bei Menschen keine Hülfe mehr zu finden sey; er hatte an das Gottesurtheil appellirt. Ueberdrüssig der Herz und Leben fressenden Qualen des scheußlichen Kerkers, der Barbarei entmenschter Peiniger, des Abscheus und der Verachtung einer wahnbethörten Menge und selbst des Argwohns seiner Freunde und Verwandten, hatte er resolut die Entscheidung seines Schicksals auf einen Wurf gesetzt. Er hatte gespielt und gegen Meister Davids Kunst sein Spiel verloren. Willig würde er, darf man wohl glauben, seinen Nacken dem Richtschwerdt dargeboten haben, aber es waren ihm noch neue moralische Qualen von seinen Peinigern zugedacht, die bei dem wackern Abschlag vielleicht die körperlichen Leiden überwiegen mochten. Er wurde gezwungen, auf unschuldige Menschen auszusagen und diese mit in sein Verderben zu ziehen. Doch kann es uns zum Troste gereichen, daß die Aussagen Abschlags, so viel bis jetzt bekannt geworden, in keinem Hexen-Proceß als Beweismittel benutzt sind.

Kaufmann Rottmann aus Lemgo, welcher sich, wegen Zauberei angeklagt, um den Qualen der Folter zu entgehen, am 14. Junius 1666 im Gefängnisse mit einem Messer erstach, erklärt zwar, seine Söhne hätten ihm gesagt, daß Abschlag und die Witwe Böndel auf ihn gepeinigt wären. Er ist aber nicht mit Abschlag, wohl aber mit drei andern ebenfalls wegen Zauberei verhafteten Personen confrontirt, und von diesen auch bei der Confrontation der Zauberei beschuldigt worden.

Nach gewohnter Methode begaben sich die Folter-Deputirten, den Secretair Berner an der Spitze, sofort nach der Wasserprobe mit Meister David und seinen zwei Knechten zu dem gefangenen Abschlag. Höhnend und sich an seiner Demüthigung weidend werfen sie ihm vor: er habe nun gesehen, daß er geschwommen habe und vom Teufel betrogen sey; mit dem Bedeuten: er solle in der Güte bekennen, oder die Tortur gewärtigen. Abschlag bekannte nun, wie sich Berner ausdrückt, gutwillig, er habe vor 25 Jahren, beim Einkauf von Tuch für seinen damaligen Diener Christian Schnittger, mit der Witwe Böndel Branntewein vor ihrem Kramladen getrunken. Da habe sie ihn in ihre Stube geladen und gesagt: ich will ein halbes Kopfstück mit euch wagen. Als sie zusammen in die Stube gekommen und eine Unterredung gehabt, habe sie ihm gesagt, wenn ihm eine hübsche Jungfrau beliebte, wolle sie ihm eine zuführen. Er habe geantwortet: sie sey ja auch eine hübsche Frau. Nein! habe sie erwiedert; dieselbe ist anders geziert als ich; worauf dann alsbald eine Jungfrau in grünen Kleidern gekommen sey, sich zu ihnen gesetzt und mit ihnen getrunken habe. Die Böndeln habe es ihm im Branntewein eingegeben, daß er eine Affection zu der Jungfer verspürt; er habe dann Gott verleugnet, ein Giftpulver wie Tabaksasche bekommen und damit, um die Kunst zu probiren, sein eigenes, auch fremdes Vieh vergiftet. Sonst habe er keinen Schaden gethan. Es wäre ihm in zwei Nächten im Traume vorgekommen, daß er einen weißen Engel gesehn (seinen guten Genius, der ihm aus einer andern Welt entgegen kam). „Fleißig ermahnt, die Wahrheit zu sagen, sonst vermöge der Information mit der Tortur zu verfahren. Wisse nichts mehr und habe keinen weitern Schaden gethan, als den er bekannt. Den zweien, die er genannt, nämlich Mathias Gerhard Peinhorst und Jobst Mellinghausen, das Zaubern gelehrt. Als er nicht gewollt, Meister David aufgefordert, welcher ihn gewarnt und die Wahrheit zu sagen erinnert. Sagt: hätte es im Traume gehabt, daß er sich baden lassen solle; seine Buhlin habe ihm gesagt, daß er baden und keine Noth haben, sondern zu

Grunde gehen solle, aber betrogen. Abereins ermahnt, zu bekennen und die Wahrheit zu sagen, aber nicht gewollt. Darauf Meister David seine Diener aufgefordert, welche die tormenta hervorgelangt und ihm vorgelegt. Darauf weiter bekannt, daß er vor 14 Jahren, als er auf der Wage in Gesellschaft gewesen, und im Hofe sein Wasser abgeschlagen, dem Kinde des benachbarten Bürgers Dunker einen Apfel, worin er Gift gethan, gegeben. Das Kind habe den Apfel gegessen und sey davon gestorben. Den Knaben der Witwe Perlensticker habe er vor etwa 12 Jahren vergiftet, daß er einen krummen Rücken bekommen. Er habe das Gift dem Spielmann Töns Lebenig gegeben, der es dem Kinde beigebracht. Derselbe spiele beim Hexentanz auf einer gläsernen Trompete." Abschlag benennt nun ferner als Complicen den Hermann Meier und Johann Rottmann. „Erinnert, die übrigen zu nennen, aber nicht gewollt. Sind ihm die Augen zugebunden. Nennt David Wellmann, den alten Apotheker; der gewesene Pastor Müller mache allerhand Kurzweil bei den Hexen-Tänzen und säße bei den Weibern am Tische. Falco Riese, Caspar Peinhorst, Heinrich Overbeck säßen ohngefähr ein acht oder neun unter ihnen, Cord Clausings Frau, die Pollhenksche oder Dohmsche, Hans Kühn und Frau. Als er nicht mehr genannt, ihm die Hände zurückgebunden, und ermahnt, ferner zu bekennen. Sagt: er habe der Kathrine Asemissen das Zaubern gelehrt, habe sich mit Johann Rottmann, David Wellmann und Herrn Hermann (Müller), der Schönstakeschen, Haßbeckschen und des Goldschmieds Nicodemus Frau auf dem Tanze berathschlagt, wie sie diesen Executions-Proceß umstoßen könnten, als 1) etliche hohe unschuldige Leute zu benennen; 2) die, welche den Proceß dirigirten, zu vergiften; 3) die Sache eine Zeit lang anzusehn, indem die von Lemgo schon große Widerwärtigkeiten hätten. Wann

sie ein fünf oder sechse gebrannt, dann sie wohl aufhören sollten. Als Abschlag nicht mehr sagen wollen, an die Leiter gebracht, aber dennoch nichts mehr bekennen wollen. Meister David ihn gewarnt, die Wahrheit und mehr auszusagen. Aber nicht gewollt. Aufgezogen. Endlich gesagt, daß er von Johann Meier in Herford 500 Rthl. für Korn bekommen; da habe ihm Rottmann zugemuthet, ihm diese zu leihen, damit wolle er denen von Lemgo etliche hundert Thaler stehlen, wovon er halb Part haben solle, welches er jedoch verweigert. Abereins ein wenig aufgezogen. Darauf bekannt: Johann Rottmann habe die Kühe und Pferde des Beisitzers Hillmar Kuckuck, welchem er böse gewesen, vergiften wollen, welches er, Abschlag, jedoch damals verhindert. Rottmann habe auch geäußert, daß er dem Burgemeister Dr. Kerkmann, der ihm großen Schimpf angethan, ein Leid zufügen wolle. Rottmann habe ihm auch Kraut gegeben, um damit Balthasar Kriegers Schwägerin zu vergiften, wenn sie in Abschlags Haus kommen werde. Das Zaubern habe auch sein Junge, Hans aus Schwaben, von ihm gelernt, dem in Polen der Kopf abgehauen sey, und seine Magd Lucia aus Sommersell, die noch vor wenig Wochen in seinem Hause gewesen und gebettelt. Wollte bei allem bleiben, was er bekannt, und darauf leben und sterben, denn es wäre alles wahr."

Hiermit schließt sich die Inquisition gegen Abschlag; aber erst am 19. Januar 1666 wurde er hingerichtet. Die Verzögerung hat vielleicht darin ihren Grund, daß von der inhaftirten Witwe Böndel am 27. Oct. 1665 nicht nur die sie selbst betreffenden Geständnisse, sondern auch die Angabe, daß Abschlag das Zaubern von ihr gelernt habe, beharrlich widerrufen wurde. Der Magistrat zu Lemgo beklagt sich darüber bitterlich gegen seine „großgünstigen" Freunde, die Mitglieder der Juristenfacultät zu Rinteln, in

seinem Schreiben vom 5. November. Es sey kein Zeichen der Bußfertigkeit an der Gefangenen zu verspüren, und kein Mittel zu ihrer Bekehrung ausfindig zu machen, inmaßen sie, ohne Zweifel von ihrem eignen Sohne, dem Dr. und Rector der Schule zu Lemgo, Arnold Sprütte, verführt, alles das, was von ihr auf dem Thurme, also vom 21. August bis jetzt, umständlich und wiederholt bekannt sey, jetzt widerrufen habe. Der Magistrat hielt es wahrscheinlich zu gewagt, unter diesen Umständen die Hinrichtung Abschlags vollziehen zu lassen. Rintelenses aber hatten die Bitte des Magistrats um ein richterliches Gutachten, gegen die sofort vom Boten zu erlegende Gebühr: „wie doch „gegen diese Böndeln zu procediren, und was „mit ihr anzufangen sey, um sie zu besserem „und beständigerem Geständniß und zur Bußfer„tigkeit zu bringen," nicht enthört, und Meister David in Verbindung mit dem Magister Kemper, welche sich treulich in die Hände arbeiteten, ohne Zweifel (die mangelhaften Acten des Processes gegen die Witwe Böndel geben darüber keine Auskunft) die rechten Mittel dazu gefunden; inmaßen die Urgicht vom 27. December 1665 vermeldet, daß die Witwe Böndel den Inhalt der Anklage unbedingt einräume, und dabei versichere, daß sie das Eingestandene auch ihrem Seelsorger (Magister Kemper) gutwillig in der Beichte bekannt habe.

In den althergebrachten an die altdeutschen Volksgerichte erinnernden Formen wurde über Johann Abschlag am 19. Januar 1666 das s. g. hochnothpeinliche Halsgericht am gewöhnlichen Orte, auf dem Markte, unter dem erst in neuer Zeit abgebrochenen Richtstuhl am jetzigen Eberhardtschen Hause, gehalten, und die Hinrichtung vollzogen. Das gegen Abschlag ergangene Todesurtheil hat sich nicht vorgefunden, und eben so wenig eine sonstige Nachricht über die Art seiner Hinrichtung. Diese Lücke möchte sich aber mit Wahrscheinlichkeit in folgender Art ergänzen lassen. Der damals höchst geldbedürftige Magistrat zu Lemgo hat in nicht ungewöhnlicher Weise auf Gesuch der Familie Abschlags, gegen eine beträchtliche Geldsumme, die Begnadigung mit dem Schwerdte und die Beerdigung der Leiche an der Mauer des St. Johannes Kirchhofs bewilligt. Abschlag, der dem Tode in so manchen Schlachten, Scharmützeln und Zweikämpfen Trotz geboten, hat mit männlicher Resignation und mit dem seinem Zeitalter eigenthümlichen festen Glauben an die persönliche Fortdauer in einer andern und bessern Welt, ruhig und ohne Zagen, seinen Nacken dem sicher treffenden Schwerdte Meister Davids dargeboten; er hat seinen Feinden, die nicht wußten, was sie thaten, christlich verziehn, und sich selbst mit seinem Peiniger Meister David befreundet, der ihm ja den letzten Liebesdienst erzeigte, und ihn schnell von allem Erdenjammer erlöste. Kerkmann und Berner triumphirten, wohl nicht ohne die schmähliche Lust gesättigter Rache, die gute Stadt Lemgo von diesem generali malefico befreit zu haben. Der Lemgoische Pöbel ergötzte sich an dem gewohnten blutigen Schauspiele, und ging beruhigt und mit größerem Respekt gegen seine ihn so kräftig wider den Teufel und seine Genossen schirmende Obrigkeit wieder an seine gewohnten Geschäfte. Nur die Familie Abschlags und seine alten Kriegsgesellen und sonstigen Freunde waren in Trauer versenkt, wenn nicht auch in den letztern (Abschlags Frau und Kinder werden in dem Glauben an seine Schuldlosigkeit nicht gewankt haben) der Zweifel an Abschlags Unschuld entstanden seyn, und somit Abscheu und Verachtung an die Stelle der Liebe und Hochachtung getreten seyn sollte. Wir aber (d. h. der Verfasser und hoffentlich auch die Leser dieser Blätter) freuen uns, daß es Abschlags erbitterten Feinden mit allen ihnen zu Gebote stehenden Hülfsmitteln der Anschwärzung und Verläum-

Lipp. Landesbibliothek Detmold

dung nicht gelungen ist, auch nur einen schwarzen Flecken auf seinen Charakter zu bringen.

Sein Name lebt noch fort in der Bezeichnung verschiedener in der Lemgoischen Feldmark liegender Grundstücke (Abschlags-Brede, Abschlags-Wiese); sein Andenken war im Strom der Zeit längst untergegangen. Aber wenn der Verfasser dieses, für manchen Leser vielleicht zu trocknen, jedoch treuen Acten-Auszugs, nicht etwa durch eine Vorliebe für den Helden seiner Erzählung zu sehr getäuscht werden sollte, so war Abschlag doch etwas mehr als ein ehrlicher Kerl, wie er sich selbst bescheiden zu bezeichnen pflegte, er war nicht bloß ein Cavalier (Edelmann, Ehrenmann) im Kriege, sondern auch im Frieden, und verdiente wohl, daß mit seinem Andenken auch seine Ehre bei seinen Landsleuten in diesen vaterländischen Blättern wieder hergestellt wurde.

A.

Anekdote.

Als der Minister des geistlichen Departements von einer Beschränkung der kath. Soldatenschule in Berlin am 22. Jun. 1740 schrieb, antwortete Friedrich II.:

„Die Religionen Müsen alle **Tolleriret** werden und Mus der **Fiscal** nur das Auge darauf haben, das keine der andern abrug Tuhe, den hier mus ein jeder nach Seiner **Fasson** Selig werden."

Chronik des Tages.

Detmold. Uebersicht über die Verwaltung des Amts Detmold im Jahre 1835.

1) Criminalia.

Die Anzahl der Untersuchungen und Verhandlungen wegen peinlicher Vergehen sind:

wegen	Diebstahls . . .	13
—	Wilddieberei . .	2
—	Schatzgräberei . .	1
—	Selbstmordes . .	1
—	grober Injurien . .	1
—	versuchten Raubes .	1
—	Ehebruchs . . .	1
		20.

2) Gohgerichts-Excesse.

Die Anzahl der Gohgerichts-Excesse von Ostern 18ZZ betrug:

1)	in der Vogtei Detmold .	89
2)	in der Vogtei Falkenberg .	56
		145.

(1834 192 Gohgerichts-Excesse).

Die Verschiedenheit der diesjährigen gegen die vorigjährige Anzahl der Excesse hat zum Theil darin ihren Grund, daß im letzten Register oftmals mehrere Wrugen unter einer Nummer zusammenstehen. Das Gohgericht wurde am 19. August abgehalten, die Bescheide publicirt, und da höheren Orts keine Reformatorien im Wege des Recurses erfolgt sind, vollzogen. Es fällt auf, daß die delicta carnis sich sehr vermehren und seit einem Jahre 6mal die Väter unehelicher Kinder von Mädchen fälschlich angegeben sind. Auch haben die Real-Injurien verhältnißmäßig im vorigen Jahre zugenommen.

3) Forstercesse.

Die Anzahl der im Jahre 1835 untersuchten Forst- und Jagdfrevel betrug:

vom	4ten Quart.	1834 . .	221
—	1ten —	1835 . .	161
—	2ten —	— . .	187
—	3ten —	— . .	185
			752.
		1834 .	686,
		also mehr .	76 Exc.

4) Excesse wegen Schulversäumniß.

Die Anzahl dieser Excesse hat kaum 40 betragen und noch mehr abgenommen.

Kann man die Anzahl der Anzeigen zum Maaßstabe nehmen, so werden die 10 Schulen des Amts musterhaft fleißig besucht.

5) Flurexcesse.

Das Flurgericht ist nur für Hohenwart und Hakedahl abgehalten.

Durch die letzte Verordnung ist dieß Institut fast ganz eingegangen.

6) Civil-Justiz-Sachen.

Die Anzahl der Civil-Justiz-Sachen ist	525,
im Jahre 1834	287,
mehr .	38.

7) Concurse.

Die am Ende des vorigen Jahrs annoch anhängigen 12 Concurse und Stätte-Verkäufe sind sämmtlich beendigt oder abgewandt.

Seit 16 Jahren hat das Amt sich desselben Glücks nicht erfreuet, keinen Concurs zu haben. Auch jetzt scheint kein Concurs nahe bevorzustehen.

8) Requisitionen.

Die Beziehungen des Amts zu inländischen und auswärtigen Behörden in Criminal-, Civil-, Polizei- und Steuersachen veranlaßten mancherlei Requisitionen, deren Zahl jedoch nicht angegeben werden kann.

9) Handlungen freiwilliger Gerichtsbarkeit.

Die Anzahl letztwilliger Dispositionen, Colonatsalienationen und Dismembrationen, der Atteste aus Hypotheken- und Lagerbüchern, über Aufführung, Vermögen und verwandtschaftliche Verhältnisse läßt sich nicht genau angeben.

10) Hypotheken-Wesen.

Die Anzahl der Ingrossationen war in:

V. Detmold:

Mosebeck	6
Heidenoldendorf	16
Hiddesen	14
Oberschönhagen	9
Leistrup	7
Remmighausen	3
Hakedahl	3
Brokhausen	4
Vahlhausen	12
Niederschönhagen	5
Biesen	2
Schmedissen	4
Spork	15
Schönemark	9

V. Falkenberg:

Haustenbeck	25
Berlebeck	19
Heiligenkirchen	8
Fromhausen	6
Hornoldendorf	2
	167,
1834	145,
mehr	22.

Die Anzahl der Löschungen stehet mit der der Ingrossationen ohngefähr in gleichem Verhältniß.

Die Anzahl der Transscriptionen ist nicht speciell ermittelt.

11) Leihecasse-Sachen.

Die Leihecasse-Darlehne haben sich vermindert.

Daß der Zinsfuß von 5 auf 4 Procent von der Leihecasse herabgesetzt worden, ist für den Landmann von heilsamen Folgen gewesen. Viele seiner Zinsen sind dadurch heruntergedrückt.

(Schluß folgt.)

Detmold. — Seit einiger Zeit cursiren hier im Lande s. g. Promessen-Scheine des Christian Scholl seel. Witwe, durch deren Versprechungen und Anpreisungen vielleicht Mancher verleitet werden könnte, solche Promessen an sich zu kaufen, und sein Geld in die Schanze zu schlagen. Eine genauere Prüfung derselben ergiebt, daß es nicht allein sehr unvortheilhaft, sondern auch sehr gewagt ist, sich in Ankäufe der Art einzulassen, und durch Vermittelung des Christian Scholl in Frankfurt a. M. an der Badischen Staats-Lotterie-Anleihe Theil zu nehmen. Eine weitere Ausführung ist hier überflüssig, da Jeder sich selbst durch genaue Ansicht der Sache überzeugen kann; weshalb sich Einsender mit dieser allgemeinen Warnung begnügt.

Bösingfeld. — Der 4 Jahre alt gewordene Sohn eines hiesigen Bürgers ist am 19. v. M. in Abwesenheit seines Vaters, welcher sich entfernt, um Wasser zu holen, so wie der Mutter, welche beim Säuern des Teigs beschäftiget gewesen, in den zum Zwecke des Brodbackens mit heißem Wasser gefüllten Kessel, der auf der Wohnstube gestanden, gefallen; er ist von der auf sein Geschrei herbeigeeilten Großmutter aus dem Kessel hervorgezogen worden; man hat ihn alsbald mit geronnener Milch gewaschen, und da keine bedeutende Verletzungen zu bemerken, der Knabe sich auch bald beruhiget, die Sache nicht bedenklich erachtet und erst am andern Tage, den 20. v. M., zum Amtschirurgus Stüde geschickt; das Kind aber ist am Abende dieses Tages gestorben und am 24. v. M. zur Erde bestattet worden.

Räthsel.

1. 2. 3. 4. 5.
Von Eisen ist der Stoff und auch von Horn,
Verkürzet wächst es bald von vorn;
Schlägst du's, so triff ihm auf den Kopf;
Durchaus nicht taugt es für den Magen,
Und wolltest du's im Haupte tragen,
Schilt man dich Geck und lächerlichen Tropf.

2. 1. 3. 4. 5.
Man findet es an Fenster, Thür und Thor,
Auch manches Thier sein Leben dran verlor.

(Auflösung in № 45.)

Auflösung des Räthsels in № 43:

Sieg — Geis.

Hierbei № 44. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 45.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 10. Februar 1836.

Erklärung in Bezug auf den Aufsatz: „Zur gerechtern Würdigung des Pietismus“ in Nr. 39.

Dem Verfasser der „Gedanken in Bezug auf gerechtere Würdigung des Pietismus“ in Nr. 33, welcher mehrseitige Beleuchtung und ruhige Verständigung durch dieselben zu veranlassen hoffte, war es nur erwünscht, daß der angeregte Gegenstand von einem Andern bald wieder zur Sprache gebracht wurde. Nach wiederholter aufmerksamer Durchlesung des Aufsatzes in Nr. 39 muß er jedoch stark bezweifeln, ob durch eine Behandlung und Beweisführung, wie sie der ungenannte Verfasser giebt, die Sache selbst klarer geworden und ein sicheres Urtheil begründet seyn dürfte. Die Entgegnung möchte daher um so mehr auf sich beruhen bleiben, als keine der 17 Thesen dadurch entkräftet zu seyn scheint; doch da einige Aeußerungen den Verfasser des ersten Aufsatzes zu einer ihn selbst betreffenden Erklärung auffordern, mag zugleich auch versucht werden, dem Urtheil der Leser die Punkte, welche vorzüglich bei einer solchen Diskussion in Betracht kommen, deutlicher vorzuführen.

Zunächst scheint die Ironie, mit welcher die Widerlegung der Gedanken eingeleitet wird, nicht an ihrer Stelle zu seyn. Wenn der Herr Entgegner erklärt, die Gedanken (in Nr. 33) „könnten Manchen, der noch schwankt, erwecken“ (worunter er Bekehrung zum Pietismus versteht), so wird damit denselben ein Vorwurf gemacht, welcher das zuvor ausgesprochene Lob in ein zweideutiges Licht stellt und den Verfasser zugleich mit berührt, den man wegen der gefürchteten Tendenz seines Aufsatzes für einen Pietisten halten müßte, wenn er nicht selbst unumwunden das Gegentheil erklärte. Was seine Person angeht, so kann ihn diese, obgleich höchst überraschende, Verdächtigung nicht verletzen, zumal ihm nicht unbekannt ist, wie neuerer Zeit ein lebhafter ausgesprochenes religiöses Interesse häufig mit dem Namen Pietismus oder Mysticismus schlechthin betitelt wird; doch meint er, sey es eines literarischen Kämpfers nicht würdig und der Sache nicht zuträglich, dergleichen nur vermuthend anzudeuten. Die Persönlichkeit hat hier durchaus nichts zu schaffen. Träte selbst ein

Pietist in die Schranken, so würde man es doch nur mit dem, was er *vorträgt*, nicht mit dem, was er *ist*, zu thun haben. Davon abgesehen, ist die Besorgniß einer gefährlichen Wirkung jenes Aufsatzes um so unbegründeter, weil die unbefangen prüfende Darstellung eines Gegenstandes keine falsche Aufregung (Erweckung) veranlassen, sondern nur zum Nachdenken auffordern kann. Wie will man eine Empfehlung des Pietismus da befürchten, wo die Allgemeingültigkeit desselben geleugnet wird! Unbedenklich kann man die Sätze gelten lassen, ohne darum im Geringsten sich etwas zu vergeben. Denn ohne Licht giebt es gar keinen Schatten; ohne vorhergehende Anerkennung eines wirklich Guten in jeder religiösen Richtung lohnte sich's kaum der Mühe, darüber zu reden, und weder Belehrung noch Bekehrung könnte das Resultat seyn. Die Regel **audiatur et altera pars** ist wie überall, so besonders auch vor dem Forum einer unpartheiischen Kritik zu beherzigen. Der Herr Entgegner, der das juridische **quilibet praesumitus bonus** für alle Andern, nur nicht für die Anhänger des Pietismus, so sehr in Anspruch nimmt, scheint sie auch hier vergessen zu haben, und hat sich darum nicht streng an das Thema „zur *gerechtern* Würdigung des Pietismus" gehalten.

Denn 1) er vermischt Pietismus und Mysticismus, die sich eigentlich entgegenstehen, indem dieser ein übermäßiges Gottinnigkeitsgefühl, jener ein Gefühl totalen menschlichen Unvermögens zur Grundlage hat. Mag es sich auch einmal treffen, daß beide mit einander vereinigt sind, so darf man dieß doch nicht überall voraussetzen, um den Religiosen dieser Art nicht mehr aufzubürden, als ihnen zukommt, und um nicht durch das Zuvielbeweisen nichts zu beweisen. Gehört etwa auch die abentheuerliche verrückte Behauptung, daß Gott von 12 bis 1 Uhr schlafe, dem Bekenntniß aller Pietisten an?

2) werden die Pietisten (welches Wort ein bekannter historischer Zuname ist) von vorn herein gradezu *Frömmler* genannt, was für den, welcher erst **sine ira et studio** untersuchen und dann richten will, nicht geziemend erscheint.

3) wird das Tadelnswürdige der ganzen Richtung aus dem Tadel, den Einzelne verschulden, gefolgert. Alle die angeführten Beispiele von krassen Aeußerungen und Thaten Einzelner sind bei der vorliegenden Untersuchung ziemlich irrelevant. Sie beweisen höchstens, was keines Beweises bedarf, daß verschrobene und verkehrte Individuen auch unter den Pietisten sich finden, keineswegs, daß dieß nothwendig aus dem Pietismus hervorgeht. Mit eben dem Rechte könnte man behaupten, daß das Christenthum überhaupt nicht tauge, weil so viele Bekenner desselben unwürdige Subjekte sind. Es ist gewiß nicht zu vergessen, daß uns jede Verkehrtheit bei den Pietisten um so mehr auffallen muß, weil sie als eine gesonderte Gesellschaft die Blicke Aller auf sich ziehen. Wer will aber sich herausnehmen, darzuthun, daß alle Nichtpietisten frei von Lastern und Thorheiten sind? oder daß bei diesen ein vortheilhafteres Verhältniß der Untadeligen zu den Unwürdigen sich herausstelle?

4) spricht der Herr Entgegner den Pietisten durchaus alles Gute ab und findet nur Tadel an ihnen. Dieß läßt sich aber gar nicht denken; als reine Negation wäre der Pietismus ein Unding, der doch sein wirkliches Bestehen hat. Man müßte die Pietisten sämmtlich in die Klasse von Wahnsinnigen oder Uebelthätern stellen, wenn man das behaupten wollte. Die Geschichte des Pietismus zeugt von manchem wesentlich Guten, das aus ihm hervorgegangen ist (man denke an Spener, Franke ꝛc.) und wer einigermaaßen mit dem weitverbreiteten Wirken desselben in unserer Zeit, wie mit manchen achtungswerthen Personen, die sich dieser Richtung zuneigen, bekannt ist, der kann unmöglich bezwei-

feln, daß nicht auch sehr löbliche Zwecke von ihnen verfolgt werden.

5) Eben so läßt sich auch nicht mit Grunde behaupten, daß der Pietismus auf lauter Irrthum ohne alle Wahrheit beruhe. Kein Irrthum kann sich durch sich selbst erhalten, sondern nur durch die Verbindung mit einer Wahrheit, die ihn mit sich fortträgt. Das System des Pietismus gründet sich auf die allgemeine Sündhaftigkeit der Menschen, auf das Bedürfniß und die Gewißheit einer Erlösung und auf die Nothwendigkeit einer geistigen Wiedergeburt. Liegt hierin gar keine Wahrheit, die auch von andern erkannt werden muß? Der Grundsatz **quilibet praesumitur bonus** kann, was das religiöse Bewußtseyn betrifft, sicher nicht statuirt werden. Denn wir müssen doch ohne Ausnahme bekennen, daß wir Sünder sind und des Ruhmes mangeln, den wir vor Gott haben sollen. Die Erkenntniß der Sünde und das Gefühl ihres Verderbens weckt aber das Verlangen nach Erlösung, und suchen wir diese bei Christus, so muß sie durch die Umgestaltung des sündlichen, noch ungebesserten, zu einem Gottes würdigen Menschen in Gesinnung und Wandel sich bethätigen. Auch darin stimmen die Pietisten mit dem allgemeinen Christenbekenntniß überein, daß sie die Besserung und Heiligung des Menschen als eine Wirkung der göttlichen Gnade ansehn. Das Irrige entsteht hauptsächlich aus dem Uebergewichte, das sie der Verderbniß der menschlichen Natur beimessen, und daß sie glauben, die Gnade Gottes in der Erlösung durch Christus erst recht zu verehren, indem sie sich selbst zu verachten und herabzusetzen bemüht sind. Desgleichen irren sie, wenn sie annehmen, einmal für immer wiedergeboren zu seyn, da die geistige Erneuerung der Christen nie abgeschlossen, sondern fortgehend und wachsend seyn muß.

Aus dieser Anerkennung ergiebt sich auch, daß die Bekehrung vom Pietismus zum ächten

Christenthum nicht so gar leicht auf dem Wege zu bewirken ist, den der Herr Entgegner für den einzigen hält, nämlich daß man nur den Irrthum bekämpft und Wahrheit dafür giebt (worin sich zugleich ein bedeutendes Mißverständniß offenbart, als ob der Pietismus nur Sache des Verstandes und nicht vielmehr des Gefühls sey). Denn wo der Irrthum mit der Wahrheit vermischt ist, muß man sehr behutsam und schonend zu Werke gehen, um nicht mit dem Unkraut den edeln Weizen auszujäten. Dazu reicht aber eine oberflächliche Kenntniß der allgemeinen pietistischen Vorstellungen nicht hin, sondern eine vertrautere Bekanntschaft und ein ruhiges Eingehn auf jene Art zu denken und sich auszudrücken. Man muß sich nicht verdrießen lassen, die stabilen Redensarten der Pietisten in die eigne Sprache zu übersetzen, um sich mit ihnen zu verständigen. Denn das Wort allein thut's nicht. Dieselbe religiöse Wahrheit, mit einerlei Worten ausgedrückt, wird doch von jedem nur auf die ihm angemessene Weise aufgenommen. So wird es z. B. nicht viel helfen, die Pietisten (die meistens in der heiligen Schrift gut bewandert sind) darauf zu verweisen, daß das: „Bete und arbeite!“ in der Bibel stehe, zumal dieses löbliche Sprichwort weder im neuen, noch im alten Testament zu finden seyn möchte; eben so wenig, daß unser Heiland den guten Werken einen so hohen Werth beimesse, denn sie können nicht ohne Grund behaupten: „das thut er eigentlich gar nicht, sondern er straft die Pharisäer, die voll Tugendstolzes und guter Werke waren. Man sehe Luc. 18, 9 bis 14. Die guten Werke haben an sich keinen Werth, sondern erst dann, wenn sie Früchte einer wahrhaft frommen Gesinnung sind. In diesem Fall wird aber kein Christ ihrer sich rühmen als eines besondern Verdienstes.“

Es hat überhaupt mit dem Wirken eines Religionslehrers und Predigers etwas anders

auf sich, als der Herr Entgegner zu denken scheint. Er darf des Glaubens leben, daß sein redliches Streben und Lehren nicht vergebens, sondern gewiß gesegnet seyn werde; aber sehr selten kann er mit Sicherheit behaupten, daß der gute Geist, welcher in seiner Gemeinde sich kundgeben mag, nur Folge seiner Bemühung sey. Keiner jener drei Prediger (deren dort gedacht wird) möchte es bloß sich zuschreiben wollen, daß die Kirche fleißig besucht und keine Spur von Pietismus in der Gemeinde zu bemerken war, eben so wenig als ihnen gradezu die Schuld beizumessen seyn würde, wenn beides sich anders verhalten hätte. Der Erfolg der Predigerwirksamkeit ist nicht so unmittelbar und handgreiflich, wie etwa bei einer guten Verwaltung der Polizei; das Beste kommt oft gar nicht an den Tag. Wer mag, wie Dinter, alles haarklein und schwarz auf weiß aufzählen, was er Gutes in der Gemeinde gewirkt hat? wie g:ring und wie problematisch ist es doch! Unser Heiland vergleicht sich mit einem Säemann, der ausgeht und den Saamen ausstreut, wohin er fallen mag, auf den Weg, auf das Steinichte, unter die Dornen, und ist zufrieden, wenn einiger nur guten Boden findet. Sollten die Verkündiger des Evangeliums in seinem Namen sich mehr herausnehmen wollen? Sie können höchstens mit Paulus sagen: ich habe gepflanzet, Apollo hat begossen, Gott aber hat das Gedeihen gegeben.

Es läßt sich auch schwer absehn, warum dem Pietismus in unserm Lande die Möglichkeit einer längern Lebensdauer abgesprochen wird. Wenn diese Prophezeihung hauptsächlich auf den Unterricht in den Elementarschulen fußt, so begreift man nicht, wie derselbe, der in seiner gegenwärtigen Gestalt schon manche Jahre bestanden hat, das Aufkommen des Pietismus nicht verhinderte. Folgerichtig müßte man voraussetzen, daß überall, wo diese religiöse Richtung sich

offenbart, der Volksunterricht noch nicht sonderlich bestellt sey. Sind aber die Preußischen Schulen etwa in so viel unvollkommnerem Zustande als bei uns? Und doch weiß man, daß in diesem Lande eine Menge Pietisten sich finden. Allein der genaue Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung ist hier nicht evident. Auch angenommen, daß der Religionsunterricht (der hier allein in Betracht kommen kann) in den Schulen nichts zu wünschen übrig läßt, so wird er doch nicht viel mehr als eine allgemeine religiöse Grundlage in den jugendlichen Gemüthern bilden; die bestimmtere Gestaltung kann erst im nachfolgenden Leben, wenn von der Schulzeit eine sehr bedeutende Kluft die Menschen trennt, sich ergeben und ist von mancherlei Einwirkungen des innern und äußern Lebens bedingt. Es läßt sich ohnehin nicht erweisen, daß alle Volksbildung von der Schule allein ausgehe. Ihre Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit wird Niemand bezweifeln wollen, aber den Pietismus zu verhüten oder zu verdrängen vermag sie zu wenig. Sind denn die Pietisten sämmtlich ununterrichtete Menschen, denen es nur an Mitteln fehlt, die Wahrheit zu erkennen? Vielmehr ein großer Theil übertrifft an Kenntniß und Bildung die Mehrzahl der Standesgenossen. Bekannt ist ja auch, daß manche aus den gebildetern Ständen dazu gehören, von denen man nicht annehmen kann, daß sie den nöthigen Unterricht entbehrt haben. Jene Behauptung kann nur aus der irrigen Voraussetzung, daß die Religion nur Verstandessache sey und im Wissen einer Summe von religiösen Wahrheiten bestehe, erklärt werden.

6) möchte darum auch der Schluß von der Beschaffenheit des pietistischen Lehrsystems auf die Untauglichkeit der Bekenner desselben zu voreilig seyn. Wenn der Hr. Entgegner meint, daß die Ohnmachtslehre der Pietisten alle gesunde Willenskraft lähmen müsse, so ist er sehr im Irrthum. Denn wer weiß nicht, daß dieß

nämliche System, welches durch Augustinus so schroff consequent ausgebildet ward, von Luther und den Reformatoren adoptirt, auch das Bekenntniß der protestantischen Kirche wurde und gewiß nicht die Willenskraft lähmte? Denn welche Zeit war reicher an lebendiger Religiosität und entwickelte mehr menschliche Thatkraft, als die der Reformation und des aufblühenden Protestantismus? Hierin offenbart sich eine merkwürdige Inconsequenz der Menschen, daß die nämlichen Grundsätze ein sehr verschiedenes Verhalten zur Folge haben. Was den Einen aufregt und thätig macht, läßt den Andern in träger Ruhe. Nach seiner Lehre kann man nicht mit Sicherheit den Werth oder Unwerth eines Menschen bestimmen. Des Menschen Herz ist ein trotzig und verzagt Ding zugleich; wer kann es ergründen? Gott allein. Also adhuc sub judice lis est.

Schließlich muß noch, was die Refutation des 14ten Satzes betrifft, erinnert werden: daß der Herr Entgegner die Worte: „der Vorwurf des Hochmuths ꝛc.“ als ein Urtheil des Verfassers ansieht, was dieser durchaus von sich ablehnen muß. Der Zusammenhang ergiebt ungesucht den Sinn: daß dieser Vorwurf denen nicht verargt werden könne, welche den Mangel an religiöser Gemeinschaft mit jenen empfinden. Auch ist daselbst keineswegs von den Ursachen, welche die Theilnahmlosigkeit Mancher auch aus den höhern Ständen an kirchlich-religiöser Gemeinschaft veranlassen, die Rede, sondern einzig von der nachtheiligen Wirkung. Uebrigens mag man die Sache noch so viel entschuldigen und beschönigen, so wird man doch nicht erweisen können, daß sie mit den Forderungen und dem Geiste des Christenthums übereinstimmt. Dieß ist allerdings auch des Verfassers Ansicht. Er wird der Unkirchlichkeit wegen Niemanden verdammen, noch seinerseits des Hochmuths beschuldigen; aber sie erscheint ihm als ein Mangel

bei Niedern wie bei Hohen und als ein Uebel in der Christenheit. Denn das Christenthum ist keine bloße Lehre, die jeder für sich allein wissen und haben kann, sondern auch gemeinsames Bekenntniß. Mögen alle andern Religionen Isolirung zulassen, so doch nicht das Christenthum, welches durchaus eine Religion der Gemeinschaft ist.

Eben so wenig ist im 16ten Satze behauptet worden, daß der Indifferentismus wirklich vorherrsche, sondern nur im Allgemeinen gesagt: „Vorherrschender Indifferentismus“ (d. i. wo derselbe vorherrscht). Uebrigens paßt auch hier das quilibet praesumitur bonus, welches überhaupt nur vor dem bürgerlichen Richter seine rechte Anwendung findet, ganz und gar nicht. Daß es im moralisch-religiösen Sinne nicht gelten kann, ist schon bemerkt worden, denn „Niemand ist gut als Gott allein.“ Wohin müßte auch diese Maxime, auf alle Menschen, alle menschlichen Zustände und Institute angewandt, consequenter Weise führen? Ohne Zweifel zur Chinesischen Geisteserstarrung und Selbstzufriedenheit, zur Apotheose menschlicher Gebrechlichkeit. Warum will man sich denn geflissentlich verhehlen, daß eine Erweckung des religiösen und kirchlichen Lebens zu jeder Zeit und gewiß auch in der unsrigen erstrebt werden muß? Wer kann sich überzeugen, daß hierin alles so vollkommen ist, als es seyn sollte? Wenn man daher auch den Pietismus mit Fug eine krankhafte Erscheinung der Zeit nennen kann, so geht sie doch aus der Zeit hervor und zeugt so wenig von der gesunden Beschaffenheit derselben, als ein am menschlichen Körper irgendwo ausbrechendes Geschwür gesunde Säfte des ganzen Körpers vermuthen läßt. Wird der einsichtige Arzt nur auf Entfernung des örtlichen Uebels allein hinwirken? Vielmehr er wird darüber nachsinnen, wie dem gestörten Organismus, der an jenen Symptomen erkannt wird, wieder aufzuhelfen seyn möge.

So viel nur, um den Gegenstand des Kampfes auf sein eigentliches Gebiet zurückzuführen. Die Andeutung der Schattenseiten des Pietismus, die ohnehin einleuchten, bleibt einem demnächstigen Aufsatze vorbehalten. Jeden Verdacht persönlicher Vorliebe für den Pietismus, wenn es dessen bei befangenen Lesern bedarf, zu beseitigen, mag schon hinreichen, daß der Verfasser der Gedanken in Nr. 33 sich auch als Referenten über den geistlichen Liederschatz in Nr. 12 und 13 bekennt. St.

Indische Taschenspieler.

Diese Menschen leisten in der That Unglaubliches. Einer derselben füllte ein großes irdenes Gefäß, das eine weite Oeffnung hatte, mit Wasser, kehrte dann das Gefäß um, so daß alles Wasser herausströmte, stellte es wieder mit der Oeffnung nach oben an den Boden, und siehe da! das Gefäß war wieder gefüllt. Er leerte es dann aus und erlaubte Jedem, es genau zu besehen. Hierauf ließ er das Gefäß durch Einen von der Gesellschaft füllen; dieser that, wie er ihm geheißen; als er aber den Topf umkehrte, floß kein Tropfen Wasser heraus, und dennoch war, zu unserem großen Erstaunen, auch kein Tropfen mehr darin. Ich untersuchte das Gefäß, als es leer war, konnte aber von dem Geheimniß keine Spur entdecken. Wo das Wasser hinkam, dieß blieb uns Allen ein unauflösliches Räthsel; denn auch der Boden rings umher erschien vollkommen trocken. Das Gefäß, dessen der Taschenspieler sich bediente, war ein ganz gemeiner und sehr plump gearbeiteter irdener Topf. Um uns davon zu überzeugen, erlaubte er uns, ihn zu zerschlagen. Die Stücke wurden dann herumgereicht. Das nächste Kunststück war noch außerordentlicher. Der Gaukler holte einen großen Korb hervor, unter den er eine magere ausgehungerte Hündin setzte. Nachdem etwa eine Minute verflossen war, wurde der Korb weggehoben, und die Hündin erschien mit sieben Jungen. Der Gaukler überdeckte auch diese Gruppe, hob den Korb wieder weg, und jetzt präsentirte sich statt der Hündin eine Ziege. Nach dem dritten Abheben sahen wir statt der Ziege ein Ferkel in voller Lebenskraft; im vierten Akte erschien dasselbe Ferkel mit abgeschnittener Kehle; und im fünften war es wieder frisch und gesund. Was diese raschen Metamorphosen noch wunderbarer machte, war der Umstand, daß der Taschenspieler auch dieses Mal durchaus keinen Gehülfen hatte. Nach vollendetem Hokuspokus war unter dem Korbe nichts mehr zu sehen, und was aus den verschiedenen Thieren geworden, blieb der ganzen Versammlung unerklärbar. Ein anderer Gaukler nahm einen kleinen Sack voll kupferner Kugeln, 35 an der Zahl, die er, eine nach der anderen, in die Luft warf. Keine von allen schien zurückzukehren. Als er die letzte geworfen hatte, machte er eine Pause von einer vollen Minute. Dann brummte er, mit den Händen gestikulirend, eine Zauberformel, und wenige Sekunden darauf sah man die Kugeln, eine nach der anderen, wieder herabfallen. Er wiederholte dieses interessante Experiment wohl sechsmal. Während dieser Zeit durfte ihm Niemand nahe kommen.

(Oriental Annual.)

Chronik des Tages.

Detmold. Uebersicht über die Verwaltung des Amts Detmold im Jahre 1835.

(Schluß.)

12) Eheverschreibungen. Die Anzahl der Eheverschreibungen ist . . . 84.
Im Jahre 1834 . . . 93,
also 1835 weniger . . . 9.

Wie bisher, so sind mit den Eheverschreibungen die Leibzuchtsbestimmungen, Aussteuern, Schenkungen, Vergütungen wegen geleisteter Dienste u. s. w. verbunden. Dieselben werden, getrennt von den Vormundschaften, in ein besonderes Buch getragen und nach Jahren die Belege dazu registrirt.

13) Vormundschafts-Sachen. Die Anzahl der Vormundschafts-Sachen beträgt 345.
1834 349,
weniger . . . 4.

Die in ein besonderes Buch eingetragenen Vormundschaften, wozu nach Jahren die Belege registrirt sind, werden durch die Bestrittenheit so mancher Rechtssätze im Colonatrechte, namentlich im Erbfolgerechte, und durch die immer wachsende Anzahl der Neoadquisita — welche mit der Zeit das frühere Colonatrecht ganz aufheben dürften — immer verwickelter und verantwortlicher.

14) Depositen-Wesen. Die Anzahl der einzelnen Depositа beträgt 112.

15) Militairsachen. Wie gewöhnlich sind die Conscription, Stellung der Conscribirten und Heirathsconsense vorgekommen.

16) Gemeinheits-Theilungen. Die Theilung der Bieser Meske ist im vorigen Jahre angefangen und zu allgemeiner Zufriedenheit beendigt. Vor der Hand sind keine theilbare Gemeinheiten vorhanden; dagegen werden Theilungen zwischen Forst- und Hudeberechtigten vielfach gewünscht. Wenn die Generaltheilung der Senne beendigt ist, so kann in Haustenbeck eine Specialtheilung erforderlich werden.

17) Aufträge höherer Behörden. Besondere Commissoria haben außer einigen unbedeutenden Executionen nicht Statt gefunden.

18) Branntweinssteuer. Die Controle ist mit dem Heberegister vierteljährig verglichen und eingeschickt. Die Zahl der Brennereien, welche betrieben werden, und der Brennscheine hat sich fortwährend vermindert.

19) Gesundheitspolizei. Die Impftabellen sind aufgestellt und abgegeben; die Atteste zu freier Cur den Umständen nach vom Beamten unterzeichnet oder zurückgewiesen; die Apotheker- und Armen-Rechnungen von Horn und Detmold vierteljährig mit den Belegen verglichen und attestirt; auch sind wegen Gemüthskranker und der Blattern halber Verhandlungen vorgekommen.

20) Gewerbs-Polizei. Auch dieß Jahr sind wegen Zulassung der Handwerker, wegen Maaße, Gewichte, Haspel und Spinnschulen Arbeiten vorgefallen.

21) Feuer-Polizei. Nur ein Haus, das des Colon Röhrmann Nr. 60 zu Haustenbeck, ist im vorigen Jahre im Amte abgebrannt. Feuer-Excesse sind mehrfach eingewrugt und gleich untersucht. Die veraltete Feuerordnung für das platte Land von 1756 dürfte in einigen Punkten abzuändern und näher zu bestimmen seyn.

22) Sitten-Polizei. Trunkenbolde sind gewarnt und gestraft, Zänkereien, namentlich unter Eheleuten, die ein öffentliches Aergerniß gaben, untersucht und möglichst in Güte beigelegt, Schwelgereien in Wirthshäusern zur Wruge geschrieben, liederliche Dirnen transportirt.

23) Sicherheits-Polizei. Die Aufsicht auf Vagabunden und Gauner ist oft den Unterbedienten und nicht ohne Erfolg eingeschärft, die Verordnung über Wirthshäuser u. s. w. publicirt. Die Anzahl der Pässe war . 271,
im vorigen Jahre 229,
also mehr . . 52.

Die Verhaftung einer Bande Schatzgräber in Haustenbeck, eines Sträflings Rothschild, der Verbrecher Mohn und Borchmeier aus dem Preußischen, H. Pucker, Lohrmann, Kespohl, Tiemann aus Hillegoßen, Kistner und Schmidt, des Medicinkrämers Bockwitz und verschiedener anderer sind ein Beweis der möglichst guten Aufsicht. Der Beamte hat die Vorsteher oft ermahnt, die Bauerrichter in solchen Fällen zu unterstützen.

24) Oekonomie-Polizei. Der Hagelschlag zu Haustenbeck 1834 und zu Vahlhausen, Mosebeck und Biesen 1835 verursachte einige Geschäfte im verflossenen Jahre.

25) Armen-Sachen. Die Armensachen haben bedeutend zugenommen. Dahin gehören die Unterstützungen aus dem Generalarmen-Fonds, Scheine zum Sammeln der Almosen und für freie Cur, Verhandlungen über Wohnungs- und Heimathlose. Der Andrang Armer in die Dörfer bei der Residenz ist fortwährend groß. Die verabschiedeten Soldaten, welche Liebschaften mit Mädchen in der Nähe von Detmold angefangen haben, pflegen in der Regel im Amte zu bleiben.

26) Kirchen- und Schulsachen. Die Abnahme der Kirchen- und Armen-Rechnungen zu Haustenbeck und Heiligenkirchen, der Verkauf des Schulhauses zu Brokhausen und beabsichtigte Neubauten, z. B. des hiesigen Küsterhauses, kamen vor.

27) Communal-Sachen. Die Streitigkeiten wegen Aufnahme der Einlieger haben namentlich in Berlebeck Geschäfte herbeigeführt. Die Vorsteher der Communen, deren einige ernannt und verpflichtet, andere abgegangen oder abgesetzt sind, wissen nicht, wie sie daran sind. Sie haben im Grunde gar keine Rechte. Ihre Instruction, welche fast allein die Communal-Verfassung unserer Dorfschaften enthält, läßt viel zu wünschen übrig.

28) Cataster-Sachen. Unter der Leitung Fürstlicher Cataster-Commission sind die Abschriften der alten Cataster revidirt und die Erinnerungen protokollirt.

29) Berichte. Die Anzahl der Berichte an Hochfürstliche Regierung, Rent-Cammer, die Justizcanzlei, das Hofgericht, Criminalgericht, Consistorium, Unterstützungs-Leihecasse- und Cataster-Commission beläuft sich auch im verflossenen Jahre wieder auf circa 500.

30) Consultationen. In Familien-, Heiraths-Angelegenheiten, Verlegenheiten aller Art, ist der Rath des Amts oftmals gesucht und nach Kräften ertheilt.

31) Gerichts-Tage. Außer den drei gewöhnlichen Gerichtstagen, Montag, Mittwoch und Sonnabend, machten Forstgerichte, Criminal-Untersuchungen und andere ungewöhnliche Arbeiten die Abhaltung der Termine mitunter an andern Tagen nöthig. Die Gerichtstage fangen früh an, im Sommer gegen 8, im Winter gegen 9 Uhr. Sie sind gewöhnlich um 1 Uhr beendigt.

32) Registratur. Die Acten haben sich aus neuerer Zeit in ziemlich guter Ordnung erhalten lassen.

33) **Fructus jurisdictionis.** Die Sporteln-Rechnung vom Jahre 183[illegible] ist ohne Rückstand eingesandt. Vom verflossenen Jahre sind nur noch wenige Posten unbezahlt, die nächstens einkommen werden, so daß wieder keine Rückstände vorhanden sind. Die Sporteln betrugen

1834 . . .	788 Rthlr.	20 Gr.	3 Pf.
Stempel . .	108 =	15 =	3 =

Auf das Pränumeriren derselben wird fortwährend gehalten, und werden die Sporteln billig berechnet. Sonstige **fructus jurisdictionis**, z. B. Forst- und Gohgerichtsstrafen, erhebt der Oekonomiebeamte.

34) Veränderungen in dem Amtspersonal. Der Amtsauditor Meyer ist als Syndicus nach Horn berufen. Die Auditoren G. Wippermann aus Brake und Meier hieselbst sind im vorigen Jahre wieder angestellt. Ein Bauerrichter ist wegen eines Vergehens cassirt, und seine Stelle einem andern von Fürstl. Rentcammer übertragen.

Brake, 11. Jan. — Der Leibzüchter Johann Friedrich Götze auf Nr. 55 hieselbst begiebt sich am Sonnabend, den 2. d. M., Morgens zwischen 8 und 9 Uhr, auf den Boden des Wohnhauses, um zur Fütterung des Viehes Stroh herabzuwerfen, während die übrigen Hausgenossen mit andern häuslichen Arbeiten beschäftigt sind. Diese vernehmen plötzlich ein durch einen heftigen Fall veranlaßtes Geräusch; sie finden, als sie, um nachzusehen, auf die Flur des Wohnhauses kommen, den Leibzüchter daselbst am Kopfe schwer verwundet, und es ergiebt sich, daß derselbe durch die offene Bodenluke herabgestürzt ist.

Nach der stattgehabten Untersuchung ist der Unglücksfall wohl dadurch veranlaßt, daß der Leibzüchter Götze, um das beim Abwerfen in der Luke hängen gebliebene Stroh los zu machen, sich vorüber gebückt, das Gleichgewicht verloren hat und so kopfüber heruntergestürzt ist; denn die am folgenden Morgen vorgenommene Visitation hat ergeben, daß die Luke mit einer gesetzlich eingerichteten Befriedigung versehen ist.

Schwalenberg. — Am 23. v. M. ist auch zu Hummersen ein Ackerknecht, der Abends im Dunkeln auf den Boden gestiegen war, um Futterstroh abzuwerfen, in Gefolge eines unglücklichen Sturzes durch die Bodenluke auf die Hausflur herab, um's Leben gekommen. Auch in diesem Falle fehlte es an der gesetzlichen Einfriedigung um die Bodenluke nicht.

Detmold. — (Anfrage.) Warum ist es im hiesigen Schauspielhause den Damen der Herren Schauspieler und denen der Musiker mit ihren Kindern (welche eine ziemliche Anzahl ausmachen und nicht selten Störung verursachen) erlaubt, die Plätze des Parterres so zu beengen, daß die Abonnenten sich genöthigt sehn, die Räume außer den Sitzbänken zu wählen *)?

Charade.

(Zweisylbig.)

Das erste hat der Mensch, das Wild, die Fische,
Doch nie ein Vogel, Wurm, Insekt.
Wem's fehlt, der sitzt nicht sonderlich zu Tische,
Wie gut ihm auch die Suppe schmeckt.

Es hat das letzte oft bereitet
Bei Thier und Menschen, die's gefaßt;
Auch wenn es höhnend nur gedeutet,
Zu hoffen sey nichts für den Gast.

Hat beides mit einander sich verbündet,
Da wird's ein zweites schlimmster Qualität.
Wer's Ganze in dem ersten recht empfindet,
Der ist ein schlechter Räthselmacher und Poet.

(Auflösung in № 46.)

Auflösung des Räthsels in № 44:

Nagel — Angel.

*) Dem Vernehmen nach ist bereits Vorkehrung getroffen, daß der Beschwerde der Abonnenten, so weit es billig ist, abgeholfen werde. D. Red.

Hierbei № 45. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 46.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 17. Februar 1836.

Zur Frage über den Anschluß an den großen Zollverein.

Nach einigen früheren Aufsätzen zur Beantwortung der Frage wegen des Anschlusses unsers Landes an den großen (Preußisch-Deutschen) Zollverein, welche nur einzelne Punkte derselben betrachteten, ist endlich in den Nrn. 34 bis 37 des Lippischen Magazins eine Abhandlung erschienen, welche diese Angelegenheit mit Gründlichkeit und vorurtheilsfreier Mäßigung von allen Seiten bespricht. Obgleich uns in ihr durch den Zollanschluß keine große Vortheile versprochen, auch die Nachtheile desselben nicht verkannt werden, so fällt doch das Resultat günstig für den Anschluß aus. Einsender dieses erkennt die Vorzüge dieser Abhandlung an, ist aber durch eine andere Betrachtungsweise zu dem entgegengesetzten Resultate gelangt. Er ist der Meinung, daß die Nachtheile, welche unser Land durch den Anschluß erleiden wird, groß und ganz gewiß, die Vortheile aber geringer, zweifelhaft und unsicher sind; daß durch den Anschluß der Wohlstand, nicht nur einzelner Familien, sondern eines ganzen Standes gefährdet wird; ja daß ganze Ortschaften von ihrem blühenden Zustande hinabsinken werden, und daß der Anschluß diese Verluste nicht nur nicht ersetzen kann, sondern daß wir im Gegentheil durch ihn in sehr unangenehme Verhältnisse gerathen, indem wir uns den drückenden Beschwerden der Zollcontrole und ihren üblen Folgen unterwerfen müssen. Wenn er sich in seiner Ansicht auch irren sollte, so hofft er doch, weil diese Angelegenheit von so großer Wichtigkeit für unser Land ist und wohl verdient, von allen Seiten erwogen zu werden, daß auch dieser Aufsatz, in welchem die Nachtheile des Anschlusses als größer und gewisser, wie die Vortheile geschildert sind, eine geneigte Aufnahme finden werde.

Was erstens die Nachtheile betrifft, welche wir durch den Zollanschluß erleiden, so sind deren vorzüglich drei.

1) Es wird uns dadurch eine Abgabe auferlegt, die, wenn sie sich auch nicht genau berechnen läßt, doch bedeutend ist, und die wir vorher nicht kannten. Eine beträchtliche Summe davon wird freilich unserm Lande wieder zu Gute kommen, und keiner wird an der nützlich-

sten Verwendung derselben zweifeln; aber ein großer Theil wird durch die bedeutenden Kosten der Zollaufsicht eingebüßt, und wenn auch hiervon etwas dadurch ersetzt werden könnte, daß Lipper beim Zollwesen angestellt würden, so möchte immerhin noch ein beträchtlicher Theil für das Land verloren gehn. Außerdem scheinen die Finanzen des Lippischen Landes jetzt so günstig zu stehn, daß es unnöthig seyn möchte, den Unterthanen Abgaben aufzulegen. Es ist zwar wahr, daß die durch den Zollanschluß erhobenen Abgaben nicht drückend sind, weil jede Familie sich selbst besteuern kann, je nachdem sie ihren Haushalt einrichtet; unrichtig möchte aber die Behauptung seyn, daß sie bloß der vermögenden, Aufwand machenden Classe zur Last fielen; denn was denjenigen Artikel betrifft, der die meiste Steuer einbringen soll, nämlich den Caffee, so wird dieser beinahe mehr von der geringern, ärmern Classe, als von der reichern getrunken, oft drei bis vier Mal des Tags, und zwar ohne Zusatz. Den Spinnern, Webern u. s. w. ist der Caffee mit Brod genossen oftmals Frühstück, Mittagsessen, Vesper und Abendbrod zugleich, was ihnen an Wohlgeschmack, Billigkeit und Leichtigkeit der Bereitung durch kein anderes Nahrungsmittel ersetzt werden kann; so daß sich diese Classe den Caffee nicht nehmen lassen wird, wenn die Auflage auch noch höher seyn sollte.

2) Unser jetzt bedeutender und noch immer im Wachsthum begriffener Handel wird durch den Anschluß so gut wie vernichtet.

Es ist ohne Zweifel sehr auffallend, daß andere Staaten deshalb dem Zollvereine sich anschließen, um ihren Handel zu heben, daß also grade das, was die übrigen Staaten zum Beitritt bestimmt, bei uns zu Grunde gerichtet werden wird. Weil nun aber durch nichts mehr das innere Leben eines Staats gehoben wird,

als durch einen regen, lebhaften Handel, so dürfte uns dieser Umstand allein schon scheu machen, dem Vereine uns anzuschließen. Daß unser Handel jetzt sehr blühend ist, wird selbst in dem erwähnten Aufsatze eingestanden, indem es dort heißt: „Wenn man die Menge von Kaufmannsgütern, namentlich die Masse von Colonialwaaren überschlägt, welche auf der Weser u. s. w. eingeführt werden, so muß man über den außerordentlichen Waarenumschlag erstaunen.“ Und dieses ist wörtlich wahr. Unrichtig ist es aber, wenn dieser Handel dort später Kleinhandel genannt und dabei behauptet wird, durch Vernichtung desselben litten nur einzelne Familien. Es giebt Kaufleute im Lippischen, die in Rücksicht des Umschlags mit großen Handlungshäusern in Bremen wetteifern können, die ihre Waaren größtentheils in Massen wieder absetzen und die man daher nicht Kleinhändler nennen kann. Beim Verkauf wird an den einzelnen Pfunden freilich nicht viel verdient, die Menge und die Schnelligkeit des Umschlags macht den Verdienst aber sehr beträchtlich. Vorzüglich sind es zwar die Grenzörter an der Preußischen Zolllinie, welche an diesem Handel Theil nehmen; da der größte Theil unsers Landes aber von dieser Zollinie umgeben ist, so interessirt dieser Handel mehr oder minder den größten Theil der Lippischen Kaufleute; auch nimmt er immer noch an Ausdehnung zu, so daß man wohl mit Recht sagen kann, daß bei der Vernichtung desselben der Wohlstand eines ganzes Standes gefährdet werde. Die Vernichtung des Handels durch den Anschluß liegt aber so klar am Tage, daß keine große Intelligenz dazu gehört, um diese Wahrheit zu erkennen, und der Kaufmann sie nicht instinctmäßig zu ahnen braucht.

Aber nicht nur der Handelsstand leidet auf solche Weise durch den Anschluß, sondern ganze Ortschaften werden durch den Beitritt von ihrem

jetzt blühenden Zustande hinabsinken. Denn an den Oertern, wo dieser Handel vorzüglich in Flor ist, gewinnen nicht nur einzelne Kaufmanns-Familien, sondern er giebt den Oertern überhaupt ein regeres Leben und größeren Verkehr, so daß der Erwerb der Wirthe, Bäcker, Schlächter u. s. w. bedeutend vermehrt wird. So hat, um ein Beispiel anzuführen, die Stadt Uslen, deren Wohlhabenheit, die von frühern glücklichern Verhältnissen herrührte, sehr zu sinken anfing, in den letztverflossenen Jahren zusehends gewonnen; so daß sich ihre Bürger des zunehmenden Wohlstandes aller Classen recht erfreuen können. Einem traurigen Schicksale sehen sie aber entgegen, wenn Lippe dem Zollverein sich anschließt. Denn dann verlieren sie nicht nur den jetzt bedeutenden Handel, der beinahe in allen Gewerben den Verkehr gehoben, den Erwerb vermehrt und überall regeres Leben verbreitet hat; sondern es wird auch eine solche Veränderung in dem Salzdebit entstehn, daß die Stadt den größten Nachtheil durch den Anschluß erleiden und der Verarmung entgegen gehen wird; denn ohne Hoffnung, je eine ähnliche glückliche Zeitperiode wieder eintreten zu sehen, wird in ihr, weil sie weder der Sitz eines Amts ist, noch Landleute daselbst eingepfarrt sind, sie ringsum aber von Commerzianten und Gewerbtreibenden umgeben ist, jeder Handel, jede Gewerbthätigkeit gelähmt werden, und sie allein auf den unbeträchtlichen Ackerbau beschränkt seyn. Und — es ist noch unentschieden, ob das ganze Land durch den Anschluß so viel gewinnt, als dieser Ort allein durch ihn verliert.

Man wird hiergegen nicht einwenden, daß dieser Handel Schmuggelgeschäft und deshalb unerlaubt sey, denn für unsere Kaufleute ist er in jeder Beziehung ein erlaubtes Geschäft. Von größerem Gewichte ist aber der Einwurf, daß dieser Handel nur durch die jetzt bestehenden

Verhältnisse herbeigeführt sey und von selbst wegfallen werde, sobald die gewiß großartige Idee, ganz Deutschland zu einem einzigen Handelsstaate zu bilden, zur Ausführung käme. Leider wird aber diese Idee nicht realisirt werden können, so lange Hannover durch englische Interessen regiert wird, und durch den Anschluß unsers kleinen Ländchens wird sie so viel wie nichts gefördert. Sollte sie je zur Ausführung kommen, welches wir hoffen wollen, so müssen wir freilich die, uns jetzt durch den zerrissenen Zustand Deutschlands dargebotenen, günstigen Handelsverhältnisse aufgeben, und werden es ohne Zweifel wegen des großen Gewinnes für ganz Deutschland gern thun. Warum sollte es aber jetzt schon geschehen, da durch unsern Beitritt der Verkehr in Deutschland um Nichts freier wird, wir dadurch nicht nur bedeutende Vortheile aufopfern, sondern überdem noch, weil wir Grenzland bleiben, uns dem lästigen Druck der Grenzcontrole und deren üblen Folgen unterwerfen müssen. Und dieses ist

3) ein weiterer, wichtiger Nachtheil für uns bei dem Zollanschlusse. Die Grenze beträgt zwar nur einige Meilen; es sind aber doch mehre beträchtliche Oerter des Lippischen Landes, nämlich Schwalenberg, Blomberg, Barntrup, Alverdissen, Bösingfeld, die in die Mauthlinie fallen, und in welcher sich die Kaufleute den lästigen Plackereien der Zollbeamten unterwerfen werden müssen. Es ist also auch hier der Handelsstand, der vorzugsweise gedrückt wird. Um aber zu erfahren, wie sehr die Kaufleute an den Grenzen durch die strengen Einrichtungen des Zollsystems leiden, muß man die Klagen unserer Nachbarn anhören, und man sollte schon aus diesem Grunde zum Wohl unsrer Handel treibenden Landsleute an der östlichen Grenze wünschen, daß der Anschluß wenigstens nicht eher zu Stande käme, bis wir aufhören, Grenzland zu seyn.

Mit diesem Umstande, daß ein Theil unsers Landes Zollgrenze wird, ist nothwendig das Uebel verbunden, daß hier das Schmuggelhandwerk eben so arg sein böses Spiel treiben wird, als jetzt an der Preußischen Grenze. Wenn der Verfasser des erwähnten Aufsatzes meint, das Terrain und die geringe Bevölkerung jener Gegend sey diesem Gewerbe nicht so günstig, so kann man darauf erwiedern, daß jetzt in der Senne und an der Grenze vom Ravensbergischen, daher sowohl in offenen Gegenden, als in dem Schutze von Gehölzen, sowohl in wenig bewohnten, als in stark bevölkerten Gegenden, die Schmuggelei gleich stark getrieben wird, und daß grade die waldigen Gegenden unsers östlichen Landes diesem Geschäfte sehr günstig seyn möchten. Der Einwand, dieses Gewerbe würde auf der Hannöverschen Grenze nicht so einträglich, wie jetzt an der Preußischen seyn, ist zwar gegründet; der Verdienst bleibt aber noch immer groß genug, um schlechte Subjecte zu dem Gewerbe anzutreiben, und wer bürgt uns dafür, daß Hannover keine Waarendepots anlegt, die zollfreie Waare verkaufen dürfen? Anfangs wird zwar der Schmuggelhandel unbedeutend seyn, bald aber, wenn die Schleichwege erst bekannt sind, sich reißend verbreiten, und mit der Zeit werden alle unsere Kaufleute gezwungen seyn, Theil daran zu nehmen, so gut wie jetzt dieser Handel sich bis ins Waldeckſche und nach Niederhessen erstreckt. Daß der Schmuggelhandel ein Verbrechen ist und daß wir unsere Landsleute, sowohl den geringen Mann, als den Kaufmann, der ihn dafür bezahlt, durch den Anschluß dazu zwingen, dieses Verbrechen zu begehen, ist einleuchtend und wohl zu berücksichtigen. Wenn nach dem erwähnten Aufsatze, in welchem übrigens die Demoralisation, welche durch den Schmuggelhandel sich verbreitet, richtig gewürdigt wird, diese üble Folge für unser Land dadurch gemildert werden soll, daß bei der kleinern Grenze unsers Landes diesem Verbrechen weniger Spielraum dargeboten würde als an der größern Preußischen Grenze, so hat dieser Grund Vieles für sich. Aber es ist doch ein tröstendes, beruhigendes Gefühl, wenn man selbst weder ein Verbrechen begangen, noch Andern es zu begehn Gelegenheit gegeben hat; und dieses Gefühl würden wir bei dem Beitritt zum Zollverein einbüßen. Auch ist hierbei noch zu berücksichtigen, daß durch das Schmuggelgeschäft die Schlechtigkeit unter der Bevölkerung der Preußischen Grenze so weit eingerissen ist, daß Generationen dazu gehören werden, um die Folgen derselben zu vertilgen; daß wir durch unsern Anschluß also das hier eingewurzelte Uebel nicht tilgen, aber dagegen unter unsere eigenen Landsleute schnell fruchtbringenden Saamen desselben Bösen aussäen. Deshalb möchte auch in moralischer Beziehung der Zollanschluß so lange aufgeschoben werden müssen, bis unser Land keine Zollgrenze mehr bildet.

(Schluß folgt.)

Ueber die Cultur der Senne, insbesondere Augustdorfs.

Wer vor 55 bis 60 Jahren die Straße von Schlangen nach dem Bartelskruge und Oerlinghausen durch die Senne kam, der mußte an der Südseite des Teutoburger Waldes, die bekannte Dörenschlucht vorbei, einen Weg von zwei Meilen zurücklegen, ohne auf demselben auch nur eine einzige Menschenwohnung, ohne ein angebautes Feld, ohne einen Baum oder Strauch, ohne etwas Anderes anzutreffen, als öde Heide; denn wohl nur selten hatte Einer, und nicht einmal immer der Ortskundige, das Glück, den Weg über den Schapeler zu finden, einen in der Nähe des Waldes, in einer Vertiefung der weiten von Wegen viel durchschnitte-

nen Heide, wie verloren angebauten einzelnen Hof. Wen die Nacht, oder wen Nebel und Schnee überfiel, der war übel daran in der wüsten Senne. Aeltere Bewohner unserer Gegend, welche zu jener und vor jener Zeit des Wegs gekommen sind, wissen davon noch Manches und mitunter gar Abentheuerliches zu erzählen.

Wer jetzt die nämliche Straße zieht, findet inmitten derselben, quer durch die Senne, von der Dörenschlucht an bis zu der südlichen Gränze des Lippischen Landes, wo die Emsquellen in tiefen Sandbrüchen häufig zu Tage kommen, also auf altberühmtem Boden, eine zahlreiche Colonie gewerbthätiger Menschen, welche die sonst unfruchtbare und unwirthbare Heide bereits auf einer Strecke von einer geographischen Meile in die Länge und in ziemlich beträchtlicher Breite urbar gemacht und fleißig angebaut haben. Und wer genauer unter ihnen Bescheid weiß, der weiß auch, daß hier, wo sonst nur das flüchtige Wild zu Hause war, jetzt gegen 1000 Menschen Wohnung und Unterhalt haben; daß diese durch angestrengten unermüdeten Fleiß dem kargen Sandboden ihre Bedürfnisse an Feld- und Garten-Früchten nicht nur jährlich abgewinnen, sondern auch noch ein Beträchtliches davon zum Verkauf ausführen; daß über 1000 Hände tagtäglich unter ihnen beschäftigt sind, um hier ein anderes Schiff der Wüste, als das Kameel, nämlich das Webeschifflein, zu befrachten und zu führen, und daß dieß letztere hier nicht minder Handel und Wandel belebt, als anderswo jenes; daß hier vielleicht an 200 solcher Schifflein täglich fliegend ihre schallenden Gänge machen; daß endlich dadurch unsere Senne-Colonisten einen wesentlichen Bestandtheil derjenigen gewerbtreibenden Classe in unserm Lande ausmachen, welche das meiste Geld in dasselbe hineinbringt und in Umlauf setzt, also für eine Hauptstütze unseres Wohlstandes anzusehen ist.

Dören oder Dörenthal war der ursprüngliche Name der neuen Ansiedelung, weil sie in dem Thore (plattdeutsch Dore) der Dörenschlucht begann und von da an sich ausbreitete in die thalähnliche Vertiefung, welche von jener her nach Süden hin die Senne durchsetzt und dem Emsgebiete zuläuft; Augustdorf wurde die Colonie später genannt, weil sie im Besondern dem hohen Schutze des durchlauchtigen Grafen und Landesherrn Simon August ihr erstes Aufblühen und ihre weitere Entwicklung verdankte.

Im Jahre 1775 war von einem obdachlosen Einlieger in der Dörenschlucht über einem Erdloche die erste Hütte, mit Moos und Heidekraut gedeckt, errichtet worden. Im Jahre 1782, am 21. Octbr., wurde bereits der erste Schullehrer zu Augustdorf angestellt, der mit 4 Kindern den Unterricht begonnen haben soll. 1800 hatte die Zahl der Colonisten schon bedeutend zugenommen; es wurde eine Capelle für sie erbaut, in welcher alle 14 Tage der Pastor von Stapelage zu predigen hatte, ein Todtenhof und auch schon ein Kirchenbuch eingerichtet. 1817 wurde Augustdorf eine für sich bestehende Kirchengemeinde; es wurde dort ein Pfarrhaus gebaut und ein Prediger hinberufen. Als 1832 ein Schulfest zum Andenken an die Stiftung der Schule vor 50 Jahren gefeiert wurde, war die Zahl der Schulkinder weit über 200 gestiegen, also in 50 Jahren um mehr als das 5fache. 1834 baute daher die Gemeinde, ohne alle fremde Unterstützung, ganz allein aus den eignen gesetzlichen Mitteln ein Schul- und Küsterhaus, in welchem nun, wenn es seyn soll, über 200 Kinder zugleich unterrichtet werden können und Wohnraum für zwei Lehrer sich findet.

Es erhellt aus diesen Nachrichten, wie die Colonie, so schwach in ihrem Beginn, aber allmälig erstarkt, sich immer mehr vergrößerte. Immer nach 15 bis 18 Jahren, oder wir können

rechnen nach dem Verlauf eines halben Menschenalters (dieß zu 30 Jahren gerechnet) wurde zu Augustdorf ein entscheidender Fortschritt zum Bessern gemacht, und dadurch jedesmal auch ein neuer wieder vorbereitet. Immer mehr verschwinden jetzt die ersten dort erbauten Wohnungen, jene schwarzen, ärmlichen Sennerhütten, und alljährlich steigen an ihrer Stelle zahlreich neue Häuser empor, nicht etwa, um leer zu stehen oder bald wieder verkauft zu werden, sondern, kaum aufgerichtet, den schallenden Webstuhl wieder aufzunehmen, dem während des Bau's sein Stillstand und Schweigen schon zu lange zu dauern schien; ein sprechendes Zeichen, daß hier Cultur und Wohlstand nicht still stehen, oder, was dasselbe heißt, in einer rückgängigen Bewegung begriffen sind; sondern rege fortschreiten. Diese Erscheinung zu Augustdorf ist um so erfreulicher, da aus andern Ortschaften unseres Landes und namentlich auch aus der Senne in neuerer Zeit grade das Gegentheil laut geworden ist. Wahrlich, jeden Menschenfreund muß es erfreuen, die Bemerkung zu machen, wie die dortigen Ansiedler, im beständigen Kampfe mit den vielfachsten Hindernissen, welche natürliche und moralische Verhältnisse und selbst die unholde Fama ihnen in den Weg legten, durch Anstrengungen und Ausdauer sich den Zugang zum Bessern bahnten.

Nimmt man mit Aler. v. Humboldt an, daß eine neue Colonie erst nach 3 bis 4 Generationen seit ihrer Entstehung so weit in der Cultur gediehen seyn könne, um in Ansehung derselben für ebenbürtig mit benachbarten länger cultivirten und civilisirten Ortschaften zu gelten: so ist nicht zu bezweifeln, daß die Industrie und Cultur zu Augustdorf, wo jetzt erst die zweite Generation zu wirken begonnen hat, falls nur der bisherige Entwicklungsgang dort nicht gehemmt wird, bald so weit vorschreiten werde,

daß eine größere in keiner Gegend des Lippischen unter dem Volke zu finden seyn wird.

So könnte es aber unter diesen Bewohnern der Senne nicht stehen, wenn sie, von sich selbst eingenommen und eingebildet, von jenem unter den Menschen trotz aller Mängel nur allzuhäufigen Dünkel sich bethören ließen, als ob es nirgends besser sey, als bei ihnen, und als ob es bei ihnen nicht besser seyn könne, als es eben ist. — Sie würden längst von ihrem Wege des Fortschreitens ab- und zurückgekommen seyn, wenn sie, wie Lots Frau, ihr Auge hätten umwenden und nicht vielmehr immer vor sich im Auge behalten wollen, wie viel des Wegs ihnen zurückzulegen noch übrig sey, um zu einem immer höhern Ziele zu gelangen. Dieß nie aus den Augen zu lassen, scheint die Natur, welche im Uebrigen so karg gegen sie ist, aber doch alle ihre Kinder versorgt, ihnen zum Ersatz wie einen Instinkt eingeprägt und sie dadurch in der That nicht nur schadlos gehalten zu haben, sondern ihnen, indem sie ihresorts weit mehr, als anderswo auf die Anwendung und Uebung der eignen Kräfte und aller ihrer Kräfte zurückgewiesen sind, fast auch noch zu mancherlei Vorzügen den Weg eröffnen zu wollen.

Daher ist es denn auch ihre Sache, beständig zu reflectiren, wie solche Dinge, welche ihnen schädlich werden können, abzuwenden, diejenigen aber, welche ihnen Nutzen schaffen, herbeizuführen sind.

Nachforschungen hierüber haben auch den Verfasser dieses Aufsatzes häufig beschäftigt, und er ist durch mehrjährige Erfahrungen darüber auf manche Bemerkungen gestoßen, die wohl nur bei einem längern Aufenthalte an Ort und Stelle mit Entschiedenheit sich machen lassen, und die, weil sie im Interesse eines nicht unbeträchtlichen Theils unseres Landes und seiner Bewohner gemacht sind, sich auch für diese Blätter eignen dürften.

Beobachtungen, die sich dem Aufmerksamen dort zum Theil von selbst darbieten, führen ihn zu dem Resultate, daß daselbst vornämlich vier Dinge schädlich sind oder schädlich zu werden drohen, und die Aufgabe darin liege

1) wie dem abzuhelfen und
2) statt dessen das Bessere herbeizuführen sey.

Schädlich ist zu Augustdorf:

I. Die Ueberfüllung von Einliegern;

II. der übertriebene Gebrauch der Heide und Plaggen statt des Düngers;

III. der Wind;

IV. der Mangel an Gewässer.

I. Die verhältnißmäßig zu große Zahl der Einliegerfamilien zu Augustdorf schadet daselbst aus dem Grunde, weil es der Mehrzahl dieser Menschenclasse dort an Erwerbsquellen fehlt.

Es sind zu Augustdorf jetzt 98 Hausnummern, und — außer den zahlreichen Leibzüchtern — gegen 90 Einliegerfamilien. Sehr viele unter diesen sind solche, die nach ihrem jetzigen Aufenthaltsorte, bei den früher herrschenden Ansichten über denselben, gewissermaßen verwiesen wurden, weil man sie anderwärts nicht mehr dulden wollte. Konnten sie aber in andern Gegenden nicht fertig werden, wie sollten sie hier Unterhalt finden? Für die Bessern bietet sich allerdings in dem Herrschaftlichen Forste, auf der Meierei Lopshorn und durch das Sennergestüt ein schätzbarer Verdienst dar; aber auch nur den Bessern oder wenigstens Kräftigen und Fleißigen; denn wenn gleich der Tagelohn für Arbeiten, welche die Herrschaft machen läßt und welche gut bezahlt werden, und wegen der Nähe der Residenz hier etwas höher steht, als in entferntern Gegenden des Landes, doch auch weit niedriger, als z. B. in Oerlinghausen: so wird der Masse der Einlieger zu Augustdorf dadurch gar nicht geholfen, und diese führt daher ein sehr elendes Leben, worüber wohl am richtigsten der urtheilen kann, der das Armenwesen unter ihnen zu besorgen hat. Die dortigen Colonisten, ihre Wirthe, meist Weber, finden sich nicht in der Lage, den zahlreichen Einliegern durch Arbeiten, welche sie sämmtlich selbst verrichten, oder sonst Unterhalt zu verschaffen, sind vielmehr in der Regel nur darüber aus, sich selbst durch die Hausheuer u. s. w. einige Thaler von den Einliegern zu verdienen. Zu sagen: die Einlieger könnten hier, als an einem Weberorte, am ersten vom Spinnen leben, wäre reiner Unverstand. Erstlich ist es erfahrungsgemäß, daß an einem und demselben Orte, wo ein Haupterwerbszweig vorzugsweise betrieben wird, ein anderer nicht emporkommt. Es hat dieß seine guten Gründe. So wird z. B. in Lage und der nächsten Umgegend wohl mit am besten und meisten im ganzen Lande gesponnen; aber mit der Weberei will es deshalb dort auch nicht sonderlich fort. Auch sind es keineswegs vorzugsweise die Einlieger, welche die vielen Gespinnste liefern, vielmehr die Bürgerfamilien der untern und mittlern Classe, aus denen die Männer im Sommer auf Ziegelarbeit gehen. In Augustdorf kann aber besonders deshalb nie etwas Rechts aus dem Spinnen der Einlieger werden, weil dort aller Flachs, der in der Senne gar nicht gedeiht, aus der Fremde würde angekauft werden müssen, und durch das weite Herholen dem armen Einlieger so theuer kommen würde, daß er mit dem daraus gesponnenen Garn die Concurrenz nicht halten oder nichts verdienen könnte.

Zahlreiche Einlieger mögen der Gesellschaft zuträglich seyn, wo Fabriken und Handel oder große Grundgüter-Bewirthschaftungen ihnen Gelegenheit genug darbieten, ihr Brod zu verdienen; aber wo das nicht ist, wo vielmehr, wie zu Augustdorf, die Grundstücke in lauter kleinen Parcellen an Besitzer vertheilt sind, die sich selbst eben aus dem Einliegerstande emporgearbeitet

haben, da führt das sich einstellende Unverhältniß in physischer und moralischer Hinsicht zu viele verderbliche Folgen herbei, als daß man nicht darauf bedacht seyn sollte, ihnen vorzubeugen oder abzuhelfen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik des Tages.

Aus dem Amte S. Noch einige Werke der s. g. Frommen. — Aeltern haben ohnlängst ihre hülflosen kleinen Kinder im Hause zugeschlossen und sind 2 Stunden weit zu einem nächtlichen Conventikel gegangen. Sie äußerten: wenn eins derselben sterbe, so gehe es ohne Sünde in das Himmelreich.

In einem nächtlichen Conventikel von Personen beiderlei Geschlechts sind die obscönsten Abbildungen, z. B. Umschlingungen mit dem Pferdeschwanz des Teufels, vorgezeigt und nachmals die Lichter ausgelöscht.

Meier N. wird vor einiger Zeit in Gegenwart zwei anderer gebildeter Männer von einem s. g. Frommen aufgefordert, zu seinem Glauben überzugehen. Auf die Frage: worin derselbe bestehe, antwortet der Fromme: das könne er so eigentlich selbst nicht sagen, aber so viel sey gewiß, daß demjenigen, welcher nur übergehe, sogleich alle Sünden vergeben seyen, selbst wenn er mehrere falsche Eide geschworen habe. Entrüstet über solche Rede entfernen sich die drei Männer.

Ein Anderer, sonst mäßig und nüchtern, wird erweckt und findet, daß der Genuß des Branntweins gesprächig, witzig und bilderreich macht und ein behagliches Gefühl von Kraft giebt. Er trinkt nun übermäßig, fühlt sich in immer steigendem Wohlseyn; die Ideenjagd nimmt zu, die Reizbarkeit steigt, das Gemüth springt von einer Stimmung bis zur Wuth in die entgegengesetzte, von Freude zu Trauer, von Liebe in Zorn. Endlich verfällt der fromme Mann taumelnd in Schlaf. Als er erwacht und den frommen Schein zu verlieren fürchtet, erhebt er ein furchtbares Angstgeschrei. Die Hausgenossen eilen ihm zu Hülfe, da empfängt er sie mit folgender Rede: So eben ist der Herr Jesus bei mir gewesen und hat mich derb durchgeprügelt, aber für diese Büßung hat er mir auch meine schwere Sünde vergeben.

In einem kleinen Bezirke des Lippischen und des Auslandes sind in kurzer Zeit von s. g. Frommen auffallend viele Selbstmorde theils versucht, theils wirklich begangen. Ein aufmerksamer und würdiger Prediger hat neulich einen solchen Unglücklichen, der den Selbstmord beabsichtigte, gerettet, und einen anderen, der sich schon in die Gurgel geschnitten hatte, von der traurigen Verirrung zurückgeführt.

Schieder. — Am 8. v. M. wurden vier in einer Mergelgrube nicht weit von der Landesgrenze auf Preußischem Gebiete mit Aufladen des schon gebrochenen Mergels beschäftigte Männer durch den plötzlichen Einsturz einer wahrscheinlich durch das Thauwetter aufgelockerten Erdschicht vom oberen Rande des Bruches zum Theil verschüttet, zum Theil schwer verletzt. Drei von ihnen, der Colon Möllenbrock aus Belle, dessen Sohn und Knecht, haben einen Beinbruch erlitten; nur der vierte, ein Tagelöhner, blieb unverletzt. Ein fünfter, der Colon Albert aus Belle, der etwa 8 bis 9 Fuß über dem Boden der Grube mit Brechen des Mergels beschäftigt war, und den der Sturz zunächst getroffen hatte, starb auf der Stelle an den erhaltenen Verletzungen.

Räthsel.

Es nicht zu haben, würde jeder Mann sich schämen,
Und läßt es willig doch sich oftmals nehmen.
Was es bedeutet umgekehrt,
Versteht ein Mensch viel schlechter als ein Pferd.

(Auflösung in № 47.)

Auflösung der Charade in № 45:

Zahnweh.

Hierbei № 46. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 47.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 24. Februar 1836.

Aufruf an Eltern und Erzieher.

Wie liebevoll und freundlich neigte
Sich Jesus zu den Kindern hin!
O, diese Welt der Kleinen däuchte
Zu klein nicht seinem hohen Sinn!
„Was wehrt ihr ihnen, mir zu nahen?“
Rief er mit sanftem Blick und Ton,
„Laßt mich sie segnen, sie umfahen!
Ihr Engel steht vor Gottes Thron.“

Wie an des Baumes Frühlingsprangen,
Wie an der Saaten jungem Grün
Entzückt des Landmanns Blicke hangen, —
Er sieht die Erndte schon erblühn: —
So blickte hoffend auf die Jugend
Der Herr, denn eine schön're Welt,
Sein Reich der Gottesfurcht und Tugend,
Sah er erblühn auf diesem Feld.

Drum „Wehe,“ rief er aus mit Schmerzen,
„Wer Unkraut in den Weizen streut,
Wer mir vergiftet diese Herzen,
Die mir der Vater hat geweiht!
Ja, einem solchen wäre besser,
Das Leben wär' ihm nie beschert;
Im allertiefesten Gewässer
Ersäuft zu werden, ist er werth!“

Hört dieses Wort aus Jesu Munde,
Prägt's, Eltern, eurem Herzen ein!
Erzieher, lasset jede Stunde
Dem Dienst der Jugend heilig seyn!
Entwickelt jeden Keim des Guten,
Beschneidet jedes üpp'ge Reis!
Mit Sonnenlicht und Himmelsfluthen
Erquickt sie! Segen folgt dem Fleiß.

Um das ihr fleht, es kommt hernieder,
Das Reich in Kraft und Herrlichkeit,
Wenn sie geheiligt sind, die Glieder,
Die ihr an Christi Kirche reih't.
Und von des Gartens Duft umthauet
Und überschattet von dem Hain,
Den ihr gepflanzt und angebauet,
Wie glücklich wird eu'r Alter seyn!

Doch wehe, wehe, wenn mißrathen
Der Baum dem trägen Gärtner flucht,
Wenn in des Kindes Missethaten
Der Vater erndtet seine Frucht,

Das Reis, auf das er sich zu stützen
Gedacht' als einen treuen Stab,
Zur Ruth' ihm wird mit Dornenspitzen,
Und früh ihn geißelt in das Grab!

Und werden dort die Wunden heilen,
Die hier sein eig'nes Fleisch ihm schlug?
Wird ihn zermalmend nicht ereilen
Des Allgerechten Richterspruch:
„Zum Unkraut ist der Weizen worden,
Den ich vertraute deiner Hand.
Tod dir, der du gewagt zu morden
Des ewgen Lebens Unterpfand!"

O Herr, gerecht, doch auch voll Gnade,
Den Schwachen huldreich stets gesinnt,
Erleucht' uns, daß auf deinem Pfade
Wir nimmer blinde Führer sind!
Gieb uns Geduld und Lust und Stärke,
Erzieh' uns selbst erst zum Erziehn,
Und so laß Heil aus uns'rem Werke
Für Zeit und Ewigkeit erblühn!

R. B—n.

Zur Frage über den Anschluß an den großen Zollverein.

(Schluß.)

Wenn hiermit nun die vorzüglichsten Nachtheile, denen wir bei dem Zollanschlusse uns aussetzen, angegeben sind, so wollen wir jetzt untersuchen, ob die Vortheile, welche wir durch ihn gewinnen können, im Stande sind, diese Nachtheile aufzuwiegen.

1) sagt man: in unserm Lande würden im Fall des Anschlusses Fabriken angelegt werden können, welches jetzt wegen Mangels an Absatz nicht möglich sey. Dagegen ist zu erinnern, daß unser Land vorzüglich auf Ackerbau und Viehzucht angewiesen und hiermit ein bedeutender Flachsbau verbunden ist, und daß uns dieser das Material zu unserm Garnspinnen und zu unsern Leinwebereien liefert. Letzteres sind unsre Fabriken, die uns von der Natur zugewiesen sind, und die, wenn sie ferner mit demselben Nutzen betrieben werden können, keine andere von großem Umfange aufkommen lassen werden. Denn große auf den Verkehr Einfluß ausübende Fabriken können nur da entstehen, wo wegen Armuth der Gegend und unverhältnißmäßig großer Bevölkerung die überflüssigen menschlichen Kräfte auf keine andere Weise beschäftigt werden können. Der Verfasser des angeführten Aufsatzes legt ebenfalls gar kein Gewicht auf diesen durch den Anschluß zu erwartenden Vortheil, indem er bloß die Möglichkeit der Entstehung von Fabriken einräumt, und diese Möglichkeit soll auch hier nicht bestritten werden; wegen einer solchen Ungewißheit aber sichere Vortheile aufzugeben und dem Zollvereine beizutreten, würde thöricht seyn.

2) sagt man: unser Linnenhandel stehe in Gefahr, im Falle des Nichtbeitritts ganz zu Grunde gerichtet zu werden, werde aber durch den Anschluß neuen Schwung erhalten. Wäre das Erste gegründet, so möchte dieser Umstand freilich wichtig genug seyn, um uns zu bestimmen, dem Zollvereine uns anzuschließen; denn das meiste baare Geld, welches für andere Bedürfnisse aus dem Lande geht, kommt durch unser Garn und durch den Linnenhandel wieder zu uns zurück, und die Leinewandweberei beschäftigt einen so großen Theil der Bevölkerung, daß wir den Linnenhandel durchaus nicht entbehren können. Zur Untersuchung der Richtigkeit obiger Behauptung mag folgende Betrachtung uns einige Anleitung geben.

Im Lippischen werden zweierlei Linnen fabricirt, das sogenannte Legge-Linnen und die feinere Bielefelder Leinewand. Das erstere be-

darf zur Beförderung des Absatzes des Anschlusses an den Zollverband für jetzt gar nicht, denn es findet durch den freien Weserstrom so raschen Absatz, daß kaum so viel fabricirt werden kann, als verlangt wird. Von dem andern Linnen wird die größere Menge durch unsere Linneweber nach Bielefeld zum Verkauf gebracht, eine geringere Quantität durch Lippische (Oerlinghauser) Kaufleute aufgekauft und diese zum Theil wohl wieder in's Preußische abgesetzt. Diesem Absatz in's Preußische werden jetzt durch die Zollinie Schwierigkeiten in den Weg gelegt, die allerdings für den Verkehr hemmend sind, und von denen es zu wünschen wäre, daß sie weggeräumt werden könnten. Aber der Absatz ist bis jetzt bloß mit einigen Beschwerden verknüpft und mit unbedeutenden Abgaben belegt, so gehindert aber durchaus noch nicht, daß deshalb der Zollanschluß nothwendig wäre. Dieses gesteht selbst der Verfasser des für den Zollanschluß stimmenden Aufsatzes zu. Gesetzt aber auch, der Absatz in's Preußische könnte ganz gehemmt werden, was aber nicht zu befürchten ist, so werden sich bei einem ernstlichen Bestreben leicht andere Absatzwege eröffnen lassen. Denn die Bielefelder Kaufleute selbst senden ja den größten Theil ihrer Leinewand durch die Häfen der Nordsee seewärts, und es möchte doch wohl so schwer nicht seyn, sich dieselben Wege zu öffnen. Man macht aber unsern Landsleuten wohl keinen ungerechten Vorwurf, wenn man behauptet, daß sie noch wenig von einem großen Speculationsgeiste beseelt sind, daß sie nicht gern viel wagen und Schwierigkeiten scheuen. Dieses möchte wohl darin begründet seyn, daß in unserm Lande es keiner großen Anstrengung bedarf, um bei nicht überspannten Ansprüchen ein gemächliches Leben führen zu können. Ist doch selbst der Handel mit unserm Legge-Linnen großentheils in den Händen fremder Kaufleute, und so hat sich auch der Handel mit dem feinen Linnen früher ganz nach Bielefeld gezogen. Oder sollte der Grund darin zu suchen seyn, daß es unsern Kaufleuten an Fonds fehlt? Dieses läßt sich jedoch bezweifeln, denn es giebt unter ihnen viele sehr vermögende, und wenn erst der Grund eines Vermögens vorhanden ist, so kann der Kaufmann bei einem so sichern Geschäfte, als der Linnenhandel ist, sich bald bedeutenden Credit verschaffen, und gewiß im Lippischen, wo der Zinsfuß niedriger als im Preußischen steht, mit demselben Vortheil als sonst wo. Wenn nun aber wirklich bei angenommener gänzlicher Absperrung unsers Linnens vom Preußischen dieses durch unsere Kaufleute nicht ausgeführt werden könnte, würde nicht dann dieser Handel gänzlich gelähmt werden? Nein, gewiß nicht; es würden dann Bielefelder Handlungshäuser im Lippischen Lager errichten und von hier aus unser Linnen versenden. Deshalb möchte nicht nur die Furcht, unser Linnenhandel könne ganz vernichtet werden, unbegründet seyn; sondern wir haben selbst nicht zu befürchten, daß Preußen zu seinem eigenen Nachtheile denselben noch mehr wie jetzt beschränken werde.

Was die Meinung betrifft, daß wir durch den Anschluß das Bleichelohn für unser Linnen gewinnen könnten, welches in dem erwähnten Aufsatze zu 60000 Rthl. angeschlagen wird, so ist darauf zu erwiedern, daß wir dasselbe nicht eher verdienen werden, bis unsere Kaufleute den Handel an sich gezogen haben; denn so lange unsere Weber ihr Linnen nach Bielefeld zum Verkauf bringen müssen, wird es auch dort gebleicht werden, gesetzt auch, unsere Bleichen wären eben so gut und eben so billig als die Bielefelder, was aber bis jetzt nicht der Fall ist. Sollte Preußen unser Linnen ganz verbieten, so daß wir es ohne den Bielefelder Zwischenhandel aus unserm Lande selbst weiter senden müßten, so würden gerade durch die Sperre unsere Bleichen am ersten gewinnen, und

dann diese, und nicht die Bielefelder, das Bleichelohn verdienen.

Wenn nun

3) der Zollanschluß für unsere Landwirthschaft großen Vortheil bringen soll, so kann auch dieses mit Recht in Zweifel gezogen werden. Man kann gern zugeben, daß auch für sie ein freier Verkehr sehr wünschenswerth sey, so wie überhaupt alle derartigen Hemmungen lästig sind; aber großen directen Nutzen sich durch den Anschluß zu versprechen, möchte ein Irrthum seyn, und was vielleicht auf der einen Seite gewonnen wird, geht auf der andern wieder verloren. Unser Land hat im Ganzen keinen Ueberfluß an Korn; was die westlichen Districte mehr geben, als ihr Bedarf ist, muß den östlichen zugeführt werden. Der Zollanschluß wäre daher nur für die westlichen Districte von Vortheil, um ihren Ueberfluß an Korn eben so gut in's Preußische, als im Lippischen, absetzen zu können. Aber bedeutend würde dieser Vortheil schon deswegen nicht seyn, weil seit einigen Jahren im Ravensbergischen das Korn eben so wohlfeil und oft noch wohlfeiler als im Lippischen gewesen ist, so daß Lipper selbst von dorther mit Nutzen Korn bezogen haben; und wenn die Preise dort höher stehen, so daß der Lipper mit Vortheil dorthin absetzen kann, so muß der Käufer die Abgaben eben so gut als der Verkäufer tragen. Wenn aber auch die Landwirthschaft in dieser Beziehung einigen Vortheil gewinnen sollte, so würde durch die Vernichtung unserer Brennereien mehr als gewonnen verloren gehn. Obgleich vom Verfasser des vorigen Aufsatzes diese Lähmung unserer Brennereien bezweifelt wird, so möchte sie doch stattfinden, ohne daß man deshalb unsern Branntweinbrennern Einsicht und Unternehmungsgeist abzusprechen braucht. Denn, wie jetzt schon im benachbarten Preußischen die kleinen Brennereien durch die größern im Halberstädtischen und zu Nordhausen

unthätig gemacht sind, so würde es auch den unsrigen nicht besser ergehen. In den genannten Gegenden kann nämlich wegen des Kornreichthums das Brennen mit viel größerem Vortheil getrieben werden, als bei uns, und weil man in den dortigen großen Brennereien reinen Spiritus brennt, der, mit Wasser verdünnt, zu Branntewein von beliebigen Graden gemacht wird, so kann dieser ohne große Transportkosten sehr weit versandt werden. Unsere Branntweinbrennereien würden wahrscheinlich zu gleicher Zeit durch die Paderbornischen leiden müssen, wo das Korn auch beständig niedriger als bei uns steht. — Unser Absatz an Vieh ist nicht so beträchtlich, daß darauf bedeutendes Gewicht gelegt werden könnte.

Wenn nun ferner

4) die Gewerbe durch den Zollanschluß bedeutend gewinnen sollen, so möchte dieser Vortheil doch wohl so viel wie nichts bedeuten. Es lautet zwar sehr lockend, daß durch den Beitritt den Gewerben und der Industrie ein Verkehr mit 25 Millionen Menschen geöffnet würde. Aber alle Gegenden sind mit Gewerben, die gleich gute und billige Waare liefern, wohl eben so überfüllt als die unsrige; es möchte daher sehr schwer halten, sich irgend beträchtlichen Absatz zu verschaffen, und dieser wird dadurch schwieriger, selbst für die kleinen Handwerker unmöglich, weil im Preußischen jeder Gewerbtreibende für den Gewerbschein 12 Rthlr. entrichten muß; schwerlich möchte irgend ein Blomberger Schuhmacher diese Steuer bezahlen, um seine Schuhe in's Preußische bringen zu dürfen. Und wenn auch wirklich einige Paar Schuhe und einige Dutzend Stühle mehr verkauft würden, was würde dieses für einen geringen Ersatz abgeben?

5) Dieselbe Bewandniß möchte es mit dem Vortheile haben, der uns durch den großen Transito-Handel, durch die sogenannte Cölner-Straße ꝛc. versprochen wird. Durch unsern An-

schluß bleiben die Verhältnisse in dieser Beziehung beinahe ganz so, wie sie jetzt sind. Denn wir haben niemals diesem Durchgangs-Handel Schwierigkeit in den Weg gelegt; wie jetzt die preußische Zollinie gegen uns gerichtet war, so wird sie es dann gegen die uns im Norden und Osten umgebenden Braunschweigischen und Hannoverischen Länder seyn, wodurch der Transito-Handel in derselben Art wie früher gelähmt bleibt. Die einzige Seite, welche etwas freier wird, ist der kleine Weserstrich. Von den Gütern aber, die von der Weser nach Süden und dem Rheine gehn, wird der größere Theil auch ferner auf der Straße von Minden nach Bielefeld u. s. w. transportirt und nur ein geringer Theil von Vlotho und Erder nach Paderborn u. s. w. verfahren werden. Dagegen verlieren wir aber den sehr beträchtlichen Waarentransport, den jetzt von allen Seiten der Schleichhandel durch das Lippische führt, und vielleicht möchte der Verlust größer als der Vortheil seyn.

Was nun endlich den politischen Gesichtspunkt der Frage betrifft, so ist es unbezweifelt sehr zu beklagen, daß die Verhältnisse unsers allgemeinen Vaterlandes die Ausdehnung des Zollvereins über ganz Deutschland verhindern. Durch diesen Verband könnte Deutschland wenigstens in einer der wichtigsten Beziehungen zu einem großen Ganzen vereint werden. Jeder Lipper, in welchem ein Funke von Nationalgefühl vorhanden ist, würde gewiß gern große Vortheile aufopfern, wenn durch unsern Anschluß irgend etwas von Bedeutung zu diesem großen Vereine beigetragen würde. Da dieses aber nicht der Fall ist, da wir große Vortheile aufopfern, und auf der andern Seite uns drückende Verhältnisse auflegen, wogegen der mit ihnen verbundene Nutzen noch ungewiß ist; so kann uns Niemand verargen, wenn wir bis jetzt den Beitritt ablehnen.

Möglich ist es, daß man versuchen wird, uns durch indirecte Zwangsmittel zum Anschluß zu nöthigen; auch ist es wahr, daß die größeren vereinten Staaten die Macht haben, uns durch directe Mittel zu zwingen; daß sie dieses aber thun werden, oder daß gar bei fortgesetzter Weigerung unsere Unabhängigkeit gefährdet werden könne, dieses, sollte man glauben, hätten wir durchaus nicht zu befürchten. Es würde ja dann mit dem Rechtszustande der Deutschen Bundesstaaten schlimmer aussehn, wie zu den rohesten Zeiten, wo nur das Recht des Stärkern galt. Und warum sollten die größern Vereinsstaaten allein unser kleines geduldiges Ländchen, welches von allen Seiten die einschränkenden Sperremaßregeln sich ruhig gefallen läßt und sich nie widersetzt, mit Gewalt zwingen? warum nicht eben so gut, oder vielmehr weit eher, die andern Staaten, welche Retorsionsmaßregeln gegen sie ergreifen? Wir üben ja gegen keinen Staat feindselige Maßregeln aus und gestatten jede Einfuhr und Durchfuhr, die geringe Abgabe auf den Branntewein ausgenommen. Auch zu dem Kriege, den unsere Nachbarn auf der Zollgrenze unter sich führen, geben wir, streng genommen, keine Gelegenheit, sondern diejenigen, welche die Sperremaßregeln angeordnet haben. Deshalb ist sicherlich die Furcht, wir könnten bei der Weigerung des Zollanschlusses unsere Unabhängigkeit einbüßen, ganz ungegründet.

Zum Schluß noch die Bemerkung: Wenn, wie in dem oft erwähnten Aufsatze angenommen wird und wohl richtig ist, die Stimmung der Lipper im Allgemeinen gegen den Zollbeitritt ist, so rührt dieses wohl nicht daher, weil sie durch die Kaufleute dazu gestimmt sind, sondern es entspringt aus dem jedem Lipper inwohnenden richtigen Gefühle, daß im Ganzen, wenn auch Einiges besser seyn könnte, unsere jetzigen Verhältnisse uns in eine glückliche behagliche Lage versetzt haben, daß wir beim Zollanschluß

sichere Vortheile aufgeben, ohne zu wissen, welchen Ersatz wir dafür erhalten, daß wir daher ungern den gegenwärtigen Zustand, mit welchem wir zufrieden sind, mit der ungewissen Zukunft vertauschen möchten. Und — um, wie einige frühere Aufsätze, mit einem Spruche aus einer fremden Sprache zu schließen: vox populi vox Dei.

S..... † † †.

Ueber die Cultur der Senne, insbesondere Augustdorfs.

(Fortsetzung.)

Wie sehr man zu Augustdorf dieß fühlt, davon zeugt hinreichend der Widerspruch und die Weigerung, welche die Vorsteher in neuern Zeiten immer entgegensetzten — leider nicht immer mit Erfolg, — wenn man ihnen neue Einlieger aufbürden wollte; davon zeugen auch die Mißhelligkeiten, die wohl unter ihnen entstanden, wenn etwa der Eine oder Andre von ihnen, ohne Vorwissen und Willen seiner Collegen, einem Einlieger seine Privatzustimmung zu der Aufnahme ertheilt hatte. Diese Erscheinung erklärt sich aus dem Streben der Gemeinde nach Selbsterhaltung und liegt tief begründet in jenem Instinct, von dem oben die Rede war. Sie ist ein wohlzubeachtender Wink! Schon J. Möser macht in seinen patriotischen Phantasieen darauf aufmerksam: daß man doch ja keiner Gemeinde einen Einlieger aufdringen, ja keinem erlauben solle, in eine solche hineinzuziehen, ohne einstimmende Erlaubniß der Aeltesten und Verständigsten in der Gemeinde, und daß man von diesen keine Gründe einer etwaigen Weigerung verlangen solle.

Diesemnach scheint also in Beziehung auf Augustdorf rathsam und nothwendig, eine Vergrößerung der dortigen Einlieger-Familien-Zahl fernerhin nicht mehr zu gestatten; dagegen, wo

möglich, die gegenwärtige Zahl zu vermindern. Und dazu bietet die Senne selbst die passendste Gelegenheit und Mittel dar; wenn man nämlich den besten, wohlhabendsten und gesundesten der jetzigen Einlieger, unter vorläufigen Vergünstigungen, erlaubte, sich in derselben gleich den bisherigen Colonisten anzubauen. Daraus würden hoffentlich dem Allgemeinen, wie dem Einzelnen, heilsame Früchte erwachsen. Der geringste Nachtheil dieser Maaßregel würde der seyn, daß dadurch die Weide für das Vieh der Bewohner der Senne beschränkt werden würde. Alle gescheuten Wirthe wissen es, daß diese äußerst schlecht ist, und dem Milch gebenden Vieh, wenn man auf den Ertrag sieht, eher schadet als hilft; sodann wird durch das Austreiben des Viehs in die Senne der Dünger nur verschleppt; und endlich sind es in der That eben die Einlieger, welche jetzt sich die freie Hude in der Heide hauptsächlich zu Nutze machen, weil sie sonst für ihr Vieh nichts zu fressen haben. — Größer würde in den Augen der Angesessenen der Nachtheil seyn, welcher durch eine Einrichtung obiger Art ihrer Heide- und Plaggen-Dünger-Wirthschaft zugefügt werden möchte; aber eben der übertriebene Gebrauch dieser Materialien statt des Düngers soll ja beschränkt werden, und dieß zu bewirken kann es kein wirksameres Mittel geben, als das bezeichnete. Während nämlich durch dasselbe der dreifache Zweck erreicht werden könnte: 1) die Zahl der Einliegerfamilien zu vermindern; 2) einer Anzahl derselben Möglichkeit und Gelegenheit fester Wohnsitze und künftigen Wohlseyns und 3) einer noch übrigen und als Einlieger zurückbleibenden Anzahl zu einem häufigerem Tagelohn zu eröffnen, würde dadurch zugleich ganz von selbst dem überhandnehmenden Schaden des unmäßigen Gebrauchs der Heide und sandigen Plaggen statt des Düngers Einhalt gethan werden. Dieß führt uns

II. zu dem zweiten der oben angegebenen Uebelstände.

Es fragt sich dabei vor allen Dingen, ob denn jener Gebrauch wirklich verderblich sey oder werden müsse, und ob er, dieß angenommen, durch eine andere Wirthschaftsart ersetzt werden könne? Es läßt sich nicht leugnen, daß auf vielen Colonaten zu Augustdorf reichliche Früchte gewonnen werden, und diese Bemerkung findet ihre Bestätigung grade auf denjenigen Stätten, wo die Plaggenhäufe am meisten in Flor sind. Andererseits würde auch bei der Beschaffenheit des dortigen Bodens und bei der gegenwärtigen Lage der Sache unvermischter Mist, wenn er auch da wäre, an ihrer Statt wohl noch nicht denselben Fruchtertrag liefern. Das spräche sehr zu Gunsten der Plaggenhäufe.

Dagegen aber kommt in Erwägung:

1) Daß bei der vorliegenden Weise der dortigen Felderbewirthschaftung ihre Besitzer, wenn sie auch, wie die meisten, nur Stätten von etwa 20 bis 24 Schfls. haben, zu einem ganz unverhältnißmäßigen Arbeiten, ja zu einem unausgesetzten Quälen verurtheilt sind, ohne es dadurch — wenn sie nicht die Weberei beizu trieben — zu eigentlichem Wohlstande bringen zu können, während sie in ihrem häuslichen und geselligen Leben äußerst sparsam sind. Führt nun schon überhaupt ein beständiges gezwungenes Arbeiten um die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, ohne bedeutenden Gewinn, sehr leicht zu den Lastern der Selbstsucht und Habsucht, wogegen freilich noch eingewandt werden könnte, daß es auch sein Gutes habe: so ist

2) der Schaden davon für Augustdorf doppelt verderblich, indem der Boden durch die Menge der Plaggen, welche hineingearbeitet werden, immer mehr verschlechtert wird. Das läßt sich a priori schon denken, wenn man den Dören auch niemals gesehen hat, und nicht in Abrede stellen, wenn man die Sache an Ort und Stelle besieht, wiewohl es in dem kurzen Zeitraume von einem Jahre zum andern nicht bemerkt werden kann. Denken läßt sich und sehen, daß die hiesige Colonie an der Stelle der Senne angelegt wurde, wo dieselbe am fruchtbarsten war. Alle die Plaggen, die seit der ersten Anlage in das Land hineingebracht wurden und werden, kamen und kommen folglich von minder fruchtbaren und minder humusreichen Stellen der Senne, und müssen nothwendig allmälig den Ackerboden verschlechtern und versanden, wenn auch die noch immer darin sich vorfindenden Humustheile und der aus den Ställen hinzukommende Dünger die Zeit verzögern. — Schon läßt sich nicht verkennen, daß die ältere Colonie Haustenbeck in Hinsicht des Feldbodens und Ertrages weit hinter Augustdorf zurücksteht, während die ersten dortigen Anbauer ihn ursprünglich doch wohl für besser gehalten haben müssen, als den hiesigen. Diese Verschlechterung des Bodens wird aber, wie ein niederfallender Stein, an Geschwindigkeit zunehmen, je mehr und mehr, wie nun schon in der Nähe von Haustenbeck und Augustdorf der Fall ist, die Senne abgeplagget, mithin sandiger wird.

3) Es bedarf keiner Auseinandersetzung, daß auf diesem Wege zuletzt, — und die Zeit dürfte nicht mehr so gar fern seyn — die Plaggen, gegenwärtig die Haupt- und scheinbar unentbehrliche Quelle der hiesigen Lebensmittel, ganz ausgehen werden; und zwar um so eher, je rühriger die jetzige Generation darüber aus ist und seyn muß, sich die letzteren durch jene, so lange nicht besseres an ihre Stelle gesetzt ist, zu verschaffen. Darum wird die Noth kommen, wie ein Dieb in der Nacht, wenn man sich nicht bei Zeiten dagegen vorsieht. Dieß aber würde zu Augustdorf mit gutem Erfolge geschehen können.

4) Leuchtete nur die Nothwendigkeit der Einschränkung des Plaggengebrauchs, ungeachtet

derzeitiger Vortheile, ein: so zeigt sich die Möglichkeit dieser Einschränkung und vielleicht der fast gänzlichen Abschaffung in dem Mergel, der hier zu finden ist.

(Schluß folgt.)

Anekdoten.

Auf seinen Spaziergängen durch Berlin oder Potsdam redete König Friedrich Wilhelm I. die Vorbeikommenden zuweilen an. Manche, die dem Könige Rede zu stehen wußten, machten bei einer solchen Gelegenheit ihr Glück. Einen Candidaten der Theologie hielt der König einst auf der Straße an, und als er von ihm hörte, daß er ein Berliner Kind sey, sagte er zu ihm: „Die Berliner taugen nichts.“ „Das ist in der Regel wahr,“ versetzte der Candidat, „indessen kenne ich doch zwei Berliner Kinder, die eine Ausnahme machen!“ „Und diese sind?“ fragte der König, „Eure Majestät und ich,“ gab der Candidat zur Antwort. Der König beschied ihn für den folgenden Tag zu sich auf das Schloß, und da er in einer weitern Prüfung gut bestand, erhielt er sogleich eine Predigerstelle.

Ein anderes Mal trat bei dem Ausreiten in Berlin ein Buchbinder, Namens Reichardt, den König an und klagte, daß er seit mehreren Jahren einen Proceß bei dem Stadtgericht habe, ohne ihn zu Ende bringen zu können, weil er Feinde auf dem Rathhause habe, die ihm, wie vielen andern, das Recht vorenthielten, worüber er viele in's Einzelne gehende Thatsachen anführte. Der König, der eben auch nicht zum Besten auf den Magistrat zu sprechen war, sagte zu dem Buchbinder: „Du scheinst mir ein vernünftiger Kerl zu seyn und dir soll geholfen werden. Da du aber auch so gute Kenntnisse von der Wirthschaft des Magistrats besitzest, so sollst du mir von Zeit zu Zeit Nachricht davon geben und dann wollen wir die Herren schon kriegen. Ich mache dich hiermit zum Rathsherrn, ertheile dir Sitz und Stimme auf dem Rathhause und werde dem Magistrat deshalb den nöthigen Befehl zugehen lassen.“ Der König befahl, der Buchbinder wurde eingeführt, wohnte den Sitzungen regelmäßig bei, bemerkte jedoch keine Unregelmäßigkeiten, von denen er dem Könige hätte Meldung machen können. Nach einiger Zeit sah ihn der König wieder auf der Straße, erkannte ihn sogleich und rief ihn heran. Als er ihm Vorwürfe machte, daß er ihm nichts von der schlechten Wirthschaft des Magistrats berichtet habe, entschuldigte sich Reichardt damit, daß er, seitdem er mit dazu gehöre, ganz anderer Ansicht geworden sey. „Ihr seyd alle Schelme,“ rief ihm der König zu, „wenn ihr nicht mit regiert, so raisonnirt ihr, und wenn ihr dann mit regiert, so macht ihr's nicht besser, als die andern.“

Sehr gern unterhielt sich der König auf seinen Spaziergängen mit Leuten, die ihn nicht erkannten und die er dann über allerhand Gegenstände, die den Hof und die Regierung betrafen, ausfragte. Als er in solchem Gespräche eine Zeit lang auf der Landstraße mit einem Candidaten der Theologie gewandert war, klagte ihm dieser seine Noth, daß es so schwer halte, eine Anstellung zu finden, wenn man in Berlin keine Vettern habe. Der König machte ihm guten Muth und bat sich Feuer von ihm aus, um seine Pfeife anzuzünden. Der Theolog war gleich bei der Hand, schlug mit einem einzigen Schlage Feuer und sagte: „Bums! da hat der Herr Feuer.“ „Nun,“ sagte der König, „wenn es in dem Examen auch so bums auf bums! geht, dann kann es dem Herrn nicht fehlen.“ Er fragte, wo er in Berlin wohnen werde, und ließ ihn am folgenden Tage auf das Schloß rufen, unter dem Vorgeben, daß ihn dort sein Vetter zu sprechen wünsche. Wie groß war das Erstaunen des Candidaten, als sich ihm hier der König zu erkennen gab. Dieser versicherte ihn, daß er, wenn er seine Prüfung gut bestehe, sich seiner als sein Vetter annehmen wolle und beschied ihn für den andern Tag wieder auf das Schloß, wo er über einen Text, den er ihm geben werde, predigen solle. Der Candidat fand sich ein, erhielt aber nur ein unbeschriebenes Papier. Mit guter Geistesgegenwart faßte er sich, wählte zu seinem Texte die Worte: Aus nichts hat Gott die Welt erschaffen, welches er so zur Zufriedenheit des Königs durchführte, daß er nach geendigter Predigt ihm zurief: „Bums! da hat der Herr eine Pfarre;“ und er hielt Wort.

Räthsel.

Das Ganze kann niemals ein Ganzes seyn;
Nimm weg den Kopf, so wird es dich erfreun.
Nochmals verkürzt, gebeut es nicht zu säumen,
Und bringt dich schnell zu andern Räumen.

(Auflösung in № 48.)

Auflösung des Räthsels in № 46:
Bart — Trab.

Hierbei № 47. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 48.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 2. März 1836.

Kann die Kirche leichter ohne Theilnahme der Gebildeten, oder können die Gebildeten leichter ohne Theilnahme an der Kirche bestehen?

Diese Doppelfrage kann in unsrer Zeit nicht ohne Interesse seyn, da man eines Theils in der Kirche ein lebhaftes Verlangen nach neuer Begründung ihrer Verfassung, andern Theils bei den sogenannten Gebildeten eine zunehmende Gleichgültigkeit gegen die kirchlichen Anstalten bemerkt. Es hat sich an manchen Orten das Verhältniß wirklich so gestellt, daß es ist, als ob die Gebildeten sprächen: Kirche, wir können zwar ohne dich sehr wohl bestehen; aber aus Mitleid stützen wir dich noch so gut, daß du nicht ganz zusammensinkst. Kann nun darauf die Kirche trotzend erwiedern: gehet hin, ich brauche euer Mitleid nicht und eure Stütze!? Ich glaube nicht.

Die Kirche kann nicht wohl bestehen ohne die Theilnahme der Gebildeten. Sie kann nur unter dieser Bedingung das Ziel erreichen, das sie erreichen muß, wenn sie ihrem Begriffe entsprechen soll. Die Kirche ist durch den Geist der Wahrheit gestiftet. Das muß sie wenigstens selbst behaupten. Wahrheit zu verbreiten ist demnach ihr Zweck; Wahrheit nicht bloß zur Aufnahme in die Erkenntniß, sondern auch zur Darstellung im Leben und Verhalten. So muß denn vor allen Dingen die Kirche selbst wahr seyn, wahr in ihrer Lehre und Verfassung. Es ist vielleicht nicht immer nöthig, daß eine politische Constitution Wahrheit sey, um zu nutzen, wie der König der Franzosen sagte; sie kann vielleicht auch nutzen als Wiegenlied, mit dem man die allzu beweglichen Gemüther einschläfert. Die Kirche aber ist gar nichts nutze, wenn sie nicht Wahrheit ist, und was sie noch nutzt, das nutzt sie eben dadurch, daß noch Wahrheit in ihr ist und von ihr ausgeht.

Wahrheit ist noch in ihr; aber sie ist nicht ganz Wahrheit, und das soll sie werden. Es ist Unwahrheit in der kirchlichen Lehre. Die religiöse Ueberzeugung der Prediger stimmt nicht mehr mit den Bekenntnißschriften unserer protestantischen Kirche überein, und doch wird fast

überall von dem Geistlichen beim Antritte seines Amtes eine Verpflichtung auf jene Symbole gefordert. Freilich geschieht es meistens mit solchen Beschränkungen, daß die Verpflichtung dadurch gewissermaßen wieder aufgehoben ist. Aber ist es nicht ein Betrug, wenn auch ein frommer, daß man sich den Schein giebt, auf dem alten Grunde zu fußen, während man doch ganz davon abgewichen ist? Was soll die Verpflichtung, die gar nicht bindet? Gerade herausgesagt: das ist Falschheit.

Aber noch größer als der Zwiespalt ist zwischen der Glaubenslehre unsrer Bekenntnißschriften und der religiösen Privatüberzeugung der Theologen; noch größer ist die Kluft zwischen dieser und dem christlichen Volksglauben unter den Protestanten. Wie ganz anders urtheilt z. B. der Theologe unserer Tage über den Ursprung mancher biblischen Bücher, wie ganz anders erklärt er manche Erzählungen derselben, als es der schlichte Landmann bei seinem vom Vater ererbten Glauben ahnt! Wie würden diese Menschen erstaunen, erschrecken, zürnen, wenn sie sähen, wie an allen Fundamenten ihres Glaubens gerüttelt, wie selbst der sonst von ihnen geachtete und geliebte Geistliche von dieser Neuerungssucht angesteckt worden ist. Sie würden sich vielleicht ganz von ihm lossagen, wenn er ihnen diesen Zwiespalt ihrer beiderseitigen Ueberzeugungen auf einmal offen aufdecken wollte; sie würden den Prediger nicht allein, sondern alle kirchlichen Behörden in die größte Verlegenheit setzen. Darum wird es nicht ausgesprochen, sondern kann nur hin und wieder errathen werden, wie groß der Abstand ist. Was ist nun die Folge davon? Das Verhältniß des öffentlichen Kirchenlehrers ist kein ganz gerades und offenes gegen seine Zuhörer; mit einem Worte: es ist unwahr. Und was will man dagegen sagen, wenn dieß etwas Pfäffisches gescholten wird?

Die Kirche ist unwahr in ihrer Lehre und unwahr in der Verfassung.

Eine Gesellschaft, welche zu dem Zwecke zusammentritt, Gott im Geiste und in der Wahrheit zu verehren, kann nur aus Freiwilligen bestehen. Wenn die Mitglieder zur Theilnahme gezwungen werden, so ist sie nur eine Truggestalt, ein Unding, eine große Lüge. Ist es nun aber nicht so bei uns, daß die Mitglieder durch den Bann der Herrscher gezwungen werden, sich an die Kirche anzuschließen? Müssen die Kinder nicht getauft und confirmirt werden? Sind nicht die Erwachsenen wider ihren Willen gehalten, die Beiträge zur Unterhaltung der kirchlichen Gebäude, die Gebühren für Prediger, Küster und Cantoren zu bezahlen? Urtheilen wir nicht Alle nach Kenntniß unserer Verhältnisse, daß die kirchliche Anstalt morgen zerfallen würde, wenn es heute in eines Jeden Belieben gestellt würde, ob er jene Leistungen übernehmen wolle oder nicht? — So fehlt es der Kirche an Wahrheit in ihrer Verfassung. Sie, die den Menschen dafür gewinnen will, daß er sich mit freier Seele dem Höchsten ergebe, sie nöthigt ihn durch polizeiliche Strafen, um die sie beim Staate nachsucht, ihr nicht zu entlaufen.

Ließe sich denn diesen Uebeln nicht begegnen? Könnte denn nicht mehr Wahrheit, Offenheit in die kirchliche Lehre und Verfassung gebracht werden? Leicht ist es nicht, dieß auszuführen; aber unter unsern Verhältnissen ganz unmöglich, wenn sich die gebildeten Nichtgeistlichen der Theilnahme an der Kirche entziehen. Wollten aber diese wieder aufrichtig Theil nehmen, so könnte Manches besser werden. Es würde dann namentlich eine allmälige Ausgleichung zwischen der Privatüberzeugung der meisten Prediger und der öffentlichen Lehrnorm einerseits, so wie zwischen jener und dem christlichen Volksglauben andrerseits möglich seyn.

Die alte Lehrnorm abzuschaffen ist für ein Consistorium oder eine ähnliche Behörde immer eine sehr mißliche Sache. Wonach sollen sie in streitigen Fällen, bei abentheuerlichen Verirrungen schwärmerischer Prediger richten und ordnen? Wollten sie neue Bestimmungen aus eigner Machtvollkommenheit geben, so könnten sie dem Vorwurfe der Gewissenstyrannei nicht entgehen. Sie werden es also beim Alten lassen, und sich ohne entschiedene Maßregeln durchzuhelfen suchen. Wem soll nun aber sonst die Macht gegeben werden, neue Lehrnormen aufzustellen oder die alten abzuschaffen? Einer Commission von Geistlichen etwa? Aber sie würden denselben Vorwurf tragen müssen, daß sie sich zu Herrn des Glaubens ihrer Pfarrkinder aufwerfen; und ihre Symbole würden nicht angenommen werden. Dem gesammten Christenvolke die Entscheidung überlassen zu wollen, wäre Unsinn und gäbe Unsinn. Nur wenn man eine Klasse von gebildeten und für die Kirche lebhaft interessirten Nichtgeistlichen hat, darf man hoffen, daß sie in Verbindung mit tüchtigen Theologen Aenderungen in Rücksicht der öffentlichen Lehre treffen können, die allgemeine Anerkennung finden. Das dürfte man hoffen, theils weil eine solche Commission mit dem Bedürfnisse der Zeit allseitig vertraut und auf Befriedigung desselben aufrichtig bedacht seyn würde, theils weil ein solches Zutrauen ihren öffentlichen Handlungen in Kirchensachen nicht fehlen könnte. Insbesondre dürfte man aus dem Grunde solcher Hoffnung Raum geben, weil sich eine so gebildete Gesellschaft vor einem Hauptfehler früherer Lehrbestimmungen hüten würde.

Früher wähnte man den rechten Glauben ein für allemal fest bestimmen zu können, und hatte keine Ahnung davon, daß auch die Erkenntniß christlicher Religionswahrheit, so wie jede andre Erkenntniß, sich mit der Bildung der Menschen im Laufe der Jahrhunderte weiter

entwickeln müsse. Diese Einsicht wird aber das höher gebildete Publikum der Nichtgeistlichen jetzt sicher gewinnen, sobald es mit der ihm naheliegenden Unpartheilichkeit der Sache selbst größere Aufmerksamkeit schenkt. Man wird also nicht eine Norm suchen, die für immer feststände, sondern nur eine solche, die für die Zeit geeignet wäre, die Angelegenheiten der öffentlichen Lehre zu ordnen, und eine mit der wachsenden Einsicht eintretende Umgestaltung zuließe. Jedem Einzelnen wäre es gestattet nicht nur, sondern jeder Einzelne, insbesondere jeder Geistliche, wäre moralisch verpflichtet, die gewonnene bessere Einsicht, theils durch Druckschriften, theils durch Vorstellungen, die er an die kirchlichen Behörden zu richten hätte, wo möglich zur allgemeinen Ueberzeugung zu erheben. Indem aber so für das Fortschreiten der öffentlichen Lehre und Ueberzeugung gesorgt würde, wären andrerseits alle Willkührlichkeiten der Einzelnen in dem amtlichen Lehrvortrage um so strenger zu unterdrücken. Nur die sichern Resultate allseitiger Prüfung dürften in die Predigten, Katechisationen und seelsorgerlichen Ermahnungen aufgenommen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Cultur der Senne, insbesondere Augustdorfs.

(Schluß.)

a) Die Kalksteinformation, welche die südliche Hügelreihe des Teutoburgerwaldes bildet, setzt nämlich unter der sandigen Oberfläche der Senne fort, und geht, je weiter sie sich von dem Gebirge entfernt, immer mehr und mehr in eine Thonbildung über. In den sogenannten großen Hesseln (einer unangebauten Oase in der Senne) liegt dieser Uebergang **in nuce** zu Tage, von dem reinen Kalkstein der Kreideformation,

durch alle Nüancen der Vermischung hindurch, bis zum Thon und Lehm hinüber. Die Zwischenbildungen liefern den Mergel, nach Belieben mehr kalkigten oder mehr thonigten, bis zur Kalkerde.

b) Die Auguſtdorfer haben bereits angefangen, den Nutzen davon anzuerkennen, und beſonders in dem Winter von 18$\frac{1}{2}$ ſehr viel gemergelt, aber wie die nächſten Vortheile häufig, oft aber mit Unrecht für die beſten und einzigen angeſehen werden: ſo legen auch ſie allein Werth auf den kalkigten Mergel, und das iſt für den Sand gerade der unrechte. Sie glauben jedoch, daß er der beſte ſey, weil er die von den rohen Plaggen in dem Lande zurückbleibenden ſchädlichen Säuren ſchnell zerſetzt und daher eine raſche, aber keineswegs nachhaltende Verbeſſerung und Vegetation hervorbringt, dicht aufgefahren vielmehr den Sand verdirbt: ſo daß davon auf 1 Schfſ. kaum 6 Fuder, ſo klein ſie zu Auguſtdorf gefahren, gebracht werden dürfen. Er dient daher im Grunde nur dazu, die Leute in dem Plaggengebrauche zu beſtärken, ohne den Boden zu verbeſſern.

R. Andrä, in ſeiner Darſtellung der vorzüglichſten landwirthſchaftlichen Verhältniſſe. Prag 1819. S. 134, ſagt: „Der „Kalk wirkt nicht ſowohl düngend als auflö„ſend und zerſetzend auf den Boden; er iſt da„her nur auf reichem Boden zu empfehlen; „der öftere Gebrauch des Kalks, wo man ihn „mit der Ackerkrume gleich dem Dünger vermiſcht, „würde, ohne dazwiſchen zu düngen, auch den „reichſten Acker bald und zwar in eben dem „Verhältniſſe arm machen, als er anfangs reich„lich trug;“ und S. 135: „Der Thon wirkt „auf eine beſtändige nachhaltende Weiſe „auf loſen, lockern Boden, indem er ihn feſter „und zuſammenhaltender, conſiſtenter macht“ (vgl. auch Nützliches Allerlei von F. G. v. der Reck. Hannover 1822. Th. I. S. 302 u. f.).

c) Der thonhaltige Mergel oder gar die Kleierde ſind aber zu Auguſtdorf ganz verbannt, weil ſie wegen ihrer anfänglichen Rohheit erſt nach Jahren oder, wie die Leute meinen, gar keinen Segen bringen. Gleichwohl bleibt der Segen davon nicht aus, und ſie bewirken ſicher eine wahre, dauernde Verbeſſerung des Bodens (nicht der Plaggen), wie auf den Stücken des Pfarrlandes, welche der Paſtor Voigt damit verbeſſert hat, der auf $\frac{1}{2}$ Schfſ. 70 bis 80 Fuder aufbringen laſſen, ganz unverkennbar iſt. Auf dieſen Stücken (es ſind nur wenige) iſt ein Strohwuchs, wie anderwärts auf reichem Boden, und der Gebrauch der Plaggen eben deshalb, ſowohl um der Mittel als um des Zwecks willen, entbehrlich, ja ſogar verderblich, weil der Boden dadurch wieder ſandiger werden würde.

d) Dieſe unleugbare Erfahrung, ganz übereinſtimmend mit der Theorie und den Angaben namhafter Oekonomen (man ſehe außer Andrä l. c. auch J. G. Kopp: Unterricht im Ackerbau und der Viehzucht. Th. I. Cap. 3), berechtigt zu der Hoffnung, daß in Auguſtdorf bei vorhandenen Mitteln es allmälig dahin gebracht werden könne, den 1) wegen der vielen verurſachenden Arbeit; 2) wegen der Verſandung des Landes und 3) wegen der drohenden Verſiegung ſo gefährlichen Gebrauch der Plaggen faſt ganz überflüſſig zu machen.

e) Dieß auf einmal zu bewirken, würde unmöglich und gleichfalls verderblich ſeyn. Aber herbeigeführt und erleichtert werden könnte es, wenn der Dorfſchaft Auguſtdorf zu einem planmäßigen und ungeſchmälerten Gebrauche der Mergel- und Erd-Gruben in den Heſſeln verholfen und allenfalls der Meier zu Stapelage zur Abtretung eines größeren Theils derſelben vermocht werden könnte; dadurch eines Theils, und andern Theils — was bei der Befürchtung eines bevorſtehenden Plaggenmangels freilich auf den erſten Blick widerſinnig erſcheint — durch

die Ansiedlung der Einlieger in der Senne. — Den Plaggengebrauch nämlich, um des zu befürchtenden Mangels willen, durch beschränkende Verbote zu hemmen, wird sehr schwer halten, und nur zu demoralisirenden Uebertretungen der Verbote Veranlassung geben. Aber ganz von selbst würden die Leute nach und nach zu besserer Einsicht kommen, wenn durch jene neuen Ansiedler der einstweilen vermehrte Verzehr und die daher entstehende Verminderung des Plaggenvorraths sie dazu führte und bald zwänge. Dann würde das eigne sich entscheidender fühlbar machende Bedürfniß bewirken, wofür Rath und Gesetze, seyen sie noch so wohlgemeint, taube Ohren finden möchten. Endlich würden und müßten auch die letzten Neubauer anfangen zu mergeln oder zu lehmen, wie Kopp l. c. es nennt, und bald zu demselben Ziele gelangt seyn, zu dessen Erreichung sie als Mittel dienten.

Es ist zwar vorauszusehen, daß dieser Vorschlag von verschiedenen Seiten und aus verschiedenen, immerhin wohlzuerwägenden Gründen Widerstand finden und daher für's erste unausgeführt bleiben werde; aber eben so gewiß ist es auch vorauszusehen, und die Erfahrung wird es lehren, daß, sobald die Theilung der Senne zu Stande gekommen seyn wird, die Parcellen der einzelnen Besitzer, wenn man es nur nicht mit einschreitenden Maaßregeln verhindert, sehr schnell angebaut werden, vollends, wenn unser Land auch einmal dem Deutschen Zollverbande einverleibt und, was in diesem Falle der geographischen Verhältnisse wegen kaum zu bezweifeln ist, die uralte Straße durch die Dörenschlucht wieder belebt werden sollte.

Jenes Ziel, die Verminderung des Plaggengebrauchs und doch zugleich eine Vermehrung der Fruchtbarkeit in den Sennefeldern, würde um so eher erreicht werden, wenn man zugleich mit vereinten Kräften dem

III. hier so verderblichen Winde Einhalt thäte. — Ein seltsamer Kampf und, wohlgeführt, doch sicher zu gewinnen! —

1) Alex. v. Humboldt redet in seiner Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents bei Gelegenheit der Beschreibung der Llanos von Caraccas über den Anbau der norddeutschen und namentlich der westphälischen Sandebenen, und hält den verderblichen Einfluß des Windes für das Haupthinderniß hier wie dort. Wenn man daher die Wüste cultiviren wolle, sey nothwendig, durch Anpflanzung von Holzungen und hohen Hecken vorerst gewissermaßen Busen in sie hineinzubauen und ihr und den Winden abzugewinnen, vergleichbar den wirthbaren Busen des Meeres, welche Schutz gewähren gegen die Stürme auf der Wasserwüste. Jene Busen der Landwüste müßten ungefähr 14 bis 16 Morgen groß seyn. So könne man allmälig große menschenleere Ebenen fruchtbar und bewohnbar machen. Er berechnet, daß in den auf diese Weise culturfähigen Theilen Columbiens — und gegen jene Llanos, nach seiner Beschreibung, ist unsere Senne noch ein Paradies — eben so viele Einwohner Unterhalt finden könnten, als auf dem Plateau von Spanien, und setzt für's Allgemeine hinzu: „In dieſen Vorhersagungen findet sich nichts Gewagtes, so weit solche sich auf physische Analogien „und auf die Zeugungskräfte des Bodens „gründen; um jedoch sich der Hoffnung für ihre „Erfüllung hinzugeben, muß noch auf ein anderes schwieriger zu berechnendes Element gezählt werden können, auf jene Einsicht „und Klugheit der Völker nämlich, welche gehässige Leidenschaften zu dämpfen, die Keime bürgerlicher Zwiste „zu ersticken, freien und kräftigen Institutionen Dauer zu verleihen vermögend ist.“ Derselbe sagt: „Die Formen der „Gewächse bilden die Gestaltung und Physiognomie der Landschaften, und diese hinwieder hat

„Einfluß auf die moralische Stimmung der „Völker.“ Auch in der Hallischen Literatur-Zeitung (Juniheft 1832) finden sich jenen ähnliche Bemerkungen.

2) Wir unseres Orts finden darin die Bestätigung von Beobachtungen und Schlüssen, welche auch ohne sie als evident erscheinen. Der Wind wirkt auf sandige Felder in doppelter Hinsicht verderblich, 1) indem er ihnen die nöthige Feuchtigkeit, was der Bauer Fruchtigkeit nennt, zu schnell entzieht und sie ausdürrt, und 2) indem er eben wegen der beschleunigten Ausdünstung, sobald die Sonne nicht scheint — die im andern Fall die Ausdürrung nur befördern hilft — den Boden, der wegen seiner kieseligten Natur eben so wenig Capacität für die Wärme, als für die Feuchtigkeit besitzt, zu sehr erkältet; beides aber, sowohl Ausdürrung als Erkältung des Bodens, die Vegetation zerstört. Gegen beides nun kann es kein heilsameres Mittel geben als Holzungen, als Bäume und Hecken anzupflanzen; am besten Laubholz, aber, wenn keine andere da sind, auch nur Nadelhölzer. Nicht allein, weil Bäume und Sträuche eine natürliche Schutzwehr gegen den Wind darbieten, sondern auch, weil sie durch ihr Laub ꝛc. für's erste die Feuchtigkeit in den Luftschichten herbeiziehen und zusammenhalten, und für's andere durch eine specifische Wärme, besonders ihres Holzes, als schlechten Wärmeleiters, eine temperirte Wärme der Luft erhalten; also überhaupt jene feuchte Wärme befördern, durch welche die Vegetation so sehr belebt wird und in deren Ermangelung sie erlischt.

3) Mit diesen generellen Ansichten stimmen die besondern Erfahrungen, so weit sie in der Senne gemacht werden können, vollkommen überein. Wo zu Augustdorf auch nur ein kleines Eckchen vor dem Winde geschützt ist, da zeigt sich sogleich, **ceteris paribus**, ein kräftigerer Pflanzenwuchs. Im Allgemeinen können die tiefer liegenden Felder in dem Dörenthale, im Vergleich mit den höher gelegenen, einen Beleg dazu geben. Und man sollte fast glauben, daß die Meierei Lopshorn, ungeachtet ihres vielen Düngers, den der Gestütwärter Meljes ihren zweiten Gott nennt, bei weitem nicht den gegenwärtigen Ertrag liefern würde, wenn ihre Felder nicht rings umher durch den Wald vor dem Winde geschützt wären.

4) Um also dem Verderben des Windes vorzubauen, dürfte nichts angelegentlicher zu thun seyn, als die ganze Dörensche Feldmark und Dorfschaft, ja die ganze Senne kreuz und quer auf allen Wegen, und Hude- und Feld-Scheiden mit Bäumen und Hecken, mit Alleen und Holzungen zu durchpflanzen. Dieß wohlthätige Unternehmen zum Besten einiger tausend Bewohner der Senne wird aber schwerlich zu Stande kommen, ohne höhern Orts Beförderung und Hülfe zu finden, da hundert tausende von Potten und Pflänzlingen dazu erforderlich sind, und diese sich in der Senne gar nicht finden. Dabei ist nicht außer Acht zu lassen, daß das Unternehmen planmäßig durchgeführt werden muß, und daß es nicht bloß den einzelnen Colonisten überlassen bleiben darf, willkührlich und sporadisch hin und wieder in einem Sandbruche aus purem Privatinteresse irgend eine Kiefernanpflanzung zu machen, wodurch nichts Ganzes und nicht das Nothwendige zu Stande kommt und kommen kann; dagegen, wenn es einmal dahin gebracht werden könnte, die Plaggen nach und nach überflüssig zu machen, sich vielleicht allmälig und planmäßig die ganze Senne bewalden ließe.

IV. Wenn nach allem diesem jene drei ersten Punkte zur Beförderung der Senne-Cultur, nämlich I. die Verminderung der Einlieger; II. die Hemmung des Plaggens und III. des Windes, als in einer Causalverbindung mit einan-

der erscheinen: so hängt der vierte, den ich nur noch kürzlich berühren will, nämlich die Verminderung des Mangels an Gewässer, oder die Erzeugung fließender Quellen, enger damit, besonders mit Nro. III, zusammen, als gegenwärtig nachgewiesen werden kann. Theoretisch ließe sich vielleicht Manches darüber sagen; es soll hier aber nur Bezug genommen werden auf wirkliche Erscheinungen.

1) Aus der ganzen nördlichen Seite des Teutoburgerwald-Höhenzuges kommen die Quellen unmittelbar im Gebirge oder am Fuße desselben, in der Regel auf der Gränze des Quadersandsteins und des Kalksteins — meistentheils des Muschelkalksteins — oder aus dem letztern zu Tage. An der südlichen Seite ist es anders. Hier haben die Gewässer ihren Sitz auf der unter der Senne verbreiteten Thonlage und kommen erst mit dieser, aber mit ihr auch regelmäßig zum Vorschein. Dahin deutet schon ein Torfmoor auf Lippischem Territorio, nahe an der Preußischen Gränze, von dem sich die jenseitigen Unterthanen einen nicht unbedeutenden Brand zueignen und das vielleicht, wenn es ihnen nicht gewährt würde, den diesseitigen zu einer großen Verbesserung ihrer Sandfelder dienen könnte. Besonders schön zeigt sich jene Erscheinung namentlich in dem Pfarrgarten zu Haustenbeck, und überhaupt in der dortigen Umgegend; aber auch zu Augustdorf und in der Umgegend kann man, ungeachtet des jetzigen Mangels an fließendem Wasser an diesem Orte, an der Sache selbst nicht zweifeln. Hier erscheint die junge Erde, merkwürdig genug! erst noch in Schöpfungsthätigkeit begriffen. Sie ist erst noch im Gebähren des Wassers. Vergleichbar dem innern Sehnen des menschlichen Geistes nach Ursprung und Quelle sieht man da die Wasser durch Sandbrüche hinauf und immer noch wieder versandende Strombetten hindurch sich Bahn machen nach ihren ursprünglichen

Sitzen. So ist binnen 50 bis 60 Jahren das Wasser, welches vermuthlich von der unterirdischen Werkstätte des Hermann, in der Stapelager Kette, ausgeht, von der kurzen Fuhre her auf der Preußischen Gränze, an deren Rande es ehedem zuerst aus der Erde hervorquoll, bereits an 550 Ruthen weiter heraufgerückt, und beginnt nunmehr schon oberhalb der Hesseln zu fließen. Noch in dem vorigen dürren Sommer hat es sich durch die sandige Oberfläche an 50 Ruthen weiter nach dem Fuße des Hermann hinauf Bahn gemacht. Da es unterwegs nach seinem frühern Sprung hinunter eine tiefe Sandwehe in seinem Bette zu durchwandern hat: so hört es in dieser, einem wahren Bahr-bela-ma (vergl. Hornemanns Reise von Cairo nach Murzuk. Weimar 1802. S. 161 u. f. w.), freilich auf zu fließen; aber kommt bald wieder an's Licht, sobald sein Thonbette nicht mehr mit so tiefem Sande bedeckt ist.

2) Diese Erscheinungen erwecken die Hoffnung, daß man hier nicht ohne Grund auf eine frische Quelle, auf lebendiges Wasser arbeiten würde, wenn man suchte, dasselbe auf irgend eine künstliche Weise, sey es durch Aufräumung der Brüche oder durch Nachgrabungen in denselben, oder durch artesische Brunnen zu Tage zu fördern.

3) Würde man fragen, zu welchem Nutzen? Der läßt sich freilich nur ganz erkennen, wenn man selbst den Mangel des lebendigen Wassers empfunden hat, so wie ein erschöpfter Wanderer eigentlich es nur zu schätzen weiß: „daß der Wein erfreue des Menschen Herz.“ — Als ein wahrer und wichtiger Vortheil eines strömenden Quells würde aber in der That einem Jeden in der Senne die Beförderung der Reinlichkeit erscheinen, der Reinlichkeit, dieser unentbehrlichsten Zierde im Physischen wie im Sittlichen, der Reinlichkeit, welche eben hier so schwer und unter dem Volke bei dem gegenwär-

tigen Stande der Dinge fast unmöglich zu erlangen, und deren Gegentheil die Ursache so mancher garstiger und verderbenschwangerer Uebel ist. — Als ein Vortheil von frischem fließendem Wasser zu Augustdorf müßte es auch erscheinen, daß hin und wieder nicht unbedeutende Wiesen angelegt werden könnten, wie beinahe jetzt schon in dem oben beschriebenen Bruche möglich ist.

Wäre diese Darstellung der örtlichen Verhältnisse des unfruchtbarsten Theils von unserm Lande geeignet, Etwas zur Förderung der Wohlfahrt seiner mehr als tausend emsigen Anbauer beizutragen, und sollte dadurch auch nur Ein Stein zu dem großen Baue, an dem wir alle Theil zu nehmen berufen sind, hinzugelegt werden: so wäre dieß die gewünschteste Rechtfertigung ihrer Länge. M.

Wilberforce's Arkanum.

Viele haben sich gewundert, wie es gekommen, daß Herr Wilberforce im Parlamente so außerordentliches Glück gemacht. Die Menschenfreundlichkeit, die er überall zeigte, trug wohl vorzüglich zu diesem Erfolge bei. Man hörte ihn oft sagen, daß es eine stehende Regel bei ihm sey, niemals einen Gegner herauszufordern, ihm volle Aufrichtigkeit und Reinheit der Beweggründe zuzugestehen, sich aller erbitternden Ausdrücke zu enthalten und jeden politischen Angriff zu vermeiden, der seine Gegner seiner großen Sache abgeneigt machen könnte. Und wirklich, selbst die bittersten Feinde des Mannes wurden durch sein Wohlwollen, seine Herzensgüte, seine liebreiche Freundlichkeit entwaffnet. Nicht nur bei der großen Frage über die Freilassung der Negersclaven, sondern bei jeder Gelegenheit nahm er sich so zusammen. Einmal war er während einer Debatte von einem angesehenen Redner der Opposition etwas spöttisch das „religiöse Mitglied" genannt worden. Das Haus rügte sogleich das Ungeziemende dieses Ausdruckes, und Herr Wilberforce selbst hatte, wie er nachher einem Freunde erzählte, schon Lust gehabt, sich zu rächen und seinen Gegner das „irreligiöse Mitglied" zu nennen, aber er bezähmte sich und wollte nicht Schlechtes mit Schlechtem vergelten. Auf jede große Debatte pflegte er sich nicht so vorzubereiten, daß er eine Rede entwarf oder niederschrieb, sondern durch genaue, besonnene Prüfung der zu erörternden Frage, wobei er wohl noch zwei oder drei Freunde zu Rathe zog. Einer seiner Bekannten fand ihn einst in der größten Aufregung, indem er nach einer Depesche suchte, die er verlegt hatte, und auf welche ein Mitglied der Königlichen Familie wartete. Er hatte die Aufsuchung bis auf den letzten Augenblick verschoben und schien nun vor Aerger ganz außer sich. Da mußte zum Unglück sich noch in der Kinderstube über ihm ein Geschrei erheben. Der Freund glaubte, jetzt werde Wilberforce's Geduld reißen. Kaum aber hatte er dieß gedacht, als Wilberforce sich umkehrte und sagte: „Welch ein Segen ist es doch, so liebe Kinder zu haben, wenn man nur bedenkt, welchen Trost es gewährt, bei anderem Wirrwarr ihre Stimmen zu hören und zu wissen, daß sie wohlauf sind!"

(Christian Advocate.)

Räthsel.

1. 2. 3. 4. 5. 6.

Ein altberühmter, großer, heil'ger Fluß

4. 5. 6. 2. 3. 1.

Strömt, umgestellt, für Ohr und Herz Genuß.

(Auflösung in № 49.)

Auflösung des Räthsels in № 47:

Theil — Heil — Eil.

Hierbei № 48. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 49.

Lippisches Magazin
für
vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 9. März 1836.

Kann die Kirche leichter ohne Theilnahme der Gebildeten, oder können die Gebildeten leichter ohne Theilnahme an der Kirche bestehen?

(Fortsetzung.)

Dieses Princip der Bewegung muß statt des alten des Stillstandes oder der Principlosigkeit in die Kirche kommen, wenn sie zur Wahrheit werden soll. Dieß kann aber nur geschehen durch die Theilnahme der Gebildeten. Sie müssen den Uebergang der Ergebnisse theologischer Forschung in die allgemeine Volksüberzeugung in geordneter Weise vermitteln. Oder soll etwa der Prediger alle diese neuen Dinge, die zum Theil gar kein unmittelbares Interesse für das Leben haben, auf der Kanzel vortragen, um ganz offen zu seyn? Das kann kein Besonnener fordern, der den Zweck des öffentlichen Gottesdienstes bedenkt und von den Folgen der alten Kanzelpolemik etwas gehört hat. Oder soll der Prediger Jedem, auch dem Ungebildetsten, der ihm mit neugierigen Fragen zusetzt, ohne alles Bedenken seine neue Weisheit mittheilen? Gewiß, auch das wäre sehr unverständig. Wer von uns Auskunft über religiöse Fragen verlangt, der muß auch zeigen, daß er in der Stimmung ist und die Fähigkeit besitzt, das Gesagte recht aufzufassen und zu verarbeiten. Sonst wären es Perlen vor die Säue geworfen; Verwirrungen und Zerwürfnisse aller Art, unfruchtbare Ketzermachereien würden daraus entstehen. Gebildete Männer aber, die sich für die Kirche lebhaft interessiren, oder Menschen, die ein gründlich geschriebenes Werk durchlesen, sind in der Gemüthsverfassung, auf Untersuchungen solcher Art einzugehen. Von ihnen kann dann gelegentlich viel besser als von dem einzelnen Prediger die bessere Einsicht auf ihre Umgebungen sich verbreiten, schon aus dem Grunde, weil man bei dem Geistlichen immer eher eine Befangenheit in Standesinteressen oder in Fachgelehrsamkeit vermuthet.

Kommt auf solche Weise durch die Theilnahme der Gebildeten immer mehr Wahrheit in die Lehre der Kirche, so muß durch sie auch

Wahrheit in die Verfassung gebracht werden können. Das ist, wie gesagt, die große Lüge in unserer kirchlichen Verfassung, daß eine Anstalt, die nur auf und durch die Willensfreiheit des Menschen zu wirken bestimmt ist, damit anfängt, ihre Mitglieder durch äußere Gewalt an sich zu ketten. Schließen sich aber viele der Gebildetsten der Kirche mit aufrichtiger Liebe an, so wird sich von dem Kreise dieser Ersten und Besten aus nicht nur im Allgemeinen die Ueberzeugung von der Unentbehrlichkeit einer solchen Anstalt, sondern auch zugleich die Einsicht von der Zweckmäßigkeit besonderer Anordnungen und von dem Bedürfnisse gewisser Geldopfer immer weiter verbreiten. So kann es allmälig dahin kommen, daß man zur Unterhaltung der Anstalt keiner polizeilichen Maßregeln mehr bedarf. Ein treffliches Mittel, die Mitglieder nicht durch Zwang, sondern durch freie Liebe an die kirchlichen Anstalten zu fesseln, wird eine repräsentative Verfassung der Kirche abgeben. Diese kann nicht ausbleiben, wo sich der gebildetste Theil eines Volks lebhaft für die Kirche interessirt; sie kann aber auch nur von wesentlichem Nutzen werden durch solche Theilnehmer.

Durch sie wird es in Lehre und Verfassung der Kirche immer besser werden; ohne sie immer schlechter. Auch diese letztere Behauptung wollen wir noch weiter nachweisen im Allgemeinen und Besondern.

Sehen wir auf den Zustand der Kirche im Allgemeinen, so wird sie ohne Unterstützung von Seiten der höher gestellten Gesellschaft entweder ganz in die Gewalt der Pietisten oder des Staats oder beider zugleich gerathen. Und eines wie das andere ist ein Unglück für die Kirche.

Wenn diejenigen, die man Pietisten oder Mystiker nennt, zur Herrschaft in der Kirche gelangten, so würde die trübe und ängstliche

Lebensansicht, welche sich unleugbar bei den so benannten Menschen findet, die kirchliche Lehre, Zucht und Verfassung durchdringen, und dadurch der evangelischen Kirche nicht nur im Ganzen die Freudigkeit des rechten Freisinnes geraubt, sondern auch ihren einzelnen Gliedern mannichfach unschuldiger Lebensgenuß verkümmert werden. Es würde ein Zustand, wie er unter den Herrnhutern und Methodisten zu finden ist, den wir doch nicht als zu erstrebendes Ideal aufstellen können.

Sollten aber die Pietisten nicht im Stande seyn, sich die Obmacht in der Kirche zu verschaffen, und auch die wahre Intelligenz sich nicht darum bemühen, so würde dieselbe ganz und gar dem Staate anheimfallen. Und auch das wäre ein Unglück, und wohl noch ein größeres, obwohl es den auf Bequemlichkeit sehenden Geistlichen anders scheinen möchte. Je mehr die Kirche zu einer Staatsanstalt, d. h. zu einem Werkzeuge der höhern Polizei wird, um so mehr muß Geist und Gehalt aus ihr verschwinden, um so mehr wird sie in ihrem Wesen vernichtet; es möchte sich denn zufällig treffen, daß die Staatsgewalt den Pietismus in sich aufnähme. Dann würde von ihrem Wesen wohl etwas bleiben; aber diese gemischte Herrschaft würde eine Mischung der nachtheiligen Folgen erzeugen, die wir jeder einzelnen zugeschrieben haben.

Daß aber, wo die Gebildeten sich ganz von der Theilnahme an den kirchlichen Angelegenheiten absondern, die Leitung derselben nothwendig entweder dem Staate oder den Pietisten oder Beiden allmälig zufallen müsse, das ist leicht nachzuweisen.

In jeder Gesellschaft werden die für den Gesellschaftszweck Begeisterten früher oder später unter diesem oder jenem Namen die Leitung an sich ziehen. Das bringt die Natur der Sache mit sich. In der Kirche nun sind offenbar die

sogenannten Mystiker oder Pietisten die Begeisterten, wenn ihre Begeisterung auch nicht immer eine erleuchtete ist. Sie werden deshalb wachsen an Macht in der Kirche und dann auch in der Gesellschaft überhaupt gewinnen, wenn ihnen nicht eine überlegene Kraft entgegentritt. Solche überlegene Macht ist aber nicht zu finden in der Schwerkraft roher ungebildeter Menschen. Diese Masse wird von dem Geiste immer zuletzt unterworfen. Auch ist diese Macht nicht zu finden in dem bittern Hohn und Eifer, womit sonst vielleicht hochgebildete, in religiöser Beziehung aber ungebildete, Menschen jene Begeisterten verfolgen. Denn der religiöse Mensch weicht nie von dem Grundsatze, daß der Uneingeweihte gar kein Urtheil habe über seinen Glauben und über sein Streben, oder mit den Worten des Apostels zu reden, daß der natürliche Mensch nichts vernehme von dem Geiste Gottes.

Wollte man aber gar durch polizeiliche Strafen solche religiöse Bewegungen unterdrücken, so würden diese Stillen im Lande allgemeine Theilnahme erwecken und, wo ihre Genossen zahlreich genug sind, wohl gar als kräftige Märtyrer ihres Glaubens auftreten, und dann nicht bloß die Herrschaft in der Kirche, sondern auch die des Staats in Frage stellen, wozu die Independenten Englands das Beispiel geben.

Nur Eine Macht giebt es, die jenes Pietistenwesen erfolgreich zu bekämpfen vermag, nämlich der Geist erleuchteter Frömmigkeit, ausgehend von einer kirchlichen Gesellschaft, welche unter ihre eifrigsten Mitglieder die Gebildetsten und Geehrtesten des Volkes zählt.

Sollte es aber auch jenen widerstrebenden Mächten, nämlich der Rohheit einer ungebildeten Volksmenge, oder dem Spott der Höherstehenden, oder der Polizeigewalt gelingen, die Pietisten niederzuhalten, so würde dann um so gewisser die Leitung der kirchlichen Dinge in die Hände des Staats fallen. Er würde über

Verfassung, Cultus, Lehre entscheiden und Alles zum Mechanismus, zur todten Form herabwürdigen. Auf solchem Wege ist die englische Hochkirche zur Staatsform geworden, aber auch mit andern Staatsformen aufgetrocknet.

Solche nachtheilige Folgen hat es für die Kirche im Allgemeinen, wenn sich die Gebildeten derselben nicht annehmen. Aber auch im Einzelnen ist ein übler Einfluß solcher Gleichgültigkeit zu spüren, wovon jedoch hier nur Weniges angedeutet werden soll.

Wenn die Gebildeten den öffentlichen Gottesdienst nicht besuchen, und das ist das erste Zeichen ihrer Gleichgültigkeit, so gilt es bald für einen Ehrenpunkt, es ihnen darin gleich zu thun. Dem Herrscher folgen seine vornehmsten Diener, diesen noch schneller die Unterbedienten. Dem Studirten machen es die Handelsleute und Professionisten nach. Von der Stadt geht der unkirchliche Sinn als neue Mode auf das Land. Das ist die heutiges Tages allbekannte Erscheinung.

Werden der Zuhörer weniger, so sinkt auch der Muth des Predigers. Er wird seine Predigt nachlässiger ausarbeiten und dadurch die Zuhörerschaft auf's Neue vermindern. Aber das nicht allein. Der Prediger verliert überhaupt die Lust zu seinem Amte. Wie könnte auch ein Geschäft ihn anziehen, das, wie er immer mehr einsieht, gerade von den Menschen am meisten gering geschätzt wird, von deren Umgang er den größten Lebensgenuß erwarten darf? Er wird sich befleißigen, die Farbe seines Amtes so viel als möglich zu verleugnen, sein Geschäft eilig abzuthun, und sich dann entweder wissenschaftlichen Arbeiten andrer Art oder geselligen Vergnügungen hinzugeben. Achtung als Mensch kann ein Solcher dann immer noch verdienen, vielleicht in mancher Beziehung ganz vorzüglich, aber er trägt doch in seinem Maaße dazu bei, daß die Achtung vor der Kirche sich vermindre.

Doch wir wollen die Klagelieder nicht weiter fortsetzen. So viel leuchtet wohl jedenfalls ein, daß die Gleichgültigkeit gegen die Kirche, welche bei den Gebildeten herrscht, für die Anstalt im Allgemeinen und Besondern die nachtheiligsten Folgen hat.

Sollte das Uebel dieses Indifferentismus gar nicht geheilt werden können, so bliebe der wahren Kirche nur noch Ein Weg zu ihrer Erhaltung und Erbauung: der Weg der Revolution, auf den sie dann unwillkührlich müßte getrieben werden. Verzichtend auf alle ihre bisherigen Mitglieder, Gotteshäuser, Güter, Rechte, Ehren und Renten würde sie durch die kleine Schaar der wahrhaft Gläubigen und Begeisterten sich neu erzeugen. Dann kann sie, wie zu der Apostel Zeit, da auch nicht viele Weise und Edle nach dem Fleische erwählt waren, des Beistandes der Gebildeten eben sowohl als der Unterstützung von Seiten des Staats entbehren. Sobald die Kirche ihren mütterlichen Boden heiliger Begeisterung wieder berührt, verjüngt sich ihre ursprüngliche weltüberwindende Riesenkraft. Aber zu wünschen ist es nicht, daß so weit zurückgegangen werden müsse, ehe man vorwärts schreiten kann; zu wünschen ist es nicht, daß man alle jene äußern Vortheile aufgeben müsse, um für die Kirche wieder selbstständiges Leben zu gewinnen. Es ist mißlich, denn es müssen dann auch in gewisser Weise die mannichfachen Streitigkeiten und Verwirrungen wieder durchgemacht werden, welche die Kirche in achtzehnhundert Jahren schon einmal durchgearbeitet hat. Auch ist es nicht zu erwarten, daß der Geist des Christenthums nicht auch ohne solche Umwälzungen den Stand der höher Gebildeten, insbesondre die Männer, wieder ergreifen und durch Reform das bewirken sollte, was eine solche Revolution bezweckte.

Es ist dieß um so gewisser zu hoffen, weil, Alles wohl erwogen, die Gebildeten ohne die Kirche eben so wenig bestehen können, als die Kirche ohne die Gebildeten.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus den Feldzügen des Bataillons Lippe.

Spanischer Feldzug vom Jahr 1810.

Aufenthalt der Lipper in Collioure und Rückmarsch derselben durch Frankreich nach dem hiesigen Lande.

Wir kommen jetzt an einen Zeitpunkt, wo die Leiden und Unbequemlichkeiten der Lipper aufhören, indem ihnen, wie in Nr. 50 und 51 dieses Blattes erzählt worden ist, das Städtchen Collioure am mittelländischen Meere als Stand- und Erholungsquartier vom französischen Gouvernement in Perpignan angewiesen worden war.

Dort habe ich in heiterer, froher Jugend, unbesorgt um die Zukunft und unbekannt mit den Plackereien des Lebens, die seligsten Tage zugebracht. Die Erinnerung daran bleibt mir stets angenehm und erquickend.

Nach gedachtem Städtchen Collioure, dem Eldorado der Lipper, marschirten wir mit den Ueberresten der Contingente von Anhalt, Schwarzburg, Waldeck, Bückeburg und Reuß unter dem Obercommando des Fürstl. Waldeckschen Obristen v. Heering aus Perpignan ab.

Collioure, an der äußersten Südspitze Frankreichs gelegen, ist ohngefähr 6 Stunden von Perpignan entfernt, und unser Marsch führte uns abwechselnd durch Weinberge, Felder und kleine Anpflanzungen von Mandel- und Feigenbäumen. Obgleich es Winter war und die Pflanzenwelt nicht mehr in üppiger Blüthe oder Frucht stand, so bekundete sich doch das herrliche südliche Clima,

als wir den Thoren von Collioure näher kamen und an den Gärten vorbei, zwischen schönen Myrthenhecken, hohen Aloe- und Rosmarinstauden marschirten.

Vor dem Thore wurde angehalten und vom Obristen v. Heering den verschiedenen Truppen ihre Standquartiere angewiesen. Die Contingente von Schwarzburg, Waldeck und Reuß erhielten die Ordre, nach dem eine halbe Stunde entfernten Flecken Portvendre zu marschiren; die Contingente von Anhalt, Bückeburg und wir sollten aber in Collioure bleiben.

Ehe wir uns jedoch von den genannten Truppen trennten und in die Thore von Collioure zogen, muß ich eines Vorfalls erwähnen, der sich zwischen dem Obristen v. Heering und einem gewissen Hauptmann Franz vom Contingent Schwarzburg nahe vor den Thoren Collioures ereignete.

Seit der Gefangennehmung des Stabes aller genannten Contingente war nämlich schon in Gerona vom Gouverneur Baraguay d'Hilliers dem Obristen v. Heering, als einzigem übrig gebliebenen Stabsofficier, das Obercommando über die Reste der erwähnten Contingente übertragen worden. Für diese Oberaufsicht hatte derselbe sehr oft, aber immer vergebens, bei den Commandanten der verschiedenen Contingente Bezahlung verlangt. Unser Commandant, Hauptmann Barkhausen, der genannte Fürstl. Schwarzburgische Hauptmann Franz, so wie alle übrige Herren Commandanten, hielten sich nicht verpflichtet, ohne Vorwissen und Genehmigung ihrer Souveraine, dem Herrn Obristen v. Heering Gelder auszuzahlen. Derselbe war nun immer damit vertröstet worden, daß man seiner Ansprüche wegen höhere Befehle erwarte und letzteren täglich entgegen sehe. Allein dieß mochte dem Herrn Obristen wohl zu lange dauern; deshalb nahm er Veranlassung, die Herren Contingents-Commandanten vor den Thoren Collioures in Bezug auf jene Geldangelegenheit in sehr heftigen Ausdrücken zur Rede zu stellen. Ich befand mich gerade am Ende der Colonne, als ich an der Spitze derselben einen blauen und einen grünen Rockärmel sah, die gegen einander gestikulirten und beständig von oben nach unten die Luft durchsäbelten. Neugierig, wer diese Fechtübungen ohne Degen unserer Colonne zum Besten gebe und dabei einen so ungeheuren Lärm mache, schleiche ich näher und sehe dann, daß die beiden Rockärmel in die Uniformen des Herrn Obristen v. Heering und des Hauptmanns Franz gehörten. Das Gesicht des letztern war braun und blau aufgedunsen vor Wuth über die nach seiner Ansicht nicht gegründeten Anmahnungen, und im vollen Zorn rief er zuletzt aus: „Sie sind von Waldeck, Herr Obrist! und wir sind Schwarzburger, wir brauchen keinen Commandeur, wir commandiren uns selber!“

Diese freisinnige Aeußerung wurde aber als ein Verstoß gegen die Subordination betrachtet, und der gute alte Hauptmann Franz, den alle Officiere und Soldaten seiner Rechtlichkeit wegen schätzten und liebten, mußte den warmen Eifer, womit er das Interesse seines Souverains vertheidigte, mit einigen Tagen Arrest auf dem Fort St. Elme abbüßen. Ob der Herr Obrist v. Heering in der Folge die begehrten Beiträge zu seiner Gage aus den Cassen der verschiedenen Contingente erhalten hat, möchte wohl zu bezweifeln seyn, da nach dem Arreste des Hauptmanns Franz in der erwähnten Geldangelegenheit nichts weiter verlautbarte.

Als diese Fehde zu Ende war, trennten sich die Contingente und marschirten nach dem Orte ihrer Bestimmung. Wir zogen unter dem Wirbeln unserer, nachher niemals in der Art wieder ersetzten, Trommel-Virtuosen: Gerbes, Wendt, Neuhaus und Bayhorst, in die Thore von Collioure, passirten unter dem Gaffen einer neu-

gierigen Menge, die vielleicht nie deutsche Truppen in ihren Mauern gesehen haben mochte, durch mehrere enge Gäßchen, an kleinen steinernen Häusern vorbei, einen Berg hinauf, bis nahe an die Citadelle. Die hohen, mit dicken eisernen Nägeln stark beschlagenen Flügelthüren rauschten wie durch einen Zauberschlag auf, eine kleine Zugbrücke fiel nieder, und aus einem mit einem allerliebsten Gärtchen dahinter versehenen Häuschen traten heraus — zwei alte Portiers, die ich, weil ich ihre wahre Namen nicht weiß, nach einem unwillkührlichen Einfall „Sansquartier und Bataille“ nennen muß, weil jene beiden originellen Figuren in dem bekannten, auf einer französischen Citadelle am Meere spielenden Vaudeville: „Sieben Mädchen in Uniform“ in sprechender Aehnlichkeit auf unserer Bühne durch die Herren Schauspieler Schellhorn und Kahn repräsentirt wurden. Bei näherer Bekanntschaft mit Sansquartier und Bataille konnten beide, wie einst Philemon und Baucis, Oreſt und Pylades, als Muster der häuslichen Eintracht, Liebe und Freundschaft aufgestellt werden. Ihr einziger Dienst bestand darin, des Morgens und des Abends das Thor der Citadelle zu öffnen und zu schließen; denn so lange wir darin garnisonirten, war am Tage die Zugbrücke niedergelassen und das Thor offen. Den Rest des Tages brachten beide Alte in eben der gewerbsfleißigen Beschäftigung, nämlich mit Strümpfe- und Netzestricken, Waschen u. s. w. zu, wie solche auf unserer Bühne dargestellt wird.

Die Citadelle, deren Mauern unmittelbar von den Wellen des mittelländischen Meeres bespült werden, und deren Höhe die köstlichste Aussicht auf das weite Meer, auf die Stadt Collioure, die Bergkette der Pyrenäen und die umliegenden lachenden Gefilde darbietet, war außer den gedachten beiden alten Portiers nur von einigen Kanonieren besetzt. Hier an diesem, von allen Menschen abgesonderten Orte athmete

Alles tiefen Frieden, Einigkeit und Ruhe. Um letztere zu genießen, führte man uns in unsere Zimmer, und welch freudiges Entzücken durchströmte unsere Brust, als wir sahen, daß wir in ordentlichen Bettstellen, auf schwellenden Matratzen und unter saubern wollenen Decken in behaglicher Ruhe und Sicherheit die Nächte ausschlafen und — den Tag über in mit allen Bequemlichkeiten des Soldatenlebens versehenen Stuben zubringen konnten. Wer selbst einmal in seinem Leben in 8 Monaten in keinem Bette geschlafen, in eben so langer Zeit unter beständigen Lebensgefahren keinen andern Aufenthalt als unter freiem Himmel oder in den bereits beschriebenen Ruinen gehabt hat, der wird gewiß die Freude zu würdigen wissen, die wir damals empfanden.

Unsere Officiere (von diesen ist jetzt nur noch der Herr Hauptmann Erpbrokhausen am Leben) erhielten ihre Wohnungen in einem langen einstöckigen Gebäude, das unterhalb der Citadelle, ebenfalls nahe am Strande des Meeres lag, und so eingerichtet war, daß bei der geringen Anzahl fast jeder sein eigenes Zimmer bekommen konnte. Man trat gleich von außen her durch die längs der Fronte des Gebäudes angebrachten Thüren in die Stuben, welche außer den gewöhnlichen Bequemlichkeiten des Lebens noch mit Landkarten und Kupferstichen ausgeziert waren. Hier konnten sich die Herren eines guten Tages pflegen und auch wir ließen es uns auf unserer Burg wohl seyn. Jeder Mann bekam täglich ein halbes Pfund Fleisch und das erforderliche Gemüse, entweder Reis, trockene Vitsbohnen oder Erbsen, und da der Wein äußerst billig und gut war, so kann man leicht denken, daß jeder seinen Leib gehörig pflegte. Diese behagliche Lebensweise, der unbedeutende Dienst und die gesunde Luft äußerten denn auch bald die schönsten Wirkungen. Die Soldaten waren immer fröhlich und guter Dinge, bekamen

frische, blühende Gesichter und wurden stark und kräftig.

Unser Soldat Matthäus Michel (der jetzt noch in Detmold lebende Proselyt Lebrecht) wußte damals am besten als vorsichtiger, genügsamer und berechnender Mann unser Glück zu schätzen. Keinen Tropfen Wein ließ er umkommen.

Auffallend war es bei unserer neuen Lebensart, daß fast jeder Soldat eine dickblasige Krätze bekam, die sonderbar, nicht wie gewöhnlich, in den Gelenken des ganzen Körpers, sondern einzig und allein nur auf den Händen sich zeigte. Unser Compagnie-Arzt Gödeke verordnete nichts Anderes als fleißiges Waschen mit Seewasser, welches auch die besten Dienste that, denn in 14 Tagen sah man kein Bläschen mehr, sondern unsere Hände waren so fein und zart wie Damen-Hände geworden.

Da der ganz unbedeutende Dienst uns Zeit genug übrig ließ, auf Erholung und Vergnügungen zu sinnen; so wurden allerlei Spiele auf dem Glacis der Citadelle getrieben. Wir schlugen Ball, liefen in die Wette nach einem ausgesteckten Ziele, oder warfen, wie wir von den Franzosen gesehen hatten, mit einer Kanonkugel von einem bestimmten Stande aus, in Löcher, die in gewissen Entfernungen hinter einander oder auch kreisförmig in die Erde gegraben waren. Wer dann in so ein Loch traf, gewann die Kleinigkeit an Gelde, welche darin gesetzt war. Unsere Officiere fuhren sehr oft auf dem Meere spazieren, angelten oder schossen zuweilen Gewehre ab, und es war allerliebst anzusehen, wie die Kugeln auf dem glatten Wasserspiegel tanzten und sich dann in außerordentlicher Entfernung aus dem Gesichte verloren.

An Bekanntschaften, die in der Stadt Collioure angeknüpft wurden, fehlte es auch nicht. So wohnte dort unter andern ein Krämer, ein schmutziger, geiziger Mensch, der aber vor den übrigen Einwohnern den Vorzug hatte, daß er

geläufig deutsch sprechen konnte. Wer Reisen nach entfernten Ländern gemacht hat, wird zu beurtheilen wissen, wie süß dem Ohr die Muttersprache klingt, wenn man sich mit Jemand darin unterhalten kann. Mehr bedurfte es denn auch bei unsern Soldaten — die in langer Zeit von den Bewohnern Spaniens und Frankreichs nur in diesen Sprachen reden gehört — nicht, um den s. g. deutschen Kerl in besondere Freundschaft zu nehmen.

Diesen Menschen sehe ich noch deutlich in seinem schmutzigen grünen manchesternen Kamisol und dito langen Beinkleidern, die von Fett und Schmier wie Porzellan glänzten, vor mir, wie er listig und behende, wie eine Schlange, zwischen seinen Theer-, Oel-, Thran- und Heringstonnen sich durchwand und mit Bücklingen und höflichen Redensarten: „was befehlen die Herren? womit kann ich den Herren aufwarten?“ u. s. w. den Soldaten faulen Käse und verdorbene Heringe aufschwatzte. Aber das machte nichts. Alles ließen sich unsere gutmüthigen Soldaten von ihm gefallen, jeder Sou wurde ihm ins Haus getragen; er sprach ja deutsch und welch' ein schönes deutsch! Beständig „meine Herren!“ titulirt zu werden, das klang unsern Lippischen Bauernburschen gar zu neu und lieblich, diesem Zauber konnten sie nicht widerstehen.

Außer jenem Schmier-Jochen besuchten die Soldaten eine Restauration bei einer französischen Capitains-Frau, deren Mann bei der Armee in Spanien stand. Dieselbe hatte ein kurzes Bein, weshalb sie von unsern Soldaten die Lahme genannt wurde. In diesem Hause haben wir viele vergnügte Stunden zugebracht. Die Wirthin war ein gutmüthiges, freundliches Mütterchen, welche uns für wenige Sous manches schöne Fricandeau zurecht gemacht und manches Schöppchen Wein krendenzt hat.

Die Stadt Collioure versendet viel dieses köstlichen Getränks, und unsere Soldaten wurden

von den damit handelnden Einwohnern — natürlich gegen gute Bezahlung — dazu gebraucht, den Wein in Kübeln, welche von je zwei und zwei Mann auf einer Stange getragen wurden, an die Schiffe zu bringen. Dabei konnte jeder Soldat so viel trinken, als er Lust hatte und vertragen mochte; auch war es erlaubt, in reinlichen Geschirren aus den vollen Kübeln zu schöpfen und den Wein mit zu Hause zu nehmen. Dieß lockte denn natürlich unsere Soldaten jedesmal mit Feldflaschen und Töpfen von der Citadelle, so oft sie von oben her bemerkten, daß ihre Cameraden mit der süßen köstlichen Bürde auf ihren Schultern über die Straße die s. g. Wein-Prozession gingen.

Es giebt viele Menschen, welche keine Wohlthaten genießen können, ohne solche zu mißbrauchen. Dieser Erfahrungssatz wäre auch fast auf unsere Weinschmarotzer anzuwenden gewesen, und beinahe hätten sie es mit den guten Einwohnern verdorben. Es sollte nämlich eine bedeutende Quantität Wein versendet werden, die den Abend vor der Abfahrt auf dem Marktplatze aufgelagert wurde und wobei eine Anzahl unserer Soldaten den ehrenvollen Auftrag erhielt, diese Güter die Nacht über zu bewachen. Allein dieß Mal hatte man Wölfe zu Schafhirten angestellt; ein böser Geist mußte unsere Leute besessen haben, denn sie hatten sich den Spaß erlaubt, die Fässer anzubohren, sich selbst total zu besaufen, vielen Wein in Eimern wegzuschleppen und mehrere Fässer in der Trunkenheit auslaufen zu lassen.

(Schluß folgt.)

Die Schleiermachersche Stiftung.

Detmold. — Nach öffentlichen Blättern hat das Curatorium der „Schleiermacherschen Stiftung“ zu Berlin (bestehend aus dem Consistorialrathe Hoßbach, Bischof Neander, Professor Neander, Prof. Twesten und Prediger und Prof. Pischon) am 12. Febr. c., dem Gedächtnisse des großen Todten zu Ehren, den Beschluß gefaßt, jene Stiftung ins Leben treten zu lassen. Das Vermögen der Anstalt beläuft sich bis jetzt auf 4500 Rthlr. Capital und 180 Rthlr. jährliche Beiträge, und das Bestehen derselben ist vom Könige garantirt. Denjenigen Theologie-Studirenden, welche man der Bewerbung werth achtet, soll fortan eine Preisaufgabe gestellt, und dem, welcher sie am gelungensten löst, das auf jährlich 200 Rthlr. bestimmte Stipendium zur Fortsetzung und Erweiterung seiner Studien ertheilt werden. — Gewiß fehlt es auch in unserm Lande nicht an Freunden und Verehrern Schleiermachers, die geneigt seyn möchten, an der Förderung und Erweiterung jener Stiftung thätigen Theil zu nehmen. Unterzeichneter erklärt hiemit seine Bereitwilligkeit, einmalige oder jährliche Beiträge, welche ihm zugesandt werden, an den Rendanten des Vereins, P. Pischon in Berlin, zu besorgen. Auch soll der Empfang derselben demnächst in diesen Blättern bescheinigt, so wie über die Anstalt selbst von Zeit zu Zeit Nachricht gegeben werden.

Althaus.

Charade.

(Viersylbig.)

Die Kraft zu binden und zu lösen
Bezeichnen die zwei ersten wohl.
Drum hat St. Peter sie erlesen
Als allerchristlichstes Symbol.

Die letzten bringt der Frühling wieder;
Und wenn das Ganze freundlich sprießt,
Dann hoff' auf Nachtigallenlieder;
Es ist der Lenz, der dich begrüßt.

(Auflösung in № 50.)

Auflösung des Räthsels in № 48:
Ganges — Gesang.

Hierbei № 49. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 50.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 16. März 1836.

In der Passionszeit.

(Hebr. 13, 13.)

Verborgen vor der Welt in heil'ger Stille
Gedenket sein, der aller Schmerzen Fülle,
Hinausgestoßen durch der Sünder Fluch,
Mit göttlicher Geduld und Liebe trug.

Ein Heiligthum, verachtet von der Menge
Voll eitler Lust im irdischen Gepränge,
Steht außen vor dem Thor auf Golgatha
In Finsterniß gehüllt und Wolken da.

Entflieht des Lagers rauschendem Getriebe!
Das Allerheiligste thut sich der Liebe,
Thut sich dem Herzen auf, das fromm und rein
Verlanget dem Erlöser nah zu seyn.

So tretet ein und schauet und empfindet
Von ferne nur, wie Jesus überwindet,
Und traget mit die allertiefste Schmach,
Tragt ihm sein Kreuz mit treuem Sinne nach!

Des größten Opfers auserkorne Zeugen,
Laßt schweigend in den Staub die Kniee uns beugen!
Nur ahnen, fühlen, beten kann das Herz;
Es hat nicht Worte für des Dulders Schmerz.

Die Gotteskraft, die heilig uns durchschauert,
Der Liebe Trost, der alles überdauert,
Himmlischen Kleinods seligen Gewinn:
Still nehmen wir's aus seinen Schmerzen hin.

Und treten wir, geläutert von dem Blicke,
Aus diesem Tempel in die Welt zurücke;
Geheimnißvoll sey in der Brust bewahrt,
Was rohem Sinn das Wort nicht offenbart.

Nur selten darf die fromme Scheu sich wagen
Das unaussprechliche Gefühl zu sagen,
Und aufzudecken des Erhabnen Bild,
Das ganz der Seele Heiligthum erfüllt.

Doch ahnen soll die Welt in uns sein Leben,
Den Weinstock ehren in der Frucht der Reben,
Daß tausende mit aus dem Lager ziehn,
Und am Altar des Ueberwinders knie'n.

St.

Kann die Kirche leichter ohne Theilnahme der Gebildeten, oder können die Gebildeten leichter ohne Theilnahme an der Kirche bestehen?

(Schluß.)

Wer auf Bildung Anspruch macht, der kann mit diesem Anspruche nur bestehen, wenn er eine rege und nöthigenfalls auch thätige Theilnahme für allgemein menschliches und bürgerliches Wohl beweiset. Die Vorzüge, die er in der Gesellschaft genießt, muß der Gebildete durch solche Beweise ächter Humanität verdienen. Wenn nun gar nicht geleugnet werden kann, daß die Frage, ob eine kirchliche Anstalt nöthig oder überflüssig sey, für die materiellen Interessen aller Staatsbürger von der größten Wichtigkeit ist, so darf auch Niemand, der jenen Anspruch macht, diese Frage gleichgültig behandeln. Vielmehr, wenn er überzeugt ist, daß die Kirche ein überflüssiges und nutzloses Institut sey, so muß ihn der Patriotismus dazu antreiben, auf jede Weise zur Aufhebung desselben zu wirken. Wie kostspielig ist nicht dieses Institut! Wie viele Zeit, die dem Erwerb gewidmet werden könnte, geht durch die kirchlichen Anordnungen verloren! Wie mancher talentvolle und kenntnißreiche Mann wird dadurch von Anwendung seiner Kraft in einem andern Berufe abgehalten! Wer also des Glaubens lebt, daß die Kirche eine unnütze Anstalt sey, und doch nichts zu ihrer Aufhebung thut, der zeigt eine Feigheit und eine Gleichgültigkeit gegen allgemeine Interessen, die bei dem Gebildeten gar nicht entschuldigt werden können.

Einen solchen Schimpf wird Keiner tragen wollen, und deshalb, wie wenig er sich auch um Einsicht in das Wesen der kirchlichen Einrichtungen bekümmert hat, doch alsbald mit der Verantwortung da seyn, daß er die Kirche immer noch für unentbehrlich zur Civilisirung der unwissenden Menge achte, daß nur für die Gebildeten und namentlich für ihn selbst kein Bedürfniß der Art mehr stattfinde.

Aber auch bei dieser Rechtfertigung kann der Gebildete in unsern Tagen nicht mehr bestehen. Er nimmt damit eine Stellung gegen die ausgezeichnetsten Geister unsers Jahrhunderts ein, die er schwerlich wird behaupten können. Daß die Anlage zur Frömmigkeit eine wesentliche in der geistigen Menschennatur sey, ist durch einen Schleiermacher, Fries, Bouterweck, Benjamin Constant und Andre, die gewiß nicht vom geistlichen Standesinteresse geleitet sprachen und schrieben, ins hellste Licht gesetzt worden. Wer dieß nicht einsehen gelernt hat, der ist hinter der Bildung seiner Zeit zurückgeblieben. Aber auch die beiden anderen Wahrheiten sind Gemeingut der Stimmführer im Reiche des Geistes geworden, daß die religiöse Anlage zu ihrer Ausbildung und fortwährenden Befriedigung der größern Gemeinschaft bedürfe, und daß diese wieder nur bei einer positiven, d. h. geschichtlich begründeten, Religion möglich sey. Wenn nun das Christenthum der religiösen Naturanlage nicht Genüge thäte; dann wäre freilich die Abneigung gegen dasselbe gerechtfertigt. Das ist aber nicht der Fall, wie fast alle unter Christen entstandenen philosophischen Systeme nachgewiesen haben. Also kann der Gebildete als solcher nicht gleichgültig bleiben gegen die christliche Kirche. Bleibt er es, so zeigt er damit, daß seine Bildung nicht mit der Zeit fortgeschritten ist, daß sie einseitig, unvollständig ist.

Doch es trotzt vielleicht Jemand diesen Ergebnissen, welche die Forschungen der scharfsinnigsten und freisinnigsten Männer herbeigeführt haben, und getraut sich, seine eigne Philosophie

zu haben, die ihn von der Theilnahme an der Kirche freispricht. Er will Niemand seine eigne Philosophie und Religion oder Nichtreligion aufdringen; aber er verlangt dagegen, daß ihm auch Keiner mit andern Ansichten lästig falle. Dagegen könnte nun der Gegentheil wohl nichts einzuwenden haben; aber ob der Gebildete, der eine solche Stellung einnimmt, nicht seinem eignen irdischen Interesse dadurch zu viel vergiebt, das ist eine andere Frage.

Wir wollen ganz außer Acht lassen, daß der aus der Kirche Ausgeschiedene doch wohl genöthigt seyn wird, Geldbeiträge und andere Leistungen zur Unterhaltung der Kirche, der er früher angehörte, zu übernehmen. Dieses Opfer brächte er vielleicht gern für den Gewinn der geistigen Unabhängigkeit. Aber er verliert zugleich den Antheil an der Leitung öffentlicher Angelegenheiten, die ihm wichtig seyn muß und ihm nach dem Maße seiner Bildung zukommt. Die Kirche ist zwar an sich kein bürgerliches Institut, aber dennoch von mannichfachem Einflusse auf das politische Leben, und das um so viel mehr, wenn ihre Regierung durch Gleichgültigkeit der Gebildeten ganz in die Hände des Staates kommt. Wer sich nun der Kirche entfremdet hat, der giebt damit auch den Einfluß auf, den er nach Maßgabe seiner Stellung durch die kirchliche Gesellschaft auf den Staat hätte ausüben können. Und mehr noch als der Verlust einer solchen Einwirkung auf die bürgerliche Verfassung möchte ihn der Verlust an Bürgschaften für bürgerliche Freiheit schmerzen, der durch seine Indifferenz gegen die Kirche herbeigeführt wird.

Daß die protestantische Kirche, wo sie ein kräftiges und selbstständiges Leben gewinnt, vernünftige bürgerliche Freiheit erhalte und fördere, das lehrt die Geschichte. Nach Einführung des Protestantismus sind allmälig alle die Bedrückungen einzelner Volksklassen verschwunden, welche in dem Feudalsysteme begründet waren. Ja, wo die protestantische Kirche zu solcher Selbstständigkeit gekommen ist, wie in Schottland und Holland, wo noch so viele rege Theilnahme der Gebildeten sich findet, wie dort: da genießen die Völker einer bürgerlichen Freiheit, die gleich weit entfernt ist von demokratischer, wie von aristokratischer und monarchischer Willkühr. Es kann auch nicht anders seyn, denn der Geist freier Forschung, die Kraft des sittlichen Charakters, welche von einer so selbstständigen Kirche und einem so regen christlichen Leben erzeugt werden, dulden keinerlei Tyrannei in keinem Verhältnisse.

Aber gesetzt, es wäre Jemand so weit erschlafft, daß er auch dieß Alles nicht achtete, daß er in verfeinertem Lebensgenusse, wie ihn das Zeitalter möglich macht, sein höchstes Gut fände: so hat er noch dieß zu bedenken, ob er nicht in seiner Behaglichkeit durch die Einwirkungen der vernachlässigten Kirche gestört werden könnte.

Sollte nämlich, wie es beinahe wahrscheinlich ist, der Pietismus noch weiter um sich greifen und namentlich in die höhern Stände eindringen: so kann der Vater es an seinen Kindern, der Freund an seinem Freunde erleben, daß sie von diesem vermeintlichen Gifte angesteckt werden. Und sollte dadurch nicht auf mannichfache Weise ihre süße Gewohnheit des Daseyns gestört werden? Das Deklamiren gegen diese Verirrungen ist eine vergebliche Anstrengung, wie die Erfahrung tausendfältig zeigt. Was ist also zu thun? Entweder diese Unbequemlichkeit, die Manchem doch, nach seiner Erbitterung zu schließen, sehr schwer fallen muß; entweder, sage ich, diese Unbequemlichkeit mit Geduld ertragen, oder — und das wäre wohl das Edlere — durch eine rege Theilnahme an einem vernünftigen Gottesdienste, durch wahrhaft erleuchtete Frömmigkeit das Haus rein gehalten von solchem Dämon.

Wie sollen wir nun entscheiden? Kann die Kirche leichter ohne Theilnahme der Gebildeten, oder können die Gebildeten leichter ohne Theilnahme an der Kirche bestehen? Die, welche diesen Erörterungen gefolgt sind, mögen selbst urtheilen. Uns dünkt, es kann Keiner ohne den Andern bestehen; für jetzt die Kirche am wenigsten ohne die Gebildeten; für die Zukunft die Gebildeten am wenigsten ohne die Kirche.

Skizzen aus den Feldzügen des Bataillons Lippe.

Spanischer Feldzug vom Jahr 1810.

Aufenthalt der Lipper in Collioure und Rückmarsch derselben durch Frankreich nach dem hiesigen Lande.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen gab dieser verübte Frevel einen fürchterlichen Scandal. In der ersten Hitze wollte der Hauptmann Barkhausen die Damnificanten derb züchtigen lassen; allein der gutmüthige, joviale Commandant von Collioure, ein alter mit vielen Wunden bedeckter französischer Artillerie-Obrister, und selbst die betheiligten Einwohner wollten von keiner Bestrafung wissen, weil nach ihrer Meinung Wein genug gewachsen sey und man den „jeunes hommes“ für dieß Mal den Muthwillen pardonniren müsse. So sehr waren unsere Leute von den Einwohnern geliebt, daß ihnen vielleicht noch viel Schlimmeres nachgesehen worden wäre. Zum Ruhme unserer Soldaten muß jedoch bemerkt werden, daß, außer diesem einzigen, kein Exceß mehr vorfiel, wie früher keiner vorgefallen war, und daß sich jeder Mühe gab, das freundschaftliche Vernehmen wieder herzustellen.

Eine besondere Freude wurde uns in dieser Zeit dadurch zu Theil, daß uns auf Verwendung des Hauptmanns Barkhausen eine Gratification ausgezahlt wurde. Jeder Unterofficier und Soldat bekam 10 Francs, welches Geschenk mit dankbarem Herzen aufgenommen wurde, da wir dadurch die freudige Ueberzeugung erhielten, daß die Höchstselige Fürstin Paulina mit landesmütterlicher Huld unserer in der Ferne gedenke und auf unsere überstandenen Leiden mit Theilnahme herabsehe. Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß der 23. Februar mit unvergleichlichem Jubel gefeiert und manches Gläschen auf die Gesundheit unserer erhabenen Regentin geleert wurde.

Ehe der Geburtstag der Höchstseligen Fürstin einfiel und von uns gefeiert wurde, hatten wir auch das Vergnügen in Collioure gehabt, die Fastnachtsspiele anzusehen. Jeden Tag versammelte sich das Volk in den sonderbarsten Costümen, wie Puterhähne, Affen ꝛc. verkleidet, auf dem Marktplatze. Alles tanzte dann ohne Rücksicht auf Rang und Stand in einer großen Ronde um den Fasching, einen ausgestopften Kerl mit Stern und Ordensbändern. Zwei Virtuosen, Inhaber eines Dudelsacks und eines kleinen Basses, saßen auf einem hohen Gerüste und lieferten zu diesem Tanze eine Musik, die hier zu Lande die Menschen rasend machen könnte, dort aber wohl ganz vortrefflich gefunden werden mochte.

Nach Beendigung des Carnevals wurde der Faschingskerl im feierlichen Zuge bis ans Meer getragen, in dasselbe hinabgestürzt, mit Flintenkugeln getödtet und — wie die Leute sagten — begraben. Sämmtliche Officiere, die in Collioure und Portvendre standen, hatten in dieser Faschingszeit die Ehre, bei dem Commandanten von Collioure zu einem Ball geladen zu werden, wo sie zwar sehr gut bewirthet, von galanten Herren und hübschen Damen unterhalten, aber — von einer eben so herzzerreißenden Musik gequält worden waren.

Unter solchen erfreulichen und abwechselnden Genüssen während unsers Aufenthalts in Collioure war der Monat März herangekommen. Man muß das milde, schöne Clima des Südens kennen, um sich einen Begriff von der Wonne des angehenden Frühlings machen zu können. Die ganze Pflanzenwelt schien sich um die Wette zu beeifern, dem Herrn der Schöpfung ihre Huldigung darzubringen. Mit Entzücken erinnere ich mich noch an die Pracht eines blühenden Mandelbaums. Täglich wurden von uns Spaziergänge in den schönen Gärten unternommen und unter blühenden Apfelsinen-, Orangen- und Citronen-Bäumen oder im dunkeln Schatten hoher Tarushecken gelustwandelt.

Abends, nach dem Zapfenstreich, wenn wir auf der Citadelle unter Schloß und Riegel eingesperrt waren, wurden auf dem Glacis in der erfreulichen Kühle der Seeluft, gelagert auf Bänken und Stühlen, von den Soldaten Spuk- und Zaubergeschichten erzählt oder muntere Lieder gesungen. Gewöhnlich schlich ich mich dann weg, suchte mein Lieblingsplätzchen auf einer abgelegenen Bastei, setzte mich auf die da stehende Kanone, und ganz versunken in süßer Schwärmerei, im herrlichen Anblick des endlosen Meeres und des freundlichen Mondes, dessen Bild sich im ruhigen Wasserspiegel schaukelte, zog ich meine treue Begleiterin auf allen meinen Kriegsfahrten, meine Trösterin in trüben Stunden, meine — Flöte aus dem Busen und aufgelöst in Wonne und Schmerz und in unnennbarer Sehnsucht nach dem geliebten Vaterlande, nach Aeltern, Geschwistern und Freunden, ließ ich mein Instrument in sanften Tönen die Sprache des Herzens, wie einst Maria Stuart, reden:

Eilende Wolken!
Segler der Lüfte!
Wer mit euch wanderte,
Mit euch schiffte!
Grüßet mir freundlich
Mein Heimathland!

Da solche empfindsame Adagios einige Abende hinter einander wiederholt wurden; so erregte der unbekannte Flötenspieler mit seinen deutschen Melodieen Aufsehen in der ganzen Stadt Collioure, und von jetzt an hatte ich die ausgezeichnete Ehre, daß jeden Abend eine Menge Menschen aus der Stadt kamen, sich am Abhange des Berges vor der Citadelle lagerten und den Gesang des im Käfig eingesperrten Vogels bewunderten und beklatschten.

Durch dieses Flötenspiel hatte ich mir denn auch einen neuen Freund erworben, nämlich einen französischen Marine-Unterofficier, der in Portvendre auf einem kleinen Kriegsschiffe als Commandant fungirte, weil keine Officiere darauf waren. Da Portvendre, wie bereits bemerkt worden, nur etwa eine halbe Stunde von Collioure entfernt ist; so hatten meine Töne denselben, als ungemeinen Musikliebhaber und nachher bewährt gefundenen vortrefflichen Mandolinenspieler, zuweilen herüber gelockt. Apollo hat die Musiker gleichsam verbrüdert, sie machen leicht Bekanntschaft unter sich, so auch der französische Marine-Unterofficier mit mir. Er lud mich nebst dem Lieutenant Klostermeier und einigen andern jetzt auch längst verstorbenen Cameraden zum Besuch nach Portvendre ein, und wir spazierten denn auch eines Nachmittags dahin. Eine freundlichere, herzlichere Aufnahme, als von diesem kleinen gelenkigen Franzosen und seiner Mannschaft, ist uns in allen unsern Kriegszügen nachher niemals wieder zu Theil geworden. Als er uns von weitem nur ankommen sah, stieß sogleich ein kleines Boot von der Brig ans Land, nahm uns auf, und wir stiegen an einer Strickleiter auf das Verdeck und von da unten in die Cajüte. Der kleine Franzose sprang wie besessen vor Freude herum, griff nach seiner Mandoline, ich zog zugleich

meine Flöte aus der Tasche, schrob die Stücke zusammen, und nun ging es ans Präludiren. Seine französischen Lieder waren mir natürlich nicht bekannt; er mußte mir daher die Melodie einige Mal vorspielen und singen, und als ich sie aufgefaßt hatte, accompagnirte ich, welches dem kleinen Mann so wohl gefiel, daß er im Uebermaaß des Entzückens meine Cameraden und mich wechselsweise umarmte und beständig ausrief: „vive la musique!“

Während wir zusammen musicirten und ich mitunter auch allein Flöte blies, waren die Köche beschäftigt, ein Soupé anzurichten. Eine originellere Mahlzeit hatten wir noch niemals gehalten. Sie bestand einzig und allein aus Fischen, aber von so mancherlei Gattungen und auf so verschiedene Art zubereitet, daß das Essen über eine Stunde dauerte und die Fischspeisen doch noch kein Ende nehmen wollten. Ohne Uebertreibung kann behauptet werden, daß wir wenigstens von 10 bis 12 verschiedenen Fischarten gegessen haben.

Als die Mahlzeit aufgehoben war und wir tüchtig dem alten, guten, schweren Weine zugesprochen hatten, wurde denn endlich zur Abreise Anstalt gemacht. Es hatten aber einige von uns des guten Weins so viel genossen, daß sie ohne Gefahr nicht an der Strickleiter herunter in das Boot klettern konnten. Der muntere Franzose wußte aber sogleich Rath zu schaffen. Unseren Kranken wurde ein Strick unter den Armen festgebunden und so einer nach dem anderen oben von dem Verdecke in das Boot herunter gelassen. Hier knüpfte man sie los, und unser ganzer Troß in Begleitung des beweglichen Franzosen und einiger Seesoldaten fuhr ans Land.

Da man sich gegenseitig noch nicht trennen mochte; so giengen wir in eine Tabagie, ließen für unsere Kranken starken Caffee machen, und der kleine Franzose und ich fingen an zu musiciren, welches bald so viele tanzlustige junge Mädchen und Männer (nämlich Seesoldaten und Matrosen) herbei lockte, daß wir wider Willen und Erwartung einen Ball entreprenirt hatten, der so lange dauerte, bis es beinahe dunkel wurde. Unterdeß waren unsere Kranken wieder gesund geworden. Wir nahmen also unter wechselseitigen Versicherungen beständiger Freundschaft von dem kleinen Franzosen und seinen Cameraden herzlichen Abschied und marschirten wieder nach unserer Burg in Collioure. Der Franzose besuchte uns noch einige Mal daselbst; indeß es kam bald nachher Marschordre und wir sahen denselben nie wieder.

Nicht lange vor unserem Abmarsch aus Collioure ereignete sich ein Schau- und Trauerspiel, welches für uns Lipper eben so neu als entsetzlich war. Wir sahen nämlich vor unsern Augen ein Schiff scheitern.

An dem Tage, wo dieses traurige Ereigniß Statt hatte, war der ganze Horizont früh Morgens in Südost wie mit Blut gefärbt. Eine solche Erscheinung, die von dem gewöhnlichen Morgenroth ganz abwich, war uns zu auffallend, als daß wir nicht sogleich bei den Herrn Sansquartier und Bataille Aufklärung hätten suchen sollen. Die beiden Alten belehrten uns denn auch, daß bald ein Sturm entstehen werde, und mit beklommenem Herzen sahen wir am äußersten Horizont die Masten eines Schiffes auftauchen, die Anfangs so klein erschienen, wie die fünf Finger an einer Hand. Plötzlich setzte sich der Wind, der vorher aus Südost blies, ganz in Süden. Das Meer wurde immer unruhiger und bewegter, der Sturm fing an zu heulen, die Wogen thürmten sich wie Berge auf und fielen dann brausend und schäumend nieder. Der Sturm hatte jetzt mit Blitzesschnelle das Schiff aus der äußersten Entfernung bis nahe an unsere Küste getrieben; dasselbe konnte es aber der Heftigkeit des Sturmes nicht abgewin-

nen, um mit Sicherheit in den Hafen zu laufen. Daher wurden die Anker ausgeworfen, um das Ende des Sturms abzuwarten. Unterdeß waren die Einwohner Collioures beschäftigt, den Bedrängten mit Booten zu Hülfe zu eilen. Allein das Meer war zu aufgeregt. Sie konnten nicht bis an das Schiff, das wie ein leichter Ball auf den Wellen geschaukelt wurde, herankommen, sondern wären fast durch eignen Untergang das Opfer ihrer Menschenliebe geworden. Es war wahrhaft schauerlich anzusehen, wie diese Rettungs-Boote von dem wogenden Meere herumgeschleudert wurden. Sie hatten auch kleine Anker geworfen, und mußten so selbst in beständiger Todesangst den Tag über, die ganze Nacht bis den andern Morgen, wo der Sturm sich gelegt hatte und das Meer ruhig wurde, zubringen.

Während das Leben dieser Menschenfreunde selbst in Gefahr schwebte, waren die Ankertaue des großen Schiffs zerrissen und dasselbe mit solcher Gewalt an eine Felsenbank geworfen, daß es in tausend Stücke zerschellte. Glücklicher Weise wurde sämmtliche Mannschaft bis auf zwei, die früher, um sich durch Schwimmen zu retten, aus dem Schiffe gesprungen und ertrunken waren, gerettet. Die Waaren des Schiffs (es kam von Marseille und hatte größtentheils Salz und Papier geladen) wurden auch nach und nach an den Strand geworfen und aufgefischt, bei welchem Geschäft unsere Soldaten sich hauptsächlich deswegen sehr thätig bewiesen, weil ihr angenehmer Freund, der deutsche Kerl, bei den Waaren interessirt war. Diesem Patron zu Liebe hatten sich unsere Leute, um von den Wellen nicht fortgespült zu werden, an Stricke gebunden und von andern Cameraden am Ufer halten lassen und so die Ballen und Fässer ans Land gezogen.

In eben dem Zeitraume, wo diese hier erzählte Tragödie vorfiel, erfolgte auch die Geburt des französischen Prinzen, Königs von Rom.

Aus allen Batterien der Festung und des Hafens von Collioure und von Portvendre wurde kanonirt, als ob diese Werke von tausenden von Feinden gestürmt werden sollten. Die Garnison bekam doppelte Portionen Brod, Fleisch, Wein und Gemüse und mußte dafür zur Dankbarkeit: „vive l'empereur!“ auf der Parade rufen.

Unter solchen Erlebnissen waren unsere Tage froh und zufrieden hingeflossen, als wir eines Nachts durch einen starken Lärm und durch die sonoren Baßstimmen der Herren Sansquartier und Bataille, die ohne Unterlaß riefen: „qu' est ce que vous voulez faire, capitaine?“ aus dem tiefsten Schlaf aufgeschreckt wurden. Die Thür unsers Zimmers öffnete sich und athemlos und mit verstörtem Gesichte stürzte herein — der Hauptmann Barkhausen.

(Schluß folgt.)

Ueber die Chausséebauten der Stadt Lemgo.

Wir haben bereits früher im Magazin (Nr. 20) Nachrichten über die in unserm Lande angelegten Chausséen erhalten. Zur Vervollständigung derselben sollen hier einige Mittheilungen über dasjenige erfolgen, was von der Stadt Lemgo für diesen Gegenstand geschehen ist.

Bereits im Jahre 1796 wurde mit dem Chausséebau auf der Landstraße nach Hameln begonnen, welche damals, wo die Chaussée über Minden noch nicht angelegt war, als Verbindungsstraße zwischen den Bergischen Fabrikorten und Braunschweig eine große Wichtigkeit hatte. Die beschränkten Mittel der Stadt, die Unruhen der Kriege und andre Hindernisse erlaubten es nicht, die Chaussée, so weit sie das Gebiet der Stadt berührte, früher als im Jahre 1811 zu vollenden. Die ganze Wegstrecke hat von dem Thore der Stadt bis zur Dörentrupper Brücke eine Länge von 1413¾ Ruthen, und ist mit einem Kosten-Aufwande von mehr als 25000 Rthlr. erbaut. Die Unruhen der Jahre 1812 bis 1815 brachten eine gänzliche Stockung in dem Chausséebau hervor; erst im Jahre 1816 wurde auf der Landstraße nach Varenholz wieder fortgefahren und diese, so wie die nach Schötmar, beide zusammen in einer Länge von 1332 Ruthen in etwa 8 Jahren für 8762 Rthlr. 24 Mgr. vollendet. Wenn es hierbei auffällt, daß jene erste

Chaussée, ohngeachtet sie nicht bedeutend länger ist, als die beiden letztern, und ohngeachtet auf derselben gar keine Terrain-Entschädigungen erforderlich waren, doch fast 3mal so viel gekostet hat, als diese, so liegt der Grund hauptsächlich darin, daß in den frühern Jahren das Unternehmen ohne gehörige Kenntniß vom Straßenbau begonnen wurde und daß man alle Arbeiten nicht in Verding gab, sondern für Tagelohn verrichten ließ.

Die städtischen Chausséen haben also eine Länge von 2745½ Ruthen und kosteten der Stadt ohngefähr 34000 Rthlr. Verhältnißmäßig ist also in Lemgo, dessen Jurisdictions-Bezirk ohngefähr 20000 Schfl. umfaßt, bei weitem mehr für den Chausséebau geschehen, als im ganzen Lande, zumal wenn man berücksichtigt, daß der Stadt keine Spann- und Handdienste zu Gebote standen, sondern alles für baares Geld gemacht werden mußte.

In finanzieller Beziehung muß bemerkt werden, daß das Chausséegeld, ohngeachtet dasselbe jetzt zwischen 1000 und 1100 Rthlr. einbringt, in frühern Jahren zu den Reparaturen nicht hingereicht, in neuern Zeiten jedoch zuweilen einen Ertrag von 2 bis 2½ pCt. geliefert hat. Demnach bestätigt sich auch hier die alte Erfahrung, daß Chausséen keinen direkten Ertrag bringen können, und folgt daraus auch, daß eine Commüne nur dann solche Unternehmungen ausführen darf, wenn ihre Finanzen in einem vorzüglich blühenden Zustande sich befinden. Der Chausséebau ist Sache des Staats, in dessen Händen die Kräfte des ganzen Landes vereinigt sind. Für Lemgo war der bedeutende Chausséebau ein um so gefährlicheres Beginnen, als die Kosten desselben durch Anleihen herbeigeschafft werden mußten. Gleichwohl sind die Vorfahren deshalb nicht unbedingt zu tadeln. Die Schulden der Stadt waren im Jahre 1796 so unbedeutend, daß die jährlichen Zinsen 15 bis 1600 Rthlr. nicht überstiegen, und der Credit unbegränzt, so daß viele Capitalien zu 2½ pCt. aufgeliehen wurden. Ohne die spätern Kriegsdrangsale und andre Calamitäten, und wenn man schon damals auf eine allmälige Schuldentilgung bedacht gewesen wäre, würde jener Aufwand dem gemeinen Wesen nicht nachtheilig geworden seyn, zumal da fast die ganze Summe den Bürgern der Stadt durch Fuhr- und Tage-Lohn wieder zu Gute gekommen ist. Schwerlich würde aber die Stadt, wenn sie nicht selbst das gute Werk befördert hätte, die ihr so wohlthätige Verbindung mit den Hauptstraßen des Auslandes sobald erhalten haben. Ueberdem ist die Chaussée, welche in einer Länge von mehr als 2 Stunden von Osten nach Westen die städtischen Gehölze und die Ländereien durchschneidet, für die Cultur der letztern sehr nützlich gewesen, und da die Vortheile einer sichern und bequemen Verbindung mit den benachbarten Ortschaften unverkennbar sind, so wird wohl Niemand so unbillig seyn, es in Anschlag zu bringen, daß jenes Capital so geringe Zinsen bringt.

Lemgo hat unstreitig von allen Städten des Landes die beste Verbindung durch Chausséen, deren eine die Stadt mit der großen Straße von Cöln über Minden nach Berlin verbindet und diesen Weg bedeutend abkürzt, auch dieselbe mit Hannover und den Hansestädten in Communication setzt; die andre aber den Zugang zur Weser eröffnet hat und auf der andern Seite nach Detmold führt. Daß dieser letzte Weg einen so bedeutenden Umweg über die Berge genommen hat, daran ist wenigstens die Stadt unschuldig, welche vor Anlegung dieser Chaussée im Jahre 1801 in einem Berichte vom 1. Decbr. ausführlich zu zeigen sich bemühet hat, daß dieser Weg seine Richtung aus dem Langenbrücker-Thore über Heiden-Bentrup, Loßbruch und Oettern nehmen müsse, wodurch er mit Umgehung der Berge mehr als eine halbe Stunde verkürzt werden würde. Die öftern Unglücksfälle auf dieser Straße lassen hoffen, daß auf jene Gründe, welche damals kein Gehör fanden, noch jetzt Rücksicht genommen und dem Bedürfnisse einer sichern und schnellern Verbindung zwischen den beiden Hauptstädten des Landes abgeholfen werde.

Charade.

(Vierfylbig.)

Die ersten beiden widersprechen;
Die letzten beiden zweifeln nicht;
Das Ganze durfte sich erfrechen,
Zu gelten für der letzten Licht.

Doch seit dieß Licht ist klein geworden,
Und kaum noch glimmt in Israel,
Und jeder in der Klugen Orden
Nach dem nur trachtet, was reell,

Starb jenes blut'ge Ungeheuer,
Die Geißel vor'ger frommer Zeit,
Und Niemand brennt ihm Opferfeuer
Heut in der lieben Christenheit.

(Auflösung in № 51.)

Auflösung der Charade in № 49:
Schlüsselblume.

Hierbei № 50. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

Lipp. Landesbibliothek Detmold

№ 51.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 23. März 1836.

Die Ersteigung des Chimborazo, unternommen am 16. December 1831 von J. B. Boussingault.

(Ein Vortrag, gehalten im literarischen Club zu Salzuflen von R. Brandes).

Wir können uns eines Gefühls von Bewunderung nicht enthalten bei der Betrachtung der Gefahren, welchen der Mensch, getrieben von dem Durst nach Erkenntniß der Natur, oft die Spitze bietet. Wenn wir sehen, wie er deshalb dem schwankenden Kiele des Schiffes sich vertrauet auf dem bahnlosen Ocean, alle die möglichen und wirklichen Schrecken der Meere nicht achtend, um in fernen Ländern die Werke der Natur zu studiren; wie er in die Tiefe des Meeres niedertaucht, um die wunderbaren Gebilde der Salzfluth zu erkunden; wie er in das Innere der Erdrinde eindringt, um, was hier die geheimnißvolle Tiefe birgt, an das Licht zu bringen, und das Gezimmer ihres Gerüstes zu erforschen; oder wie er kühn die Gletscher, die Eis- und Schneegebirge und die Feuerberge ersteigt, um hier das große Laboratorium der Natur zu erspähen, die Verhältnisse des Baues der Gebirge, die der Wärme, des Luftdrucks und die der belebten Wesen dieser Regionen zu erforschen, nicht achtend aller Hindernisse und Gefahren, die sein Leben bei jedem Schritte bedrohen: so kann es auch nicht anders als höchst anziehend und interessant seyn, eine solche Forschungsreise in ihren Details zu verfolgen, und zu beachten, wie der kühne Reisende Mittel und Wege ersinnt, die Gefahren zu überwinden und seine Zwecke zu erreichen. Mit um so größerer Dankbarkeit nehmen wir dann die Resultate seiner Bemühungen auf, die ein Eigenthum einer der edelsten Wissenschafen geworden sind.

Von diesem Standpunkte ausgehend, habe ich es für ein interessantes Thema unserer Unterhaltung gehalten, über die Ersteigung des Chimborazo durch Boussingault Einiges mitzutheilen.

Herr Boussingault, gegenwärtig Professor in Lyon, reiste als junger Mann mit seinem Freunde Marino de Rivero nach der

neuen Welt. Er hat zehn Jahre, mit naturwissenschaftlichen Forschungen beschäftigt, dort zugebracht, und die Studien beider Gelehrten haben unsere physikalischen Kenntnisse über diesen Theil der Erde in vielen Beziehungen bereichert. Erst vor einigen Jahren ist Herr Boussingault zurückgekehrt. Eine der neusten Arbeiten, die er bekannt gemacht, ist die über die Ersteigung des Chimborazo.

Ehe ich zu dem Detail dieser Reise übergehe, erlaube ich mir eine kurze Notiz über den ausgedehnten Gebirgszug voranzuschicken, in welchem der Chimborazo sein weißes schneebedecktes Haupt erhebt.

Ueber den 60. Grad nördlicher Breite hinaus ist die westliche Küste von Nordamerika bis zur Spitze von Californien herunter, also bis zum Wendekreise des Krebses reichend, von einem Felsengebirge eingehegt, von den westlichen Cordilleren Nordamerikas, den Seealpen. Diesen parallel, aber etwas tiefer beginnend, streichen die Centralcordilleren von Nordamerika, die hohe Wasserscheide bildend, nach Westen näher der Küste gelegen, und daher weniger Flüsse und von kürzerem Lauf nach dieser Richtung versendend, dahingegen nach Osten sich weiter verbreitend, und in dieser Richtung viele und bedeutende Ströme ernährend, wobei ich nur an das Gebiet des Missouri erinnere. Dicht parallel und im Zusammenhange mit den nordamerikanischen Centralcordilleren laufen das Felsen- und Oregan-Gebirge und die östlichen Cordilleren Nordamerikas, auf der merikanischen Landenge, zwischen dem großen Ocean und dem Golf von Meriko, sich so zusammen bindend und vereinigend mit den Centralcordilleren, daß diese allein nur als Hauptmasse sich fortsetzen, und sie allein auch den ganzen schmalen Continent von diesem Theile der neuen Welt bilden, der als ein Hochgebirge zwischen beiden großen Weltmeeren, dem großen Ocean und dem atlantischen Ocean, als ein Felsendamm diese Meere scheidend, dasteht, und von Nordamerika, von den Cordilleren von Neumeriko aus, in der Serra madre die Landenge beschreitet, zur Seite die Cordilleren von Sonara an der Küste des Meerbusens von Californien, und weiter südlich die Cordilleren von Meriko an der westlichen Küste mit dem Vulkan Popocapetel, alsdann sich fortsetzend in den Cordilleren von Guatimala, bis zu dem schmalsten Theile der Landenge, der die beiden Hauptheile von Amerika verbindet, der Landenge von Panama.

Von hier setzt sich der Zug der Cordilleren an der ganzen Westküste Südamerikas fort, wovon ich nur der Cordilleren von Choco, ihres Parallelzuges, der Cordilleren von Quindiu, gedenke, die sich über Popayan und Quito erstrecken, den hohen Pichincha und den Riesen-Chimborazo in ihre Glieder einreihend, und dann an der ganzen Westküste Südamerikas fortlaufen in den Cordilleren von Peru, von Chile, den patagonischen Cordilleren bis zur Spitze des Festlandes im Süden und der davorliegenden Feuerlands-Inseln, zum Cap Horn.

In den Cordilleren von Choco und Quindiu sind vorzüglich die Gegenden, wo unser Reisender die Stätten seiner wichtigen Arbeiten aufgeschlagen hat. Er hatte den Stand des Barometers am Niveau des Meeres zwischen den Tropen im Hafen von Guayra bestimmt, und darauf die geographische Lage der Hauptstädte Venezuela und Neu-Granada, durch zahlreiche Nivellements das Relief der Cordilleren entwickelt, und über die Lagerstätten des Goldes und Platins in Antioquia und Choco die genauesten Nachrichten eingezogen, nach und nach sein Laboratorium in den Kratern der am Aequator liegenden Feuerberge aufgeschlagen und eine höchst wichtige Untersuchung über die Abnahme der Wärme in den Intertropical-Anden bis zu der ungeheuren Höhe von 5500 Metres vollendet.

Vor dem Augenblick, wo unser Reisender der neuen Welt für immer Lebewohl sagen wollte, wollte er noch einmal der Betrachtung ihrer majestätischen Gletscher in einem möglichst weiten Umfange sich hingeben und beschloß, nachdem er die Vulkane Cotopari und Tunguragua besucht hatte, von Rio-bamba aus den Chimborazo zu ersteigen.

Rio-bamba hat an sich nichts Merkwürdiges. Die Stadt liegt auf einer der dürren, in den Andes so gewöhnlichen Hochebenen, die eben wegen ihrer großen Erhebung ein winterliches Ansehn haben, und in dem Reisenden, der, um zu ihnen zu gelangen, die malerischen Gefilde durchwanderte, ein trauriges Gefühl erwecken, wie es wohl immer der Fall ist, wenn man den Süden mit dem Hauch des Nordens vertauscht.

Auf allen Seiten ist der Horizont von Rio-bamba von einem mächtigen Schneeamphitheater begränzt, in welchem sich der Capac-uru, der Tunguragua, der Cubellé, der Caraguairazo und im Norden der Chimborazo erheben.

Der Oberst Hall machte die Reise mit, um besonders seine Untersuchungen über die Geographie der Pflanzen in der Provinz Quito zu vervollständigen.

Von dem Abhange nach der Chillapullu genannten Gegend aus, unweit Mocha, beschlossen unsere Reisenden den Berg zu ersteigen.

Am 14. Decbr. 1831 nahmen sie ihr Nachtlager in der 3800 Metres über dem Meere liegenden Meierei am Chimborazo, wo man glücklicherweise etwas trocknes Stroh zum Lager und einige Hammelfelle zum Schutz gegen Kälte fand. Man war schon in der Region solcher Gramineen, die an der Gränze des ewigen Schnees noch kümmerlich vegetiren, und wo aller Baumwuchs aufhört.

Am folgenden Morgen um 7 Uhr machte man sich auf den Weg, und nahm einen Indianer aus der Meierei als Führer mit. Man

wandte sich am Fuß des Chimborazo nach Mocha zu; anfangs ist die Erhebung sehr allmälig, dann aber wird der Abhang steil, der Boden locker. Die Maulesel hielten fast bei jedem Schritt an, athmeten schneller und keichten; man befand sich genau in der Höhe des Montblanc; das Barometer zeigte eine Erhebung von 4808 Metres (der Montblanc ist 4800 Metres). Man mußte das Gesicht mit einer Maske von leichtem Tafft bedecken, und als man sich gegen Mittag weiter im Schnee vertiefte, wurde das Athmen noch schwieriger. Blieb man aber alle acht bis zehn Schritte einige Minuten stehen, so erholte man sich leicht. Das Gehen wurde indeß immer beschwerlicher und ermüdender, weil der Schnee so lose war, daß er unter den Füßen nachgab und die Reisenden bis an die Kniee darin versanken. Leider mußten sie sich überzeugen, daß die Dicke dieses Schnees bald oft über vier Fuß betrug, und es unmöglich war, von hier aus weiter zu kommen. Es war halb eins, als sie auf einem Trachytblock, der einer Insel mitten im Meere von Schnee glich, ausruheten, in einer Höhe von 5115 Metres. Sie kehrten um und gelangten Abends halb sechs Uhr in der Meierei wieder an.

Unsere Reisenden beschlossen nun, die Ersteigung von der steilsten Seite, der nach dem Arenal zugewandten, zu versuchen. Am andern Morgen um 7 Uhr machten sie sich auf den Weg. Die trachytischen Plateaus steigen im Allgemeinen gegen die Pics, mit denen die Cordilleren wie besäet sind, nur langsam an. Es wurde die Schneegränze überschritten, in einer Höhe von 4945 Metres wurde der Boden für die Maulesel unwegsam, und man mußte diese zurücklassen. Man war genöthigt, einen schroffen Abhang zu erklettern, der aus aufgethürmten und zum Theil auf verhärtetem Schnee ruhenden Trachyttrümmern bestand, also offenbar von neuern Herabstürzungen herrührend.

Um 11½ Uhr hatte man eine ausgedehnte Eismasse übergangen, worin man zum Fortkommen Stufen einschlagen mußte; ein Rutschen hätte das Leben gekostet. Es ist nöthig, in solchen Höhen während des Marsches ein gänzliches Stillschweigen zu beobachten und auch beim Haltmachen nur wenig und mit leiser Stimme zu reden, weil im Gegentheil leicht Schwindel und Anfälle von Blutsturz eintreten. Endlich gelangte man an den Fuß einer steilen Trachytmauer von mehren hundert Metres Höhe. Nach allen diesen Anstrengungen lehrte die Barometer-Beobachtung, daß man erst in 5680 Metres Höhe sich befand. Man hatte also noch nicht die Station erreicht, die Herr v. Humboldt erreicht hatte. Nach diesem entmuthigenden Resultate gönnten sich die Reisenden zum ersten Male Ruhe auf der Station der pena colorada (des rothen Felsen), und löschten den außerordentlichen Durst durch Absaugen von Eisstücken. Es war 12½ Uhr, das Thermometer war auf 0,4° C. gesunken. Man befand sich mitten in einer Wolke, das Haarhygrometer zeigte 91,0 C. Eine solche Feuchtigkeit in so großer Höhe könnte ungewöhnlich erscheinen, allein die Oberfläche des Schnees ist in der Regel bei Tage feucht, und die Luft um die Gletscher kann sich also mit Feuchtigkeit sättigen. In den Cordilleren finden sich die großen Trockenheiten auf den Hochebenen, welche 2000 bis 3000 Metres erreichen. In Quito und Santa Fé de Bogota hat man das Hygrometer auf 26° fallen sehen. Die Sprünge in der Haut des Gesichts, welche Personen zustießen, die Gletscher besuchten, rühren also wohl nicht von einer außerordentlichen Trockenheit der Luft her, sondern dürften nach Bouffingault's Vermuthung eine Wirkung des zu starken Lichtes seyn, weil man die Haut, um sie vor allem Aufreißen zu bewahren, nur mit einfachem farbigem Krepp zu bedecken braucht. Ein so lockeres Gewebe kann die Haut nicht vor der Luft schützen, aber es reicht hin, das starke Licht zu mäßigen, dem man ausgesetzt ist, wenn die Sonne auf eine Schneefläche scheint.

Nachdem die Wolke, welche die Reisenden eingehüllt, sich zerstreut hatte, untersuchten sie ihren Ruheplatz. Zum rothen Felsen hin hatten sie einen fürchterlichen Abgrund, und gegen das Arenal hin zeigte sich ein heraussprungender Felsen, der einem Belvedere glich. Man mußte dahin gelangen, um zu sehen, ob man den rothen Felsen umgehen und noch höher steigen könne. Um sich eine Idee von der Topographie des Chimborazo zu machen, denke man sich einen unermeßlichen Felsen, auf allen Seiten von Strebepfeilern unterstützt, den Kämmen, welche von der Ebene aus gegen den ungeheuren Block sich zu lagern scheinen, um ihn zu stützen.

Die Reisenden rückten langsam vor, rechts konnten sie sich an dem Felsen halten, links war ein furchtbarer Abgrund; die große Luftverdünnung nöthigte sie, alle 2 bis 3 Schritte still zu stehen, und oft sogar einige Secunden sich zu setzen. Schnee und Eis nahmen jetzt eine Beschaffenheit an, daß die Wanderung eben so langsam als gefährlich wurde. Man mußte durch einen vorangehenden Neger Stufen in das harte und glatte Eis hauen lassen. Mit Anstrengung aller Kräfte war man auf dieser gefahrvollen Wanderung um 3½ Uhr auf dem ersehnten Kamm angelangt, an dem Fuß eines Trachytfelsens, dessen obere mit einer Kuppel von Schnee bedeckte Fläche den Gipfel des Chimborazo bildete. Der hohe Kamm, auf welchem die Reisenden sich befanden, maß nur einige Fuß in der Breite; auf allen Seiten waren sie von Abgründen umgeben. Diese einzige Vorstellung reicht hin, uns einen Begriff ihrer außerordentlichen Lage zu machen. Die dunkle Farbe der Felsen, die blendende Weiße des Schnees, lange Eiszapfen, die über den Häuptern zu schweben schienen, als sey ein prachtvoller Wasserfall ge-

froren, herrliches Wetter, vollkommen ruhige Luft, unermeßliche Aussicht, das alles auf einem Punkte von 6004 Metres Höhe; die größeste Höhe, so viel uns bekannt, die je Menschen in Gebirgen erstiegen haben. Bis so weit nur war es unsern kühnen Reisenden möglich zu kommen.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus den Feldzügen des Bataillons Lippe.

Spanischer Feldzug vom Jahr 1810.

Aufenthalt der Lipper in Collioure und Rückmarsch derselben durch Frankreich nach dem hiesigen Lande.

(Schluß.)

Im ersten Augenblick starrten unsere Glieder vor Entsetzen; wir glaubten, entweder der Feind habe eine Landung gemacht und sey jetzt im Begriff, uns zu überfallen, oder die ganze Citadelle stehe in Flammen. Von dem Allen war es aber nichts. Der Hauptmann Barkhausen brachte uns vielmehr die erfreuliche Nachricht, daß so eben Ordre zum Rückmarsch nach Deutschland angekommen sey. Dieselbe war ihm zwar, wie wir nachher hörten, schon am Tage übersandt; da er aber das Abentheuerliche und das Ueberraschende zu sehr liebte, um eine solche Neuigkeit uns ganz trocken und auf alltägliche Weise mitzutheilen, so hatte er dazu die Mitternacht und die Zeit unsers tiefsten Schlafes gewählt, um uns zuerst einen Schreck einzujagen, dann aber, sich an unserm frohen Erstaunen zu weiden.

Die eigentliche und nähere Veranlassung zu dieser Theaterfare war indeß der verstorbene Lieutenant Klostermeier. Derselbe hatte sich nämlich an jenem Abend, vielleicht im Vorgefühl einer nahen Freude, bei unserer lahmen Gastgeberin ein fideles Räuschchen geholt, welches dem Hauptmann Barkhausen, unten aus seiner Wohnung vor der Citadelle, vorzüglich erst dadurch bemerklich wurde, daß jener vom schmalen Fußwege abgekommen und in den am Abhange der Citadelle stehenden Wald von mannshohen Disteln gerathen war, in welchen er herumkrabbelte und selbigen rechts und links die Köpfe abfäbelte, um sich so einen Weg nach unserer Burg zu bahnen. Diese Gelegenheit war für den Hauptmann Barkhausen, der auf sehr vertraulichem Fuß mit dem Lieutenant Klostermeier stand, viel zu einladend, um sich nicht einen Scherz mit diesem seinem alten Freunde zu erlauben. Derselbe gelang auch vollkommen. Das verblüffte Gesicht des aus dem tiefsten Schlafe aufgeschreckten armen Gefoppten war einzig anzuschauen und hätte in dem Augenblick einem Maler als Modell zu einem Gemälde im Hogarthschen Style dienen können. Als er seiner Sprache wieder mächtig wurde, hieb er wie ein Wahnsinniger auf seinem Lager um sich, und an seinen Kampf mit den Disteln sich erinnernd, rief er in einem fort: „he! Distelköpfe, Distelköpfe, weg! ihr verdammten Distelköpfe!“

Der Hauptmann Barkhausen mußte sich vor Lachen den Bauch halten; er beruhigte indeß nach und nach seinen alten Freund und machte ihm bemerklich, daß hier von keinen feindlichen Distelköpfen die Rede sey, sondern von der erfreulichen Nachricht über die Marschordre nach dem Vaterlande, die er so eben gebracht habe. Da also hierdurch die Mißverständnisse beseitigt wurden, der verstorbene Lieutenant Klostermeier und wir uns vom ersten Schreck erholt hatten, entfernte sich der Hauptmann Barkhausen wieder; wir konnten es aber vor Freuden in den Betten nicht mehr aushalten, sondern standen auf und brachten den Rest der Nacht mit angenehmen Unterhaltungen hin, wozu auch die

Herren Sansquartier und Bataille geladen wurden, um ihnen vergessen zu machen, daß sie in ihrer nächtlichen Ruhe gestört worden waren und das Thor der Citadelle hatten aufmachen müssen.

Der folgende Tag vergieng mit den Zurüstungen zu unserm Abmarsch, der für den andern Morgen festgesetzt war. Die aus Gerona mitgebrachten Montirungsstücke der daselbst verstorbenen Unterofficiere und Soldaten wurden ausgesucht, und Jedem von uns wurde irgend ein noch gutes Stück zugetheilt, der Ausschuß aber, so wie die ebenfalls aus Gerona mitgenommenen leeren Strohsäcke, einem französischen Unterhändler übergeben, um diese Effecten wo möglich zum Besten unserer Militaircasse zu verkaufen.

Unter diesen Vorbereitungen erschien der Morgen, an welchem wir auf ewig einen Ort verlassen sollten, mit dem uns so manche frohe Erinnerung verband. Mit schwerem Herzen hatten wir Tags vorher von unsern Freunden Sansquartier und Bataille, den französischen Kanonieren auf der Citadelle, so wie von unsern Bekannten in Collioure, dem deutschen Kerl, der lahmen Gastwirthin und mehreren Andern Abschied genommen, und unter den aufrichtigen Wünschen der guten Einwohner — dieses cordialen, lebhaften, südlichen Völkchens — für unser zukünftiges Wohlergehen, zogen wir am Ende des Monats März 1811 aus den Thoren Collioures, und marschirten, nachdem wir uns mit den früher genannten Contingenten vereinigt hatten, durch die schönen Auen des Südens nach Perpignan, wo wir Nachmittags ankamen.

Hier erhielten wir unsere Marschroute und dieser zufolge marschirten wir am nächsten Tage ab, und hielten Nachtquartiere in den Etappenörtern Beziers und Pezenas. In letzterer Stadt mußten wir den damaligen Lieutenant Erpbrokhausen, der gefährlich krank war, zurücklassen, und wurde derselbe durch den Hauptmann Barkhausen einem daselbst gerade gegenwärtigen, aber in Beziers wohnenden deutschen Kaufmann, Namens Löffler, zur Verpflegung übergeben. Dadurch wurde das Lippische Officier-Corps auf drei Personen reducirt, nämlich: den Hauptmann Barkhausen, Hauptmann Falkmann und Lieutenant Liborius Wippermann.

Da auf unserm Marsch bis Metz keine besondere Merkwürdigkeiten vorgefallen sind *), so nenne ich nur die passirten Hauptstädte: Narbonne, Montpellier, Nismes, Lyon, Chalons für Saone, Dijon ꝛc., bei welchen ich nur die Bemerkung hinzufüge, daß in diesen sowohl, als in allen andern Städten und Dörfern Frankreichs, von Marktschreiern, Leyermännern und sonstigem Musikanten-Janhagel das Glück des Landes über die Geburt des Königs von Rom dem Volke vorgepriesen wurde. Der Enthusiasmus desselben überstieg damals alle Begriffe. In jeder Stadt, in jedem Dorfe lebte Alles wie im ewigen Taumel, und unsere Soldaten ließen diese paßliche Gelegenheit auch nicht vorüber gehen, um durch Frohsinn und Heiterkeit ihre Theilnahme zu beweisen.

Auf diese Weise gieng unser Marsch bis Metz, wo wir nach Abhaltung eines Ruhetages unsere Reise ohne Aufenthalt nach Deutschland fortzusetzen glaubten. Allein diese Meinung betrog uns. Die ganze Stadt Metz wimmelte von Rekruten aller Waffengattungen, die vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht eingeübt wurden, um den Abgang der französischen Armee in Spanien zu ersetzen. Es war uns nicht wohl dabei zu Muthe, da verlautbarte, daß wir bleiben, unsere Ersatzmannschaft abwarten und dann von Neuem nach Spanien

*) Späterhin werde ich unsern Marsch durch Frankreich nach Spanien und unsere daselbst erlebten Abentheuer bis zur Gefangennehmung des Bataillons Lippe in diesen Blättern mittheilen.

marschiren sollten. Wirklich wurden wir auch in dieser Vermuthung dadurch bestärkt, daß wir alle zwei Tage andere Quartiere bei den Bürgern bekamen und so zehn Tage lang über unser Schicksal in Ungewißheit blieben. Doch unser Glücksstern verließ uns dießmal nicht. Es kam Marschordre bis Frankfurt am Main, und wir säumten denn auch nicht, mit beflügelten Schritten über Sct. Avold, Kaiserslautern und Alzei nach Mainz zu marschiren, um so ein Land zu verlassen, in welchem wir jeden Tag erwarten mußten, aufgehalten und wieder nach Spanien expedirt zu werden.

Kaum grauete daher der Morgen, so verließen wir Mainz, marschirten über die Zugbrücke nach Cassel und begrüßten endlich mit Jubel den deutschen Boden, bei welcher Gelegenheit einige Soldaten in ihrem Enthusiasmus und ihrem frühern Gelübde getreu, so weit giengen, daß sie sich zur Erde warfen und diese mit Inbrunst küßten. Der Hauptmann Barkhausen hatte in Gerona einen ansehnlichen Vorrath von Chinarinde sehr wohlfeil aufgekauft; diese wurde, um den Französischen Douanen, die alle unsere Effecten durchstöberten, eine Nase zu drehen, den sämmtlichen Tambours in die Trommeln gesteckt, und so ebenfalls glücklich über den Rhein transportirt. Ueber Höchst gelangten wir nach Frankfurt, wo wir die Nacht blieben und den folgenden Tag einen Ruhetag hielten.

Bei unserm demnächstigen Abmarsch trennten wir uns von den Contingenten der Herzöge von Anhalt und Fürsten von Schwarzburg und Reuß. Letzteres Contingent war so zusammen geschmolzen, daß der einzige übrig gebliebene Officier, ein Lieutenant, Namens Schmidt, nebst einem Unterofficier, einem Tambour und 4 Soldaten sich auf einen Wagen setzten und so aus Frankfurt nach ihrem Vaterlande fuhren.

Wir marschirten über Friedberg und Gießen

nach Marburg, wo uns auch die Waldecker verließen. Von da über Jesberg, Fritzlar, Cassel, Warburg, Paderborn und endlich nach Schlangen. Hier waren uns schon viele unserer Landsleute entgegen gekommen; der eine suchte seinen Sohn, der seinen Bruder, der andere seinen Freund; aber leider fanden die wenigsten, was sie suchten.

In der Eichen-Allee bei Oesterholz empfing uns der vormalige Gensd'armerie-Capitain, jetzige Herr Hofmarschall v. Hoffmann, und begleitet von einer Menge Menschen, die uns bis Berlebeck und Heiligenkirchen entgegen gekommen waren, erreichten wir Detmold und marschirten auf dem Schloßplatze en bataille auf. Die Sonnenhitze Spaniens und Frankreichs hatte unsere Gesichter so gebräunt, daß wir das Ansehen einer fremden Nation hatten und dadurch vielen Bekannten fast ganz unkenntlich geworden waren.

Die höchstselige Fürstin Paulina, mittlerweise vom Residenzschlosse herunter gekommen, vom Hauptmann Barkhausen ehrerbietigst empfangen und von uns mit präsentirten Gewehren und Trommelwirbel begrüßt, durchschritt unsere geöffneten Reihen und betrachtete mit Rührung das kleine, dem Tode und der Gefangenschaft entronnene Häuflein. Denn von 1500 Mann Lippern, welche in den Jahren 1808, 1809 und 1810 nach Spanien und Oesterreich marschirt waren, kamen jetzt nur 60 zurück. Das unter dem Commando des damaligen Lieutenants, jetzigen Majors Funck, ebenfalls mit uns in Detmold eingerückte Contingent Schaumburg-Lippe zählte etwa noch 20 Köpfe.

So endigte denn für uns Lipper der Spanische Feldzug, welcher für die Annalen unsers Vaterlandes ewig denkwürdig bleiben wird, weil er unserm kleinen Ländchen weit über 1000 Menschen, die in jenen sturmbewegten Zeiten als Opfer für die Erhaltung der politischen Existenz unsers Vaterlandes vom Kaiser Napoleon ge-

fordert wurden, gekostet hat. Jetzt werden von uns Abentheurern, die auf Iberiens fernem Boden gefochten und geduldet haben, im Ganzen (d. h. die aus Englischer Gefangenschaft zurückgekehrten mitgerechnet) nur noch 30 bis 40 Personen am Leben seyn, welche theils noch im Militair-Dienst sind, theils aber zerstreut im hiesigen Laude umher wohnen.

— m.

Chronik des Tages.

Detmold. — Der Catalog der jetzigen Kunstausstellung zu Hannover enthält 558 Nummern, 86 mehr als im vorigen Jahre. Es zeichnet sich diese Ausstellung durch Reichthum und Mannichfaltigkeit vor allen frühern aus und hat besonders dadurch ein eigenthümliches Interesse, daß sie durch Zusammenstellung von Werken jetzt lebender Meister aus fast allen deutschen Schulen ein getreues Bild des jetzigen Zustandes der deutschen Kunst überhaupt gewährt, während die Ausstellungen der großen kunstreichen Städte, z. B. Berlin, München, Düsseldorf, Dresden ꝛc., größtentheils nur ihre eignen Malerschulen repräsentiren.

Die Zwecke des Hannoverschen Kunstvereins haben überall sehr vielen Anklang und rege Theilnahme gefunden, ein erfreuliches Zeichen des im deutschen Volke immer mehr und mehr wieder erwachenden Kunstsinnes. Bei uns allein sind für dieses Jahr 91 Actien gezeichnet und die ganze Zahl der Vereinsmitglieder beläuft sich schon jetzt auf 1800, eine Anzahl, welche von keinem der bedeutendsten deutschen Kunstvereine übertroffen wird.

Die gegenwärtige Ausstellung dauert bis Ende März; für die nächste Generalversammlung der Actionaire, worin zugleich die Verloosung der vom Schiedsgerichte ausgewählten Kunstwerke vorgenommen werden soll, ist der 27. März bestimmt.

Lemgo. — In der Nähe von Brake, bei dem Dorfe Wahmbeck, hat man kürzlich Braunkohle gefunden, die nach den vom Hofrath Brandes, Salinen-Inspector Brandes und Apotheker Overbeck damit angestellten Versuchen ein recht gutes Brennmaterial liefern würde. Da das Terrain des Vorkommens dieser Braunkohle nur auf einer sehr kleinen Stelle bis jetzt entblößt ist, so läßt sich noch nichts über die Bauwürdigkeit dieser Ablagerung bestimmen. Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes würde es indeß sehr nützlich seyn, durch Schürfarbeiten und Versuche mit dem Erdbohrer zu ermitteln, ob dieses Lager einen solchen Umfang habe, daß man dasselbe abbauen und ausbeuten könnte.

Aus dem Amte Schötmar. — Vor einigen Wochen ward der Sohn eines Mühlenpächters, ein Jüngling von einigen 20 Jahren, wegen Wahnsinns ins Irrenhaus zu Brake abgeführt. Mag die Anlage zum Wahnsinn bei diesem Menschen auch wohl als ein Familienfehler erscheinen: so ist doch im Betreff der Schwärmerei wohl zu beachten, daß derselbe bei den ersten Spuren von Geistesverwirrung beständig von seinen und seiner Gefreundeten schweren Sünden geredet, obgleich man nie erfahren hat, daß derselbe sich groben Unsittlichkeiten und Lastern ergeben hat.

Auch ist vor Kurzem zu Brüntrup, im Kirchspiel Talle, ein Mann wegen Aufdringens einiger Lehren von Seiten der Schwärmer völlig wahnsinnig geworden, so daß er von Polizei wegen hat bewacht werden müssen. Noch mehr dergleichen wird von andern Gegenden in der Nähe erzählt.

Charade.

(Zweisylbig.)

Die erste nennt ein fürchterliches Thier,
Das mit der zweiten brächte Tod,
Wenn ihm nicht fehlte, was des Menschen Zier.
Doch hat es, was noch schlimmer droht.
Das Ganze, böse, oder gut und ehrlich,
Thut manchem wohl, ward manchem schon gefährlich.

(Auflösung in № 52.)

Auflösung der Charade in № 50:

Aberglaube.

Hierbei № 51. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.

№ 52.

Lippisches Magazin

für

vaterländische Cultur und Gemeinwohl.

Mittwoch den 30. März 1836.

Göthe über Uhland, und Menzel über Göthe.

Im Juliheft des Morgenblattes 1835 zeigt Wolfgang Menzel die neunte vermehrte Auflage von L. Uhland's Gedichten an. Nachdem er dem Dichter gebührendes Lob auf eine ungeschickte Weise gespendet und dessen Verdienste als Volksvertreter ohne Noth und über Gebühr erhoben hat, kommt er auf sein Lieblingsthema, das er zur Indignation und Ermüdung verständiger Leser seit manchen Jahren wiederholt abgehandelt, nämlich Göthe'n zu schmähen. Niemand würde begreifen, wie Uhland Veranlassung dazu geben könnte, weil er so wenig in feindlicher Beziehung zu Göthe'n steht als sonst ein Dichter. Aber Menzel weiß sich zu helfen. Er stellt sich auf's Höchste entrüstet, daß Göthe bei Lebzeiten niemals öffentlich über Uhland sich ausgesprochen hat, und nun hat er eine beiläufige vertrauliche Aeußerung Göthe's gegen Zelter gelesen, die vollends das Feuer seines Zornes anblasen muß.

„Erst jetzt nach langen Jahren schickt uns der alte Herr Göthe noch aus seinem Grabe einen Urtheilsspruch über Uhland zu, den er lebend dem Lebenden gegenüber auszusprechen nicht das Herz hatte (!!)." In seinem Briefwechsel mit Zelter sagt er: „Von den modernsten Deutschen Dichtern kommt mir Wunderliches zu: Gedichte von Gustav Pfizer wurden mir diese Tage zugeschickt; ich las hie und da in dem halbaufgeschnittenen Bändchen. Der Dichter scheint ein wirkliches Talent zu haben und auch ein guter Mensch zu seyn. Aber es wurde mir im Lesen gleich so armselig zu Muthe und ich legte das Büchlein eilig weg, da man sich beim Eindringen der Cholera vor allen deprimirenden Unpotenzen strengstens hüten sollte. Das Werklein ist an Uhland dedicirt und aus der Region, worin dieser waltet, möchte wohl nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes hervorgehn. So will ich auch diese Produktion nicht schelten, aber nicht wieder hineinsehn. Wundersam ist es, wie sich die Herrlein einen gewissen sittlich-religiös-poetischen Bettlermantel so geschickt umzuschlagen

wissen, daß, wenn auch der Ellenbogen herausguckt, man diesen Mangel für eine poetische Intention halten muß."

Dieß liefert nun Menzel den Text zu einer langen und langweiligen Kapuzinade. Er brüstet sich damit, daß er Göthe'n schon bei Lebzeiten mit aller Gewalt angegriffen habe, und rühmt seine Kühnheit, daß er auch den Todten nicht ruhen lassen wolle. Nimmer kann er die Kränkung vergessen, daß Göthe ihn nur schimpfen ließ, ohne sich um den gefährlichen Feind zu bekümmern. Es ergrimmt ihn, sogar den Schatten des Herkules noch immer wieder erblicken zu müssen. Ist es denn nicht unerhört, daß dieser Göthe, dessen Erbärmlichkeit Menzel so oft sich bemüht hat, der Welt vorzudemonstriren, auf dessen Kosten er so manchen Lorbeer ausgetheilt und immer das letzte Wort behalten hat, den er besonders durch einen Gegenkönig längst glaubte entfernt zu haben, noch immer gelesen, bewundert, verehrt, ja studirt und kommentirt wird? Doch Sisyphus-Menzel darf nicht müde werden, den Felsen wieder bergauf zu wälzen, zumal da er sich überzeugt hat: **in magnis voluisse sat est**; d. i.: ich werde wenigstens groß durch die Schmähung des Großen. Also das Werk frisch von neuem begonnen! Was wir zum Ueberdruß einst von dem Pseudo-Meister Pustkuchen, von frommverdammenden Zionswächtern, wie A. Knapp in seinem Nachruf an Göthe ꝛc. vernommen haben, das käuet uns Menzel, der patriotische, liberale, Wahrheit und Gerechtigkeit liebende, gradgesinnte, überaus tief religiöse Menzel wieder vor und zwar in den humansten Ausdrücken. Wer neue Schimpfnamen lernen will, der lese. „Der alte Kunstsybarit," „Theaterprincessin," „Schauspieler," „weibisch-ästhetische Heliogabalus," „ästhetischer Egoist," „Brandmahlstifter" ꝛc. ꝛc. Daß nun Schiller hervorgezogen wird, um Göthe'n zu erniedrigen, darf Niemanden verwundern, der da weiß, wie Menzel sich schon lange abmüht, diesen Dichter noch größer zu machen, gleich dem bekannten Heupferde, das vom Wagen springt, um die Last dem Pferde zu erleichtern. Daß aber auch Görres, Arndt und Körner heran müssen als Vorkämpfer, den Alten zu demüthigen, möchte befremden. Doch Menzel weiß Alles zu gebrauchen; wo sein Dichterkränzlein nicht hinreicht, die Scheitel zu krönen, setzt er die Bürgerkrone mit Deutschem Eichenlaub darüber, und wo beide vertrocknen wollen, ruft er die Frommen herbei, mit der Palme im heißen Kritikerkampfe ihm Kühlung zuzuwehen. Er ist der eigentliche Mann in der Lämmerstraß, der kann machen, was er will.

Irren wir jedoch nicht, so hat ihn wohl nichts so sehr erbittert, als daß Göthe die Region, worin Uhland waltet (und in welcher Menzel das rechte **factotum** ist), als unfruchtbar an Aufregendem, Tüchtigem, Menschengeschick Bezwingendem bezeichnet. Das ist allerdings hart, und um so härter, weil in den leichthingeworfenen Worten eine schneidende Wahrheit liegt. Denn welch ein unerquicklich harmvolles, willkührliches, großentheils nichtiges Treiben jenes Kreises, der sich ewig selbst preiset und die kleinsten, oft sehr zweideutigen Verdienste ausposaunt, um den Ruhm einer falschen Popularität eifrig buhlend! Sind das die ächten Deutschen, welche das Beste, was die Nation besitzt, nicht anerkennen und das tüchtigste Bestreben höhnen und schelten, wenn es sich von ihrer patriotisch-liberalen Leidenschaftlichkeit besonnen rein erhält? Möge solche Deutschheit uns verschonen!

„Laßt fahren hin das allzu Flüchtige!
Ihr sucht bei ihm vergebens Rath;
In dem Vergangnen lebt das Tüchtige,
Verewigt sich zu schöner That.
Und so gewinnt sich das Lebendige
Durch Folg' aus Folge neue Kraft,

Denn die Gesinnung, die beständige,
Sie macht allein den Menschen dauerhaft.
So löst sich jene große Frage
Nach unserm zweiten Vaterland;
Denn das Beständige der ird'schen Tage
Verbürgt uns ewigen Bestand."

Menzel giebt sich freilich die Miene, als sey nicht er, sondern Uhland allein getroffen; um so unpartheiischer kann er sich diesem zum Anwalt aufdrängen.

Weit entfernt, dem liebenswürdigen Dichter irgend einen seiner schönen Vorzüge bestreiten zu wollen, — er ist der klarste, einfachste, gemüthlichste, reinste, gediegenste der Romantiker — halten wir uns doch überzeugt, daß bei weitem der größte Theil derer, welche die Gedichte preisen und kaufen, nicht weiß, worin ihr Werth besteht. Es gehört zur Mode des Tages, daß jeder einigermaßen gebildete Liberale in seiner Bibliothek den Uhland vorzeigen kann. Denn er hat einige Deutsch- und noch mehrere Würtembergisch-patriotische Gedichte gemacht, aus welchen wackere Sentenzen bei Gelegenheit von Ständeversammlungen und ähnlichem Anlaß öfters citirt worden sind. Er ist deswegen von Menzel und Comp. zum patriotischen Dichter gestempelt worden. Schade, wenn er, wie es beinahe den Anschein hat, selbst glauben sollte, es zu seyn; er würde das Beste in sich verkennen und das Ewige im Dienst der Zeit sterblich machen. Nach einem halben Jahrhundert wird man nicht mehr nach Uhland, dem Deputirten von Stuttgart, fragen, noch nach Poesieen, welche den Liberalismus von heute zum Gegenstande haben, weil ein anderer Geist der Zeit regiert; man wird aber seine Romanzen und Lieder vermuthlich noch zu schätzen wissen. Muntre Jugend erquickt sich an dem, was seine schöne Jugend aus ihm sang. Auch der gereifte Mann liest einmal mit Vergnügen seine Sachen, aber schwerlich nimmt er wiederholt das Büchlein zur Hand, weil er das eigentlich Wirksame in demselben bald erschöpft hat, wie es nicht bei den ewigen Alten, nicht bei Göthe'n der Fall ist. Wenn dieser damals 83jährige Dichter gegen den vertrautesten Freund sich äußert, wie ihm bei der modernen Poesie zu Muthe wird, so spricht er kein allgemeines Urtheil über den relativen Werth eines Dichters aus, wohl aber seine Forderung an die Wirksamkeit der Poesie. Sie soll ihm Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes darbieten. Und wir glauben, hierauf komme wirklich Alles an. Der Dichter, wie er nach dem höchsten Maaßstabe seyn soll, muß nicht bloß momentan begeistert seyn, sondern auch begeistern können. Dabei darf man aber wieder nicht an eine augenblickliche Sensation denken, die oft sogar schon durch das, was nur zum Stoff gehört, auch bei der Menge hervorgebracht wird. Es ist vielmehr die stille geheime Wirkung auf das empfängliche Gemüth. Das schöne Gedicht regt auf, es weckt unvermerkt schlummernde Gefühle, Gedanken und Kräfte; man weiß selbst kaum wie. Es wirkt durch Aneignung des Empfundenen und Verstandenen ein Tüchtiges, das innere Leben Bewegendes und Erhöhendes, Nachwirkendes. Und aus dem Zusammentreffen dieser geweckten Lebenskraft mit dem Genius des Dichters muß sich als der höchste Gipfel das Gebiet der Freiheit ergeben, in welches wir uns versetzt finden. Wie die Religion eine Versöhnung des Menschen mit der Angst und Noth der Welt im Gemüthe hervorbringt, so bezwingt auch ihrerseits die wahre Poesie das Menschengeschick und bringt Frieden und Heiterkeit.

Suchen wir nun solcher Einwirkung aus den Produktionen der modernsten Dichter uns bewußt zu werden, so möchte dieß bei sehr wenigen gelingen. Wie sehr Menzel sich auch anstrengt, G. Pfizer, Uhland, Lenau, K. Mayer und andere zu solchen Gewaltigen zu erhöhen und die

neuen Auflagen ihrer Gedichte als untrügliche Beweise ihrer Machtvollkommenheit darzustellen; er kann doch die fehlende Elle ihrer Größe nicht beibringen, am wenigsten jenen schöpferischen Odem ihnen einblasen, durch welchen sie befähigt würden, in ähnlicher Weise, wie Göthe, wieder Leben zu schaffen und nachhaltig zu wirken. Lassen wir jeden auf seinem Sattel gelten, und erfreuen uns, wo möglich, zu sehn, wie jeder sein Roß tummeln mag; so bleibt der Genuß unverkümmert! Wie sehr wird ihnen selbst aber dadurch geschadet, wenn sie als Jünger über den Meister oder ihm nur gleichgestellt werden sollen! Wie schrumpfen sie dann dem Riesen gegenüber zwergartig zusammen! Welche Armuth und Leerheit wird fühlbar, wenn man sie mit dem unerschöpflichen Reichthum und der gediegenen Fülle Göthe's vergleicht! Denn hier kann nicht etwa die äußere Form eines Gedichtes in Anschlag kommen, sondern das ganze gehaltvolle Leben Göthe's in seiner welthistorischen Bedeutung und das Resultat seiner menschheitlichen Durchbildung, welche in seinen Werken sich manifestirt. Man lese seinen Briefwechsel mit Zelter und mit Schiller und frage dann: Ist's möglich, daß ein solcher Mensch gleich einem Schulknaben sich muß zurechtweisen lassen? Kann jemand in vollem Ernst Uhland's Jugendgedichte uns anpreisen, daß wir uns damit begnügen und Göthe'n vergessen? Doch so steht's hier geschrieben in dem Blatte für die gebildeten Stände Deutschlands, so haben wir's schon lange geduldig angehört und werden den berühmten Schreier noch lange hören, der ungehindert fortfahren wird, den gewaltigsten Dichtergeist zu lästern und manchen guten jungen Kopf durch hohle Weisheit zu verrücken, so lange er die Feder rühren kann.

Hilft solche Rüge auch nichts, so mag sie doch ausgesprochen seyn, und die Bemerkung noch hinzugefügt werden, daß, wie sich überhaupt

das Vortreffliche nicht ungestraft von Jemanden geflissentlich verkennen und verleugnen läßt, Göthe so wenig in unserer Zeit, als in irgend einer folgenden, ohne den größten Nachtheil darf ignorirt, geschweige denn gehaßt werden.

Schließlich noch zwei Stellen aus der Göthe-Zelterschen Correspondenz:

„Dein schönes Leben soll eine ewige Kette von Wohlthaten folgenden Geschlechtern werden. Und wie du stehst und Zeiten, Geschlechter und ihre Schicksale, wie dein eigenes Leben als Eines aus dem Andern ruhig übersiehst: So laß sie gehn und streiten Um schwere Kronen und leichten Kattun; Sie wissen nicht, was sie bereiten, Nicht, daß sie deinen Willen thun."

Zelter.

„Laß uns auf unsrer Weise beharren, fühlen und gewahr werden, denken und thun, alles Uebrige ist vom Uebel. Die neuere Welt ist den Worten hingegeben, das mag sie denn so weiter haben und treiben."

Göthe.

Verheerend wollen in das Reich der Dichtung
Unwürdige mit frechem Geiste ziehn,
Und zu des Schönen, Heiligen Vernichtung
Umnebeln uns mit wüsten Phantasie'n:
Er hält noch offen durch den Qualm die Lichtung,
Wo heitre Au'n im Frühlingsschimmer blüh'n,
So wie er einst entfloh zum reinen Osten,
Der Patriarchen Himmelsluft zu kosten.

Ob schwärmend eitel aufgeblas'ne Geister,
Die seine Größe längst gesehn voll Neid,
Den Lebenden geschmäht, schon jubeln dreister,
Gekommen sey jetzt ihre Blüthezeit:
Sie stäuben fort, indeß der alte Meister
Wird bleiben in verjüngter Herrlichkeit,
So lang noch Lenze blühn und Lieder tönen,
Und Herzen noch bedürftig sind des Schönen.

So viele Tausend wandeln zwar und weiden
In dumpfen Daseyns dürftigem Genuß,
Nicht ahnend und begehrend nicht die Freuden,
Die reich entströmen seinem Ueberfluß;

Doch wie ein Labequell durch dürre Heiden,
Auf Erden wandelt fort sein Genius,
Und selig, wem er naht in allen Zonen,
Still segnend von Aeonen zu Aeonen.

St.

Die Ersteigung des Chimborazo, unternommen am 16. December 1831 von J. B. Boussingault.

(Ein Vortrag, gehalten im literarischen Club zu Salzuflen von P. Brandes).

(Schluß.)

Ich werde mich nicht davon lossagen können, auch noch von den interessanten physikalischen Beobachtungen, welche Boussingault auf dieser Höhe anstellte, einiges zu erwähnen.

Um 2 Uhr stand das Barometer auf 13″ 8,‴6, bei 7,°8 C. Im Schatten eines Felsen zeigte das Thermometer ebenfalls 7,°8 C. Eine Höhle, um die mittlere Temperatur der Station zu bestimmen, ließ sich nicht auffinden.

Die Dünnheit der Luft bewirkt in der Regel bei Personen, die hohe Berge ersteigen, sehr merkbare Wirkungen, wie solche z. B. Saussure auf dem Montblanc, Bouguer in den Cordilleren von Quito, Zumstein auf dem Monte Rosa, v. Humboldt und Bonpland bei ihrer Besteigung des Chimborazo 1802 erfuhren, die mehr oder weniger in Anwandlung von Schwindel, Mattigkeit, Ohnmacht, Blutsturz, Erbrechen u. s. w. bestehen können.

Unsere Reisenden hatten sich nach einigen Minuten Ruhe gänzlich von ihrer Mattigkeit erholt und empfanden keine der bemerkten Uebelkeiten. Der Puls machte 106 Schläge in der Minute; sie hatten Durst und befanden sich in einem leichten Fieberzustande, ohne daß ihnen solcher lästig wurde. Diese Unempfindlichkeit gegen die Wirkungen der verdünnten Luft schreiben sie ihrem langen Aufenthalte in den hochgelegenen Städten der Cordilleren zu. Und in der That sehen wir hierin einen Beweis, wie der Mensch an alles, selbst an das Einathmen der verdünnten Luft auf den höchsten Gebirgen, sich gewöhnen könne. Wir können daran nicht zweifeln, wenn wir erwägen, daß in dem 3000 Metres hoch gelegenen Quito der Trocadore die bewundrungswürdigste Kraft und Gewandtheit in den Stiergefechten entwickelt, daß zarte Frauenzimmer an Orten leben, die so hoch liegen, als der Montblanc, wo Saussure kaum so viel Kraft behielt, um seine Instrumente beobachten zu können, und seine rüstigen Alpenführer, als sie ein Loch in den Schnee graben sollten, in Ohnmacht fielen; wenn man bedenkt, daß die berühmte Schlacht von Pichincha fast in einer Höhe, wie die des Monte Rosa geliefert wurde.

Es ist bekannt, daß die Stärke des Schalls von der Dichtigkeit und Elasticität der Luft abhängt. So zeigte sich auch unsern Reisenden das Geräusch beim Zerklopfen von Steinen mit einem Hammer in der so verdünnten Luft ihrer Station sehr schwach, und ihre Stimmen waren gänzlich verändert.

Bei allen seinen Ausflügen in den Cordilleren fand Boussingault bei gleicher Höhe es immer angreifender, eine mit Schnee bedeckte Anhöhe zu ersteigen, als einen nackten Fels. Auch die Indianer von Antisana versicherten, daß sie oft eine Art Beklemmung verspürten, wenn sie lange auf Schneeflächen marschirten, wogegen selbst die Bivouacs auf den Höhen der Städte Calomarca und Potosi, die über 4100 Metres hoch liegen, nichts angreifendes haben. Diese Verschiedenheit der Wirkung des mit Schnee bedeckten und des damit nicht bedeckten Bodens, zumal wenn ersterer von der Sonne beschienen wird, dürfte vielleicht darin zu suchen seyn, daß sich durch die Wirkung der Sonnenwärme eine merklich verunreinigte Luft aus dem Schnee ent-

wickeln möchte. In der That fand auch Sauſſure die aus dem Schnee auf dem Col de Geant entbundene Luft weit ärmer an Sauerſtoff, als die gewöhnliche. Es läßt ſich wohl denken, wie eine ſolche aus dem Schnee entbundene Luft bei ihrer Verbreitung in die Atmoſphäre die Perſonen beläſtigen kann, welche genöthigt ſind, ſie einzuathmen. So fand auch Bouſſingault bei Unterſuchung der aus dem Schnee des Chimborazo geſammelten Luft, daß dieſelbe nur 17 Prozent Sauerſtoff enthielt.

Alle Naturforſcher, welche hohe Berge erſtiegen haben, ſtimmen darin überein, daß die Farbe des Himmels deſto dunkler blau werde, je höher man ſich erhebe, und ſelbſt bei Tage mitunter vollkommen ſchwarz erſcheine. Bouſſingault machte ähnliche Beobachtungen in den Cordilleren, aber nicht überall. Auf dem Chimborazo ſchien ihm der Himmel nicht dunkler als in Quito, eben ſo auf dem Tolima, wenig unterhalb der Schneegränze. Auf dem Schnee und den Gletſchern, welche den Krater des Vulkans Cumbal umringen, erſchien die Farbe des Himmels dunkelindigblau, vor der Erreichung der Schneegränze aber viel weniger dunkel. Aehnlich zeigte es ſich auf dem Antiſana. Bouſſingault will hiermit keineswegs läugnen, daß der Himmel auf hohen Bergen wirklich dunkler ſey als am Meeresſpiegel, ſondern nur behaupten, daß jene Schwärze des Himmels, wie man ſie zuweilen auf Gletſchern wahrgenommen, durch eine dadurch veranlaßte Mattigkeit der Geſichtswerkzeuge, vielleicht auch durch die Wirkung eines leicht begreiflichen Contraſtes veranlaßt worden ſey.

Während unſere Reiſenden mit ihren Beobachtungen beſchäftigt waren, hatten ſie das ſchönſte Wetter. Gegen 3 Uhr aber gewahrten ſie in der Tiefe die Bildung einer Wolke, und es rollte der Donner unter ihren Füßen, wie ein Bramido oder unterirdiſches Brüllen. Bald erhob ſich die Wolke faſt ſo hoch bis zu ihren Füßen, und ſie hatten keine Zeit zu verlieren, über die ſchlechte und gefahrvolle Stelle auf dem Kamme, wo ſie ſich befanden, hinwegzukommen. Das Hinabſteigen war äußerſt beſchwerlich. Nachdem ſie 300 bis 400 Metres hinabgeſtiegen waren, kamen ſie von oben in die Wolke, welche nun Hagel von bedeutender Größe auf ſie herabſchüttete, in dem Augenblicke, wo ſie den Indianer, der ihre Maulthiere bewacht hatte, wieder trafen. In dem Maaße, wie ſie herabſtiegen, mengte ſich eiſiger Regen unter den Hagel; die Nacht überraſchte ſie, und es war 8 Uhr, als ſie in die Meierei des Chimborazo wieder eintraten.

Nach dieſen kurzen Bemerkungen über eine ſo gefahrvolle Reiſe möchten wir nicht unterlaſſen, unſern gelehrten Forſcher über die geologiſche Beſchaffenheit des Chimborazo zu hören. Der ganze Kamm der Andes wird von Trachytgebirgen gebildet, und was Bouſſingault bei dem Cotopari, dem Antiſana, dem Tunguragua und überhaupt bei allen den auf den Plateaus der Andes ſtehenden Bergen fand, zeigte ſich auch beim Chimborazo. Er iſt ein ausgebrannter Vulkan, wie die übrigen Aequatorialvulkane. Seine ganze Maſſe iſt ein Haufen ohne alle Ordnung über einander gethürmter Trachyttrümmer, die im ſtarren Zuſtande gehoben ſind, denn ihre Ränder ſind ſcharf und nichts zeigt, daß ſie eine Schmelzung erlitten hätten; auch findet man nirgends etwas, was auf einen Lavaſtrom ſchließen laſſen könnte. Niemals iſt aus dieſen Kratern etwas anders ausgeworfen worden als Schlammmaſſen, elaſtiſche Flüſſigkeiten und glühende, mehr oder weniger verſchlackte Trachytblöcke.

Der Fuß des Chimborazo bildet ein Plateau, wo man den Trachyt durchaus nicht geſchichtet, wohl aber nach allen Richtungen hin zerklüftet ſieht. Der Hauptmaſſe nach iſt dieſer Trachyt feldſpathartig, von grauer Farbe, Kryſtalle von Augit und glaſigem Feldſpath einſchließend.

Gegen den Chimborazo hin erhebt sich der Trachyt mit beträchtlichen Spalten, die desto tiefer und breiter werden, je mehr sie sich dem Berge nähern. Man könnte sagen, der Chimborazo habe bei seiner Hebung das Plateau zersprengt, welches ihm zur Basis diente.

Die verworren gehäuften Blöcke, welche den vulkanischen Kegel bilden, haben eine ähnliche Beschaffenheit, wie das Gestein ihrer Grundlage. Sie sind ohne Zweifel durch Gase gehoben, die an den Punkten des kleinsten Widerstandes sich Luft gemacht haben, und wodurch die Oberfläche des Bodens mit in den Tiefen vorhandenen Höhlungen in Gemeinschaft gesetzt wurde. So konnten die gehobenen Felsstücke später sich in die Tiefe senken, und statt eines Kegels über der Eruptionsstelle mußte sich dann eine Vertiefung auf der Oberfläche des Bodens bilden. Dadurch lassen sich auch die merkwürdigen Senkungen begreifen, welche der Krater des Rucupichincha darbietet, so wie der grüne See der Solfatara des Tugueres.

Die Bildung der Trachytkegel der Cordilleren hält Boussingault für jünger, als die Hebung der Masse der Andes; doch sind es nicht die jüngsten Hebungen dieser Berge. In der Nachbarschaft des Cayambé, des Antisana und des Chimborazo beobachtet man kleine Berge, zwar auch aus Felsstücken bestehend, aber aus einem neueren Gestein, welches vom gewöhnlichen Trachyt abweicht. Es ist schwarz, porphyrartig, mit Augit und glasigem Feldspath, oft schlacken- und basaltartig; doch fand man niemals Olivin darin. Man könnte, wie v. Humboldt am Antisana solches vermuthet, dieses Gestein für Lava halten, indessen es bildet keine beträchtliche Strecken und zeigt sich nur immer in Stücken, die selten Faustgröße erreichen. Der erloschene Vulkan von Calpi, am Fuße des Chimborazo, besteht ebenfalls aus dieser Art von Basalt.

Der Boden von Latacunga bis Rio-bamba ist sehr unfruchtbar. Man fragt sich, warum die hohen Gletscher dieser Berge nicht eine Menge Bäche veranlassen. In der That liegt diese anscheinende Trockenheit bloß in den Verhältnissen des Bodens, sie ist nur oberflächlich. Es scheint gewiß, daß die Wässer der Berge in den lockern Boden eindringen, und in diesem mehr oder weniger tief im Innern desselben circuliren. Einen Beweis davon möchte der unterirdische Wasserfall von Janaurcu liefern, so wie auch dafür sprechen die oft sehr ergiebigen Quellen, die man beim Hinabsteigen in die tiefen Schluchten zu Tage kommen sieht, welche das Alluvial-Gebiet dieser Hochebene ausfurchen.

Am 21. December waren unsere Reisenden nach Rio-bambo zurückgekehrt, wo Boussingault noch einige Tage verweilte, um seine Beobachtungen zu vollenden.

„Angesichts des Chimborazo," schließt Boussingault, „trennte ich mich vom Obristen Hall, dessen Zutrauen und Freundschaft ich mich während meines ganzen Aufenthalts in der Provinz Quito zu erfreuen hatte. Seine genaueste Kenntniß der Oertlichkeiten ist mir vom größesten Nutzen gewesen, und eben so habe ich in ihm einen vortrefflichen unermüdlichen Reisegefährten gefunden. Wir beide haben endlich sehr lange der Sache der Unabhängigkeit gedient. Unser Abschied war rührend; es war, als wenn uns Etwas sagte, daß wir uns nicht wiedersehen sollten. Und leider war dieses traurige Vorgefühl nur zu gegründet. Einige Monate hernach wurde mein unglücklicher Freund in der Straße von Quito ermordet."

Bemerkung über mögliche schädliche Folgen für die Hausbewohner beim Reinigen der Latrinen.

Die Reinigung der Latrinen (Abtritte) hat wegen der dabei aufsteigenden Dünste schon oft sehr nachtheilige Erstickungszufälle hervorgebracht. In meiner kleinen Schrift: „Ueber das Chlor," die ich bei Gelegenheit der Cholera bekannt machte, habe ich auch auf den Nutzen aufmerksam gemacht, welchen man in solchen Fällen vom Chlor gehabt hat. In neuern Zeiten hat man, namentlich in Paris, beobachtet, daß nicht nur die mit dem Reinigen der Gruben beschäftigten Arbeiter von diesen Gasen, wenn man denselben durch Chlor nicht entgegenwirkt, sehr leiden, sondern daß auch die Hausbewohner, wenn diese Gase und Dünste sich in die Zimmer verbreiten, davon nachtheilige Folgen erfahren können, die mitunter ganz andern Ursachen zugeschrieben werden, als die sind, von denen sie eigentlich herrühren. Man hat beobachtet, daß in solchen Fällen, wo diese Dünste beim Reinigen einer solchen Grube in dem Hause sich verbreiteten, die Einwohner von Ohnmachten, Kopfschmerz, Mattigkeit, Neigung zum Erbrechen u. s. w. befallen wurden.

Das beste Mittel, solchen Zufällen zuvor zu kommen, ist, daß man bei derartigen Vorfällen ein halbes Pfund Chlorkalk in einem Eimer voll Wasser mittelst eines Stückchens Holz einrührt, nach Absetzen die helle Flüssigkeit abgießt, und in dieselbe Leinwandstückchen eintaucht, von denen man einige in den Zimmern aufhängt und mit dem übrigen Theile der Flüssigkeit die Vorplätze besprengt.

Dieses Schutzmittel gründet sich auf die Eigenschaft des Chlors, das Schwefelwasserstoffgas und die übrigen Gase, welche bei der Fäulniß thierischer Substanzen sich entwickeln, zu zersetzen. Es ist mit ausgezeichnetem Erfolge in den angezeigten Fällen angewandt worden.

Br.

Chronik des Tages.

Detmold. — Da in diesen Blättern mehrmals die Rede von dem Schicksale der nach Jamaika auswandernden deutschen Arbeiter gewesen ist, so wird nachstehender Zeitungsartikel als eine officielle Bestätigung der in Nr. 27 und 28 ausgesprochenen Befürchtungen nicht ohne Interesse seyn: „London, 7. März. Da die deutschen Einwanderer in Jamaika meist Opfer des Climas werden, auch für die Arbeiten in den Pflanzungen gar nicht passen, so hat der Minister, Staatssecretair der Colonieen, den hanseatischen Consul zu London aufgefordert, nach Hamburg und Bremen Warnungen vor solchen Auswanderungen ergehen zu lassen."

Charade.

(Zweisylbig.)

Zum Ersten paßt das Letzte schlecht;
Ihm ist das Ganze nur gerecht.
Doch hölzern, grob, unwürdig scheint der Namen,
Sehn wir das zarte Ding bei zarten Damen.

(Auflösung in № 1.)

Auflösung der Charade in № 51:
Leumund.

Ende des ersten Jahrgangs.

Hierbei № 52. des Anzeigers.

Herausgeber: R. Brandes, M. L. Petri, H. Schierenberg.
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo.